



Vergißeinnicht

1912

[urn:nbn:de:hbz:466:1-81145](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-81145)

Re 4.323

**Das große Liebes-Werk
vom heiligen Paulus**

zur Unterstützung unbemittelter Knaben, die Priester od. Missionare
der Mariannhiller-Mission werden wollen.

Zentralstelle: Missionshaus St. Paul, Post: Walbeck (Rheinland).

Die wohlbegründete Aufforderung an die katholische Welt, der Heidenmission hilfreich zu gedenken, wurde in den letzten Jahren sehr dringlich. Offenbar gibt der am meisten, der seine eigene Person in den direkten Dienst der Mission stellt.

Die bedauerndwert ist es aber, wenn braven, talentierten Knaben und Bünglingen, die dieses gern tun möchten, die Mittel fehlen, sich durch die nötigen Studien auf den Missionsberuf und das Priestertum vorzubereiten.

Um solchen Schülern zu Hilfe zu kommen, wurde von einer Missionsgesellschaft ein „kleines Liebeswerk zum hl. Herzen“ in's Leben gerufen. Ein derartiges Liebeswerk genügt aber den Bedürfnissen unserer Zeit nicht, es müssen deren mehrere sein, ja es sollten diese zu großen Liebeswerken sich ausgestalten.

Auch die Mariannhiller-Mission braucht in ihrem Drange, sich unter den Heiden Afrikas immer weiter auszudehnen, einen verstärkten Nachwuchs an Missionspersonal. Sie hat zu diesem Zwecke im Jahre 1911 ihr erstes Missionshaus auf holländischem Boden in „St. Paul“, Post Walbeck, Rheinland, hart an der deutschen Grenze gegründet, dort vom Beginn an Brüder-Postulanten und solche, welche die humanistischen Studien schon vollendet haben, aufzunehmen, während man einstweilen noch genötigt ist, Knaben mit Missionsberuf vorzugsweise an das Konvikt „Aloisianum“ in Lohr a. Main (Bayern) zu verweisen. Diese Mission ist eifrigst bemüht, recht viele Böglinge sowohl bemittelter wie unbemittelter Eltern für das Priestertum und den Missionsberuf vorzubereiten.

Nun gibt es in vielen Studienanstalten durch fromme Stiftungen geschaffene Freiplätze, und man glaubt so gern, daß die Missionshäuser auch über solche verfügen. Leider gehört die Mariannhiller-Mission noch nicht zu diesen. Sie will

Ich ersuche hierdurch ergebenst, mich in das Verzeichnis des „Großen Liebeswerkes vom hl. Paulus“ der Mariannhiller Mission mit einem Jahresbeitrag von

eintragen zu wollen, welcher Betrag jährlich im Monat eingezogen werden kann.

Unterschrift:

Datum:

Adresse:

und muß aber trachten, das zu erreichen. Dazu soll ihr vorzugsweise verhelfen
das große Liebeswerk vom hl. Paulus,

das den Zweck hat, ganze oder teilweise Freiplätze für bedürftige Knaben und Jünglinge mit Missionsberuf zu schaffen. Diese werden dann nach Vollendung ihrer Studien in dem oben genannten Missionshause „St. Paul“ noch eine gewisse Probezeit durchmachen, um schließlich als Missionare für die afrikanische Heidenmission verwendet zu werden.

Im Vertrauen auf die göttliche Vorsehung, welche die Bekehrung Afrikas in unseren Zeiten in größerem Maßstabe herbeizuführen scheint, bittet die Mariannhiller-Mission alle, die von diesem Liebeswerke Kenntnis erhalten, demselben durch Entrichtung einer

jährlichen Gabe von Mk. 0,20 (= 25 h = 25 cent)

beitreten zu wollen. Man bedenke, die Unterstützung der Heidenmission ist nach Erklärung des hl. Vaters und vieler Bischöfe eine christliche Pflicht, der sich jeder Katholik je nach Maßgabe seiner Kräfte mit Freuden unterziehen soll. Weniger Bemittelte können sich an diesem Liebeswerke auch mit geringeren Beiträgen beteiligen, den besseren Ständen hingegen soll es natürlich auch nicht verwehrt sein, ihre Gaben reichlicher zu bemessen. Nur durch jährlich sich wiederholende Beiträge vieler Mitglieder hoffen wir bald in der Lage zu sein, Studenten durch anhaltende Unterstützung ihrem Missionsziele zuführen zu können.

Förderer und Fördererinnen dieses großen Liebeswerkes, die zur jährlichen Einsammlung solcher Beiträge in einem vom Wohltäter zu bezeichnenden Monat bereit sind, werden freundlichst gebeten, sich mit einer Vertretung der Mariannhiller-Mission in Verbindung zu setzen, von wo aus ihnen dann eigene Beitragslisten zugehen werden. Die Umstände nötigen uns, mit dieser Bitte an solche eifrige Seelen heranzutreten, denn unsere Obern sind wegen Mangel an Missionskräften leider nicht in der Lage, für genannten Zweck eigene Brüder auszusenden. Mögen sich recht viele opferbereite Förderer und Fördererinnen für die heilige Sache finden und mögen sie in ihrem Eifer für die Mission nicht erlahmen, wenn sie nicht gleich an jeder Türe erfolgreich anklopfen. Der Herr, der kein gutes Werk unbelohnt läßt, wird alle ihre Schritte zählen und wird ihnen ihre Arbeiten und Opfer überreich vergelten.

Und nun stellen wir das ganze Werk unter den Schutz des großen Völkerapostels, des hl. Paulus, in der zuversichtlichen Hoffnung, daß es mit einem recht erfreulichen Erfolg gekrönt sein werde. Das wolle Gott!

Wenn kein Förderer oder keine Fördererin dieses Liebeswerkes bekannt ist, wolle den abzutrennenden ausgefüllten Antragszettel senden an eine bekannte

Vertretung der Mariannhiller Mission.

Den durch Buschreift vom gültigst zugesagten Beitrag für das „Große Liebeswerk vom hl. Paulus“ der Mariannhiller Mission im Betrage von von (Name):

zur Weiterbeförderung dankend erhalten zu haben, bescheinigt.

(Ort und Datum)

Förderer, Fördererin.

1912 + 1913



2

Er

R

di
ge
un

M
im

fin
P

Wer
bes
ze
We
der

2

De
ges
fach

2
De

po
Kö

Vergißmichnicht

Illustrierte Zeitschrift
der Mariannhiller Mission, Südafrika.

Mit Oberhirtlicher Druckerlaubnis und Genehmigung der Ordens-Obern.
Gefegnet von Sr. Heiligkeit Papst Pius X.

Alle Anfragen, Bestellungen, Zahlungen und
Sendungen sind zu richten an die:



Vertretung der Mariannhiller Mission
in Köln a. Rh., Brandenburgerstr. 8.

30. Jahrgang.
Nr. 1.

Erscheint monatlich
und kostet
pro Jahrgang
Mk. 1.50,
direkt franco zu-
gesandt oder von
unsern Befördern
bezogen.

Uebersetzungen
im Interesse der
Mission
sind willkommen.

Probenummern
gratis.

Wer diese Zeitschrift
bestellt, tut gleich-
zeitig ein gutes
Werk zu Gunsten
der armen Heiden
in Afrika.

Bestellungen
auf das
Vergißmichnicht
geschehen am ein-
fachsten auf dem
Abschnitt der
Zahlfarte oder
Postanweisung.

Postfach-Konto
Köln Nr. 1652.



Köln a. Rh.
Januar 1912.

Der Reinertrag
dieser Zeitschrift
wird nur für
Missionszwecke,
für die Ausbreitung
unserer heiligen
Religion ver-
wendet, weshalb
der Hl. Vater
Pius X. zu wieder-
holtenmalen allen
Wohltätern
unserer Mission
seinen apostolischen
Segen erteilt hat.

Beförderer des
Vergißmichnicht
werden an allen
Orten gesucht.

für die Abonnenten
des Vergißmichnicht
als Wohltäter
unserer Mission
werden täglich in
der Kollegiatkirche
zu Mariannhill
2, oft 3 hl. Messen
gelesen.

Glück auf zum neuen Jahr!

bereits mit dem Frühzuge eine bringende Reise angetreten habe. Sie wollte die Nachricht als etwas ganz Gleichgültiges aufnehmen, das sie durchaus nichts anging. Und doch fühlte sie eine große Leere und Interessenlosigkeit. Mechanisch tat sie ihre Pflicht. Bis sie eines Tages fühlte, daß sie dieses monotone Einerlei nicht mehr ertrag.

Da bat sie die Eltern, sie für eine Zeit nach Valkenburg zu ihren Erzieherinnen gehen zu lassen.

Mutter Lucia freute sich herzlich, als eines Tages, im Dämmerlicht, ihrer liebsten Kinder eines zu ihr hereintrat.

„Nun, Kind, wie war's draußen?“ fragte sie gütig, als das junge Mädchen ihr schweigend die Hände drückte. Sie sah, wie es um den jungen Mund zuckte.

Da nahm Ruth den wohlbekannten Schemel und setzte sich zu Füßen der Klosterfrau. Legte den Kopf ihr in den Schoß und weinte. So hatte sie es einstmals in all den kleinen Kinderjahren und -schmerzen so manchmal getan. Dann war alles wieder gut gewesen.

Mutter Lucia ließ sie sich ruhig ausweinen. Sie wußte, eine erlösende Tränenflut nimmt jedem Leid seinen herbsten Stachel.

„So bald müde geworden, Kind?“ Sanft streichelte die welt- und menschenkundige Nonne den braunen Mädchenstachel.

„Ach ja, so weltmüde und menschenfett! Könnte ich doch hier bleiben! . . . Es liegt ja auch alles nur an mir. Warum bin ich auch solch wunderliches Rätsel, das andern und mir den Kopf zerbricht?“

Die Nonne lächelte nachsichtig. Sie kannte diese Art von Welterschmerz. So manches junge Vöglein, das gleich Ruth lebenshungrig aus ihrer Hut geflogen war in die weite Welt, war so bald schon enttäuscht und flügelarm zu ihr zurückgekommen und hatte die große Enttäuschung hier in ihren Schoß geweint. Manches hatte gar nicht wieder weggewollt, hatte sich hier eine Hütte gebaut und Laborsfrieden gefunden. Sie selbst ja auch.

„Wenn der Himmel doch auch für mich hier ein Plätzchen hätte!“ seufzte Ruth müde. „Eben begegnete ich Lore Brunet. Ich hatte keine Ahnung, daß sie den Schleier genommen hat. Ich hätte weinen mögen, als ich ihren Frieden sah. Ehemals war sie doch . . .“

„Das schwarze Schaf der Klasse,“ lächelte die Oberin. „Aber das Schwarz ging nicht tief bei ihr. Das Herz war klar und wahr. Aber, mein Kind, wir können nicht alle heilige Theresien sein. Wer sollte

die Munden draußen heilen, die die Welt schlägt, wenn nicht St. Elisabeth immer wieder verjüngt heilend und helfend durch die Lande ginge? Wohl ist es das höchste Ideal, dem wir hier dienen, doch nicht das einzige. Und vielleicht nicht immer das wichtigste. Das Ideal macht nicht den Menschen groß, sondern das, was es in uns anregt und wirkt. Glaub' es mir, Kind, der letzte Welttag wird uns manche Überraschung bringen. Da wird manches schlichte Beilichen, das hier demütig und verborgen im Schatten stand, das Edelweiß der Höhen überstrahlen . . . Du kennst das kleine Fräulein Seling, das nebenan im Torhäuschen zwei Kämmerchen hatte und alle Armen und Kranken und Kinder mit Namen und Umständen kannte. Sie selbst kannten wenige. Sie starb vor kurzem, wie die Heiligen Gottes sterben. Ich bin überzeugt, daß ihr Stern einmal den mancher frommen und gelehrten Klosterfrau überstrahlen dürfte.“

Ruth saß still zu der ehrw. Mutter Füßen. Ihre Worte fielen beruhigend und klärend in ihr aufgewühltes Herz. Leise begann sie zu erzählen. All ihre Enttäuschungen, ihr Weh und ihre Vereinsamung legte sie der Nonne ins verstehende Herz.

„Ja, Kind, da kann wohl nur Gott dir die rechte Antwort geben. Ob du recht tatest, die Werbung jenes edlen Mannes zurückzuweisen, wer kann es sagen als der Richter in deiner eigenen Brust? Vielleicht hättest du mit ihm ein hohes Ideal verwirklichen können. Aber vielleicht wirfst du es jetzt nicht minder können. Nur wird dein Weg rauher, einsamer, dein Glück aber auch ernster, reiner und frei von Eigensucht sein. Das sind die Rätsel des Menschenherzens, die hier wohl nie ganz gelöst werden.“

Mutter Lucia stand auf und ging mit Ruth zu einem großen Standbild, das ihr von früher so gut bekannt war: der Menschenheiland inmitten von Kranken, Siechen und Müheligen, wie er heilend und tröstend unter ihnen wandelt.

„Hilf ihm, mein Kind,“ sprach mild die Klosterfrau. „Sieh, wie er suchend umschaut, ob keiner ihm helfen mag! Und werde nicht müde; er ist es auch nicht geworden.“

Lange schaute Ruth auf die Szene. Ein Leuchten kam in ihre Augen. Und ein Gebet, ein Gelübde stieg auf in ihrer Seele, das sie für immer an die Spuren des göttlichen Samariters fesselte . . .

Nur ein paar Tage blieb Ruth im Frieden des Klosters. Es zog sie heim zur Kindes- und Liebespflicht.

Die Eltern waren froh, daß sie ihr Töchterchen wieder hatten. Frau Mathilde hatte heimliche Angst gelitten . . . und der Justizrat auch, daß Ruth nicht wiederkehren möchte. Nun kam sie froher zurück. Die Gefahr war abgewendet.

„Du liebes Nönnchen!“ scherzte Werner manchmal, wenn sie ihn in seinen Herzanfällen, die mit Unterbrechungen hartnäckig wiederkehrten, mit rührender Liebe pflegte.

„Ihre Ruth ist ein wertvoller Mensch,“ äußerte Dr. Reinerts Mutter einmal bei einem Besuche. „Sie gehört zu den seltenen Menschen, die durch äußere Enttäuschung noch an innerer Größe gewinnen. Gott weiß, wie gerne ich sie Tochter genannt hätte.“

Frau Werner lächelte müde. Auch sie hatte mit Ruths Entscheidung einen zweiten lieben Herzenstwunsch begraben.

Pater Werner kam eben von einer Missionsreise nach den umliegenden Christengemeinden zurück, als er einen Brief aus der Heimat vorfand. Seine Hand zitterte, als er ihn erbrach, denn er trug die Schriftzüge des Vaters. Er las und las und staunte und konnte nicht fassen, was er las. Sollte das wirklich sein Vater, sein stolzer, unbeugsamer Vater geschrieben haben? Wieder und wieder las er den Brief, die bittenden, demütigen Worte, in denen er seine Verzeihung erbat und seinen Beruf segnete. Von früher schrieb er nichts, nur von seiner großen Reue und Sehnsucht. Da war nichts mehr von dem früheren stolzen Selbstbewußtsein, von dem Fanatismus des Gottesfeindes. Nur die immer wiederkehrende Bitte: „Vergiß, was gewesen, und laß es wieder sein, wie es war. Sei wieder mein lieber Junge!“

Er barg den Brief auf seiner Brust und überließ sich dem Strom seiner Empfindungen. Heiß stiegen die Liebe und die Sehnsucht nach dem fernen Vater in seinem Herzen auf. Jetzt nur eine einzige Stunde daheim sein! Aber das war unmöglich. War nicht sein Jugend- und Lebensopfer Veranlassung und Preis gewesen für des Vaters Heimkehr? Darum soll ihn auch nicht der leiseste Wunsch von seinem Posten ziehen.

Nach einem innigen Dantgebete in der Kapelle ging er mit Erlaubnis der Obern auf seine Zelle, um dem Vater unverzüglich wiederzuschreiben. Alles, was er an Liebe je für ihn empfunden, legte er in diesen Brief. Zum Schlusse auch die trostvolle Nachricht, daß er für eine Neugrün-

dung in Aussicht genommen sei und vorher die Heimat wiedersehen würde. Allerdings könne es noch eine Weile dauern, da es noch an Ersatz für ihn fehle.

So froh und leicht und glücklich hatte Pater Werner noch keinen Tag seines Ordenslebens beschlossen wie diesen. Mehr als das versprochene „Hundertfältige“ hatte Gott ihm mit der Seele seines Vaters gegeben. Und soviel an ihm lag, wollte er nicht des Herrgotts Schuldner bleiben.

Es waren ziemlich ausgebaute Verhältnisse, in denen er unter eingewanderten Europäern und Indianern wirkte. Seine erste, stürmende Jugendbegeisterung hatte zwar andere Ziele gehabt — in einem noch unerhellten Dunkel das erste Licht anzuzünden. Aber er begriff es wohl, daß die jetzige Arbeit die beste Vorschule dafür war.

Und so war er zufrieden und wartete.

Der Brief aus Brasilien löste in Justizrat Werner eine ungeheure Spannung aus. Frau Mathilde und Ruth waren zu einer Verlosung ins Waisenhaus gegangen, und so konnte er ihn ungestört genießen.

Er ging in sein Zimmer und schloß ab. Mächtig kam die Erinnerung über ihn, als er den Brief erbrach und die Überschrift „Mein lieber Vater!“ las. Er mußte zu der Stelle neben dem Schreibtisch hinsehen, wo Herbert damals stand und auch „Lieber Vater!“ sagte und umsonst auf ein gutes Wort wartete. Er hatte ihn gehen lassen wie einen Ungeratenen.

Er fühlte es schwer, seit jenem Tage, da er seinem Sohne Herz und Haus verschloß, lag die Hand Gottes auf ihm. Er hatte sich lange gewehrt gegen die aufsteigende Erkenntnis. Und von dieser bis zum offenen Bekennen war für seinen stolzen Sinn ein weiter, fast ungangbarer Weg. Aber Campallas düsteres Sterben, die schwere Erschütterung durch das tragische Wiedersehen mit Herbert und das Gefühl körperlichen Gebrochenseins hatten seinen letzten Widerstand besiegt. Tage und Nächte quälenden Grübelns taten das Letzte.

Durstig trank er das langentbehrte Wort „Lieber Vater“ in sich hinein. Immer wieder las er den Brief, in dem nicht ein Tropfen Bitterkeit, nur Liebe war. Kein Wort von dem, was gewesen war.

Wie war es nur möglich gewesen! Solch einen Sohn hatte er verstoßen können?

Trotz seiner Sinnesänderung hatte er es bisher nicht über sich gebracht, die seit

an den unterzeichneten Missionsprokurator, Würzburg, Reibeltsgasse 10, wenden, der ihnen, falls er sie für tauglich findet, ein Unterkommen im Studentenwohnheim Lohr a. Main (Bayern) sichern wird. Jünglinge dagegen, die wegen vorgeschrittenen Alters keine Aussicht haben, an einem bayerischen Gymnasium aufgenommen zu werden, mögen ihre Gesuche einreichen beim Superior des Missionshauses „St. Paul“, Post Walbeck, bei Kempen, Rheinland, der dann das weitere bestimmen wird.

P. Kothner Vorjpiel, Missions-Prokurator.

Das große Liebeswerk zum hl. Paulus.

Die wohlbegründete Aufforderung an die katholische Welt, der Heidenmission hilfreich zu gedenken, wurde in den letzten Jahren sehr dringlich. Offenbar gibt der am meisten, der seine eigene Person in den direkten Dienst der Mission stellt.

Wie bedauernswert ist es aber, wenn braven, talentierten Knaben und Jünglingen, die dieses gern tun möchten, die Mittel fehlen, sich durch die nötigen Studien auf den Missionsberuf und das Priestertum vorzubereiten!

Um solchen Schülern zu Hilfe zu kommen, wurde von einer Missionsgesellschaft ein „kleines Liebeswerk zum hl. Herzen“ ins Leben gerufen. Ein derartiges Liebeswerk genügt aber den Bedürfnissen unserer Zeit nicht, es müssen deren mehrere sein, ja es sollten sich diese zu großen Liebeswerken ausgestalten.

Auch die Mariannhiller Mission braucht in ihrem Drange, sich unter den Heiden Afrikas immer mehr auszudehnen, einen verstärkten Nachwuchs an Missionspersonal. Sie hat zu diesem Zwecke, wie schon mehrfach erwähnt, im Jahre 1911 ihr erstes Missionshaus auf holländischem Boden in „St. Paul“, Post Walbeck, Rheinland, hart an der deutschen Grenze gegründet, um dort vom Beginn an Brüder Postulanten und solche, welche die humanistischen Studien schon vollendet haben, aufzunehmen, während man einstweilen noch genötigt ist, Knaben mit Missionsberuf vorzugsweise an das Konvikt Moosianum in Lohr a. Main (Bayern) zu verweisen. Diese Mission ist eifrig bemüht, recht viele Zöglinge sowohl bemittelster wie unbemittelster Eltern für das Priestertum und den Missionsberuf auszubilden.

Nun gibt es an vielen Studienanstalten durch fromme Stiftungen geschaffene Freiplätze, und man glaubt so gern, daß auch die Missionshäuser über solche verfügen. Leider gehört die Mariannhiller Mission noch nicht zu diesen. Sie will und muß aber trachten, das zu erreichen. Dazu soll ihr vorzugsweise verhelfen das

„Große Liebeswerk zum hl. Paulus“,

das den Zweck hat, ganze oder teilweise Freiplätze für bedürftige Knaben und Jünglinge mit Missionsberuf zu schaffen. Diese werden dann nach Vollendung ihrer Studien in dem oben genannten Missionshause „St. Paul“ noch eine gewisse Probezeit durchmachen, um schließlich als Missionäre für die afrikanische Mission verwendet zu werden.

Im Vertrauen auf die göttliche Vorsehung, welche die Befehrung Afrikas in unseren Zeiten in größerem Maßstabe herbeizuführen scheint, bittet die Mariannhiller Mission alle, die von diesem Liebeswerke Kenntnis erhalten, demselben durch Einrichtung einer

jährlichen Gabe von zwanzig Pfennig beizutreten. Man bedenke, die Unterstützung der Heidenmission ist nach der wiederholten Erfüllung des hl. Vaters und vieler Bischöfe eine christliche Pflicht, der sich jeder Katholik je nach Maßgabe seiner Kräfte mit Freuden unterziehen soll. Weniger Bemittelte können sich an diesem Liebeswerk auch mit geringeren Beiträgen beteiligen, während es natürlich den besseren Ständen keineswegs benommen ist, ihre Gaben reichlicher zu bemessen. Nur durch jährlich sich wiederholende Beiträge vieler Mitglieder hoffen wir bald in der Lage zu sein, Studenten durch anhaltende Unterstützung ihrem Missionsziele zuführen zu können.

Förderer und Förderinnen dieses großen Liebeswerkes, die zur jährlichen Einzahlung solcher Beiträge in einem vom Geber näher zu bezeichnenden Mottobereit sind, werden freundlichst gebeten, sich mit einer Vertretung der Mariannhiller Mission in Verbindung zu setzen, von wo aus ihnen dann eigene Beitragslisten zugehen werden. Die Umstände nötigen uns, mit der Bitte an solche eifrige Seelen heranzutreten, denn wegen Mangel an Missionskräften sind unsere Obern leider nicht in der Lage, für genannten Zweck eigene Briefe auszusenden. Mögen sich recht viele opferbereite Förderer und Förderinnen für die hl. Sache finden, und möge sie in ihrem Eifer für die Mission nicht erlahmen, wie sie vielleicht nicht gleich an jeder Türe erfolgreich klopfen. Der Herr, der kein gutes Werk unbefehligt läßt, wird all ihre Schritte zählen und wird ihnen in Arbeiten und Opfer überreich vergelten.

Und nun stellen wir das ganze Werk unter den Schutz des großen Völkerapostels St. Paulus, der zuversichtlichen Hoffnung, daß es mit einem erfreulichen Erfolg gekrönt sein werde. Das walte Gott

Von Köln nach Mariannhill.

Von Dr. Claudius Kowalewski, R. M. M.

(Schluß.)

Nach dem Mittagessen wollten mehrere von uns Passagieren hinüber nach Santa Cruz; sie wollten einerseits die Stadt ansehen, die so hell und freundlich zu unserm Schiff herübergrüßte und andererseits etliche Briefe und Ansichtskarten besorgen. So begrüßt, mitten auf einer langen Seefahrt in die teure Heimat geschickt, erregt immer Freude bei den vielen Freunden und lieben Angehörigen, die mit Interesse die ganze Fahrt verfolgen.

An Fahrgelegenheit nach der idyllisch schön gelegenen Insel fehlte es keineswegs, waren doch mehrere Motorboote mit einem ganzen Trupp Hotelbedienten erschienen, die alle unser Schiff umlagerten und die denkbar schönste Fahrt in Aussicht stellten. Als Entgelt verlangten nur die Kleinigkeit von 3 Mark; als wir uns aber nicht darauf einließen, gaben sie sich mit einer Mark für je eine Fahrt auch zufrieden. Zeit war keine zu verlieren, denn das Schiff hielt, wie gesagt, nur 5 bis 6 Stunden. In etwa 15 Minuten hatten wir wieder festen Boden unter den Füßen.

Nachdem die Post besorgt war, lenkten wir unsere Schritte der katholischen Kirche zu, um dem lieben Heiland für die bisherige glückliche Reise zu danken und seinen ferneren Schutz für uns und unsere Genossen zu erbitten. Wir fanden ein schönes, würdiges Gotteshaus, das mit seinen sieben Altären und dem sonstigen

religiösen Schmuck sehr zur Andacht stimmte. Viel Interessantes bot auch die Markthalle, wo eine Menge Südfrüchte zum Kaufe angeboten wurde. Im übrigen scheint die Stadt ziemlich arm zu sein; wir trafen wenigstens Bettler an allen Enden und Ecken; auch Kinder, nur mit einem farbigen Hemdchen bekleidet, liefen den Fremden in Menge nach und flehten sie um einen „Penny“ (10 Pfennige) an. Ähnliches trifft man übrigens auch der Ostküste entlang, namentlich in Port-Said, Aden und Sansibar, und all diese Städte, die von ferne einen so wunderbar malerischen Anblick gewähren, verlieren sehr, sobald man einen Fuß in ihre Straßen setzt. Die Trennung von solchem Volke fällt nicht schwer; so beeilten auch wir uns, nach dem Abvondale-Castle zurückzukehren. Schlag 8 Uhr gab die

Das Schiffsleben selbst hat viel Interessantes, zumal für den Neuling, dem noch alles fremd und ungewohnt ist; bald aber fühlt er, daß sich das Ganze immer im gleichen Geleise bewegt, speziell auf einer Fahrt um die afrikanische Westküste, wo es außer den Kanarischen Inseln fast keine Zwischenstationen gibt. So ein Schiff birgt allerlei Volk in sich, Leute aus allen Stämmen, Sprachen und Farben, reiche und arme, studierte und ungebildete, Christen, Juden, Heiden und Mohammedaner. Am nobelsten geht es natürlich in der ersten Klasse zu, während die Deckpassagiere unter einem bloßen Segeltuche wohnen, ihre Speisen selber kochen und sich Nachts in ihre ärmlichen Decken hüllen. Anfangs steht sich alles fremd gegenüber, einzelne halten sich reserviert während der ganzen Fahrt, die meisten aber werden



Ein schwarzer Katechet erteilt Unterricht in einem Kraal bei Kevelaer.

Dampfpfeife das Signal zur Abfahrt; die Anker wurden gelichtet, die Maschine setzte sich in Gang und kurz darauf ging es in flotter Fahrt dem fernen Süden zu.

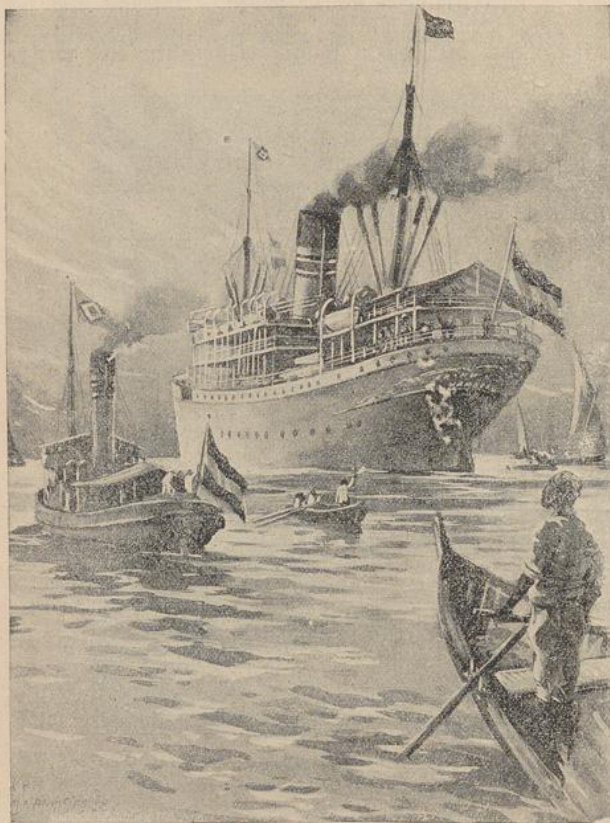
Volle 14 Tage hindurch sahen wir nur noch Himmel und Wasser, denn unser Schiff machte erst in Kapstadt wieder Halt und berührte weder St. Helena noch einen der Hafenorte vom deutschen Südwestafrika. Nur selten kam ein Segler oder ein zweiter Dampfer in Sicht. Das war jedesmal ein Ereignis, das alle Passagiere in Spannung und Aufregung hielt. Unverwandt waren aller Augen zuerst auf die dunkle Rauchwolke, dann auf das allmählich auftauchende und immer mehr sich nähernde Schiff gerichtet, bis es nach und nach im Norden wieder verschwand. Im Mittelmeer dagegen, wie zwischen Marseille und Gibraltar, oder im Atlantischen Ozean zwischen Lissabon und Southampton wird so ein Schiff kaum mehr beachtet, tauchen doch deren zu gleicher Zeit oft 10 bis 15 auf einmal auf. Fliegende Fische dagegen, Delphine, namentlich aber Seemöven, die oft stundenweit ein Schiff begleiten und sichere Boten des nahen Landes sind, erregen immer und überall lebhaftes Interesse.

rasch vertraut, und wenn es nach zwei oder drei Wochen ans Scheiden geht, ist es, als sage man alten Freunden, die man jahrelang gekannt, Lebwohl.

Am Morgen steht's oft lange an, bis alle aus der Klappe sind. Ist auch nicht sonderlich ratsam, allzufrüh zu kommen, denn da erscheinen Tag für Tag die Schiffsjungen und Matrosen mit ihren Schläuchen und Spritzen und reinigen und bespülen mit einer wahren Sündflut alle die oberen Gänge und jedes Verdeck, während die Stewards im Innern mit Putzen und Scheuern beschäftigt sind. Erst um 8 Uhr, zum eigentlichen Frühstück, pflegt alles vollzählig einzutreffen, was nicht durch Seerkrankheit verhindert ist. Am Abend dagegen wollen gerade die Spätaufsteher vor 10 und 11 Uhr nicht zur Ruhe kommen, und singen und lärmen bis in die späte Nacht hinein. Unter Tags treibt der eine dies, der andere das; man setzt sich auf Deck oder im Rauchsalon zusammen und plaudert über dies und das, man macht dazwischen auch ein Spiel: Schach, Mühle, Dame, Tarock, Diskuswerfen, oder was es gerade ist, andere machen sich Notizen, schreiben Briefe oder holen sich ein Buch aus der Bibliothek. Dazwischen

kommt dann die gemeinsame Tischzeit, oder es tritt die Musikkapelle auf den Plan, was auf den deutschen Schiffen jeden Vormittag um 1/2 11 Uhr und abends um 9 Uhr der Fall ist. So geht die Zeit ziemlich rasch vorüber; doch bekommt man zuletzt ein ordentliches Verlangen nach ernster, zielbewusster Arbeit, die man auf dem Schiffe vergebens sucht. Daß wir Mariannhiller auch unsere gemeinsamen Andachten hatten, versteht sich von selbst; auch wurde täglich der Rosenkranz nebst Litanei gebetet.

Am Äquator wurde es ordentlich heiß, dazwischen gab es auch wundervolle Tage mit einem Sonnenauf-



Postdampfer der D.O.-A.-Linie „Prinzessin“.

gang in einer Farbenpracht, die sich nicht beschreiben läßt. So was muß man persönlich gesehen und miterlebt haben. Auch die Spiele wurden immer toller und bunter, je näher es dem Äquator zuging, zumal für jene, die zum erstenmal die Linie passierten. Da gab es „Tausen“ und „Einweihungen“ der merkwürdigsten Art.

Endlich nach dreiwöchentlicher Fahrt, es war Freitag, der 31. März, zeigten sich die ersten Umrisse der afrikanischen Küste. Mit welcher Sehnsucht schaute alles nach dem Lande hin, das nun für die meisten aus uns die zweite Heimat werden sollte. Gegen 9 Uhr abends fuhren wir am ersten, dann am zweiten und dritten Leuchtturm vorbei, um 10 Uhr kam die herrliche Kapstadt mit ihren Hunderten und Hunderten von Lichtern zum Vorschein und kurz vor 11 Uhr warf unser Dampfer die Anker aus. Wir waren in Afrika. —

Wie staunten wir am nächsten Morgen alle über die wunderbare Farbenpracht, die sich unsern Augen darbot! Vor uns die große, prächtige Stadt mit dem imposanten Tafelberge als Hintergrund und ringsum die große, unermessliche See. Darüber die afrikanische Sonne und ein klarer, wolkenloser Himmel, der alles in den wunderbarsten Farben schimmern und aufleuchten ließ. Fürwahr, eine schöne, hochfesttägliche geschmückte Eintrittspforte in einen neuen Weltteil!

Der Aufenthalt war kurz, um 12 Uhr sollte unser Dampfer schon wieder abhegeln. Drum schnell ans Land! Kapstadt ist eine englische Stadt, und eine solche läßt sich auch in der Nähe sehen. Da ist alles proper, elegant und wohlgeordnet. Zuerst besuchten wir die Kathedrale, um nach drei Wochen zum erstenmale wieder die hl. Messe zu hören, dann den großen, schönen Stadtgarten, staunten über den riesigen Verkehr, das buntfarbige Völkergemisch, — denn hier kommen Europäer, Afrikaner und Asiaten von der halben Welt zusammen, — über die schönen, breiten Straßen, die herrlichen Kaufläden usw., und kehrten dann um die Mittagszeit wieder zu unserm Schiffe zurück. Im Hafen lagen mehrere Dampfer vor Anker, darunter auch das deutsche Schulschiff „Adler“, auf dem schon in früher Morgenstunde die Musikkapelle die bekannte Nationalhymne „Heil dir im Siegerkranz“ angestimmt hatte.

Bei der Ausfahrt aus dem Hafen blies uns ein kalter Wind entgegen. Wir waren eben am „Kap der Stürme“; die Wellen gingen hoch, das Schiff begann zu schaukeln, doch waren wir inzwischen alle so seefest geworden, daß kein einziger mehr die Seekrankheit bekam. Montag früh, den 3. April, kamen wir nach Port Elisabeth, von da noch am gleichen Tag um 6 Uhr abends nach East-Endon, wo die 22 Klosterkandidatinnen an's Land gehen sollten, was in den kleinen Booten und bei der bewegten See volle 1 1/2 Stunden in Anspruch nahm. Mögen die mutigen Seelen, die aus Liebe zu Gott und den unsterblichen Seelen die Heimat und alles, was ihnen lieb und teuer war, verlassen haben, in ihrem neuen, schönen Wirkungskreise recht glücklich sein!

Bald sollten auch wir am Ziele unserer Reise sein. Durban, die schmucke Hafenstadt von Natal, war nur noch eine Tagereise entfernt, und als wir uns abends niederlegten, ging es uns wie den Studenten am Vorabend der

Ferien: keiner konnte vor Freude und Erwartung der Dinge, die da kommen sollten, ein Auge zudrücken. Es wurde Tag, ein schöner, herrlicher Morgen zog im Purglanze herauf, zeitig waren wir alle an Deck und hielten fleißig Ausschau. Der Dampfer fuhr ziemlich nahe der afrikanischen Küste entlang; wir bewunderten das frische, zarte Grün, einzelne Wasserläufe, Villen, Dörfer und Kaffernkraale, doch es wurde Mittag, und Durban, das heißersehnte, wollte noch immer nicht kommen. Endlich gegen Abend zu erblicken wir den Leuchtturm, noch eine kurze Fahrt, eine rasche Wendung, und Durban mit seiner imposanten Stadthalle, seinen Türmen, Schiffen, Gärten und der unvergleichlichen Berea liegt vor unsern Augen. Gott sei Dank, die Seefahrt ist zu Ende! —

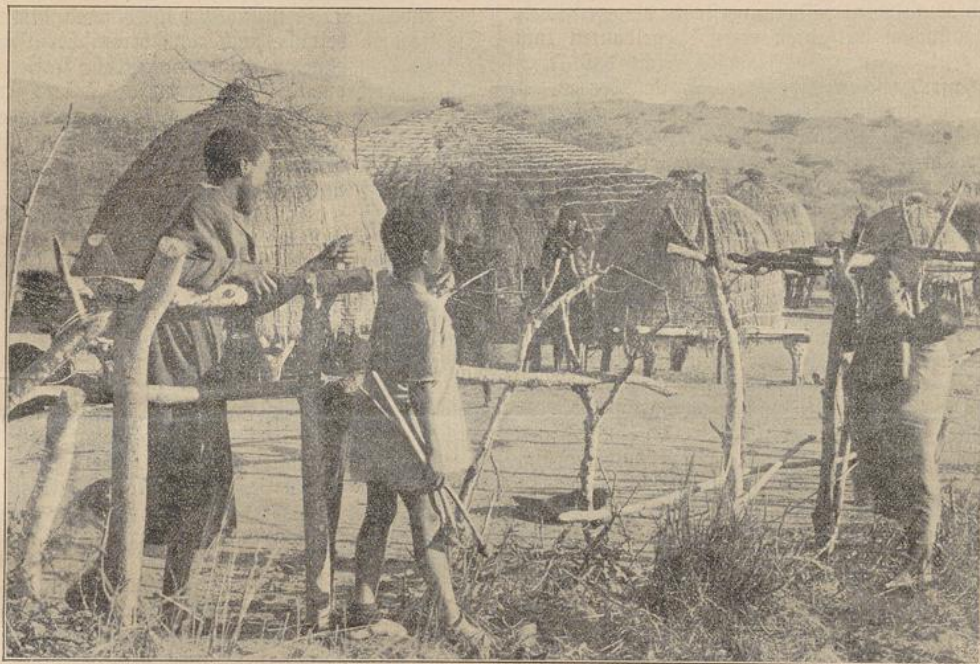
Die Auschiffung erfolgte erst am kommenden Morgen, Mittwoch, den 5. April. Bruder Martin,

der schon viele Jahre dieses Amtes waltet, holte uns ab und brachte uns mit Sack und Pack nach dem großen Bahnhof. Von hier ging es in einstündiger Fahrt mitten durch Orangen- und Bananengärten hindurch nach Pinetown, wo schon drei Wagen, jeder mit ein paar Maulefeln bespannt, dastanden, um uns nach dem Mutterhause Mariannhill zu bringen. Nach einem guten halben Stündchen waren wir dort, verrieten zunächst vor dem Allerheiligsten unsere Dankagung und holten dann den Segen des Oberen.

Wir sind daheim! daheim! mitten unter guten Vätern und lieben Mitbrüdern und es harret unser die denkbar schönste Aufgabe: die Mission unter den Heiden-völkern! — Geliebte Freunde und Wohltäter, lebet wohl und gedenket fleißig unser und der Mariannhiller Mission! —

heiligen Messe mein Köhlein und machte mich auf den Weg, den kranken Mann zu suchen. Leider hatte ich in der Eile vergessen, mich nach seinem Namen zu erkundigen; nun, ich hoffte ihn schon zu finden.

Nach zweistündigem Ritt kam ich an den Zili-Busch, einen afrikanischen Urwald, der sich über eine Stunde weit an einem hohen Bergrücken dahinzieht, und nach einer weiteren halben Stunde erreichte ich den ersten Kraal. Hier traf ich einen strammen schwarzen Jüngling, der eben das Vieh zur Weide trieb. Er hieß Maligopo und machte auf mich gleich bei der ersten Begegnung einen ganz vorzüglichen Eindruck. Auf meine Frage, ob nicht ein alter kranker Mann hier wohne, der getauft werden wolle, entgegnete der in voller Gesundheit strotzende Bursche mit ironischem Lächeln: „Solche amakehla (alte, angesehene Männer) gibt es da herum



Im Kaffernkraal.

Auf der Aehrenlese beim Amakusa-Stamm.

Von Dr. Gerold Heller, R. M. M.

Gzenstochau. — Schon oft ist im Vergißmeinnicht von der Missionsstation Gzenstochau die Rede gewesen. Die älteren Leser kennen alle die Berichte der Schwester Engelberta über unsere Kinder und Schulen, die Geschichte des hundertjährigen Leonhard und seines Freundes Anton usw., doch unsere Missionstätigkeit beschränkt sich nicht auf die eigentliche Station, sondern zieht auch die ganze weite Umgegend in ihren Bereich; und auch da gäbe es viel Interessantes zu berichten. Ich will heute von meinen mannigfachen Erlebnissen als Katechet nur einen Fall herausgreifen. Die Sache verhält sich so:

Vor ungefähr zwei Jahren hörte ich, es liege beim Amakusa-Stamm, zwischen St. Emanuel und Gzenstochau, ein alter kranker Mann, der getauft werden wolle. Ich ließ mir Gegend und Wohnort des Kranken näher beschreiben und versprach, sobald wie möglich zu kommen. Schon am nächsten Tag sattelte ich gleich nach der

mehrere, ob aber einer derselben getauft werden will, möchte ich bezweifeln; denn die haben alle harte Köpfe und wollen vom Christentum nichts wissen.“ —

Ein schöner Trost für mich! Uebrigens sagte er mir damit nichts neues. Während der 23 Jahre, die seit der Gründung unserer Missionsstation verflossen, haben wir zwar schon viele Hunderte getauft, nicht nur auf der eigentlichen Station, sondern auch auf den verschiedenen Katechetenstellen, vom Amakusa-Stamme aber bekehrten sich kaum zehn. Zeitweilig wurde der Missionär allerdings zu einem Kranken gerufen, allein bis er kam, war's in der Regel zu spät; der Patient hatte schon die Seele ausgehaucht. Zum Besuch der Katechese und des sonntäglichen Gottesdienstes waren die Amakusa überhaupt nicht zu bewegen. Möglich, daß einzelne gern gekommen wären; allein sie fürchteten ihren stotheidnischen Häuptling oder Chieff, der vom Christentum absolut nichts wissen wollte. Das alles wußte ich schon längst, und somit war für mich die obige Bemerkung des jungen Maligopo keine Ueberraschung.

Ich bat den Burschen, mich zu begleiten. Er tat es mit Freuden und zeigte mir die Kraals, in denen die ältesten Leute wohnten. Wir kamen an eine Menge von Hütten vorbei, in denen mehrere hundert Kaffern wohnten, allein mit Ausnahme einiger Protestanten waren sie alle noch Heiden. Der Gedanke schnitt mir ordentlich ins Herz; denn welch' schöne Mission ließe sich dort eröffnen! Das Panorama ist prächtig. Hier der dunkle, weitausgedehnte Zili-Wald mit seinen vielen Tälern und Schluchten, durch welche eine Menge klarer Bäche in schnellem Laufe dem Umsimfulu zufließt, und dort drüben der mächtige Umschlabeni-Berg, der sein steiniges, bis zur halben Höhe mit dichtem Urwald bedecktes Haupt hoch gen Himmel hebt. Unten im Tale aber vereinigen sich nach vielen langen Windungen, als wollten sie sich gegenseitig meiden, der Polela und der Umsimfulu, während flussabwärts, halb zwischen Obstgärten und Eukalyptuswäldern versteckt, die Missionsstation Ezenstochau mit ihren roten Ziegelbauten zum Vorschein tritt. Flussaufwärts aber reicht das Auge bis zu den afrikanischen Alpen, den Drakensbergen.

Staunend betrachtete ich diese wundervollen Naturschönheiten und pries dabei in meinem Herzen Gottes Größe, Allmacht und Güte. Ich tat es zugleich im Namen der armen Heiden, die hier wohnen und von seiner Segenshand gespeist werden, ohne daß sie ihm danken oder ihm dienen aus dem einfachen Grunde, weil sie ihn noch nicht kennen.

„Maligopo“, fragte ich meinen strammen Begleiter, „haben denn die Umafusa so viel Sinn für die Schönheiten der Natur, daß sie ihre Kraale auf so prächtiger Höhe erbauten? Sieh nur, wie schön und stolz sie da droben liegen auf all den vielen Kuppen und Berggipfeln! Weshalb setzt ihr eure Wohnungen trotz der rauhen, steilen Pfade da hinauf? Und weshalb stehen so viele Kraale dem Abhange entlang auf halber Höhe, und nicht ganz oben auf dem Berge?“

Da lachte Maligopo aus vollem Halse und zeigte dabei eine herrliche Doppelreihe blendend weißer Zähne. „Wir Eingeborne“, begann er, „können euch Weiße oft gar nicht verstehen. Oft kommen sie aus weiter Ferne daher, staunen stundenlang die Berge, die Wälder und Flüsse an, und einer ruft dem andern zu: „Wie schön! Wie schön! Sieh' nur dieses da, sieh' jenes dort!“ Und dabei schauen und staunen und zeigen sie und fragen uns, weshalb wir unsere Kraale hierher gebaut. Umfundisi, der Grund ist einfach und klar: Oben auf dem Berge ist die Ebene, und da ist gutes Gras für unsere Pferde und unser Vieh, welches, wie du weißt, unsern ganzen Reichtum bildet. Unten im Tale aber sind unsere wenigen Gärten und Felder. Die Wohnungen aber stellen wir in die Mitte von beiden; wir können so am leichtesten unser Vieh hüten und die Felder bebauen.“

Das war aufrichtig gesprochen, zeigte mir aber auf's neue die niedere, nur auf's Materielle gerichtete Gesinnung der Schwarzen. Ausschlaggebend ist bei ihnen nur der nackte Profit, höhere Ideale kennt er nicht, es sei denn, er werde Christ und nehme etwas von europäischer Kultur in sich auf.

Nach längerem Suchen fand ich drei hochbetagte, durch Alter und Krankheit so abgezehrte Männer, daß sie nur lebendige, mit Haut überzogene Skelette zu sein schienen. Keiner von ihnen konnte ohne fremde Beihilfe gehen oder stehen. Einen kranken Mann hatte ich gesucht, und nun fand ich deren drei. Ich konnte mir Glück wünschen, um so mehr, als einer von ihnen der

Gesuchte war, nämlich der 75jährige Njafasana, der die Taufe und christliche Unterweisung begehrt. Von den beiden andern hieß der eine Umdumela, der andere Nonhosi. Sie waren beide ungefähr 85 Jahre alt. — Nonhosi war außerdem ausfällig und blind, — aber dennoch wollte keiner von ihnen etwas vom Christentum wissen. Das waren also die „harten Köpfe“, von denen Maligopo gesprochen.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Krankenruf nach Inghanga.

Vom Hochw. P. Paulus Quiotet, R. M. M.

Mariannhill. — Am 7. Juli 1911 traf von Inghanga (sprich Intschanga) ein Telegramm ein, wodurch ein Missionär zu einer schwerkranken Kaffernfrau gerufen wurde. Inghanga ist eine unserer Außenstationen und etwa fünf Reistunden von Mariannhill entfernt. Sie liegt in beinahe noch ganz heidnischer Umgebung; hier und da wohnen allerdings christliche Kaffern in den zwischen hochromantischen Bergen und Tälern zerstreuten Hütten, doch ist ihre Zahl noch klein. Gelänge es uns übrigens, in Inghanga eine eigene Missionsstation zu errichten, so bestände die beste Hoffnung auf eine blühende Christengemeinde daselbst.

Ich schloß mich dem P. Missionär als Begleiter an. Kurz nach Mittag ritten wir fort. Zuerst ging es am Krankenhause vorbei hinab ins Tal des Umschlatusane, durch Schilf und sumpfige Stellen allmählich hinauf zu einer schattigen Waldparzelle, bis wir höher und höher steigend das rechts vom Tafelberg sich ausbreitende Bergplateau erreichten, von wo wir eine herrliche Aussicht bis hinüber zum Indischen Ozean hatten. Nun ging es auf der von Durban nach Maritzburg führenden Landstraße weiter, die geraume Zeit mit der Eisenbahnlinie parallel läuft.

Etwa zwei Stunden lang mochten wir so geritten sein, als uns von Ferne die Melodie eines heidnischen Liedes entgegenklang, das offenbar aus voller, kräftiger Männerbrust kam. Kurz darauf erschien ein junger, stämmiger Zuluskrieger in voller Ausrüstung auf der Bildfläche. In stolzer Haltung schreitet er uns entgegen und schlägt mit seinen Waffen den Takt zur Melodie. In der Linken trägt er den bunten, einheimischen Schild, in der Rechten zwei lange, schwarzbraune Stöcke. Stirn und Brust sind nach heidnischer Art mit buntfarbigen Glasperlen geschmückt, und um die Lenden trägt er eine aus Affen- und Kakenchwänzen gefertigte Umutscha.

„Salt ein, Bursche!“ ruft ihm der Missionär entgegen. „Zeig' mir einmal deinen Schild. Gib ihn mir; siehe, ich schenke dir dafür diese Münze.“ Nach kurzem Redegesetz sind die beiden einig. Der Schild ist unser und soll fortan einen Ehrenplatz in unserem afrikanischen Museum finden. Nach einem freundlichen „Sala kahle, lebe wohl,“ zogen wir unseres Weges weiter.

Kurz darauf bogen wir von der Hochstraße ab und ritten auf schmalen Seitenwege lange Zeit um einen hohen Berg herum. Links steigt derselbe zu einer beträchtlichen Höhe hinauf, während es rechts ein paar Hundert Meter tief in eine schaurige Schlucht hinabgeht. Schon fing der Abend an, lange Schatten zu werfen, und unten im Tale wurde es dunkel, sodaß ich stellenweise kaum den Pfad mehr finden konnte. Da streckte auf einmal der Mond aus den Wolken seine Nasenspitze hervor und lachte mir kurz darauf mit vollem Gesichte zu. Ich lachte gleichfalls, denn nun war mir geholfen.

Ich brauchte keine Leuchte moderner Art, das milde, silberne Mondlicht genügte vollkommen.

Schon längst hatte ich gehofft, bald am Ziele zu sein, doch es ging immer wieder weiter von einer Bergkuppe zur anderen. „Wo liegt denn dieses Inhangang?“ rief ich dem vorauseilenden Missionär zu. „Nur Mut, mir nach!“ war die lakonische Antwort. Auf einer stolzen Berghöhe standen mehrere Kraals. Aus einem derselben stürzten jubelnd drei große, christlich gekleidete Mädchen heraus und begrüßten voll Freuden den P. Missionär. Sie kannten ihn schon längst, denn er hatte ihnen vor ein paar Jahren, wie wir in der Folge hören werden, einen großen Liebesdienst erwiesen. Bald war eine förmliche Prozession alter und junger Leuten um uns versammelt. Doch wir mußten fort, unserm eigentlichen Reiseziele zu.

Nach etwa einer halben Stunde trafen wir — es mochte etwa 7 Uhr abends sein — an Ort und Stelle ein. Die christlichen Raffern begrüßten uns alle gar freundlich und boten uns eine kleine Hütte zur Nachtherberge an. Der Schwarze ist überhaupt sehr gastfreundlich; wer nur immer kommt, wird zu jeder Stunde freundlich aufgenommen und bewirtet, soweit es eben die bescheidenen Verhältnisse gestatten.

Am nächsten Morgen zelebrierten wir die hl. Messe, aber nicht in einer Kirche oder Kapelle, sondern in einem gewöhnlichen Raffernkraal. Ich dachte unwillkürlich an die Katafomben Roms, wo die ersten Christen im Verborgenen die heiligen Geheimnisse feierten. Wie armselig sah es doch in dem dunkeln, rauch-schwärzten Kraale aus! In diesem großen Bienenkorb gibt's kein Fenster, und durch das kleine Schlupfloch muß man auf allen Vieren hineinkriechen. In der Mitte war ein einfacher, mit weißen Tüchern überdeckter Tisch. Ein kleiner Altarstein, zwei Leuchter und ein altes, an einer Schnur befestigtes Kreuzifix waren die ganze Ausstattung dieses unseres Altares. Und dennoch verschmähte der König Himmels und der Erde es nicht, in diese Hütte herabzusteigen und sie durch seine Gegenwart zu heiligen. Viele Christen und Katechumenen wohnten der hl. Messe mit sichtlichster Andacht bei, und zwei schwarze Männer empfingen bei derselben die hl. Kommunion. Nachdem auch die kranke Frau, bereitwegene wir eigentlich gekommen waren, die hl. Sakramente empfangen hatte, traten wir den Rückweg an und befanden uns gegen Mittag wieder gesund und wohlbehalten in Mariannhill.

* * *

Ich habe oben von drei Mädchen gesprochen, die den P. Missionär so jubelnd begrüßten. Es sind das drei leibliche Schwestern, und sie haben in schwerer Bedrängnis eine solche heldenmütige Standhaftigkeit an den Tag gelegt, daß sicherlich auch unsere Leser mit Interesse davon hören werden. Die Sache verhält sich so:

Bei der Katechese zu Inhangang hörten sie von der Schule und dem Marienhaus in Mariannhill. Da erwachte in ihren Herzen der sehnlichste Wunsch, auch dorthin zu gehen, um christlichen Unterricht und die hl. Taufe zu empfangen. Sie gingen zu ihrem heidnischen Vater und baten um seine Zustimmung, doch

die Bitte ward rundweg abgelehnt. In der kommenden Nacht liefen die Mädchen heimlich fort und gingen nach Mariannhill. Doch bald erschien auch der erzürnte Vater und führte seine drei Töchter wieder zurück in den heidnischen Kraal. Hier gab's nicht nur einen strengen Verweis, sondern auch eine scharfe körperliche Züchtigung. Trotzdem liefen die Mädchen während der Nacht abermals zurück nach Mariannhill. Sie wurden neuerdings mit Gewalt zurückgeschleppt, und nun hielt der heidnische Vater mit seinen Genossen Rat, wie er seinen Töchtern ein für allemal die Lust benehmen könne, nochmals zu den Ama-Noma zu laufen. Sie waren über den Plan bald einig. Mit roher Gewalt rissen sie den weinenden Mädchen die Kleider vom Leibe und banden sie an die im Kraale befindlichen Holzpfosten; und nun begann einer dieser Unmenschen nach dem andern mit schweren Lederriemen, ähnlich unsern Ochsenfesseln, erbarmungslos auf die armen Kinder loszuschlagen, bis



Br. Eduard, seit vielen Jahren treubeforgter Krankenwärter in Ezenstochau, feiert am 17. Dezember 1911 sein 25jähriges Ordensjubiläum.

sie von oben bis unten voll Blut und Wunden waren. War der eine Fensterknecht — denn anders kann man sie nicht heißen — vom Schlagen müde, dann setzte er sich nieder und nahm eine Brise, während ein anderer aufstand und die graue Tat fortsetzte. —

Erst als die Mädchen versprochen, nicht mehr in die Schule zu gehen, band man sie los. Winselnd vor Schmerz verfrachten sie sich in einen Winkel der Hütte; mehrere Tage hindurch konnten sie weder gehen noch stehen. Doch kaum hatten sie sich einigermaßen erholt, da liefen sie abermals heimlich fort, waren nach sechs-stündigem Marsche in Mariannhill und baten um Aufnahme. — Zwei Tage später kommt der Vater mit einigen Gehilfen und fordert die Herausgabe seiner Töchter. Man verweigert sie ihm; da geht er zum Magistrat und erwirkte sich dort ein Schreiben, des Inhalts, die Mädchen müßten herausgegeben werden. Diese aber waren inzwischen verschwunden. Sie hatten sich in ihrer Not an den Schulregens gewandt und ihm gesagt, der Vater würde sie totschiagen, falls sie nochmals nach Hause müßten. Da schickte sie dieser kurz entschlossen nach einer anderen Missionsstation, wo sie vorläufig vor jeder Verfolgung sicher waren.

Hier wurden sie im christlichen Glauben vollends unterrichtet und getauft, und kehrten nach zwei Jahren wieder nach Mariannhill zurück, wo sie im Marienhaus Aufnahme fanden. Der Vater aber hatte inzwischen seine Gesinnung geändert und war in allem viel milder geworden. Als er hörte, seine Mädchen seien wieder in Mariannhill, eilte er sofort dorthin, sie zu sehen. Durch den Besuch wurde er vollends innerlich umgewandelt und ist seitdem ein großer Freund unserer Mission. Gegenwärtig weilen seine Kinder zu Hause und bereiten ihm viel Freude und Trost. Bei jeder Gelegenheit lobt er deren Frömmigkeit und Fleiß und wünscht nur, daß auch alle seine übrigen Kinder in Bälde Christen werden möchten.

Die drei leiblichen Schwestern aber, die so heldenmütig für ihren Glauben gelitten, üben einen überaus günstigen Einfluß auf die ganze heidnische Umgebung aus. Möge die göttliche Vorsehung diesem Lande noch viele solche Seelen schenken, wahre Christen, voll Glauben und sittlicher Tatkraft, dann wird das Christentum in Bälde allüberall siegen.

Bau einer Missionskapelle.

Von Dr. Pazian Koppenswallner, R. M. M.

Mariatrost. — Vor einiger Zeit gab uns der Hochwürdigste Herr Bischof bekannt, er habe von einem Farmer ein Stück Land bekommen, sei aber bereit, es der Mariannhiller Mission zu überlassen, falls wir dortselbst Mission treiben wollten. Das generöse Anerbieten wurde selbstverständlich mit Dank angenommen. Die Missionsarbeit fiel der nächstliegenden Station, also Mariatrost zu, und unser Superior, der Hochw. P. Florian Rauch, wollte zum Zeichen der Besitzergreifung daselbst sofort eine Kapelle erbauen.

Die umwohnenden Kaffern führten bereitwillig die Rasenmauern auf, doch damit hatte ihre Tätigkeit auch schon ihr Ende erreicht; die Fortführung des Baues wurde den Insassen der Station Mariatrost überlassen. Das war jedoch mit allerlei Schwierigkeiten verbunden. Besagte Stelle ist vier bis 5 Wegstunden von uns entfernt und äußerst schwer zugänglich. Der schmale Fußpfad führt steil bergauf und bergab, durch hohes Gras und Gestrüpp, über Pfützen und Bäche in ein solches Gewirre von Hügeln, Schluchten und Tälern, daß da an die Benützung eines Wagens gar nicht zu denken ist. Nun benötigten wir aber, so einfach der Bau auch war, doch allerlei Bretter und Balken, einige Fenster, Türpfosten, Werkzeuge, kurz, dies und das. Wie nun das alles dort hinüber schaffen? Das konnten nur unsere Kaffernweiber und die großen Mädchen tun. Letztere haben tatsächlich alles Material trotz der schlimmen Wege und der kolossalen Entfernung auf ihren Köpfen hinübergetragen. Eine athletische Leistung fürwahr, die ihnen aber auch sicherlich reichen Himmelslohn eintragen wird.

Jetzt kam die Reihe an mich. Ich sollte den Dachstuhl aufsetzen, den ersten in meinem ganzen Leben; denn ich bin Bäcker von Beruf, und Zimmermannsarbeit war mir bisher gänzlich fremd. Nun, nach mancherlei Plänen, Versuchen und Mißgriffen ging es schließlich doch. Eines schönen Tages stand der Dachstuhl fix und fertig da. Er machte sich prächtig, nur den Firstbaum hatte ich vergessen; doch es stellte sich heraus, daß es im Notfall auch ohne ihn ging.

Um mit dem Hin- und Herwandern nicht zu viel Zeit zu verlieren, brachte ich die Nächte in einem benachbarten Kaffernkraale zu. Da wurde ich um manche

Erfahrung reicher, obgleich ich bald zwanzig Jahre in Südafrika weile. Das Kraalsleben hat übrigens auch seine gemütliche Seite. Mein kaffrischer „Haus Herr“ war ein alter Junggefelte, was hierzulande schon eine ehrende Erwähnung verdient. Er saß, als ich am späten Abend bei ihm um Nachtherberge bat, in seiner Hütte auf einem Klötzchen und schürte das Feuer. Die Bitte ward sofort gnädig gewährt, und ich suchte mir ein stilles Plätzchen aus, von wo aus ich in Ruhe das Leben und Treiben dieser Schwarzen beobachten konnte. Der Junggefelte war nämlich keineswegs der einzige, der hier hauste. Da saß zunächst neben ihm ein Mädchen mit einem Feuerspan. Wie, gibt's in Kaffernkraals den Feuerspan? Nun, aus Fichtenholz geschnitten ist er nicht, wie weiland sein Namensvetter jenseits des Meeres, doch seinen Zweck erfüllt er ebenso gut wie jener. Er ist nämlich aus dicken, zähen Grashalmen geformt, steckt als nettes Bündelchen unterm Dach und ist durch Rauch und Hitze für seinen Zweck wohl präpariert.

Es wird immer lebendiger um mich herum; eins ums andere kommt durch das Schlupfloch der Hütte herein, wärmt sich am offenen Feuer und lauscht den munteren Reden des Kraalbesizers, der durch die neckischen Reden des Mädchens und dessen silberhelles Lachen stets zu neuen Bemerkungen veranlaßt wird. Ein paar Hirtenbuben suchen im Hintergrunde ein sicheres Versteck und verhalten sich mäusehinstill. Jetzt kommt ein Weib mit einem Biertopf, setzt ihn schweigend nieder und nimmt bescheiden am Eingang der Hütte Platz. Erst nach geraumer Weile eröffnet sie kaffrischer Sitte gemäß die Rede mit dem bekannten Gruß: „Sanibona, ich habe euch gesehen!“ Es ist eine Nachbarin; das Bier ist freie Spende zu gemeinsamem Gebrauch und lockt immer mehr Gäste an; denn der Kaffer hat in solchen Dingen einen feinen Geruch. Siehe, da kommen ein paar flotte Burschen mit Schild und Assegai bewaffnet, durch überflüssige Gewandung in feiner Weise beschwert, sprechen sofort ganz frei und ungeniert dem stärkenden Rasse zu und wissen mit bröhnender Stimme unter lebhaften Gesten gar vieles und Wichtiges zu erzählen. Sie fühlten sich offenbar als die Helden des Tages.

Mir selbst wurde auch ein Humper in Gestalt einer großen, schmutziggelben Ufamba angeboten. Ich lehnte dankend ab, was meinen Hausherrn anfangs frappte. Doch bald schlug sein guter Humor wieder in hellen Flammen auf; war das eine Töpfchen geleert, dann schäumte er ein anderes sorgfältig ab, tat daraus den ersten Schluck zum Zeichen, daß es frei sei von Gift und sonstiger gefährlicher Zutat und ließ es dann die Runde gehen. Von den schwarzen Gästen spielte keiner den Spröden.

Was sollte man nun aber mir anbieten? Ufchwala oder Kaffernbier trank ich nicht, und ganz auf dem Trockenen wollte man mich doch auch nicht sitzen lassen. Mein Hausherr wußte Rat; er kochte Kaffee. Um ihn möglichst kräftig und stark zu machen, rührte er eine Flüssigkeit zusammen, die wie Hasergrütze. Mir wollte die Gabe wenig munden und ich ersuchte daher das Mädchen, sie solle kaltes Wasser holen und davon in den Kaffee gießen. Nur zögernd entschloß sie sich zu solcher Untat, denn sie konnte nicht begreifen, wie man ein so feines und köstliches Getränk durch kaltes Wasser derart verderben und verschandeln könne.

Der Biertopf hatte mehrmals seine Runde gemacht, auch eine dampfende Schüssel Amadumbi (eine Art einheimischer Kartoffeln) war rasch geleert worden, als sich

zu guter Letzt noch ein Dutzend Hände nach dem Tabaksvorrat des freigebigen Hausbesitzers ausstrecken. Nicht daß sich einer erdreistet hätte, eigenmächtig in dessen Dose zu greifen; so ein Frevel kommt im Kaffernlande einfach nicht vor, nein, sie hielten nur bittend ihre Hände vor, und der Hausvater teilte mit einem kleinen, zierlich aus Wein geschnittenen Löffelchen fleißig aus, zuletzt allerdings unter Protest, denn der Vorrat wurde immer geringer, der ausgestreckten Hände aber wollten nicht weniger werden.

Ich selbst ging natürlich leer aus, denn ich war nicht unter der Zahl der Bittsteller. Da kam meinem Hausherrn ein guter Gedanke. Er stand auf, ging zu einer auf Pfählen ruhenden Kiste, dem einzigen Möbelstück des ganzen Kraales, und brachte da ein Paket zum Vorschein, das er schön langsam und bedächtig öffnete. Was enthielt es? Ein Bündel schöner goldgelber Tabakslätter, das er mir in hochherziger Weise zum Geschenke anbot.

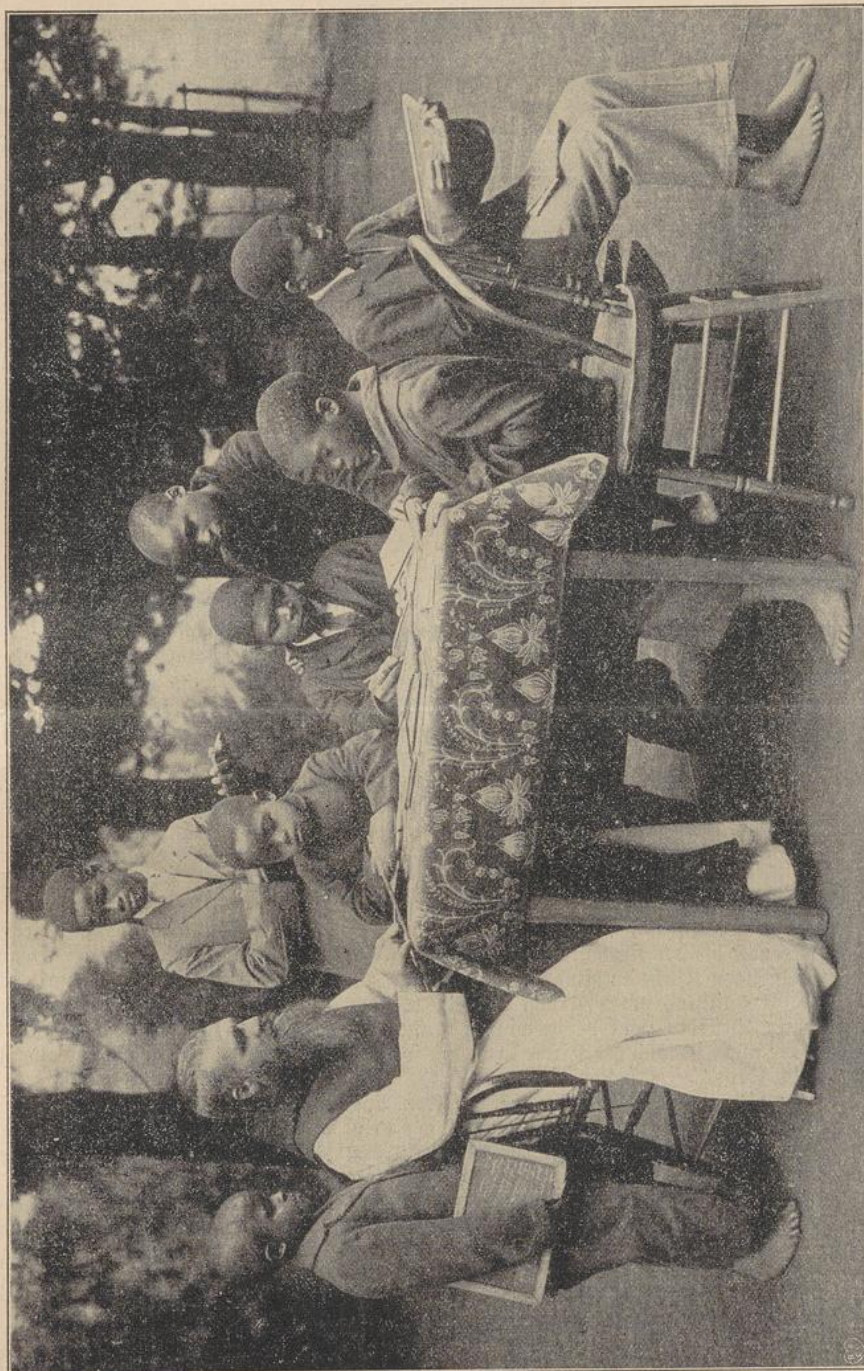
Nun, das konnte und durfte ich nicht ablehnen; ich hätte ihn sonst tödlich beleidigt! Ich griff also mutig zu und bedankte mich mit den schönsten Worten, die mir auf die Zunge kamen.

Die voranschreitende Nacht forderte jetzt auch ihr Recht. Eines nach dem andern verschwand aus dem Kraale; ich selbst verrichtete mit unserm ichwarzen Katechet — denn der war auch dabei —

das Abendgebet und den „Engel des Herrn“ und begaben uns dann zur Ruhe. Bald schlief ich ein und träumte, ich sei bei den Engeln im Paradies.

Als ich mich am nächsten Morgen zur Arbeitsstelle begeben wollte, waren unsere Pferde verduftet. Der

Katechet eilte fort, sie zu suchen. Da ich nicht lange müßig warten wollte, machte ich mich zu Fuß auf den Weg. Schon war ich eine gute Strecke vom Kraale entfernt, als ich hinter mir her ein lautes Rufen ver-



Wir wollen alle Katecheten werden! (P. Venno in Gegenhofau.)

nahm, das ich aber nicht weiter beachtete. Da ertönte es immer wieder: „Du bist auf dem unrechten Weg! Geh den Berg hinauf!“ — Daß ich einen neuen Weg eingeschlagen hatte, wußte ich schon, allein ich hoffte durch Umgehung des Berges wieder auf den alten Pfad

zu kommen, und marschierte ruhig weiter. Nun aber klang es dumpf und drohend zu mir herüber: „Geh' den Berg hinauf; du kommst sonst in tiefe Schluchten und unter die Schlangen!“ Das wirkte; rasch wandte ich meine Schritte bergauf und fand so wieder den rechten Weg.

Wer war es denn, der mir so besorgt zuschrie? Niemand anders, als mein treuer Gastwirt. Er war wirklich in großen Nengsten um mich gewesen, und noch am Abend, als ich wieder in seinen Kraal zurückkehrte, setzte es eine ernste Strafpredigt ab. „Wärest du auf dem eingeschlagenen Wege geblieben,“ versicherte er, „so wärest du dem sicheren Tode entgegengegangen.“ —

Meine Arbeit am Kapellenbau ist bald beendet. Gegenwärtig bin ich gerade daran, Türen und Fenster einzusetzen. Soll man aber im neuen Kirchlein auch Gottesdienst abhalten können, so ist noch allerlei vorzudenken, und ich erlaube mir, auch die geehrten Leser zu einer kleinen Spende einzuladen. Viel wär's an sich nicht, nur

Ein Glöcklein zum Läuten,
Das Türmchen bau' ich;
Einen Altar und ein Messkleid,
Ein paar Bruchter mit Licht.
Giebet Heiland, das schid' uns,
Und auf Weih'achten dann
Komm selber zur Hütte,
Die Lieb' bietet an!

Neue Missionschulen.

Vom Hochw. P. Odo Ripp, R. M. M.

Himmelberg. — Alle Missionsfreunde verfolgen mit lebhaftem Interesse die Arbeiten und Erfolge der Missionare in den Heidenländern. Jedes katholische Herz, das seine Kirche als geistige Mutter liebt, empfindet eine befriedigende Freude, wenn es sieht, daß ihr täglich neue Kinder geboren werden, und daß ihre Grenzpfähle der Weissagung des Propheten gemäß immer weiter gesteckt werden. „Erweitere den Raum deiner Hütte und die Decken deiner Zelte breite aus! Spare nicht, mach' deine Zeltseile lang und deine Pföcke fest: denn nach rechts und links wirst du vordringen, und deine Nachkommenschaft wird die Heiden erben und neubewohnen verwüstete Städte.“ Jf. 54, 2—4.

Diese Freude, die der Katholik beim Anblick der Erfolge seiner heiligen Kirche empfindet, ist nach den Worten des hl. Augustinus eines Frucht des hl. Geistes. „Glaubet mir, Brüder,“ sagt der genannte große Kirchenlehrer, „je mehr jemand die Kirche liebt, um so mehr hat er den hl. Geist.“

Das beste Mittel nun, dem Zweck der Mission Vor- schub zu leisten, besteht in der Errichtung von Schulen, wo die heranwachsende Jugend zu einem christlichen Leben herangebildet werden soll. Ueber diesen Punkt sind alle einig, Freund und Feind, und von beiden Seiten werden die größten Anstrengungen gemacht, auf dem Gebiete der Schule die Oberhand zu gewinnen. Was die Zahl der Schulen anbelangt, so müssen wir leider sagen, daß uns hier in Südafrika die Protestanten längst den Rang abgelaufen haben, sie erschienen eben 50 Jahre früher auf dem Plane; allein das darf uns nicht mutlos machen, soll uns vielmehr anspornen, überall rasch und entschieden zuzugreifen, wo sich nur immer eine Gelegenheit findet, eine Schule zu gründen.

Soll übrigens die Mission in einer Gegend festen Fuß fassen und sich immer weiter ausdehnen, dann genügt die eine Missionschule nicht; es müssen vielmehr

in gehöriger Entfernung sogenannte Tages- schulen errichtet werden. Oft sind die Eltern bereit, ihren Kindern den Besuch der Schule zu gestatten, doch sie wollen nicht Tag und Nacht von ihnen getrennt sein. Das Kind soll nach Beendigung des Unterrichtes wieder heimkommen, soll in ihrer Nähe bleiben und ihnen bei den verschiedenen Haus- und Feldarbeiten hilfreich zur Hand gehen. Diese Vorteile gewährt ihnen die Tages- schule, während die auf der Station errichtete Kost- oder Missionschule eine dauernde Trennung der Kinder vom elterlichen Heim in sich schließt. Daher die Vor- liebe der Aeffern für die Tageschule.

Ich hätte nun in meiner Station Gelegenheit, an zwei Stellen solche Tageschulen zu errichten. Die eine liegt bei Dumisa und grenzt, was in solchem Falle immer ein großer Vorteil ist, an eine Lokation, d. h. an ein Gebiet, das von der Regierung ausschließlich den schwarzen Eingebornen reserviert ist. Die Leute daselbst hätten schon längst gerne eine Schule gehabt, und es wäre nur zu hoffen, daß dort recht viele Kinder sich einfinden würden. Die zweite Schule wäre am Pampinponi zu erbauen.

Man trägt sich in Afrika schon mit dem Gedanken, für die Schwarzen eine Hochschule zu bauen, und zeitweilig findet man in den Tagesblättern recht ansehnliche Beträge, die von Millionären für genannten Zweck ausgeworfen werden. Nun so weit gehen unsere Wünsche und Pläne nicht; wir sind zufrieden, wenn wir die nötigsten Volksschulen errichten können, und auch unsere geehrten Leser und Wohltäter zählen nicht zu jenen, die ihre frommen Gaben und Spenden in Zeitungen ausposaunen lassen. Sie rechnen vielmehr mit dem Gotteslohn, den der Herr ausbezahlt, der ins Verborgene sieht, und der auch den Heller der Witwe gebührend einzuschätzen weiß. Solch' echt christliche Gesinnung ermutigt auch den Missionär, in seinen mannigfachen Nöten und Bedürfnissen immer wieder und wieder an die Opferwilligkeit seiner Freunde und Gönner zu appellieren, zumal wenn es sich um ein so eminent wichtiges Werk handelt, wie es der Bau einer christlichen Schule im Heidenland ist.

Wer von unsern geehrten Lesern und Leserinnen ist nun bereit, mir in meinem großen Anliegen zu helfen? Sollte sich nirgends ein großer Kinderfreund finden, der bereit wäre, für seine schwarzen Lieblinge eine Heimstätte christlicher Zucht und frommer Sitte zu stiften? Mit Freuden wollten wir ihm dafür das Recht einräumen, für die neue Schule den himmlischen Patron zu wählen und ihr so für alle Zeiten den christlichen Namen zu geben.

Bei dieser Gelegenheit möchte ich auch daran erinnern, daß, wie schon in einer früheren Nummer des Vergißmeinnicht erwähnt wurde, auf unserer Station der Bau einer Knaben- schule Bedürfnis geworden ist. Wir sind eben daran, die Ziegel zu machen. Mit dem Bauen können wir um so früher beginnen, je schneller meine heutige Bitte Erhöhung findet. Unsere Kinder aber werden ihre Dankeschuld gegen ihre edlen Freunde und Wohltäter durch eifriges Gebet abtragen.

Die Erbarmungen des Herrn will ich ewig besingen.

Vom Hochw. P. Erasmus Hörner, R. M. M.

St. Michael. — Wohl gibt es im Missionsleben mancherlei Mühen und Opfer, offen gesagt, auch manch' bittere Enttäuschung, sodaß dem seeleneifrigsten Mis-

sionär fast der Mut entsinken möchte, andererseits dagegen findet er und mit ihm all jene, die in der Heidenmission arbeiten, vielfach Grund und Ursache genug, aus dankerfülltem Herzen in die Worte des königlichen Sängers auszubrechen: „Misericordias Domini in aeternum contabo, die Erbarmungen des Herrn will ich lobpreisen ewiglich.“ Zur Beleuchtung dieser Dankespflicht, die wir alle dem Herrn gegenüber haben, will ich von den Missionserlebnissen, die mir während der letzten zwei bis drei Jahre hier in St. Michael begegneten, nur einige wenige herausgreifen. Sie werden, wie ich hoffe, genügen, daß auch der aufmerksame Leser mit mir Gottes Güte und Erbarmen preise.

Engelbert war ein braver christlicher Rassenjunge. Seitdem er getauft worden war, suchte er seine Pflichten treu zu erfüllen und führte ein gutes, sittlich wohlgeordnetes Leben. Da dachte er allmählich daran, einen eigenen Hausstand zu gründen; er wollte eine „itaya“, ein eigenes Heim haben. Dazu gehört aber nach Gottes weiser Vorsehung eine Gehilfin. Engelbert sah sich um, oder vielmehr er hatte sich schon längst umgesehen und eine passende Umakoti (Braut) in einer gewissen Johanna gefunden. Diese seine Auserwählte war bisher in der Missionschule zu St. Michael gewesen, und galt ebenfalls als eine brave, gute und rechtschaffene Person.

Nun besteht aber im Rassenlande das sogenannte „Mkulobola-Gesetz“, d. h. der Bräutigam hat dem Vater der Braut zehn Ochsen zu geben, beziehungsweise ein Äquivalent an Geld. Wird ein Ochse nur zu vier Pfund Sterling oder 80 Mark berechnet, so sind es 800 Mark, also für einen Kaffer eine ganz respektable Summe. Dazu kommt dann noch ein Ochse für die Mutter der Braut, und noch eine Menge anderer Geschenke und Auslagen für dies und das, so daß viele Burschen nicht wissen, woher sie denn all das viele Geld nehmen sollen, um dem gestrengen Lobola-Gesetz zu genügen.

Unser Engelbert beschloß, in die Stadt zu gehen, um Arbeit zu suchen. Er hatte Glück, verdiente sich ein schönes Stümmchen Geld und konnte, da er sehr sparsam war, verhältnismäßig bald die verlangten Ochsen kaufen. Ein kleiner Nest fehlte zwar noch, allein der Vormund Johannas — der Vater war tot — gab die Einwilligung zur Heirat unter der Bedingung, daß der Fehlbetrag nach der Hochzeit beglichen werde. Beide Parteien stimmten zu, schon wollte man zur zuständigen Behörde gehen, um auch die gesetzliche Erlaubnis zum Eheabschluß einzuholen, — da brach in einiger Entfernung von hier unter den Kindern die heimtückische Pest aus.

Sofort wurden von der Regierung die strengsten Vorsichtsmaßregeln getroffen, um einem weiteren Umsichgreifen der höchst gefährlichen Seuche möglichst wirksam entgegenzutreten. Es wurde die Sperre verhängt; kein Vieh eines Distriktes durfte über die Grenze kommen. Zwischen dem Tzopo- und Umzinto-Distrikt wurden der ganzen Grenze entlang starke Drahtzäune gezogen und Wächter aufgestellt, daß kein Vieh herüber oder hinüber käme. Jede Mißachtung des Gesetzes ward mit den strengsten Strafen belegt.

Die Folgen, die sich aus diesen an und für sich höchst notwendigen Maßregeln ergaben, waren für die Eingebornen sowohl, wie für die weißen Farmer, sehr mißlicher Art. Jeder Verkehr mit Ochsenfuhrwerk hörte auf, das Vieh sank bedeutend im Preis, die Felder blieben zum größten Teil unbestellt usw. Für Engelbert aber ergab sich das traurige Resultat, daß seine Heirat un-

möglich wurde. Er wohnte allerdings von dem Onkel und Vormund seiner Braut gar nicht weit entfernt; allein er befand sich im Umzinto-Bezirk und jener im Gebiete von Tzopo. Infolgedessen durfte das Vieh nicht in den Kraal des Schwiegervaters (Vormundes) getrieben werden. Engelbert erklärte zwar, das Vieh gehörte fortan nicht mehr ihm, sondern Johannas Vormund, umsonst, der dickköpfige Kaffer wollte die Ochsen absolut in seinem Kraal haben. Was nun? Sollte Engelbert die Ochsen verkaufen und dem Schwiegervater das Geld geben? Unmöglich; wer wollte unter solchen Umständen Vieh kaufen? Das Äquivalent von 800 Mark hätte der geizige Vormund schon angenommen, allein Engelbert, der jenem rücksichtslosen Heiden außer den zehn Ochsen schon 300 Mark bezahlt hatte, stand mittellos da. —

In seiner Not ging Engelbert abermals in die Stadt



zur Arbeit. Bald hatte er mehrere Pfund beisammen und glaubte nun die Zustimmung zu erhalten. Der Alte nahm das Geld, weigerte sich aber, behufs der Eheabschließung zum Magistrat zu gehen. — Da war es mit der Geduld des armen Engelbert aus; er setzte sich über alle kirchlichen und bürgerlichen Vorschriften hinweg und lebte mit Johanna zum Aergernis vieler in wilder Ehe beisammen. Der heidnische Vormund hatte allerdings dagegen nichts einzuwenden; er wußte, über kurz oder lang sei ihm die verlangte Entschädigung sicher, doch was sollte ich, der Missionär, tun? Lagern auch viele Entschuldigungsgründe vor, der Akt war und blieb im höchsten Grade verwerflich, und ich konnte nie und nimmermehr meine Zustimmung dazu geben.

Ich suchte auf die beiden Verirrten einzuwirken, so gut ich eben konnte, ich ging persönlich zu ihnen und schickte auch andere, von denen ich glaubte, daß sie einen heilsamen Einfluß ausüben könnten, zu ihnen, bald eine ihnen bekannte Missionschwester, bald einen wohlmeinenden alten Freund usw.; auch den hartköpfigen Vormund ersuchte ich zur Milde und Nachgiebigkeit zu stimmen. Alles scheinbar vergebens. Sollte ich Strenge anwenden, öffentlich gegen das Aergernis auftreten, Kirchenstrafen verhängen, bezw. durch den Bischof verhängen lassen? Nein, die Klugheit riet mir davon ab; wie die Folge zeigte, hätte ich durch unzeitige Strenge alles verdorben. Daß die beiden vom Empfang der heiligen Sakramente ausgeschlossen waren, versteht sich von selbst.

Ich unterließ also die öffentliche Rüge und ließ desto eifriger beten. Kinder und Erwachsene, alle Neubekehrten, wurden zu fleißigem Gebete nach der bekannten

Meinung angehalten; und wie ich später hörte, haben die beiden Schuldigen selbst die gewohnten Gebetsübungen nicht ganz unterlassen. Solange aber der Mensch betet, ist noch immer Hoffnung vorhanden; er mag fallen, tief fallen, zu seiner Zeit wird er die Gnade der Befehring erhalten und von seinem Falle aufstehen.

Als alle Menschenflugsucht und Menschenhilfe zu Ende war, griff der Herr ein. Engelbert wurde krank, schwerkrank. Er ging zum Arzte, doch der konnte ihm keine Hoffnung auf Besserung mehr geben. Nach einer gefährlichen Lungenentzündung, bei der Engelbert die nötigen Vorsichtsmaßregeln außer Acht gelassen, hatte sich bei ihm die Schwindsucht eingenistet. Es ging rapide mit ihm abwärts, seine Kräfte versielen zusehends, kurz, seine Lebensuhr war abgelaufen. . .

Eines Tages werde ich von seiner Mutter und der Mutter Johanna zu ihm gerufen. (Er selbst hatte dringend gebeten, man möchte den Priester holen.) Ich fand ihn in großem Elend und ganz zerknirscht. Er wollte beichten, bekannte offen sein Unrecht und erklärte sich bereit, alles gut zu machen. Unter solchen Umständen bedurfte es meinerseits keines langen Zuredens, ich machte ihm auch keinen Vorwurf; der Herr hatte ihn in die Schule genommen, und Er kuriert die Menschenherzen gründlich. Ich hörte seine Beichte; sie dauerte etwas länger als gewöhnlich, die Wirkung war aber auch eine ganz erstaunliche. Nach der Absolution fühlte sich Engelbert mit Gott versöhnt; es kehrte ein solcher Friede und eine solche Freude in sein Herz ein, daß nicht nur er selbst, sondern sogar seine heidnischen Verwandten mir aufs innigste dankten.

Tags darauf brachte ich ihm seinem Wunsche gemäß die heilige Kommunion. Als ich mit dem Allerheiligsten in der Hütte ankam, fand ich alles recht schön und würdig hergerichtet. Einige benachbarte Christenfrauen hatten das aus freien Stücken getan. Ich bot dem Kranken nochmals Gelegenheit zu einer kurzen Beichte und reichte ihm sodann die hl. Kommunion. Die hl. Sterbesakramente spendete ich ihm noch nicht, weil ich noch keine unmittelbare Todesgefahr vorhanden glaubte. Wenige Tage später jedoch verschlimmerte sich sein Zustand ganz bedenklich und da reichte ich ihm auf seine dringenden Bitten die hl. Wegzehrung und spendete ihm die letzte Oelung nebst Generalabsolution. Ich verließ ihn mit der Mahnung, sich ganz in Gottes heiligen Willen zu ergeben und viel zu beten um eine glückselige Sterbestunde. Er versprach alles und dankte von ganzem Herzen.

Es wird Abend, — da kommt der todfranke Engelbert, mühsam und elend auf einem Pferde sitzend, zur Missionsstation! Einige gute Freunde hatten ihn gehalten und sein Kößlein geleitet. Er läßt mich rufen und spricht, nachdem man ihm glücklich heruntergeholfen: „Baba, nimm mich auf! Schenk' mir ein Plätzchen auf der Station! Ich will hier sterben, will mich gut auf den Tod vorbereiten und den Priester in der Nähe haben, wenn's zum Sterben geht.“

Die Bitte wurde ihm gern gewährt. Nun war Engelbert bei uns. Er hatte beständig den Rosenkranz in der Hand und betete viel. Am Rande der Ewigkeit denkt der Mensch eben anders, als in gesunden Tagen, anders als im vollen, tollen Strudel wilder, ungezügelter Leidenschaften. Er ließ sich auch aus guten Büchern vorlesen, versuchte zuweilen selbst darin zu lesen, war geduldig, dankbar, gottergeben, gab in jeder Beziehung ein gutes Beispiel, kurz, zeigte, daß seine Befehring eine wahre und aufrichtige gewesen.

So vergingen noch 14 Tage bis zu seinem seligen Ende. Als er merkte, daß der allgewaltige Tod an seiner Herzenstüre pochte, ließ er Johanna, seine Braut, sowie die beiderseitigen nächsten Anverwandten rufen, sodaß sich zuletzt gegen 15 Personen um sein Sterbelager versammelten. Der Hochw. P. Mansuet war auch zugegen, desgleichen unser Katechet und zwei Schwestern.

Engelbert richtete sich mühsam auf und sprach: „Ich will mein Vergerniß gutmachen und bitte alle um Verzeihung!“ Dann diktierte er als seinen letzten Willen: „Der Vormund meiner Braut hat von mir zehn Pfund und zehn Schilling (210 Mark) erhalten; andere kleinere Geldbeträge und Ziegen erwähne ich gar nicht. Die erstere Summe aber soll dem katholischen Bruder meiner Braut zugute kommen, wenn er volljährig ist; mein Vargeld aber soll meine Mutter erhalten.“ Mit zitternder Hand unterschrieb er; der heidnische Vormund setzte brummend sein Handzeichen bei und zur Beruhigung des Kranken unterzeichneten auch wir, P. Mansuet, ich selbst, und der Katechet als Zeugen. Zuletzt nahm Engelbert Abschied von seiner Braut. Sie gaben einander die Hand; der Blick sagte mehr als alle Worte. Dann eilte Johanna hinaus und kam bis zu seinem Vercheiden nicht mehr herein.

Ganz erschöpft sank der Kranke auf seine Lagerstätte zurück. Zwei Tage darauf, — es war am 22. März 1909 — hauchte er kurz vor Mitternacht betend seine Seele aus. Möge er dort drüben einen gnädigen Richter gefunden haben!

Triashill.

Was unsere Mission betrifft, so dürfen wir gottlob sagen, daß sie einen besseren Erfolg aufweise, als unsere zeitlichen Geschäfte. An Ostern wurden wieder 67 Personen getauft und 28 andere empfangen die erste hl. Kommunion. Ihr Eifer im Kirchenbesuch und im Empfang der hl. Sakramente seitdem ist lobenswert. Möge es nur so bleiben, auf daß bald ein neues Geschlecht aus den Ruinen des Heidentums emporwache.

Seit Weihnachten wurde auch der Anfang gemacht, auf drei Außenposten die hl. Messe zu lesen, d. h. in St. Kassian, St. Bonifaz, St. Anton. Auf den beiden ersteren Plätzen unterrichten zwei schwarze Lehrer, nach dem dritten wird demnächst ein solcher hingeschickt. Desgleichen ist bereits eine weitere Schule gebaut, etwa 2 Stunden von hier, und dem hl. Michael geweiht. Etwa 2 Stunden weiter besitzt Penhalonga, die hierzulande weit bekannte und sehr geachtete englische Hochkirch-Mission eine englische Filiale von größerer Bedeutung mit eigenem weißen Minister, Kirche und Schule. Bei diesem St. Michael-Schulbau, wie bei allen unseren Schulbauten hat sich Bruder Flavian durch seine unermüdlige Tätigkeit hohes Verdienst erworben. —

Wir haben hier auch etwas Neues angefangen! Um in dem unter den Konfessionen schon beinahe völlig aufgeteilten Lande noch die eine oder andere Eroberung zu machen, haben wir nämlich zwei Burschen unserer Boarding-Schule nach der Scotsdale-Reserve gesandt, einem von mächtigen Bergen eingeschlossenen, sehr abgelegenen Plaze. Es erfordert ungefähr zwei Tagereisen, um von hier aus hinzukommen, und liegt jenseits unserer Distrikthauptstadt Inyanga. Dort findet sich bereits eine stattliche Anzahl Kraale und ist noch Raum und gutes Land für viele weitere schwarze Ansiedler. In dieses Gebiet nun, das Bruder Megidius ausfindig gemacht, hat noch keine andere Konfession ihre Schritte

gelenkt, und so haben wir uns diesen Platz gesichert. Mögen sich unsere diesbezüglichen Hoffnungen mit Gottes Gnade erfüllen! Bruder Zacharias ist nach viermonatlicher Abwesenheit am 23. Mai hier angekommen. Wir können seine Arbeitskraft so gut gebrauchen und freuen uns seines Wiederkommens.

Schw. J. Mayr hat sich neben der Arbeit seines Unterrichtes für angehende Katecheeten und Lehrer nun auch noch an das Drucken gemacht! Mariannhill hat uns nämlich das entsprechende Material zum Drucken gütigst zugesandt — freilich nicht in neuester Ausstattung, — so daß J. Mayr mit Hilfe des Br. Flavian, dem ehemaligen S. her in Mariannhill, seine neuesten Sieder u. s. f. selbst vervielfältigen kann. —

Sonst alles gut hier! Die „Erblichkeit“ aber ist, nachdem selbst Hund, Kaze und Affe ihren Anteil bekommen haben, glücklich auf die leblosen Dinge hinübergesprungen. Schon seit Wochen bemühte sich Br. Leopold, gute Ziegel herzustellen, doch vergebens. Was aus dem dunklen Fasse hervorlam und das Licht der Welt erblickte, fiel alsbald wieder in sich zusammen unter den mörderischen Streichen des strömenden Regens. Doch der Bruder gibt nicht nach; die gefallenen Burschen wandern neuerdings in das chaotische Fag, das Leben spendet, und schließlich bleibt Br. Leopold der ruhmgekrönte Sieger; der Regen weicht, der Ziegel ist geschaffen. Nun muß sich letzterer hübsch trocken halten und die Feuerprobe bestehen!

P. Adalbero.

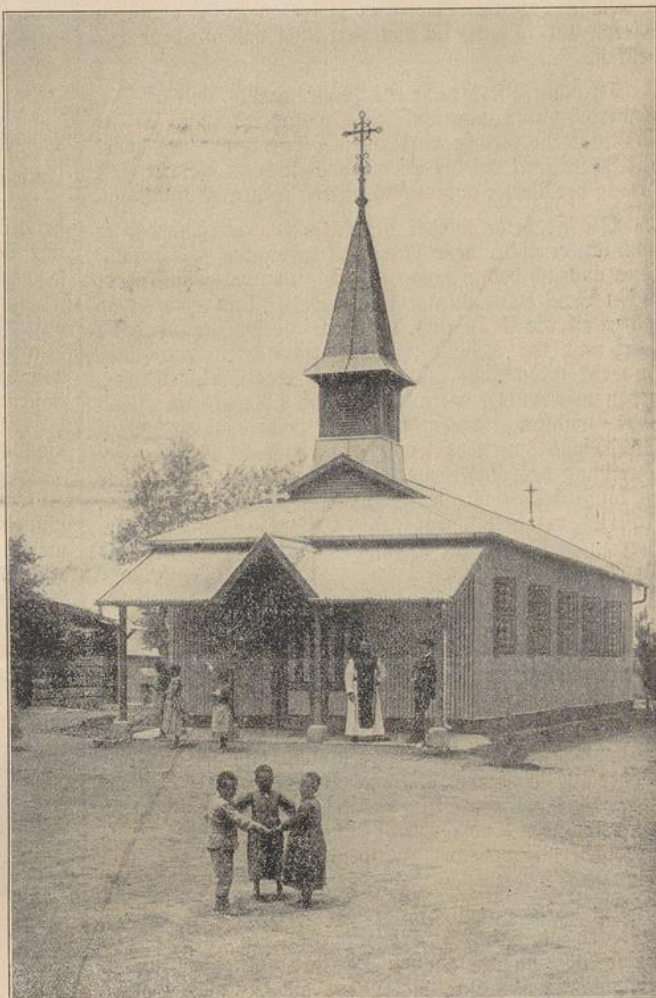
Der Schulinspektor auf Besuch.

Keilands. — Wir erhielten kürzlich den Besuch unseres neuen Schulinspektors, Mr. Anders von Capetown. Er ist der Sohn des deutsch-lutherischen Pastors von Braunschweig bei King Williamstown. Alle waren wir auf seinen Besuch gespannt, müssen aber zu unserer Freude konstatieren, daß er ein höchst gemüthlicher, netter Mann ist, mit dem sich reden läßt. Aber auch er machte die freudige Erfahrung, daß die ernstesten Mönche durchaus nicht so finster, faul und intolerant sind, wie er so oft schon in seinen Büchern gelesen hatte.

Indes sollte der gute Herr eine Erinnerung an Keilands mit auf den Heimweg nehmen, die er wohl sein ganzes Leben nicht vergessen wird, wie er selbst gestand. Das Erste, was er bei seiner Ankunft tat (wie alle, die sich hieher verirren), bestand darin, daß er über den schlechten Weg weidlich schimpfte, und zwar in deutschen, kernigen Kraftausdrücken. Er könne nicht begreifen, wie man überhaupt an einem solchen Orte wohnen könne. Auf seine Mitteilung hin, daß er am folgenden Tage eine presbyterianische Schule prüfen wolle, stellte ich ihm in Aussicht, er werde bei dieser Gelegenheit noch schönere Entdeckungen machen. Durch die Drahtzäune, die längs des großen Kei-Niver kurz vorher vollendet wurden, waren alle Fahr- und Fußwege abgesperrt, und so hielt es schwer, den Weg nach Engqueleni, wo Herr Anders Schulprüfung halten wollte, zu finden. Ich entschloß mich, mit ihm zu reiten und den Wegweiser zu machen.

Auf dem Hinweg ging es noch leidlich, obwohl der Inspektor meinte: „Bei Euch ist zwar die Welt nicht mit Brettern verschlagen, aber mit Felsstücken und Steinplatten verpflastert und mit Draht verzäunt!“

Wir kamen an der Stelle vorüber, wo jenseits des Great-Kei an der Mündung des Ngolosa jene große Busch-



Missionskirchlein in Kevelaer.

mannshöhle sich befindet, aus der ich seinerzeit schöne Steine mit Malereien für das Mariannhiller Museum erobert habe. Es finden sich noch viele andere Malereien daselbst, ägyptische Jäger, Soldaten, weiße Königinnen und so fort, ein wirklich historischer Platz für die Geschichte von Südafrika. Selbstverständlich wurde dem Herrn Inspektor der Mund wässerig, er wollte sich die Sache näher ansehen, um so mehr, da er noch nie eine Buschmannshöhle gesehen hatte. Ich versprach, auf dem Heimweg ihn dorthin zu führen und so geschah es. Zuerst nun galt es, über den Fluß zu setzen, der ziemlich voll war und mit seinen Wassermassen den guten Herrn bereits nervös machte. Dann ging es im Fingoland längs des Kei dahin, bis wir zu einer schiefen Steinplatte (etwa 50 Fuß breit) gelangten, die wir nolens — volens zu passieren hatten, und zwar mit den Pferden. Die Sache war wirklich bedenklich; wenn die

Pferde ausglitten, konnten sie leicht in den Fluß fallen. Es ging jedoch glücklich ab, allerdings nicht ohne Angst und Bangen. Endlich kamen wir zum Ngolosa-Flüßchen, das die Grenze bildet zwischen Fingo- und Tembuland. Da jenseits desselben eine steile Felsenwand vom Ufer aus emporstieg, und kein anderer Ausweg offen stand, so mußten wir den Fluß hart an seiner Mündung überschreiten. Ich hatte das schon oft getan zu Fuß und zu Pferd, und so hatte ich auch jetzt nicht das mindeste Bedenken.

Da mein Pferd nicht ins Wasser wollte, bat ich Mr. Anders, voranzureiten, und versicherte ihm, es sei absolut keine Gefahr vorhanden. Er tat es . . . aber! das Pferd sank ein bis über den Sattel; zu gleicher Zeit sprang der Reiter vom Pferd mitten in den Fluß hinein.

Wie sie beide wieder herauskamen, weiß weder er noch ich: er nicht, denn er war zu erschrocken — ich nicht, denn auch ich bekam meinen Teil, nur noch gründlicher! Mein Gaul folgte hinter dem andern, kam noch etwas näher an die Mündung, versank, drehte sich um und warf mich ins Wasser. Ich wälzte mich ein paar Mal im weichen Schlamm, tat einen kräftigen Schluck Wasser, neben mir wühlte mein Pferd, das ich noch am Zügel hielt, endlich retteten wir uns beide (ich und mein Pferd) ans jenseitige Ufer. Man erspare mir die Beschreibung des Aussehens der beiden Reiter; es genüge zu konstatieren: wir waren pudelnaß und hatten einen Anstrich grau-gelb-schwarz. Das Hochwasser hatte nämlich kurz zuvor eine Masse Schlamm abgelagert, in dem die Pferde versanken.

Wir standen jetzt vor der Buschmannshöhle, aber der verunglückte Schulinspektor wollte sie nicht mehr besichtigen. Er habe gerade genug gesehen an Wasserlauf und Flußbett . . . sein Leben lang werde er der Stelle eingedenk bleiben, wo die Grenze liegt zwischen Tembuland- und Gaita-Land! Wir machten uns auf den Heimweg, in kleinlauter Stimmung, und erst als wir wieder in trockenen Kleidern steckten, wagte sich der Humor aus seinem Schlupfwinkel heraus. Nachträglich bat mich Mr. Anders, eine Photographie jenes denkwürdigen Pläzes ihm zu beschaffen, was mir auch gelang.

Um den guten Herrn für den ausgestandenen Schrecken und den vereitelten Plan zu entschädigen, führte ich ihn am nächsten Morgen zu einer anderen Buschmannshöhle mit Malereien, die wir ohne Gefahr erreichten. Wir schieden als die besten Freunde; nur wollte er mir nicht versprechen, so schnell wieder nach Keilands zu kommen, denn: „ein Spaziergang zu den Römern räche sich gar zu empfindlich“, und als er dies sagte, schaute er mich mit einem ganz verschmihten Blicke an.

Ich suchte ihn zu trösten mit der Versicherung, daß dergleichen Abenteuer für uns gar nicht außergewöhnlich sind. Er meinte, er habe während seines Aufenthaltes in Keilands reiche Erfahrungen gemacht, wovon er seinen Freunden erzählen könne, und das sei auch ein Hochgenuß!

P. Albert Schweiger.

Jeder guten Handlung Wert
Wird durch Eigennuß zerstört.

Kälte in Südafrika.

Während in Europa im Juli und August letzten Jahres eine ganz abnorme Hitze herrschte, war es zur selben Zeit in Südafrika so kalt, daß es allgemein hieß, seit Menschengedenken könne sich niemand hier einer solchen Witterung erinnern. Bruder Adrian schreibt darüber aus Ezenstockau:

„Winterwald im Sonnenlance,
Reich an Silber und Demanten,
Die an jedem Zweige blühen,
Die auf jeder Krone brannten.“

Dieses prachtvolle Schauspiel, welches der Dichter in Verse kleidet, bietet uns heute am 27. August der Emhlabeni Bush, wenn er sein schneegekröntes Haupt in der Sonne glitzern läßt. Gestern hatten wir das herrliche Panorama, daß alle uns umgebenden Berge mit Schnee bedeckt waren. Wäre die Erde nicht so feucht gewesen, so hätten unsere Kinder hier im Tale das seltene Vergnügen gehabt, Schneezuballen. Heute verdunstet dieser bleiche Gast so allmählich wieder vor dem Mutterblick der Sonne, die eben den Menschen eine wahre Mutter ist und den Schnee als Stiefsohn schief anschaut.

Aus Clairvaux aber berichtet der Hochw. P. Hieronymus:

Hier war ein solcher Frost, wie ich selbst in Mariazell nie erlebt habe. Einen halben Meter lange Eiszapfen hingen von den Dächern hernieder. Der Schnee hat vielen Schaden angerichtet. Unter seiner Last brachen viele Bäume zusammen, andere hatten ihre schönsten Nester verloren. Viel Vieh, besonders Schafe, sind infolge des Schneefalles, der Kälte und des Futtermangels zugrunde gegangen. Bruder Schaffner mußte unser Vieh teils im Heuschuppen, teils in der Schreinerei (!) unterbringen, doch konnte er schließlich alle retten.

Unsere schwarze Schuljugend aber lieferte sich mit Schneeballenwerfen eine regelrechte Schlacht. Knaben standen gegen Mädchen, und letztere haben zum großen Aerger der Ruben einen glänzenden Sieg davongetragen, Schuld daran war nicht etwa ihr Mut oder eine größere Treffsicherheit, sondern ihre — Schürzen. Darin hatten sie nämlich einen großen Vorrat von Schneeballen aufgehäuft und konnten somit gegen die Knaben ein ununterbrochenes Bombardement unterhalten, während diese erst mühsam neue Projektilen formen mußten.

Dem Gelöbniße treu.

(Frei nach Chateaubriand.)

Wohl wenige Länder der Erde können sich eines solchen Reichtums an prächtigen Strömen und riesengroßen Wasserspiegeln rühmen, wie Nordamerika. Im Schoße der hohen Gebirgskette, die das Land von Nord nach Süd durchzieht, sammeln sich die Wasser, stürzen als schäumende Gießbäche von Fels zu Fels, bilden Katarakte und Seen und wälzen endlich als gewaltige Ströme ihre Fluten durch endlose Savannen und undurchdringliche Wälder dem Atlantischen Ozean zu. Fürst der nordamerikanischen Wasserläufe aber ist der Mississippi, der „Vater der Ströme“.

Kurz nach seiner Entdeckung durch europäische Reisende kamen weiße Kolonisten und siedelten sich an seinen üppigen, äußerst fruchtbaren Ufern an. Zu schwach, um einem feindlichen Ueberfall durch Indianerhorden widerstehen zu können, schloß die junge Kolonie

ein Bündnis mit den Natschez, einem indianischen Volksstamm, dessen Macht ringsum gefürchtet war.

Unter diesen Wilden nun befand sich ein ehrwürdiger Greis, der ob seiner Weisheit und Tugend das Ansehen eines Patriarchen genoß. Sein Name war M a d o n d a.

Er hatte ein gar bewegtes Leben hinter sich, hatte viele und schwere Schicksalsschläge erfahren teils in den Urwäldern Amerikas, teils in Europa, wohin man ihn nach einem Aufstande der Indianer geschleppt hatte. Hier zwang ihn das grausame Geschick, in der Nähe von Mar-



Gewonnene Schlacht. (Nach dem Gemälde von Th. Kleehaas.)

seille als Galeerenflave zu dienen, erhielt dann aber die Freiheit wieder, ja wurde sogar dem Könige Ludwig XIV. vorgestellt und hatte Verkehr mit den großen Männern jenen Jahrhunderts. Er wohnte den lufulischen Festen in Versailles bei und tauschte den Tragödien Racins und den Reden Bossuets, kehrte dann aber wieder zurück in die Urwälder Nordamerikas. Denn hier war seine Heimat und hier hatte er schon als Jüngling so Schweres erduldet, daß die Erinnerung daran ihn nicht mehr verließ Zeit seines Lebens. Viele Jahr-

Glück mehr blühte, entschloß er sich, als Krieger diesem indianischen Volkstamm beizutreten und bat den greisen Madonda um diese Gunst. Dieser, mit den menschlichen Leidenschaften wohl vertraut, unterwarf ihn zunächst einer strengen Prüfung, und da er ihn in seinem Entschlusse fest und unerschütterlich fand, nahm er ihn in die Gemeinde auf und behandelte ihn wie seinen eigenen Sohn.

Eines Tages hielten die Indianer eine Viberjagd ab. Madonda, obgleich blind, mußte sich ebenfalls dem Zuge anschließen, denn sein Rat ging ihnen Volksgenossen über alles. Der Jagd gingen nach altheidnischem Brauch verschiedene abergläubische Vorbereitungen voraus; man betet und fastet, die Gaukler deuten die Träume, man befragt Manitu, den großen Geist, opfert Tabak, verbrennt Zungenstücke vom kanadischen Elen und lauscht, wie sie in den Flammen knistern. Endlich ist alles bereit; die Zeichen sind günstig, man bricht auf. Mit Hülfe der Gegenströmung segeln die Kähne den Mississippi hinauf und gelangen in das Bett des Ohio. Es ist Herbst Voll Staunen sieht René, der sich ebenfalls dem Zuge angeschlossen hatte, die prächtigen Waldungen und bedauert nur, daß Madonda, der edle Greis, diese Herrlichkeit nicht mehr schauen konnte.

An einem stillen Abend — es ging schon tief in die Nacht, die Indianer schliefen und die silberne Scheibe des Vollmondes beleuchtete mit magischem Glanz die zahlreichen Boote, die mit ausgespannten Segeln von einer leichten Brise bewegt wurden — da saßen René und Madonda noch wach in ihrem Kähne. Ihre Herzen waren von einer eigentümlichen Nüchternung ergriffen. Keiner sprach ein Wort, denn ihre Seele weite in tiefen Gedanken. Bunte Bilder und mannigfache Erinnerungen stiegen in ihnen auf; René dachte an sein Vaterland, an die Eltern, Geschwister und Freunde, die er dort zurückgelassen, Madonda aber eilte im Geiste zurück in die Jahre seiner Jugend, und da kam ihm alles wieder zum Bewußtsein, was er damals geschaut, getan und gelitten, und zwar so lebhaft, als sei es erst geschehen. Wenn etwas übergroß in der Seele gährt und schäumt, so spricht man's gerne aus, zumal vor einem teilnehmenden Freunde, denn geteilter Schmerz ist halber Schmerz. So kam es Madonda ganz erwünscht, als René plötzlich zu reden anhub:

„Mein Vater, der große Geist, gab dir die Weisheit und ein langes, vielbewegtes Leben. Bitte, erzähle deinem Sohne die Geschichte deiner Tage, zumal die Erlebnisse deiner Jugendzeit, damit ich sie später meinen Kindern und Kindeskindern erzählen kann, und so dein Andenken erhalten bleibe auf viele Generationen.“

Da setzte sich der blinde Greis zu René auf den Hinterteil des Bootes und begann seine Erzählung.

(Fortsetzung folgt.)

Sei gegen alle liebevoll, gütig, freundlich ohne Ausgelassenheit; wende alles Gute an zur Ehre Gottes und tue nichts ohne Rat und Ueberlegung!



Zeichenbureau in Mariannhill (Dr. Otto).

zehnte waren seitdem vergangen, und noch immer stand das Schreckliche wie ein wilder Traum seiner Jugend in höchst lebendigen, tiefergreifenden Bildern vor seiner Seele.

Zuletzt wurde der arme, vielgeprüfte Mann noch blind. Ein junges Mädchen begleitete ihn über die Hügel seiner Heimat, wie einst Antigone die Schritte des blinden Oedipus über den Citheron lenkte, oder Malvina den schottischen Varden über Morvens Felsen führte.

Da kam im Jahre 1725 ein Franzose, namens René, nach Nordamerika, wanderte den Mississippi hinauf und kam bis zu den Natchez. Da ihm in der Heimat kein

Ein leichtes, schnell und sicher wirkendes Mittel gegen Brandwunden.

Hast du, mein liebster Leser, schon einmal das Unglück gehabt, die Hand oder sonst ein Glied schwer zu verbrennen? Wenn nicht, so danke Gott! Denn eine tiefe Brandwunde verursacht einen entsetzlichen Schmerz; man sagt nicht umsonst: „Das brennt wie Feuer.“ Dazu kann dann das Uebel noch Wochen und Monate dauern, oder dich gar zum lebenslänglichen Krüppel machen.

Bisher bliebest du vielleicht verschont, aber das Uebel kann dir, oder irgendeinem, der dir nahe steht, heut oder morgen passieren. Wie froh wärest du dann, wenn du ein gutes, rasch und sicher wirkendes Gegenmittel zur Hand hättest!

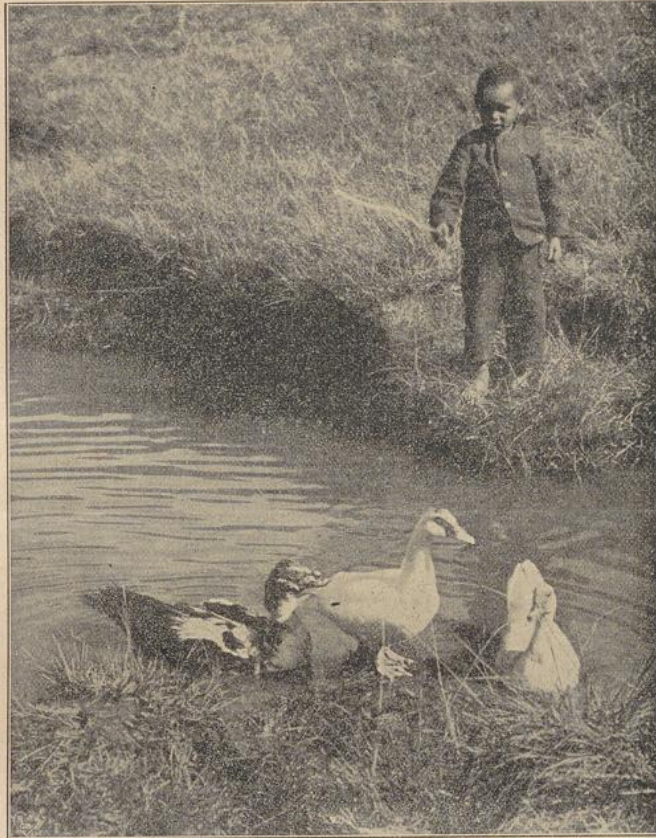
Mein Freund, ich kenne so ein Mittel, und zwar eines, das jedermann, auch dem Ärmsten zur Verfügung steht, und das ihn obendrein keinen roten Heller kostet; und dieses Wundermittel ist — das Wasser! — Schüttle mir nicht unglaublich den Kopf! Ich sage dir: Wasser, richtig gegen Brandwunden angewendet, hilft auffallend schnell und absolut sicher. Zum Beweise dafür werde ich dir sogleich eine Reihe unbestreitbarer Tatsachen anführen, vorläufig bitte ich bloß um das Eine: leg' diesen Artikel nicht voreilig aus der Hand, sondern lies ihn ruhig und beachtsam bis zum Ende durch, dann wirst du, wenn du fertig bist, Gott danken, daß er diese Zeilen in deine Hände kommen ließ. Was mich zum Schreiben bewegt, ist reine, uneigennützige Nächstenliebe. Zeitlichen Gewinn habe ich davon nicht den geringsten, wohl aber hoffe ich mir damit den stillen Dank so mancher armen, schwer heimgesuchten Seele zu verdienen. Doch nun zur Sache!

Bei uns, im Schwesternkonvent Mariannhill, kennt man seit ein paar Jahren gegen Brandwunden nur dies eine Heilmittel, das Wasser. Sobald jemand das Unglück hat, sich zu brennen, bereitet die Krankenschwester für das beschädigte Glied ein lauwarmes Bad, das nach und nach abgekühlt wird. Das Bad dauert ununterbrochen sechs Stunden. Das kranke Glied muß dabei vollständig unter Wasser sein und durch ein Tuch von der Außenwelt abgeschlossen werden. In der Regel hören die Schmerzen sofort auf. Handelt es sich um eine leichte Verbrennung und zwar an Teilen, wo wenig Muskeln sind, so ist dem Uebel nach Ablauf der sechs Stunden schon für immer abgeholfen; in schwereren Fällen braucht es je nach Art und Größe der Wunden etwas länger. Zum Belege hiefür mögen folgende wohlverbürgte Tatsachen dienen:

Eine Schwester hatte sich in der Waschküche vier Finger der einen Hand stark verbrannt. Sie glaubte anfangs den Schmerz überwinden zu können, allein gegen ihren Willen preßte ihr derselbe Tränen aus. Sie mußte nun die Hand in einem kleinen Geschirr sechs Stunden lang unter Wasser halten, — für sie, bei ihrem lebhaften Temperament und der vielen Arbeit, die es gab, schon eine kleine Ruhe, zumal da sie im Wasser gar keine Schmerzen mehr fühlte, — doch sie hielt geduldig

aus, konnte aber auch dafür am nächsten Tag ungehindert ihrer Arbeit nachgehen, in heißem Wasser waschen usw., kurz arbeiten, als wäre nichts geschehen.

Einmal hatte unsere Schwester Waschmeisterin das Unglück, auf dem nassen, schlüpfrigen Boden der Waschküche auszugleiten. Sie fiel mit einem Arm in kochend-heiße Waschbrühe. Sofort wollte sich vom Handgelenke bis zum Ellenbogen die Haut ablösen. Die Finger hatten weniger gelitten. Sie eilt zur Krankenschwester; diese besorgt schnell ein entsprechendes, lauwarmes Bad. Da es schon am Nachmittag war, als das Unglück geschah, wurde es zehn Uhr abends, bis die sechs Stunden



Der Entenbub.

vorüber waren. Die Schwester sagte mir später: „Sobald der Arm ins Wasser kam, hörten die Schmerzen vollständig auf, und ich habe überhaupt keine Schmerzen mehr gefühlt, ausgenommen die paar Augenblicke, in denen ich am ersten Abend versuchte, den Arm aus dem Wasser zu heben. Denn sobald das verbrannte Glied nur ein wenig über das Wasser hervorlugte, fühlte ich sofort einen brennenden Schmerz.“

„Abends zehn Uhr nahm die Krankenschwester ein grobes leinenes Tuch, tauchte es kalt ins Wasser und legte es mir vierfach gefaltet um den verbrannten Arm, dann schlug sie ein wollenes Tuch darüber und umwickelte das Ganze mit einer Binde. Ich begab mich zur Ruhe und schlief, als wäre nichts geschehen, die ganze Nacht. Am nächsten Morgen erneuerte man den kalten Wickel, nahm aber diesmal ein kleineres Linnentuch, legte ein

Stück Pelpapier darüber, um es länger feucht zu halten, und unwickelte es mit einer Binde. Um 9 Uhr morgens ging ich, den Arm in der Binde, meiner Arbeit nach. Selbst mit zugreifen konnte ich allerdings nicht, aber ich vermochte die Arbeit anzuordnen und ich konnte überall nachschauen. Im Laufe des Nachmittags mußte ich wieder sechs Stunden ins Wasser, dann kam nochmals der nasse, dicke Umschlag wie am Vorabend.

Am dritten Tag mußte ich den kranken Arm wieder mehrere Stunden im Wasser baden, und für die Nacht gab's den kalten Wickel. Dieser wollte mir aber nicht mehr recht behagen, denn die Heilung hatte bereits begonnen, und damit stellte sich ein stark juckendes Gefühl ein. Ich legte daher die Binde samt dem Tuch und nassen Umschlag weg, und konnte dann wieder ruhig schlafen.

Von da an gab's keinen nassen Wickel mehr; man überpinselte statt dessen das kranke Glied mit einer Salbe oder Flüssigkeit, die aus Leinöl und Kaltwasser, zu gleichen Teilen gemischt, hergestellt war, legte mir ein trockenes, nicht allzu dickes Linnen Tuch herum und unwickelte das Ganze mit einer dünnen Binde. Diese Prozedur wiederholte man, so oft es nötig war.

Die verbrannte Haut war nach und nach wieder eingeshrumpft und hatte sich braun gefärbt, die neue Hautbildung aber ging rasch voran. Da die Finger bis zum Mittelglied gesund waren, konnte ich am vierten Tage schon wieder etwas arbeiten. Nach Ablauf einer Woche aber waren Arm und Hand vollständig geheilt, ohne daß sich während der ganzen Zeit die geringste Entzündung gezeigt hätte. Die alte verbrannte Haut löste sich von selbst ab; auf der Neubildung aber blieb nicht einmal eine Narbe, oder sonst ein Zeichen des geschehenen Unglücks zurück.

Diese zwei Beispiele könnten dem geneigten Leser schon hinreichend die wunderbare Heilkraft des Wassers beweisen. Ich will aber, der vielen leichteren Fälle gar nicht gedenkend, noch einen dritten, etwas komplizierteren Fall anführen. Die Sache verhält sich so:

Eine junge Lehrschwester wollte anderen behilflich sein, im Kinderchlasaal zum Schutze gegen eine gewisse Insektenplage, die Nitzen und kleinen Löcher mit kochendem Teer auszutreiben. Eben trug sie auf einem Blech einen Becher voll herbei. Da fällt unglücklicherweise der Becher um, und der Inhalt ergießt sich über ihre Hand. Die innere Handfläche, die Daumenwurzel und verschiedene Stellen an den Fingern und dem Handrücken werden schwer verbrannt. Eilends steckt sie die Hand ins kalte Wasser, doch der Teer sitzt fest in der Haut und brennt glühend hinein.

Sie eilt zur Krankenschwester. Diese bereitet ein lauwarmes Bad, in das sie die Hand sechs Stunden lang hineinhaltend muß. Später erzählte mir die Schwester folgendes: „Im Wasser hörten die Schmerzen nicht ganz auf, doch waren sie weit geringer und viel erträglicher. Ich hatte große Mühe, den Teer von der Hand wegzubringen, und die Krankenschwester machte hin und wieder leichte Einschnitte, um dem Wasser bessern Zutritt zu verschaffen. Der Unfall ereignete sich an einem Samstag, und eine volle Woche hindurch habe ich die Hand fast beständig gebadet. Ueber Nacht machte man mir wohl nasse Umschläge, allein, ich mußte dieselben nach einiger Zeit immer wieder entfernen, weil der innere Brand zu groß war. Morgens verband man mir die Hand, damit ich zur hl. Messe gehen konnte, sonst aber hielt ich sie den Tag über und auch während eines

Teiles der Nacht beständig unter Wasser. So verrichtete ich meine Gebete und nahm meine Mahlzeiten ein. Andere Mittel habe ich nicht gebraucht.

Am fünften Tage löste sich die Haut von selber ab, und die neue war in der Entwicklung schon ziemlich vorangeschritten. Am achten Tage konnte ich, mit einem nassen Wickel um die Hand, außer Wasser bleiben; nach zehn Tagen aber nahm ich meine Schularbeiten wieder auf. Die beschädigten Teile waren mit einer neuen Haut überzogen und der Schmerz gänzlich verschwunden. Die Haut war noch zart und leicht gerötet, — zum Schutze wurde sie noch ein paar Tage mit einer dünnen, trockenen Binde umwickelt, — heilte aber in Bälde vollständig aus, und gegenwärtig ist daran keine Spur von einer Narbe oder etwas dergleichen zu entdecken.“

(Schluß folgt.)

Mancherlei Merkwürdiges

erzählt uns von der Bibelübersetzung der Missionär Kunze, welcher unter den Papuas das Evangelium verkündigte. Der Missionär konnte beispielsweise nicht das Gleichnis vom guten Hirten erklären, weil die Papuas keine Schafe und infolgedessen auch keine Hirten kennen. Auch andere Anschauungsweisen machten sich nicht selten als Hindernis geltend. Kunze schreibt darüber: „Ich hatte auf Dampier eines Tages für mich das Gleichnis von den guten und den faulen Fischen gelesen; nicht lange währte es, und ich befand mich auf dem Wege nach unserm Nachbardorfe. Ich erzählte dort den Leuten das Gleichnis; aber siehe da, einer meiner Zuhörer antwortete: „Kunze, wir essen die faulen Fische auf.“ Das war mir unwillkommen, denn das Gleichnis hatte auf diese Weise seine Wirkung verfehlt, und ich mußte nach anderen Gleichnissen greifen, die zu der Anschauungsweise der Leute paßten.“

Die bayerischen Missionäre in Neu-Guinea übersetzen das Vaterunser in die Papuasprache. Da ging es denn manchmal gar wunderlich zu. Da mußten sie gleich zu Anfang das Zeitwort „sein“ durch „sizen“ ersetzen, so daß der Eingang also lautet: „Vater Unser, Du sitzest im Himmel.“ Bei der zweiten Bitte fand sich kein Wort für „Reich“, es mußte daher an Stelle der Sache die Person als „Herrscher“ gesetzt werden. Die Herrscher in Neu-Guinea sind Häuptlinge; daher die zweite Bitte so wiedergegeben werden mußte: „Aum uming Abumtao Kapungo! Du komm, Häuptling, größer! In der dritten Bitte mußte für „Wille“ auch ein faßlicheres Wort gesetzt werden; so heißt's nun „Deine Sprache“; das Wort „Himmel“ mußte man ver deutlichend wiedergeben durch „Geister“ und das Wort „Erde“ durch „alle Menschen“. Die vierte Bitte ließ sich noch am besten übersetzen. Auch die Uebersetzung der fünften Bitte „Vergiß unser Schlechtes“ ist noch ziemlich wortgetreu. Die Uebersetzung der sechsten Bitte dagegen geht vom Wortlaut schon weiter ab. Ein Wort für „Versuchung“ gibt es nicht. Die Missionäre haben übersetzt: „Du zeige uns guten Weg.“

Bei den Hereros in Afrika läßt sich nicht einmal die vierte Bitte übersetzen. Dort essen die Leute bloß Fleisch und trinken Milch, nichts, was unserm Brote entsprechen würde, so daß die dortigen Missionäre das deutsche Wort mit herübergenommen haben und die Leute nun beten: „Unser tägliches umboroto gib uns heute.“ Selbst in Indien und in China macht das „Brot“ Schwierigkeiten, weil die Hauptnahrung dort der Reis ist.

Bayerische Gratulanten.

(Unlieb verspätet.)

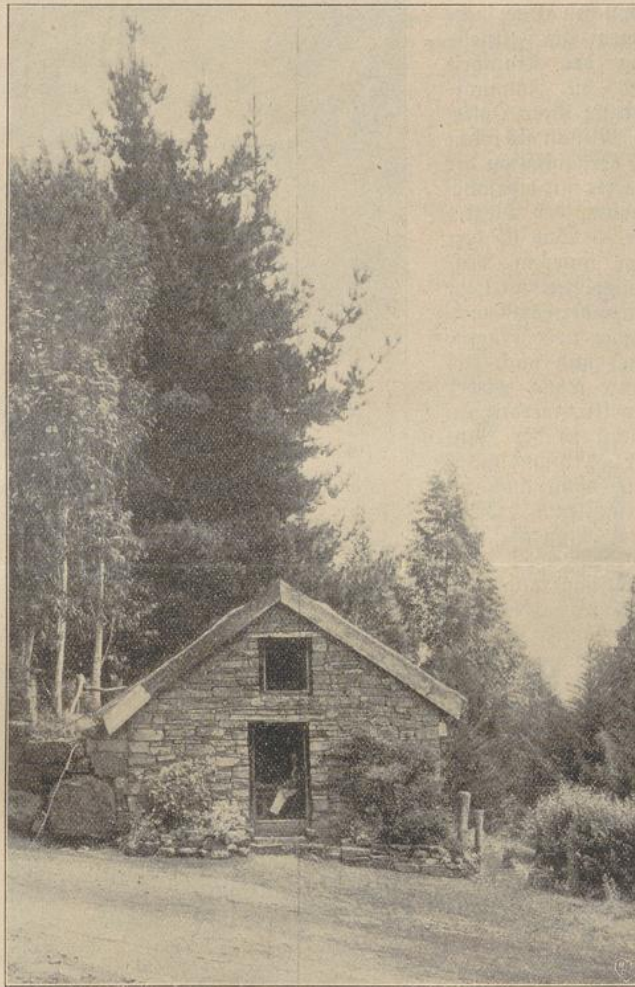
Bekanntlich feierte Sr. Kgl. Hoheit Prinzregent Luitpold von Bayern im März 1911 seinen 90. Geburtstag, sowie sein 25jähriges Regierungsjubiläum über das Königreich Bayern. Zur Zahl der vielen Gratulanten aus aller Herren Länder gesellten sich vom Süden Afrikas her als Söhne und Töchter des schönen Bayernlandes auch zahlreiche Mitglieder des Missionsklosters Mariannhill, nämlich 19 Priester und 6 Priesteramtskandidaten, 60 Laienbrüder und 95 Missionschwester.

Sie alle vereinigten ihre Gebete und guten Wünsche für den allverehrten Landesvater mit denen ihrer Stammesgenossen in der deutschen Heimat und gaben ihrer Gefinnung durch eine schöne Adresse Ausdruck, sowie durch ein großes photographisches Album, in welchem durch zahlreiche Bilder die Arbeiten und Erfolge der Mariannhiller Mission veranschaulicht wurden.

Unser Missionsprokurator, der Hochw. P. Notter Vorpel in Würzburg, erhielt vom Hochwürdigsten Abte von Mariannhill, P. Gerard Wolpert, der sich als Sohn des benachbarten Württemberger-Landes den Wünschen seiner bayerischen Untergebenen von Herzen angeschlossen, den ehrenvollen Auftrag, die erwähnte Adresse nebst Album, wenn möglich, persönlich zu übermitteln. Da aber eine persönliche Ueberreichung von Glückwunsch-Adressen überhaupt nicht stattgefunden hat und deswegen auch im vorliegenden Falle nicht stattfinden konnte, so wurde sie an die dafür eingesetzte Kommission eingeholt, um sie Sr. Kgl. Hoheit zu überreichen.

Ueber die fortwährenden Verheerungen der Schlafkrankheit lesen wir in einem Briefe P. Cotels aus der Kongregation der Väter vom Heiligen Geist, Apostolischen Vikars von Ubangi-Schari: Die Uferdörfer und die Ortschaften im Innern sind mit Schlafkranken tatsächlich überschwemmt. Meist sind es arme Sklavenkinder, die man reichlicher mit Prügel als mit Maniokbrocken bedient. Wir kaufen sie los, taufen sie und sorgen für sie nach bestem Können. Unvermögend, ihnen die leibliche Gesundheit wiederzugeben, sind wir gleichwohl glücklich, sie der Sklaverei und Verlassenheit, zeitlichem und ewigem Elend entreißen zu können. — Nichts vermag dem Umsichgreifen der entsetzlichen Seuche Einhalt zu tun, die fast in jedem einzelnen Fall mit besonderen Erscheinungen auftritt. Manche der von ihr Befallenen sterben dahin — die geschwächte Sehkraft allein ausgenommen — fast ohne jede Veränderung, fast ohne alle Leiden. Andere schleppen sich monatelang mühsam fort, abgemagert, entstellt, nicht mehr erkennbar, wandelnde Skelette, die nichts Lebendes mehr an sich zu haben scheinen, als die weit hervortretenden Augen. Viele, namentlich die Nervösen, verlieren leicht den Gebrauch der Vernunft: sie sind in beständiger Aufregung, mühen sich ab, lachen, weinen, halten lange, unverständliche Reden, während ein Anfall sie öfters zu Boden wirft.

Je mehr die Seuche um sich greift, um so mehr werden Furcht und Angst alles verwirren. Die Neger verlassen ihre Geburtsorte, weil das Land, das sie so lange ernährt habe, sie „nicht mehr liebe“. Wie von Sinnen ziehen sie fort und suchen andere, vielleicht noch weniger milde Gegenden auf in der Hoffnung, da ein Fleckchen Erde zu finden, „das sie liebe.“ Und finden sie zufällig dieses heiß ersehnte Plätzchen, dann stellt sich der Hunger ein, der sie arg mitnimmt und sicher dem Tode in die Arme treibt.



Schusterhäuschen in Tzentschou (Br. Bernard).

Zur Bekämpfung der Schlafkrankheit macht ein Missionär aus der Mission der Väter vom Heiligen Geist in Katanga (Belgisch-Kongo) den folgenden Vorschlag, an dessen Durchführbarkeit bereits angestellte Versuche nicht mehr zweifeln lassen. Der Vater beklagt die großen Verheerungen der Seuche und fährt dann fort: „Um den Rest der unglücklichen Bevölkerung zu retten, sollte man die Leute aus einem bestimmten Gebiet zu einem großen Dorfe zusammenbringen und eine ernste Trennung zwischen den Gesunden und jenen, die die Keime der Krankheit bereits in sich tragen, durchführen. Mit ersteren könnte man dann daran gehen, all die benachbarten Holzbestände

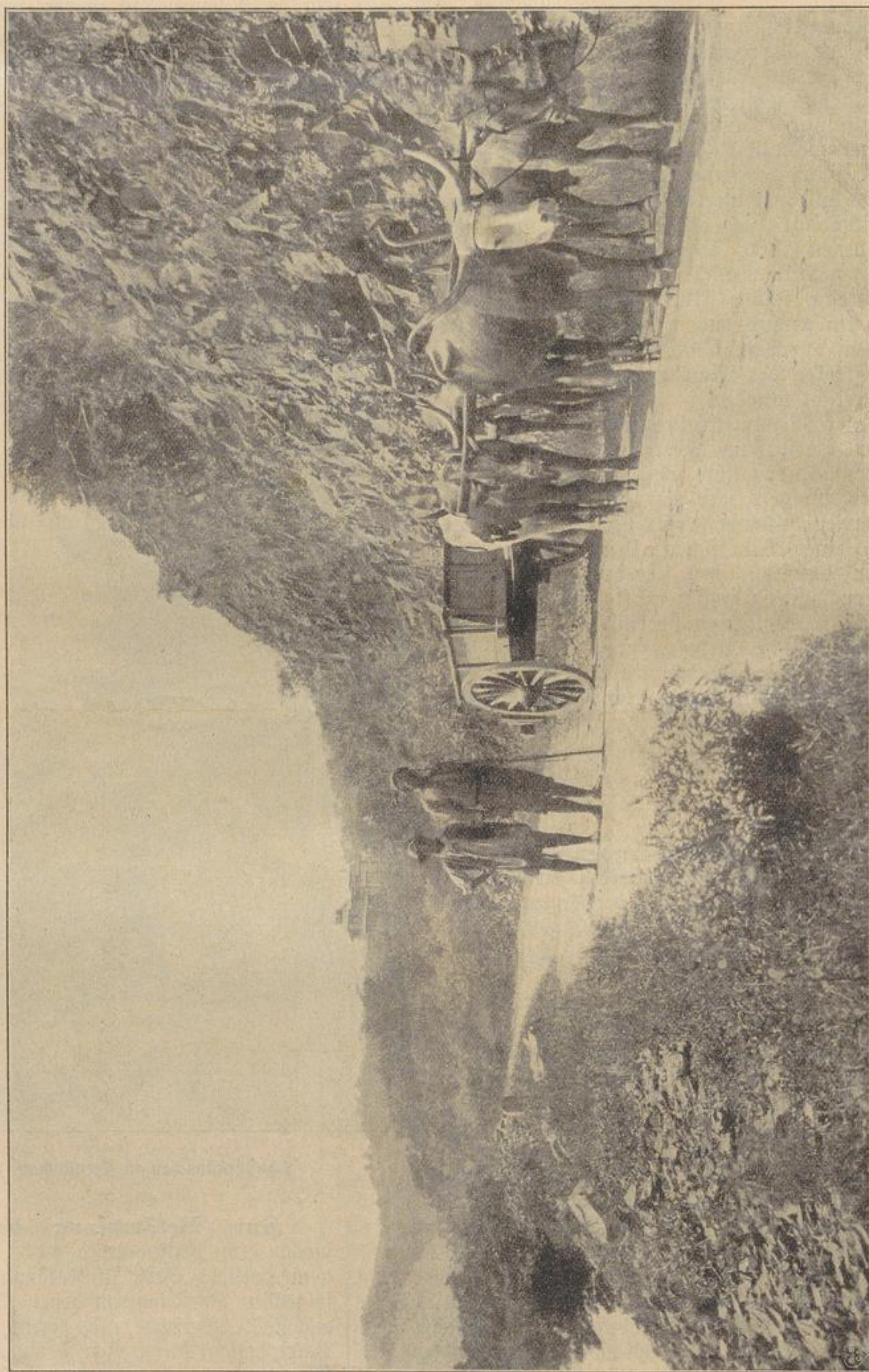
zu fällen und durch geeignete Anpflanzungen die unheilvolle Festsiege zu vertreiben und das Land zu assanieren suchen. Die Anwesenheit des P. Maurice C. S. Sp., eines Doktors der Medizin, der in spezieller Sendung hierher gekommen, wird mir viel bei Verwirklichung dieses Ideals behilflich sein. Der ärztliche Missionär besorgt die mikroskopischen Untersuchungen, die Feststellung der Krankheit und die Immunisierung ihrer Opfer, die Mission als solche die Organisation der Dörfer und die Handhabung der Disziplin. — Was ich hier von unserem Missionsposten sage, ließe sich andernwärts nachahmen und so könnte nach und nach das ganze Land wieder bevölkert werden, zunächst in der Nähe der Missionsstationen, dann auch an entfernteren Orten nach Maßgabe des Vordringens der Missionstätigkeit.

Schon haben wir einen Schritt zu dieser Organisation getan. Mehr als 60 vollständig gesunde Eingeborene haben sich um die Mission angesiedelt und bilden ein kleines Dorf, dessen Zunahme und Entwicklung, wie zu hoffen steht, auch weitere Fortschritte machen werden.

Von einem Bergheimnichtsleser ging uns folgender Bericht zu: „Vor einiger Zeit stellte ich eine Dreschmaschine für Lohndrescherei auf. Die Funktion der Maschine ließ sehr viel zu wünschen übrig; sie hatte einen

Fehler, der nicht zu finden war. Selbst ein zugezogener Monteur, sowie Leute von Fach konnten ihn nicht entdecken. Die Frist der von der Fabrik gewährten Garantie war durch Verzögerung abgelaufen, sodaß von einer Rückgabe auch keine Rede mehr sein konnte.

Schon begannen auch Konkurrenten sich einzustellen. In meiner Not nahm ich meine Zuflucht zum hl. Antonius von Padua und machte das Gelöbniß, alljährlich den Betrag einer vollen Arbeitsstunde der Maschine



Mit dem Ochsenkarren.

der Heidenmission zukommen zu lassen, falls es mir gelänge, die Maschine in Ordnung zu bringen. Gleich darauf habe ich den Fehler selbst gefunden. Die Konkurrenten konnten abziehen, und der frühere Tadel machte, Gott sei Dank, uneingeschränktem Lobe Platz.

Ich fühle mit gedrungen, die Sache im „Vergißmeinnicht“ zu veröffentlichen, um auch andere zur Verehrung des hl. Antonius, des großen Wundertäters, anzuspornen.“

Gehet zu Joseph!

Ein Student und fleißiger Leser des Vergißmeinnicht schrieb uns jüngst folgendes:

„Auch ich möchte heute erzählen, wie gut der hl. Joseph ist, und wie schnell er hilft, wenn man ihn recht vertrauensvoll anruft. Ich hatte viel Mühe und Arbeit mit meinen Studien; trotz des besten Willens und redlichsten Fleißes wollte es nicht recht vorangehen. Meine Noten sanken immer tiefer auf der Skala.“

Da gab mir meine Mutter den Rat, mich an den hl. Joseph zu wenden und es im „Vergißmeinnicht“ veröffentlichen zu lassen, falls ich Erhörung fände. Ich tat so, und siehe, von der Stunde an, ging es zusehends besser, und gegenwärtig geht es in der Schule ganz herrlich. Drum tausend Dank dem lieben guten hl. Joseph!

„Was dich nicht angeht, darüber urteile nicht; und mische dich nicht darein, damit du allezeit den Frieden habest!“

Nimm dieses Sprüchlein wohl in acht! es hat gar goldene Weisheit auf seinem Grunde. Sich selbst, seine Seele in Frieden besitzen, ist eine seltene, aber hochwichtige Kunst. Sie scheitert leider nur allzuoft an unberufener Neugierde. Wir wüßten so gern, was andere tun, wie sie es machen, und darüber vergessen wir sehr oft uns selbst, unsere Seele, unser Heil.

Zuweilen sehen wir andere bevorzugt, in besseren Verhältnissen, in glücklicherer Lage, — dann regen sich Neid und Gram, Eifersucht und Mißgunst in uns, und um unsern Frieden ist's geschehen.

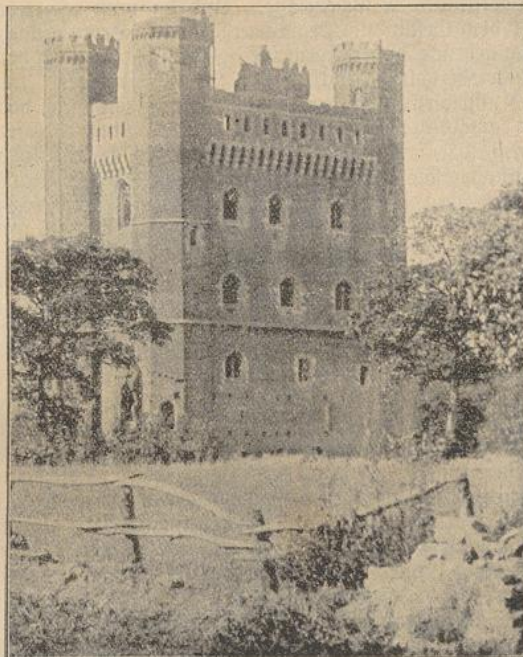
Laß die andern machen, was sie wollen; geh' nur du ungehindert den Weg deiner Pflicht, so bleibst du ruhig. Der große Meister der praktischen Tugend, der liebe heilige Franz von Sales, sagt so schön: Man soll sich nicht zu viel um die Angelegenheiten anderer, nicht einmal um die der nächsten Familie kümmern. Auch sagt er anderswo: man solle sich weder durch eitle Kleidertracht, noch durch das Gegenteil auffällig machen, denn eins sei so schlimm als das andere. Ohne Geräusch, ohne Auffallen, ohne den Sonderling zu spielen ruhig seine Wege gehen, zur rechten Zeit das Rechte tun: das wird uns zufrieden und fröhlich machen, das wird uns in uns selbst beglücken, während uns jene Unruhe, jenes Sorgen um die andern lediglich aufreißt.

Papst und Soldat.

Als im Jahre 1865 Papst Pius X. noch schlichter Pfarrer im Dorfe Tombolo bei Padua war, hielten Oesterreicher dort ihre Manöver ab, und infolge der großen Sommerhitze geschah es, daß ein Soldat des 1. Infanterieregiments Namens Johann Bayer unterwegs ohnmächtig wurde und unter Bewachung eines Kameraden auf der Straße liegen blieb. Der junge Pfarrer Sarto, der gerade von einem Krankenbesuch kam, hatte Mitleid mit dem Armen, brachte ihm Wein und Brot und schenkte ihm, als er sich erholt hatte, eine fromme Medaille.

Bayer kehrte nach Ableistung seines Militärdienstes in seine schlesische Heimat zurück, wo er jetzt als Inhaber einer k. k. Tabaktrafik lebt. Als er vor einiger Zeit aus einem Kalender ersah, daß der gegenwärtige Papst früher Pfarrer in Tombolo gewesen war, erinnerte Bayer sich jenes Unfalles und der gütigen Fürsorge des Pfarrers und schrieb einen Brief an den Papst, worin er des Vorfalles dankbar gedachte und um dessen Bestätigung bat. Im Auftrag Pius X. hat nun der Staatssekretär Merello del Val dem Bayer geantwortet und versichert, daß der Papst sich der österreichischen Soldaten, dem er Hilfe leisten konnte, noch sehr wohl erinnere; zugleich sandte er ihm ein Geschenk von 200 Lire und den apostolischen Segen.

Wachholderwasser. Dasselbe, eigentlich eine Art Wein, wird wie Korinthenwein aus zerqueirchten Beeren und warmem Wasser bereitet. Da die Beeren viel Zucker enthalten, tritt leicht die Gährung ein. Nach derselben kann der Wein in Flaschen gefüllt oder zu Syrup eingekocht werden.



Ein englisches Schloß, das abgebrochen, verpact, nach Amerika verhandelt und dort wieder aufgebaut wird.

Ein englisches Schloß, das abgebrochen, verpact, nach Amerika verhandelt und dort wieder aufgebaut wird. Ein amerikanischer Millionär sah bei einer Autofahrt durch England das alte verfallene Schloß Tattershall bei Boston. Ihm gefiel der alte Kasten und besonders das Innere und er beschloß, es zu kaufen. Interessant ist die Abmachung, daß als Kaufpreis für das Schloß für jeden Backstein ein Shilling und six Pence zu zahlen ist. Die englische Nation selbst konnte leider diesen hohen Kaufpreis nicht erschwingen und nun wird jeder Backstein, jeder Stein sorgfältig eingepackt, nummeriert und jenseits des Ozeans vollständig echt wieder aufgebaut. Vielleicht kaufen die Amerikaner demnächst noch auf diese Weise uns alle anderen berühmten europäischen Schlösser ab.

Der Druck der Pfaffen.

Aus Grimma wird geschrieben: „Herr Schulze, ein sozialistischer Kandidat, hielt seine Wahlrede, welche schloß: „Darum sage ich euch, Genossen, es wird nicht eher besser in der Welt, ehe wir nicht loskommen von dem Drucke der Junker und Pfaffen.“ Donnernder Beifall. Herr Schulze setzte sich mit siegesbewußtem Lächeln. Als die „Diskussion“ beginnt, meldet sich Einer aus dem Hintergrunde zum Worte. „Pfarrer L.,“ murmelte es im Saale. Alle hingen mit Spannung an seinem Munde. Und er begann: „Herr Schulze hat zum Schluß von dem Drucke der Junker und Pfaffen geredet. Was nun die Junker betrifft, so habe ich eigentlich zu wenig mit Adelligen zu tun gehabt, um beurteilen zu können, ob sie die Leute drücken. Einige habe ich kennen gelernt, das waren recht menschenfreundliche Herren. Wahrscheinlich hat Herr Schulze als Arbeiter mehr in höheren Adelskreisen verkehrt; vielleicht ist er so freundlich und nennt uns nachher die Junker mit Namen, unter deren Druck er zu leiden gehabt hat. — Aber nun die Pfaffen! Ich gehöre ja selbst zu dieser verwerflichen Menschenklasse. Und da muß ich leider mit dem Geständnis beginnen: Ich habe Herrn Schulze auch gedrückt!“ — Allgemeines „Aha!“ — „Ja, ich habe ihn wiederholt gedrückt,“ fuhr L. unbeirrt fort. „Es sind nun vier Jahre her, da starb seine Frau. Ich habe ihr damals die Grabrede gehalten, und da mir das Herz warm war, auch dem betrübten Gatten in herzlicher Teilnahme die Hand gedrückt. Das war der erste Druck! Danach über eine Zeit hörte ich, daß Herr Schulze wegen sozialistischer Umtriebe aus der Arbeit entlassen sei und nun mit seinen armen Würmern in arge Not geraten sei. Da bin ich wieder zu ihm gegangen und habe ihm damals die Hand gedrückt und auch etwas in die Hand, soweit meine Kräfte reichten. Das war der zweite Druck. Und vier Wochen nachher klopfte es an meine Tür, und herein trat Herr Schulze und bat, ob ich nicht ein gutes Wort für ihn einlegen wolle bei dem Herrn, daß er wieder in Arbeit komme. Da habe ich ihm abermals die Hand gedrückt und versprochen, daß ich es versuchen wolle. Und ich freute mich, daß er auf meine Befürwortung wieder angenommen worden ist. Das war der dritte Druck! Und darum, meine Herren, stehe ich heute als armer Sünder vor dem Herrn Schulze, und muß Ihnen allen gestehen: „Ich habe ihn wiederholt gedrückt!“ Ein Lächeln ging durch den Saal; aller Augen waren auf Herrn Schulze gerichtet. Dieser aber schien jetzt tatsächlich etwas gedrückt zu sein.

Dorfschullehrer Jeremias Bakel

war soeben damit beschäftigt, den Hosenhinterteil eines seiner Jöglinge mit einem frisch geschnittenen Haselnußstock zu bearbeiten. Da trat der Schulinspektor ins Schulzimmer. Bakel aber ließ sich dadurch nicht irre machen, sondern klopfte energisch drauf los, bis ihm der Arm erlahmte. Dann steckte er den heulenden Jungen mit den Worten: „So, du nichtsnutziger Bengel, jetzt geh' zu deiner Mutter und sag' ihr, daß du wieder einmal Reile gekriegt hast!“ zur Tür hinaus. Der Schulinspektor war zunächst ganz starr über die Ungeniertheit, mit welcher der sonst so pflichtbewußte Lehrer solcher Ueberschreitung des Buchtigungsrechtes in seiner Gegen-

wart sich schuldig gemacht hatte. „Was soll denn nun werden, Herr Kollege,“ fragte er ihn endlich ärgerlich, „wenn die Mutter des Jungen sich bei mir über Sie beschwert?“ — „Ausschmeißen, Herr Inspektor!“ antwortete Bakel lakonisch. — „So! Und wenn nachher der Vater kommt, was dann?“ — „O, da seien Sie unbesorgt, Herr Inspektor, der kommt nicht!“ — „Woher wissen Sie das so genau?“ — „Je nun, Herr Inspektor, der Vater von dem Bengel bin ich!“

Briefkasten.

G. F., Dillingen. Sie fragen nach interessanten Missionsschriften? Ich empfehle Ihnen das Werk: „Aus allen Ecken“, Bilder aus den Missionen der Franziskaner in Vergangenheit und Gegenwart. Bis jetzt erschienen sechs Bändchen. Preis à 50 Pfg., in elegantem Leinwandband 80 Pfg. Druck und Verlag der Paulinus-Druckerei, G. m. b. H., Trier.

Antoniusbrot

für Afrika teils als Bitte, teils als Dank ist eingegangen aus: (Veröffentlichung war versprochen)

Kriessern, Wegenstetten, Basel, Kirchberg, Waldfisch, Roggswil, Diepoldsau, Sonthalen, Birglen 2mal, Oberufer, Nordschaffenberg, Kradoff.

Dankjagungen

gingen ein aus: Amstetten, Hohenberg (Traisen), Wolfsberg, Steiermark, Frohnleiten, Steiermark, Villenfeld, N.-Delf. (3mal), Reichenau, Böhmen (2mal), Maffig Böhmen, Linz, für glückliche Operation, Parafschitz, Böhmen.

Gebets-Empfehlungen

in verschiedenen Anliegen gingen ein aus: Linz, Ob.-Delf. (4mal), Jernitz, Steiermark, Hemdorf, Delf.-Schlesien, Maria Trost bei Graz, Reichenau, Böhmen (7mal), Mährisch Trübau, Mähren, Ober-Fraunitz, Böhmen, Harb. Vorarlberg, Steyr, Ob.-Delf., Wever, ein schweres Anliegen, Murnitz, ein schweres Anliegen, Gassenz, Ob.-Delf., Gmunden, Ob.-Delf., Krumbach, Vorarlberg, Pfaffenhofen, Tirol, Trautmann, Böhmen, Villenfeld, N.-Delf. (4mal), Ettingen, Kögswil, Luzern, Wittenbach, Schupfart, Jilistort, Oberegg, Dagmersellen.

Memento!

Von unseren Wohltätern und Mitgliedern unseres Wohltäter-Vereins sind gestorben und werden dem frommen Gebete unserer Feier empfohlen:

Kaja Kehl, Balgach. Leonz Birchmeier, Wärenlingen. Joh. Josef Jaggi, Baren. Anna Scherer-Bachmann, Niderwölz. Jrl. Eicher-Docher, Nordschaff. Peter Maria Zumosen, Viktor Clavioz, Karolina Marks, Maria, Anna Maria und Katharina Bahard, sämtl. in Baren. Eva Sirikowski, St. Paul, Ath. Theres Wudernitz, Schleimbach, St. B. Kaja Kos, Radomlje, Krain. Rudolph Smole, Bösenlaken. Kath. Wollemann, Temesvar. S. Maria Gregoria a St. Joj., Linz. Maria Groß, Klopschen. Juliana Kniely, Pertelstein. Maria Kronegger und Maria Stadler, Wartberg. Albert Rameis, Trattenbach. Mater M. Philomena, St. Ursula, Linz. Elise Obergruber, Neustift b. G. Rammung. Peter Hinteregger, Wienerbrud. M. Christine Smachl, Linz. Rudolf Kuhn und Maria Struder, Graz. Johann Sobottal, Wien. Margaretha Böckl, Friesach. Gregor Kreis, Budaörsch. Maria Gruber, Rindorf. Maria Kels, B. Feistritz. Agatha Weishaupt, Nenzing. Johann Rastl, Oberberg, Tirol. M. Soretha Moser, Linz. P. Rupert Viehaus, Kremsmünster. Maria Schramel, Znaim.

Lasset uns beten!

Barmherziger Gott! verleihe um des kostbaren Blutes Deines eingebornen Sohnes Jesu willen und auf die Fürbitte der allerheiligsten Jungfrau und unbefleckten Mutter Maria diesen Deinen treuen Dienern und Dienerinnen die ewige Glückseligkeit, durch denselben Jesus Christus, unsern Herrn und Heiland. Amen.

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei vorausgehender Uebereinkunft jedoch gerne gestattet.

Verantwortlicher Redakteur Georg Kropp in Würzburg. — Druck und Verlag der Fränkischen Gesellschaftsdruckerei G. m. b. H., Würzburg.

Vergißmeinnicht.

Illustrierte Zeitschrift
der Mariannhiller Mission, Südafrika.

Mit Oberhirtlicher Druckerlaubnis und Genehmigung der Ordens-Obern.
Gesegnet von Sr. Heiligkeit Papst Pius X.

Alle Anfragen, Bestellungen, Zahlungen und
Sendungen sind zu richten an die:



Vertretung der Mariannhiller Mission
in Köln a. Rh., Brandenburgerstr. 8.

30. Jahrgang.
Nr. 2.

Erscheint monatlich
und kostet
pro Jahrgang
Mk. 1.50,
direkt franco zu-
gesandt oder von
unsern Befördern
bezogen.

Überzahlungen
im Interesse der
Mission
sind willkommen.
Probenummern
gratis.

Wer diese Zeitschrift
bestellt, tut gleich-
zeitig ein gutes
Werk zu Gunsten
der armen Heiden
in Afrika.

Bestellungen
auf das
Vergißmeinnicht
geschehen am ein-
fachsten auf dem
Abschnitt der
Zahlliste oder
Postanweisung.

Postcheck-Konto
Köln Nr. 1652.



Köln a. Rh.
Februar 1912.

Der Reinertrag
dieser Zeitschrift
wird nur für
Missionszwecke,
für die Ausbreitung
unserer heiligen
Religion ver-
wendet, weshalb
der Hl. Vater
Pius X. zu wieder-
holtenmalen allen
Wohltätern
unserer Mission
seinen apostolischen
Segen erteilt hat.

Beförderer des
Vergißmeinnicht
werden an allen
Orten gesucht.

Für die Abonnenten
des Vergißmeinnicht
als Wohltäter
unserer Mission
werden täglich in
der Kollegiatkirche
zu Mariannhill
2, oft 3 hl. Messen
gelesen.

Heute ist das Körbchen voll.



HERZLICHEN DANK
FÜR DIE TREUEN WÜNSCHE
ZU MEINEM NEUNZIGSTEN
GEBURTSFESTE.

12. MÄRZ 1911

L. J. O.
H. Haag

Antwortschreiben mit Dankjugungskarten.

Im Anschluß an das in Nr. 1 S. 21 des Vergißmeinnicht unter „Bayerische Gratulanten“ Mitgeteilte veröffentlichen wir an dieser Stelle ein darauf eingelaufenes Antwortschreiben der Geheim-Kanzlei

Sr. Kgl. Hoheit des Prinzregenten Luitpold von Bayern.

München, 7. Dezember 1911.

Sr. Hochwürden

Herrn **P. Notker Vorßpel**

Missions- Prokurator

Würzburg, Reibeltsgasse 10.

Seine Königliche Hoheit der Prinzregent haben die Adresse samt Photographie-Album welche Sie im Auftrage des Hochwürdigen Herrn Abtes P. Gerard Wolpert am 16. vor. Mts. in Vorlage gebracht haben, gerne entgegengenommen.

Im Allerhöchsten Auftrage ersuche ich Sie, dem Herrn Abte den Allernädigsten Dank Seiner Königlichen Hoheit mit dem Beifügen übermitteln zu wollen, daß Allerhöchstderjelbe mit großer Freude von den in der Adresse zum Ausdruck gebrachten, warmen Glückwünschen der Bayerischen Mitglieder der Mission Kenntnis genommen haben.

Des Weiteren haben die photographischen Ansichten, welche einen Einblick in die segensreiche Tätigkeit, sowie in die persönlichen, wirtschaftlichen und geographischen Verhältnisse der Mission gewähren, Seine Königliche Hoheit in hohem Grade interessiert.

Von den beiliegenden zwei Dankjugungskarten ist eine für Sie bestimmt, die zweite bitte ich dem ehrwürdigen Herrn Abte gütigst zustellen zu wollen.

Mit Vergnügen ergreife ich diesen Anlaß zur Versicherung meiner aufrichtigen Verehrung.

Ganz ergeben!

v. Haag, Gen. d. Inf.

Die geweihte Kerze.

Aus Bienenwachs bereitet,
Jungfräulich, makelrein,
Sie leuchtet dir in's Leben,
Mit wunderbarem Schein.

Als man dich trug zur Taufe,
Zum heil'gen Gnadenquell,
Entbrannte sie, als Zeichen
Des Glaubens, licht und hell.

Und als zum ersten Male,
An deines Engels Hand,
Dem Tisch des Herrn du nahestest,
Im schnee'gen Festgewand,

Da glühte dir zur Seite,
Als Liebeszeichen wahr,
Die Kerze, die geweihte,
Im Lichte hell und klar.

Und wenn dir einst im Tode
Das matte Auge bricht,
Wird dir zur Hoffnung leuchten
Der Sterbefkerze Licht;

Bis dein Glauben wird zum Schauen,
Dein Hoffen froh erfüllt,
Der Liebe heißes Sehnen
Im „Ew'gen Licht“ gestillt.

Unterstützung der katholischen Mission aus Glaubens-Gründen.

Nach Max Steigenberger, b. g. R.

Irren wir nicht, so gibt es noch sehr viele Katholiken, die glauben, es sei reine Sache des Wohlwollens und der Gutherzigkeit, irgendein Scherlein für die katholischen Missionen zu spenden. Gewiß, es ist immer ein Akt des Edelmut; aber mehr als bloßer Edelmut legt es dem Katholiken nahe, sich an der Erhaltung und Ausbreitung der katholischen Missionen nach Kräften zu beteiligen.

Wenn ein anglikanischer Bischof in einer Versammlung zu Edinburgh sagen konnte: „Die Missionierung ist die erste und höchste Aufgabe des Christentums“, so sollte zuvörderst in jedem Katholiken die Ueberzeugung Wurzel fassen, daß für ihn die Unterstützung der katholischen Missionen wenigstens mit zur allgemeinen christlichen Lebensaufgabe gehöre und in irgendeiner Form bis zu einem gewissen Grade eine Pflicht sei, und das um der Liebe zu Gott, wie um der Liebe zum Nächsten willen.

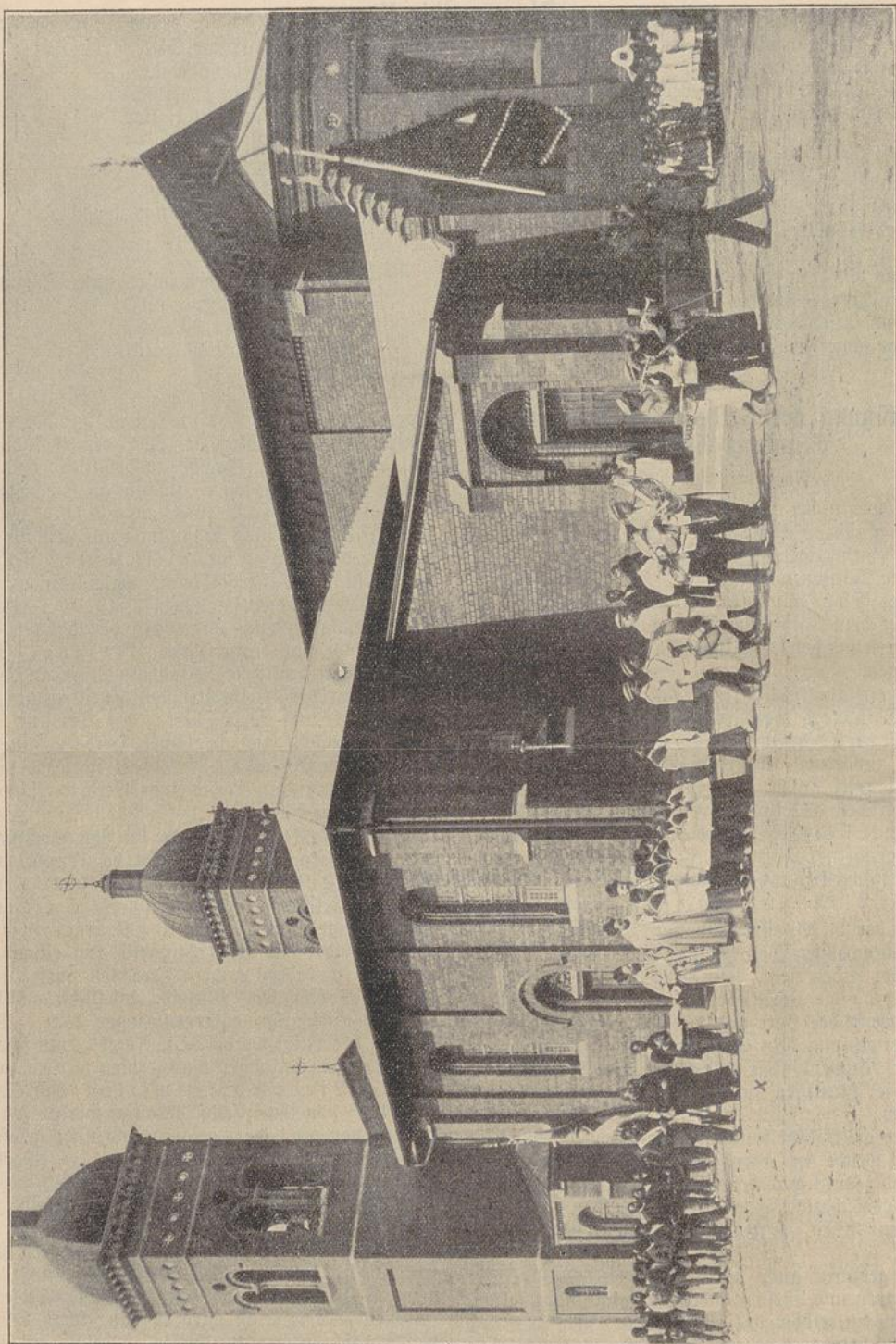
Wenn der hl. Apostel Johannes schreibt: „Brüder, wer die Güter dieser Welt hat und doch, wenn er seinen Bruder Not leiden sieht, sein Herz vor ihm verschließt, wie bleibet da die Liebe Gottes in ihm?“ (1. Joh. 3, 17), und wenn der Herr und Heiland unter Androhung ewiger Verwerfung dem Christen befiehlt, je nach dem Maße der Notwendigkeit und Kraft die Hungrigen zu speisen, die Durstigen zu tränken, die Gefangenen zu erlösen usw. — wie sollte da nicht bis zu einem gewissen Grade auch die Pflicht bestehen, erbarmend derer sich zu erinnern, welche in irgend einer Art von geistigem Elende sind, somit auch besonders derer, die in Finsternis und Todes Schatten sitzen, gefangen in den Irrtümern und Leidenschaften, Greuel und Nöten der Teufels-herrschaft?

Hilfe gebührt auch jenen, die mit apostolischer Liebe hungern und dürsten, möglichst rasch und möglichst viele daraus zu erlösen und ihnen Gottes Wahrheit und Frieden zu bringen, oder ihnen solche Güter wiederzubringen und zu hüten. Das Christentum hätte sich zur Zeit der Apostel nicht so rasch ausgebreitet, wenn nicht der Eifer der gläubigen Laien, der aus der Liebe zu Gott und dem Nächsten entsprang, ihre Arbeit gefördert und auch für die zeitlichen Bedürfnisse der Verkündiger des Evangeliums wie der armen Mitchristen gesorgt hätte. „Habe und Güter verkauften sie und verteilten sie unter alle, je nachdem ein jeder bedürftig

war“. (Ap. Gesch. 2, 45.) Zwar hat der hl. Apostel Paulus keinen Unterhalt von den Gläubigen angenommen, aber er schreibt ausdrücklich, daß ihm das Recht zugestanden wäre, solchen anzunehmen; als in Jerusalem eine große Not ausgebrochen war, bot er die Christen zu einer Sammlung auf, um für die Hungernden dortselbst zu sorgen. (II. Kor. 9, 1 ff.) Der Apostel nennt diesen „Liebesdienst“ zugleich einen „Behorjam gegen das Evangelium Christi“. (9, 13.) Aus diesem dürfte ersichtlich sein, daß es ein altchristlicher Gedanke und eine urchristliche Gepflogenheit ist, daß Laien praktische Teilnahme zeigen an den Sorgen und Nöten der Ausbreiter des Christentums, wie an dem Wohl und Wehe derer, die Christus zu seiner Herde sammeln und in seiner Herde erhalten wollte. Dieser Gedanke sollte also lebhaft in jeder katholischen Familie sein und in irgend einer Weise wirksame Formen angenommen haben.

Ja, er sollte von Jugend an von frommen Eltern und Erziehern den Kindern beigebracht werden — und was ist leichter als das? Wie leicht gibt sich das schon bei Erklärung des Vaterunsers! Das Wort „Vater unser“ zeigt schon, daß wir alle eine große Familie Gottes sind, und also Interesse für einander haben müssen, keiner den andern verachten dürfe, jeder dem andern Wohlwollen, Mitleid, möglichst geistliche und leibliche Hilfe ihm entgegenbringen solle. Durch die Worte „Geheiligt werde Dein Name“ kann schon in den Kindern das Verlangen wachgerufen werden, und zwar um der Liebe Gottes willen, daß Sein Name nicht bloß von ihnen selbst geheiligt werde, sondern daß er auch von andern gekannt und nicht gelästert, sondern verherrlicht werde. Wenn bei den Worten „Zukomme uns Dein Reich!“ die Herrlichkeit des Reiches Gottes nach innen und außen geschildert wird, und daneben ein wenig das Elend derer, die im Irrtum wandeln und „in Finsternis und im Schatten des Todes sitzen“ oder sonst mangels christlicher Pflege und Erziehung in Gefahr sind, an Leib und Seele zu verkommen — wie leicht wird es sein, schon bei Kindern den Wunsch zu erregen, diesen zu helfen und ihnen die himmlischen Güter des Reiches Gottes zu vermitteln, die sie selbst besitzen!

Verbindet man das nun mit dem Gebote: „Du sollst den Nächsten lieben wie dich selbst“ und erklärt in rechter Weise die Wahrheit, daß „jeder Mensch ohne Ausnahme unser Nächster sei“, so ist unseres Erachtens ein guter Grund gelegt für den Gedanken der Missionsunterstützung. Es geht oft solche



Gefzug aus der Kirche beim Jubiläum unseres Br. Keltz.

Missionsbelehrung tiefer als man denkt und in manchem kleinen Knirps und in manchem stillen Mädchen gehen Gedanken durch die Seele, welche der inneren und äußeren Mission noch reichen Segen bringen können. Der Missionsgedanke sollte dem ganzen katholischen Volke so vertraut werden, wie der Gedanke an die Not seines

armen Nachbarn, und gewisse Evangelien und gewisse Festtage der Kirche sollten das Herz wie von selbst aufblühen lassen zu geistlichen und leiblichen Gaben heiliger Liebe wie für die Nähe, so auch für die Ferne.

Die Anfänge des Christentums am Kongo.

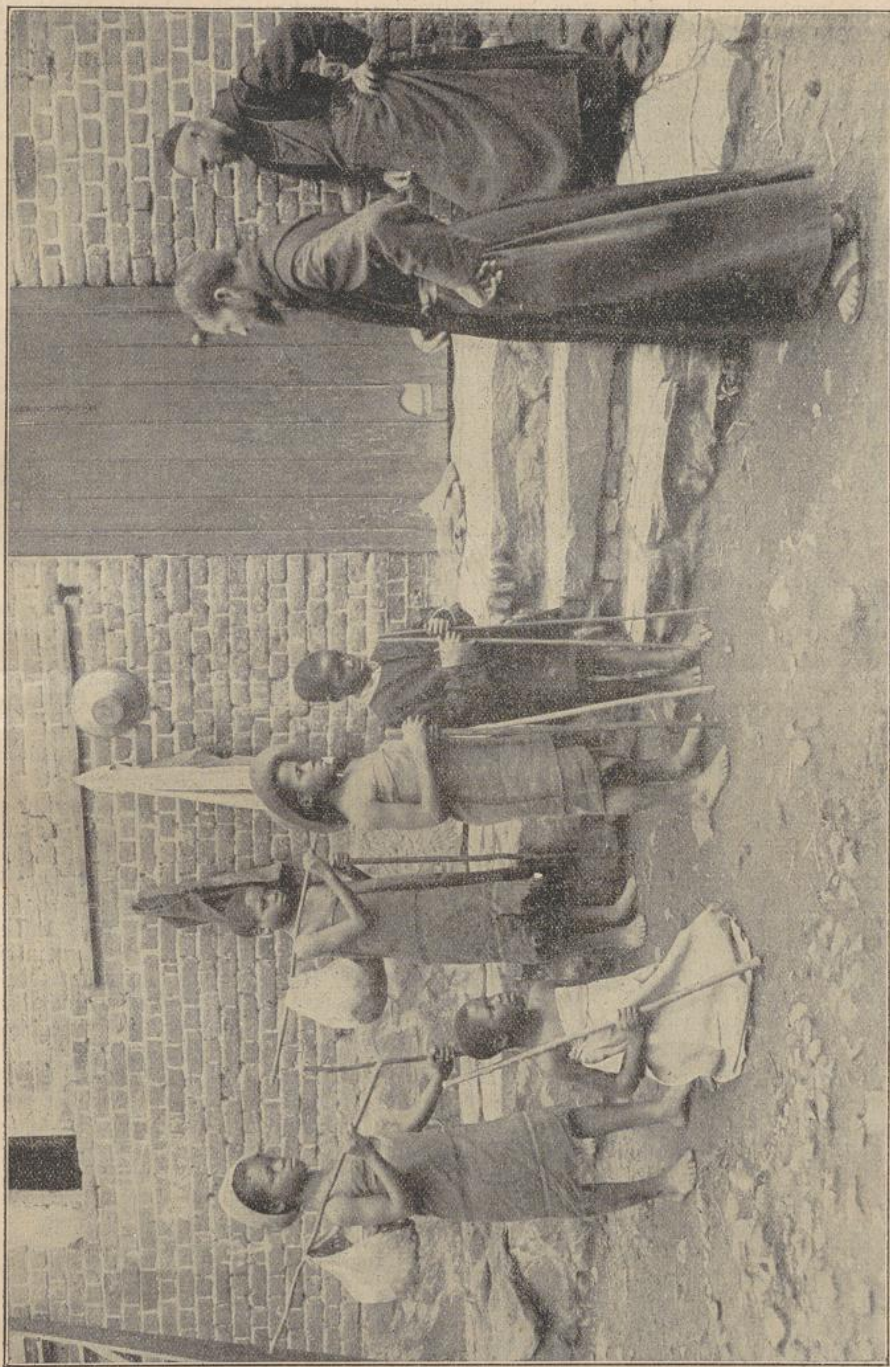
(Fortsetzung.)

Im Jahre 1655 erhielten die beiden Kapuziner P. Antonio Cavazzi und P. Ignatio de Balfassina kurz nach ihrer Ankunft in Soanda den Befehl, sich zum Könige Angola Marijo, einem Bruder Zinghas, zu begeben, der seinen Sitz zu Maopongö hatte. Am 6. Mai verließen sie die von den Portugiesen besetzte Festung Massangano. Als Begleiter hatten sie mehrere Neger, die ihnen als Wegweiser dienen und außerdem das Gepäck und die nötigen Lebensmittel tragen sollten.

Raum befanden sie sich aber auf dem Weg, als die meisten dieser unzuverlässigen Leute mitten Walde ihre Bürde niederwarfen und entflohen, so daß die armen Missionäre gezwungen waren, ihr Gepäck selbst auf den Rücken zu nehmen. Beim Weitermarsche stießen sie auf einen Baum von ungewöhnlicher Größe; vor demselben stand ein Götzenaltar, der mit den Köpfen und Knochen frischgeschlachteter Tiere bedeckt war. Als sich P. Cavazzi der Stelle näherte, erscholl ein furchtbares Geheul, und alsbald stürzte der Wächter des Altars mit sieben andern schwarzen Gefellen hervor und suchten ihm Furcht einzulößen. Er aber schritt, das Kreuzifix in der Rechten, mutig voran, warf Feuer in das um den Baum aufgehäufte Holz und verbrannte den Altar samt dem darauf stehenden Götzenbilde. Die bei ihm befindlichen christlichen Neger, die anfangs scheu zurück-

gewichen waren, jubelten, als sie die Ohnmacht des Götzen sahen, laut auf und halfen ihm bei der Zerstörung ähnlicher Götzenbilder, auf die sie noch häufig stießen.

Nach mühsamen Märschen durch dichtes Gehölz er-



Bei Br. Kelly melden sich Heidenknaben zur Schule. (Im Hintergrund Br. Marcijus, Gehilfe des Br. Kelly.)

reichte man endlich die Stadt Dumbi Nabo, wo die Missionäre vom ersten Minister des Königs von Angola freundlichst begrüßt wurden und ein paar Wochen von den Mühen der weiten Reise ausruhten. Daneben erteilten sie fleißig Unterricht in der christlichen Religion

und taufte viele Kinder. Nach ein paar weiteren Tagereisen kam ihnen der Sohn des Königs entgegen, versicherte sie, mit welcher Ungeduld sie am Hofe erwartet würden und begleitete sie bis zur Stadt Maopongo, oder vielmehr bis zum Fuße der kolossalen Felsmauern, auf denen sie liegt.

Diese wunderbare Bergfeste, von den Portugiesen „Forte das Pedras“ genannt, erhebt sich zwei Meilen von Cabazzo in der Mitte der großen Ebene Darij, die sich am Ufer des Coanza hinzieht und hat große Ähnlichkeit mit den Inseln und Korallenfelsen, die mitten aus dem Ozean emporragen. Obgleich dieser Gebirgsstock mehr als hundert (italienische) Meilen von der Küste entfernt ist, so strömen doch von seinem Gipfel aus einer Höhe von mehr als siebzig Klaftern salzhaltige Quellen herab, die steigen und fallen wie Ebbe und Flut. Das Merkwürdige aber ist, daß in nächster Nähe davon andere Bäche fließen, die ein ganz vortreffliches Trinkwasser liefern. Der ganze Berg, der etwa 27 Meilen im Umfange hat und die höchsten Türme Europas überragt, erscheint, von Ferne gesehen, wie eine einzige, ungeteilte Masse; kommt man aber näher, so löst sich das Ganze in eine Unzahl steiler, schroff abfallender Kegel und Bergspitzen auf, welche durch wirt durcheinanderlaufende Täler, Schluchten und Abgründe von einander getrennt sind. Sie weisen die mannigfachen, originellsten Gebilde auf, bilden Gewölbe, Höhlen und Gänge, Kuppeln, Portale, Säulenhallen und Triumphbogen, gleichen Obelisken, Grabmonumenten, Ruinen von Burgen und Palästen usw.

Hat man den Fuß des Berges erstiegen, so kommt man in ein Labyrinth von Klüften und engen Fußpfaden, die so dicht mit Dornen und Buschwerk überwachsen sind, daß man sich nur mit vieler Mühe hindurchwinden vermag. Weiterhin gelangt man in geräumige Täler und offene Gefilde. Hier wechselt gutes, schweres Ackerland, das nur des Anbaues durch fleißige Menschenhände harret, mit schattigen Gruppen immergrüner Bäume und Waldparzellen ab. Das oberste Stockwerk dieser wunderbaren Bergfeste aber flacht sich zu einer weiten herrlichen Ebene ab, die ebenfalls die denkbar reichste Ernte liefern würde, falls man sich die Mühe nähme, sie anzubauen. Wohl liegen am Fuße des Berges und in den einzelnen Schluchten und Tälern über dreißig Dörfer, allein die schwarzen Einwohner nähren sich von wildwachsenden Früchten und Kräutern und finden jede Aufforderung, sich durch Fleiß und Arbeit etwas Besseres zu verschaffen, töricht und lächerlich.

Wie leicht könnte man ferner auf diesem Hochplateau eine Stadt und eine Feste anlegen, so sicher und uneinnehmbar, daß sie auf der ganzen Welt kaum ihresgleichen hätte. Man dürfte nur das die Schluchten und Täler bedeckende Gesträuch fleißig unterhalten und die beiden einzigen zur Höhe führenden Hohlwege durch starke Mauern absperren. Würde man vollends am Rande derselben lose Steinhäufen aufrichten, so könnte man damit ein ganzes Heer, das den Durchgang erzwingen wollte, zerschmettern. Gesezt aber auch, es gelänge einem Feinde, durch List und Tapferkeit all diese Hindernisse zu nehmen und sich auf der Hochebene festzusetzen, so wäre er noch lange nicht unbestrittener Herr derselben, denn die Natur hat der Besatzung eine Burg gebaut, so hoch und stark, daß sie die mutigsten Belagerer in helle Verzweiflung versetzen müßte. Mitten vom Felsplateau steigt nämlich mit fast senkrecht abfallenden Wänden nochmals ein Bergkegel empor, der

wie mit natürlichen Fensteröffnungen und Schießscharten durchbrochen ist, die nur ein klein wenig künstlicher Nachhilfe bedürften. Diesen Oeffnungen entsprechen im Innern eine Menge Höhlen von verschiedener Länge und Breite, alle gesund und trocken und miteinander verbunden, in mäßiger Steigung zur obersten Höhe führend, die ebenfalls eine kleine Fläche bildet, wo leicht einige Häuser mit Gärten und Schutzmauern angebracht werden könnten. Man findet hier die schwächsten Früchte des ganzen Landes, gutes Trinkwasser und reine, gesunde Luft. In alter Zeit soll hier ein König, Darij mit Namen, gewohnt haben.

Kommt man zum erstenmale in diese Gegend, so meint man zunächst, es sei rein unmöglich, an diesen Bergen, die einer einzigen riesengroßen Felswand gleichen, emporzuklimmen. Betrachtet man sie aber näher, so merkt man bald, daß sich die merkwürdige Burg unschwer ersteigen läßt, vorausgesetzt allerdings, daß kein Feind erscheint, der den Aufstieg wehrt, und daß man sich nicht beirren lasse durch das Geziße der Schlangen und das Gebrüll der Löwen und Tiger, die massenhaft in diesen Höhlen und Schluchten haufen. Besonders schlimm ist dies im Frühjahr, wenn sich die Schlangen paaren; dann ist jeder Felsen ein Schlangennest. Zuweilen kommen auch die Löwen und Tiger, vom Hunger getrieben, in ganzen Rudeln aus den bewaldeten Schluchten hervor, zerreißen, was ihnen in den Weg kommt und ziehen sich mit ihrer Beute in ihre Schlupfwinkel zurück, wo ihnen auch der kühnste Jäger nicht beizukommen vermag.

Das Klima ist angenehm, stets frisch und gesund, ausgenommen zur Regenzeit, während welcher oft eine unerträgliche Schwüle herrscht. Die ganze Luft ist nämlich alsdann von den vielen Dünsten, die ringsum aufsteigen, wie geschwängert. Die natürliche Folge sind entsetzliche Gewitterregen. Grelle Blitze durchzucken unter dröhnenden Donnererschlägen die Luft, und die eisenhaltigen Felsen scheinen, wie vom Stahle angeschlagen, statt bloßen Funken ganze Feuerströme zu sprühen. Trotz alledem erreichen die Bäume eine ganz ungewöhnliche Höhe und Stärke und tragen die köstlichsten Früchte; wie überhaupt die Orangen, Feigen, Datteln und sonstigen tropischen Früchte ein Aroma aufweisen, so fein und köstlich, daß es in ganz Afrika nicht seinesgleichen hat. Wollte man die mannigfachen Täler und Schluchten, namentlich aber die auf der Höhe sich ausdehnende große Ebene mit der nötigen Umsicht und Sorgfalt anbauen, so gliche diese Gegend bald einem wahren Paradiese.

Ueber den Ursprung dieser Naturfeste haben die schwarzen Eingeborenen eine uralte Sage. Der Gott Ampungi, so erzählen sie, faßte einst den Entschluß, sich eine freundliche Wohnung zu bauen, wo er ruhig und sicher, von keinem Feinde belästigt, sich des Lebens erfreuen könnte. Er lenkte sein Augenmerk auf diese Gegend und türmte mit Hilfe seiner Gattin, die nicht minder stark und rüstig war wie er, alle diese Felsentüfte, Hügel und Bergkegel zu einer festen, uneinnehmbaren Burg auf. Zuletzt, nachdem sie viele, viele Jahre da gelebt, verwandelten sie sich aus Liebe zu ihren Untertanen in die zwei höchsten und steilsten Bergspitzen, um denselben zur Zeit der Not als sichere Zufluchtsstätte zu dienen.

Das gefiel den Leuten sehr, und um die schuldige Dankbarkeit zu bezeigen, brachte man den beiden Schutzgöttern alljährlich Menschenopfer dar. Das geschah in unvor denklarer Zeit auf dem höchsten Gipfel des

Felsens; da aber später die aus den Eingeweiden der Schutzgötter entstandenen Wendeltreppen verschwanden, oder weil man, wie andere sagen, den Eingang hiezu nicht mehr finden konnte, sah man sich genötigt, das Opfer am Fuße des Berges darzubringen. So die Sage, welche bezeugt, welch hohes Interesse die Schwarzen der Bergfeste schenken.

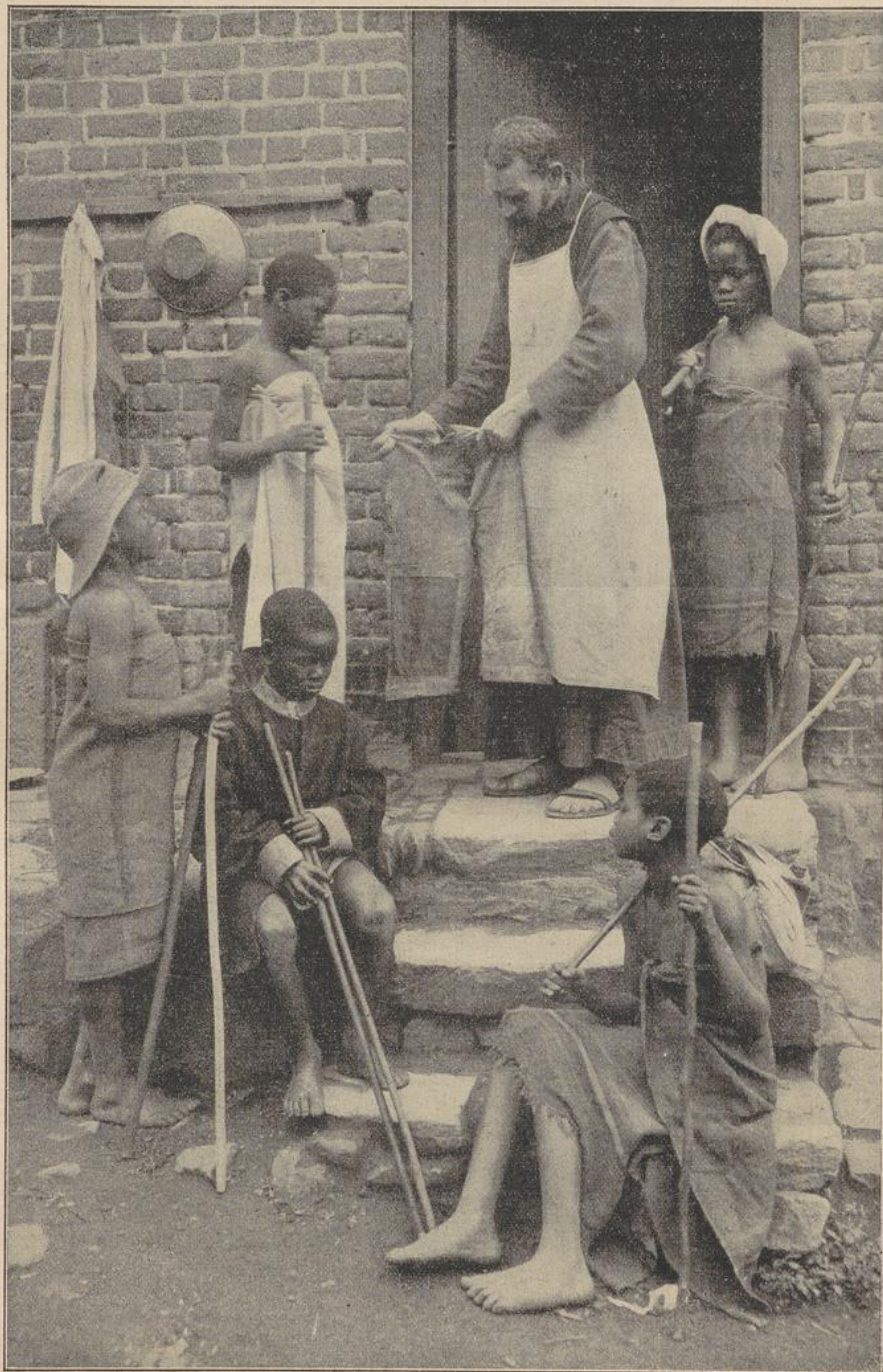
Die Portugiesen bemächtigten sich einmal während eines Krieges, den sie mit der Königin Zingha führten, dieses Punktes, mußten ihn aber später wieder aufgeben wegen Mangel an waffenfähigen Leuten.

Das Tor, das in diese Naturfeste führte, bestand aus einem Ganga, der so niedrig war, daß man nur auf Knien und Ellenbogen hindurchkriechen konnte. Nachdem sich P. Cavazzi mit seinem Gefährten und dem Prinzen, der ihnen als Wegweiser diente, mühsam hindurchgewunden, befanden sie sich zunächst in einem wahren Labyrinth von Felsen, Dornen und Gestrüpp. Nach mühevoller Wanderung standen die beiden Kapuziner ratlos vor einer hochaufragenden Felsenwand. Die Schwarzen kletterten mit affenartiger Geschwindigkeit daran empor und luden die Missionare zum gleichen Kunststück ein. Da aber diese immer wieder abrutschten, luden sie dieselben auf ihre Schultern, erklommen trotz der Last Felsen um Felsen und setzten sie oben an einer Stelle nieder, die nicht mehr allzuweit vom Palaste des Königs entfernt war.

Als der König ihre Ankunft erfuhr, eilte er ihnen mit seinem ganzen Hofstaat entgegen, umarmte sie zärtlich und küßte ehrfurchtsoll das Kreuzifix, das sie am Halse trugen. Aus all dem glaubten die Missionäre schließen zu dürfen, er sei ein eifriger

Christ, doch wie sehr sie sich darin täuschten, sollte in Bälde die Zukunft lehren. König Mariji war ein Heuchler, der sich vortrefflich zu verstellen wußte. Er hieß die beiden Priester herzlich willkommen, äußerte große Freude über ihren Besuch und versicherte sie seines kräftigsten Schutzes.

Nach der ersten Begrüßung machten die Schwarzen eine ohrenbetäubende Musik, feuerten Flintenschüsse ab



Br. Felix übergibt den neuangekommenen Heidenkindern die nötige Kleidung.

und führten sodann ihre Gäste in den königlichen Empfangsalon, der übrigens nichts anderes war, als eine aus unbehauenen Baumstämmen errichtete Scheune. Der König trug als Galaanzug eine von den Lenden bis zu den Knien reichende Schürze, einen am Boden nachschleifenden Scharlachmantel, eine mit bunten Federn gezierte Mütze und elegante Pantoffeln. In solchem Feststaat setzte er sich auf seinen Thron, einen mit Matten und einem armseligen Teppich bedeckten Holzblock und ergriff ein Rohr, das ihm als Szepter diente. Die Missionäre überreichten ihm, nachdem sie seiner Einladung folgend ebenfalls Platz genommen hatten, die Empfehlungsschreiben des portugiesischen Statthalters und ihres Ordensobern. Der König übergab sie seinem Minister, der sie zuerst in portugiesischer Sprache verlas und dann in die Landessprache übersetzte, worauf die wiederholte königliche Versicherung erfolgte, daß man ihre Bemühungen um Ausbreitung der christlichen Religion auf jegliche Weise fördern und unterstützen werde.

P. Cavazzi seinerseits dankte in beredten Worten für dieses Versprechen und zog sich dann mit seinem Gefährten zurück. Beide waren mit dem ihnen gewordenen Empfang überaus zufrieden und hegten die schönsten Hoffnungen für die Zukunft. Als Wohnung fanden sie einen alten, schmutzigen Stall, aus dem man soeben die Ziegen entfernt hatte. Besser war der ihnen vom Hofe überlassene Imbiß, der aus Hühnern und Maniokmehl bestand.

(Fortsetzung folgt.)

25jähriges Jubiläum unseres Bruders Felix, als Hausvater der St. Franziskusschule in Mariannhill.

Mariannhill, 4. Oktober 1911. — Wohin zieht denn dort der festliche Zug von über 200 schwarzen Schulknaben mit ihren Fahnen, und weshalb schmettern denn heute so freudig die Trompeten unserer schwarzen Musikkapelle? Wozu das festliche Glockengeläute an diesem schönen, afrikanischen Frühlingstag, an dem die Sonne so freundlich und klar vom azurblauen Himmel lacht?

Ei, es ist ja heute St. Franziskustag, das Patroziniumsfest der Mariannhiller Knabenschule, und zudem feiert heute unser Bruder Felix*) sein Jubiläum. Sind es doch gerade 25 Jahre, seit er in die hiesige Mission eintrat und sein Amt als Hausvater der Knabenschule übernahm.

Wer wissen will, welche Bürde mit dem scheinbar unbedeutenden Kleintchen verbunden ist, der möge versuchen einmal das Regiment führen über mehr als 200 Rassenknaben, die meist ohne jeden Begriff von Kultur, Erziehung, Religion, Schicklichkeit, Ordnung, Zucht und Keuschheit hier in Mariannhill von allen Sittensrichtungen her aus den heidnischen Kraals an-
schwirren.

Sieh', da kommt gerade so ein kleiner Trupp daher, bloß in alte, zerrissene Decken gehüllt. Nun schau, wie du mit ihnen fertig wirst, d. h. wie du ihr schwarzes Fell sauber bekommst, noch Kleider für sie in der Vorratskammer findest, wie du sie an Ordnung, Gehorsam und gute Sitten gewöhnst, und bei all dem noch die nötige Geduld behältst, um ihren hundert kindischen Witten und Fragen ein geneigtes Ohr zu leihen.

*) Bruder Felix Martin, gebürtig aus Grünfeldhausen bei Laubersbischheim, Baden.

Raum aber hast du angefangen, ihnen dies und das zu sagen, und mühsam beizubringen, da schleichen mit schuldbevußter Miene zwei kleine Kaufbolde herein. Der eine hat die Hose zerrissen, der andere die Träger, und du mußt nun wohl oder übel — es sei denn Bruder Felix trete als Nothelfer wieder ein — deines Amtes als Straßprediger und Profosß walten.

Noch ist diese Aufgabe nicht vollendet, da stehen schon vier oder fünf kleine Knirpse schüchtern im Hintergrund. Sie drehen einen Penny, den ihnen elterliche Liebe überlassen hat, zwischen den Fingern. Der eine möchte Sweets (Bonbons), der andere Schufela (Zucker), ein dritter ledere Fischchen dafür haben. Der Straßprediger verandelt sich flugs in einen Spezereifrämer.

Wieder andere nahen; es sind stramme Rückenjungen, sie wollen Maismehl haben zum heutigen Ballisch. Der Bruder wird zum Mehlhändler. Ist aber gar ein Festtag in Sicht, so muß er auch noch den Bräutern eifert machen, der das nötige Quantum Rassenkornmalz berechnet und abwägt, sowie genaue Anweisung gibt über den Brauprozess und die Gärührung.

Dann tritt er wieder das Amt des Bestars an, um das frisch angekommene Schwarzwild im Anziehen europäischer Kleidung zu instruieren. Da ist aber für zwei kleine Wichte die betreffende Rodnummer ausgegangen. Doch der Hausvater weiß Rat. „Kommt, ihr Burschen, schlüpft nur in diese alten Soldatenröcke! Sie reichen euch zwar bis auf die Knie, aber sie halten hübsch warm, und wenn ihr in den nächsten drei Wochen noch kein Fersengeld gegeben, dann bekommt ihr passende Röcke.“

Während noch nach Hemden für größere Burschen gesucht wird, kommt schon der Hausvater und verlangt ein Duzend Jungen zum Apfelfinenpflücken: die Zeit der Arbeitsverteilung ist da. Der Forstmeister, der Gärtner usw. erscheinen auf dem Plan, sie haben alle besondere Arbeitskräfte nötig, desgleichen die Meister in den einzelnen Werkstätten, und überall hin müssen Knaben verteilt und kommandiert werden. Andere zählen zu den „Feldtruppen“; sie werden mit Hacken ausgerüstet und marschieren, von einem Bruder oder einem größeren Jungen begleitet, in Reih' und Glied ab, und zwar kompagnienweise, die einen auf dieses Ackerfeld, die andern auf jenes. Jetzt findet der vielbeschäftigte Hausvater Zeit, die nötigen Instruktionen zu geben für die Arbeit in den einzelnen Schulgärten. Ist auch dies erledigt, so schöpft er einigemal tief Atem und hofft nun neuerdings seinen Bestiarumsarbeiten sich widmen zu können.

Doch, wer klopft da schon wieder? — Buben, die nach Pinetown sollen, Buben zu den Schwestern, Buben zum Ministrieren, Buben für die Küche, Buben dahin, Buben dorthin. „Ich hab' keine mehr, k'nnst' selbst noch ein halbes Duzend brauchen!“

Endlich findet unser Hausvater Zeit, die rückständige Buchführung zu erledigen, denn auch die Geldangelegenheiten der Knaben hat er zu verwalten. Besondere Fälle wie bevorstehende Taufen, Erstkommunionen, kirchliche Festtage, Massenerkrankungen, Begräbnisse usw. bringen stets wieder Extravergnügungen an Arbeit.

Das Schwierigste ist indes, bei all' den Unarten und Ausschreitungen so vieler unerzogener Knaben den Mut nicht zu verlieren, nicht müde zu werden im Warnen, Mahnen, Strafen und Aufmuntern, sondern auszuharren in Geduld und der Uebung jeglicher Tugend. 25 Jahre lang den gleichen Trubel durch-

machen, 25 Jahre auszuhalten in guten und bösen Tagen, im Verkehre mit klein und groß, im Zusammengehen mit Leuten vom verschiedensten Charakter, das ist auch eine staatsmännische Leistung, aller Anerkennung wert. Nun die geehrten Leser werden wohl kein Verlangen haben nach dem unruhigen Posten eines Hausvaters über 240 Kafferbuben, dagegen werden sie es begreiflich finden, daß dem guten Bruder Felix zu seinem Jubeltage ein schönes Fest veranstaltet wurde. Worin bestand nun die seltene Feier?

Zunächst durfte er an jenem Tage nicht arbeiten, und das war für ihn eine höchst ungewohnte Sache. Um acht Uhr morgens holte ihn sodann der Festzug ab, wobei ihm ein Knabe nach einer Gratulationsansprache einen Myrtenkranz überreichte. Dann ging es unter klingendem Spiel zur neuen Missionskirche, woselbst P. Marzellin nach der Intention des Jubilars ein levitiertes Hochamt zelebrierte. Durch den Diakon erhielt der schlichte Bruder vom Altare aus den Par- oder kirchlichen

hier die nötige Stimmung machte. Am Abend fand als Schlußfeier im großen Schulsaal eine musikalische Unterhaltung statt. Duets, Gesanghöre, Violinsolos, Blasmusik, Clowns und humoristische Schwänke sorgten für



Der Schulstab in Mariannhill.
Vordere Reihe von links nach rechts: 1. Hr. Marchisius, 2. Hr. Feig, 3. P. Marzellin, 4. Hr. Liban (Subier), schwarzer Lehrer.
Hintere Reihe in der Mitte: Hr. Trophimus, Katechet, und Hr. Raphael. Die übrigen schwarze Lehrer und Aspiranten.

Friedensfuß und empfing dann die hl. Kommunion, während die Musikkapelle ein religiöses Lied vortrug. Nach dem Hochamt war Frühstück und dann Gratulationscour.

Am Nachmittag freute sich die ganze Schule bei ihren Spielen, wozu ein bescheidenes Quantum Kaffern-

die Erheiterung der Schulkinder (gegen 400 Knaben und Mädchen), sowie der geladenen Gäste, Patres und Brüder. Nachdem noch eine Dankadresse der Schulkinder verlesen und einige kleine Geschenke überreicht worden waren, dankte Bruder Felix in bewegten Worten für all

die Liebe und Aufmerksamkeit, die man ihm an diesem seinem Ehrentage erwiesen. Nach einem schönen, froh-
verlebten Tage ging dann alles zur Ruhe.

Möge es unserem Bruder Felix bei seiner rüstigen Gesundheit gegönnt sein, auch noch sein 50. Jahr. Jubiläum zu erleben. Dies war der einhellige Wunsch aller, die an jenem Tage in so festlicher Stimmung um ihn versammelt waren. Droben aber im Himmel warte einst seiner ein überreicher Lohn für die heiße und mühevolle Arbeit, die er geleistet auf dem Erntefelde der Mission!

Auf der Aehrenlese beim Amakusa-Stamm.

Von Dr. Gerold Heller, R. M. M.

(Fortsetzung.)

Egenstochau. — Da von den Drakensbergen her schwere, dunkle Wolken sich zusammenballten und offenbar ein Gewitter im Anzuge war, machte ich mich eilends auf den Heimweg. Maligopo, mein gesprächiger Führer, begleitete mich eine Strecke weit und zeigte mir einen kürzeren Weg, wobei ich aber den reizenden Umsinkulu zu passieren hatte. Beim Flusse angekommen, trug ich Bedenken durchzureiten, denn die Trift war schlecht und steinig; auch war das Wasser trüb und schien noch immer zu steigen.

Mein Führer ermutigte mich jedoch mit den Worten: „Hab' nur keine Sorge, Baba! Es ist absolut keine Gefahr, und ich gehe mit dir bis ans andere Ufer!“ Dann zog er seine Jacke aus — denn er war, obschon noch Heide, nach europäischer Art gekleidet — und stieg, mit einem langen Stöcke in der Hand, in die trübe, reißende Flut. Ich selbst ritt zehn Schritte oberhalb ebenfalls hinein. Anfangs ging das Wasser dem Pferde nur bis an den Leib. Eben will ich nach meinem Führer schauen, da — plumps — schlägt das Wasser schon über den Sattel zusammen! Im nächsten Augenblick arbeitet sich das brave Köhlein wieder heraus auf einem im Flußbett liegenden Felsen, jedoch nur, um im nächsten Augenblick schon wieder einzusinken. Es war nur noch Hals und Kopf davon zu sehen. Da hieß es fest sitzen bleiben! Denn es ist ein gefährliches Ding, wenn man mit dem langen schweren Habit ins Wasser fällt und von der Strömung wehrlos mitfortgerissen wird. Schon mehr als ein Trappist hat dabei sein Leben verloren. Mein gutes Pferd, das keinen Boden mehr unter den Füßen fand und daher notgedrungen schwimmen mußte, arbeitete sich tapfer durch und brachte mich glücklich ans andere Ufer. Doch hatte mich die Strömung etwa dreißig Schritte flussabwärts geführt und hier war das Ufer so hoch und steil, daß ich nicht heraus konnte. Die Sache war übrigens nicht schlimm, denn schon war Maligopo, der vor mir hinüber gekommen war, zur Hand, leitete das Pferd vom Ufer aus noch etwa zwanzig Schritte flussabwärts, wo die Böschung sich wieder senkte und half mir heraus.

„Das ist aber eine böse Trift, Maligopo,“ sagte ich zu dem Burschen, der mich verschmizt anlächelte, „ich glaube, du hast mir keinen guten Rat gegeben, da du mir diesen Weg gewiesen.“ Er aber entgegnet: „Baba, auch wenn dich die Wellen samt dem Pferde mit fortgerissen hätten, so hätte ich doch euch beide wieder herausgeholt. Ich habe so was schon mehr als einmal getan; denn du mußt wissen, daß ich der beste Schwimmer hier in der ganzen Gegend bin. Bin ich nicht vor dir herübergeschwommen, obschon ich bekleidet war?“ (Er hatte näm-

lich noch Hose und Hemd an.) Das feste, männliche Wesen des jungen Mannes gefiel mir. Nur schade, daß er noch ein Heide war! Ich gab ihm ein kleines Geschenk als Führerlohn. Er nahm es dankend an, schwamm zurück und schlenderte, ein lustiges Liedchen singend, dem heimatlichen Kraale zu. Es gibt doch prächtige Leute unter diesem Naturvolke, zumal solche, die noch nicht in den englischen Städten gewesen und somit Europäers überflüchtete Höflichkeit nicht kennen. —

* * *

Fortan machte ich alle 14 Tage eine katechetische Exkursion nach dem Amakusa-Stamm. Mein Besuch galt in erster Linie dem alten Njakajana, der, wie erwähnt, als Christ sterben wollte; allein ich kehrte auch in anderen Kraals ein und sprach viel mit den beiden Älten, die vorläufig von Taufe und Befehung noch nichts wissen wollten. Wir redeten zusammen von der guten alten Zeit, da die Kaffern noch ihren Reichtum an Vieh besaßen, sprachen von den Kriegen der großen Pulukönige Tshaka und Dingaan usw., wobei diesen Amakeschas ordentlich das Herz aufging. Dann lenkte ich das Gespräch über auf Gott, den Schöpfer Himmels und der Erde, sprach von der unsterblichen Seele des Menschen und von ihrem Schicksal nach dem Tode usw. Da wurden sie einsilbig und ernst, hörten mir aber mit großer Aufmerksamkeit zu, denn ich hatte ihre Herzen schon gewonnen.

So vergingen mehrere Monate. Da kam eines Tages Maligopo zu mir mit der Botschaft, Umdumela, einer der beiden Älten, wünsche mich zu sehen. Mit Freuden kam ich diesem Wunsche nach. Bei meiner Ankunft saß der alte Herr, aus dessen verwelktem, mit tiefen Falten durchfurchtem Gesicht ein paar ungemein freundliche, sanfte und kindliche Augen hervorlugten, wie ich sie noch bei keinem Heiden gefunden, müde und verlassen auf einer Binsenmatte vor der Hütte und wärmte seine steifen, abgemagerten Glieder an der Sonne. So machte er es schon seit vielen Jahren Tag um Tag; nur bei kaltem oder regnerischem Wetter saß er drinnen in seiner Hütte am Herdfeuer. Seine Kleidung bestand aus einer primitiven Lendenschürze und einer alten, schadhaften Wolldecke. Eine Hose hatte er in seinem ganzen Leben nicht getragen.

Ich hatte den guten Älten mit der Zeit recht lieb gewonnen und nahm auf einem Holzflöschchen, dem einzigen Sitze, den es hier gab, Platz. Umdumela drückte mir mit vielen Worten seine Freude darüber aus, daß ich endlich wieder einmal gekommen sei, ihn zu besuchen; er meinte, ich sei schon ein halbes Jahr nicht mehr bei ihm gewesen. Tatsächlich waren seit meinem letzten Besuch noch keine 14 Tage verflossen. Wie doch bei alten Leuten das Gedächtnis so schwach wird! Dann nahm er mit einem heinernen Löffelchen schön langsam und bedächtig eine Pflanze, wischte sich mit demselben auch die aus den Augen quellenden Tränen ab und warf sie wie unwillig hinter sich. Ich aber zog ein paar Äpfelchen, die ich mir als Proviant mitgenommen, hervor und händigte sie ihm ein. Das machte ihn erst recht gesprächig und ich hörte bei diesem Anlaß seine ganze Lebensgeschichte.

Umdumela hatte zwei Weiber gehabt, die aber beide schon längst tot waren. Seine Söhne und Töchter sind verheiratet, die meisten zogen weit fort in die Kapkolonie. Nun sitzt er, wie das ja auch in Europa so manchem Großväterchen geht, einsam und verlassen da und wartet, bis ihn der Tod von seinem Elende erlöst.



Das Aloysianum in Lohr a. M., soweit es im Jahre 1911 ausgebaut war.

Das größte Kreuz hat er an einer Schwiegertochter, die ihm den armeligen Haushalt führt. Es ist das ein häßliches, mürrisches und zankfüchtiges Geschöpf, das den guten Alten auf jegliche Weise drangsaliert. Züngst hatte sie Amabele-Büschel, eine einheimische Hirsen-

frucht, zum Trocknen vor die Türe gelegt. Umdumela sollte, auf seinem Lieblingsplätzchen sitzend, mit einer langen Gerte die Hühner davon abhalten. Stunde um Stunde tat er getreulich seine Pflicht. Da aber die Sonne immer höher und höher stieg, entsant ihm die

Gerte und er schlummerte ein, während das Federvieh, die Gelegenheit benützend, alles zerscharrte und vieles auffraß. Da kommt die Schwiegertochter vom Felde heim und sieht, was geschehen war. Gab das nun einen Auftritt, ein Schimpfen und Schelten, ein Drohen und Räsonnieren! Der gute Alte saß stillschweigend da und ließ die ganze Flut von Schimpfwörtern ruhig über sich ergehen, doch nicht wie ein Christ im Ausblick zum Himmel und der Erwartung eines besseren Jenseits, sondern als ein Heide, der eben trägt, was er nicht ändern kann.

Ich sah, der gute Alte bedürfe religiösen Trostes und sprach daher vom Himmel, wo Unkulunkulu, der Große-Große, wohne, dort oben sei unsere wahre Heimat, wo jeder Schmerz und jeder Kummer verschwinde und stets unendliche Freude herrsche. Da wurde der schwergeprüfte Greis nachdenklich, sah mich lange Zeit ernst an und sprach sodann: „Baba, wenn dem so ist, wie du sagst, dann will auch ich in den Himmel! Ja, ich will in den Himmel, wo es nur Freuden und keine Leiden mehr gibt, aber, sag mir, geht das nicht auch ohne die Taufe, von der du schon wiederholt gesprochen?“

„Nein, wer in den Himmel will, muß unbedingt zuvor die hl. Taufe empfangen.“

„Aber, aber, sieh, Baba, meine Vorfahren starben alle ohne die Taufe.“

„Daß diese ohne die hl. Taufe starben, war nicht ihre Schuld. Es waren damals noch keine Missionäre hier im Land, die sie hätten unterrichten und taufen können. Haben sie das Böse gemieden und das Gute getan, soweit sie es eben erkannten, so wollen wir das Beste hoffen, denn der liebe Gott ist unendlich barmherzig; anders aber steht es mit dir. Du hast jetzt die schönste Gelegenheit, dich unterrichten und taufen zu lassen. Schon hat dir der liebe Gott das Verlangen nach dem Himmel ins Herz gegeben. Drum höre auf diesen Ruf und werde Christ!“

Bei diesen Worten schaute mir Umdumela lange ins Gesicht, sagte mich sodann bei der Hand und sprach: „Ja, ich will getauft werden! Ich will in den schönen Himmel kommen. Bring das nächste Mal den großen weißen Baba (Priester) mit, auf daß er mich durch die Taufe zum Kinde Gottes mache.“

Die Gnade Gottes hatte gesiegt, und der lange Zeit so harte Kopf war weich geworden.

(Fortsetzung folgt.)

Bilder aus dem Missionsleben.

Vom Hochw. P. Joseph Biegner, R. M. M.

Emaus, 25. April 1910. — Wir stehen hier gegenwärtig im Spätherbst; Mitte Mai beginnt der Winter. Vorige Woche sahen wir die Drakensberge schon mit dem ersten Schnee bedeckt. Bei uns selbst fällt nur ausnahmsweise Schnee und muß schon nach wenigen Stunden wieder weichen, in den Drakensbergen aber schneit es oft, und dann bläst ein eiskalter Wind übers ganze Land, und die Kaffern schließen sich ängstlich in ihre Hütten ein.

Hier brennt Tag und Nacht ein lustiges Feuerchen. Jung und alt sitzt um dasselbe im Kreise herum, plaudert und raucht, schnupft und trinkt und schläft, oder schlägt sonstwie in süßem Müßiggang die kostbare Zeit tot. Nur die Weiber tun noch eine leichte Arbeit, mahlen Maiskörner oder Amabele, kochen Utschwala, reiben

Maiskolben ab oder flechten Matten. Mit den schwarzen Inassen teilen auch Hunde und Katzen, Hühner und Kälber das gastliche Heim.

Ich hatte erst kürzlich wieder Gelegenheit, mich von diesem kaffrischen Kraalleben zu überzeugen. Janane oder Hermann, wie er jetzt heißt, — ich glaube, ich habe unsern geehrten Lesern im Oktoberhefte des „Vergiß-meinnicht“ von ihm erzählt — war vor meine Tür gekommen und hatte mich gebeten, eine junge Frau zu besuchen, die in seiner Nähe wohne, und die oft ganz merkwürdige Anfälle habe. Hermann ist seit einiger Zeit ein ganz anderer Mensch, viel ernster und geistlicher als zuvor; auch in seiner Kleidung ist er viel reinlicher und ordentlicher als früher. Heute trug er, um die weiten Beinkleider gegen das nasse Gras zu schützen, Ledergamaschen. Kopf und Hände hatte er in einen warmen Schal eingewickelt.

Ich machte mich zu Fuß auf den Weg und hatte auf der ganzen Tour meine liebe Not, mich durch das lange Gras durchzuarbeiten, das rechts und links über den schmalen Fußpfad hing. In einem Tale traf ich einige Kaffernfrauen, die eine gewisse Sorte Gras sammelten, das zum Flechten der Körbe verwendet wird. Sie waren schon mehrere Stunden an der Arbeit und mußtun zuletzt die schweren Grasbündel eine große Strecke weit auf dem Kopf nach Hause tragen. Doch sie tun das gerne und scheinen einen förmlichen Stolz darein zu setzen, recht große Lasten heben und tragen zu können. Um mehr Kurzweil zu haben, gehen bei solchem Anlaß immer mehrere Weiber zusammen; auch haben sie dann gegenseitigen Rat, Schutz und Hilfeleistung.

Die Hütte der Kranken, zu der man mich gerufen, war ringsum von einem Maisfeld umgeben. Die eigentliche Ernte findet hier im Juni statt, viele Kolben werden jedoch schon früher gepflückt, denn der Kaffer liebt den frischen Mais sehr. Er verzehrt ihn teils, wie er ihn auf dem Felde findet, d. h. roh und ohne jegliche Zubereitung, teils siedet er die Kolben oder röstet sie am Feuer. Die heurige Ernte wird nicht gut ausfallen, denn die Schwarzen mußtun mit der Ausfaat wegen Mangel an Regen zu lange warten. So eine Frucht bleibt dann in ihrem ganzen Wachstum zurück, und die Kolben sind vielfach noch milchig und erst halb ausgereift, wenn Mitte Mai schon die ersten Fröste kommen, worauf die Körner einschrumpfen und viel an Nährkraft verlieren. Auch ihr ganzer Feldbau läßt viel zu wünschen übrig; sie pflügen nur leicht und oberflächlich und unterlassen es, die Felder zu düngen. Wie sollten sie auch zu einem Dünger kommen? Stallfütterung kennen sie nicht; das Vieh geht vielmehr Sommer und Winter im Freien auf die Weide. Nur zur Nachtzeit treiben sie es in die Isibana, eine primitive Umzäunung. Hier liegt freilich der schwarze, reine Kuhdünger oft schuftig, denn sie benützen keine Streu, allein er bleibt hier jahrelang nutzlos liegen. Um ihn auf ein entferntes Feld zu schaffen, fehlt dem Kaffer in der Regel der Wagen, und liegt das Ackerland auch in nächster Nähe, so bleibt es dennoch ungedüngt, denn es fehlt dem schwarzen Eigentümer an der nötigen Energie und Arbeitslust.

Nachdem ich auf dem Maisfeld eine kleine Umschau gehalten hatte, trat ich in die Hütte ein. Sie war so voll von Rauch und Qualm, daß ich anfangs kaum ein Auge aufmachen konnte. Endlich vermochte ich die einzelnen Personen von einander zu unterscheiden. Ich fand da Christen und Heiden in friedlichem Vereine beisammen. Den Vorsitz führte eine Frau, die wohl schon ihre 80

Jahre zählen mochte. Ihre Haare waren schon stark ergraut, was beim Kaffer immer auf ein hohes Alter schließen läßt, und ihr Gesicht voll tiefer Runzeln; die Zunge dagegen war noch so frisch und geläufig, daß man davor einen gehörigen Respekt bekam. Sie fragte und

erzählte, plauderte und kommandierte, als gelte es nicht nur einen einzelnen Kraal, sondern ein ganzes Land zu regieren.

Ich fragte, wo denn die *Kranke* sei, zu der man mich gerufen. Diese saß mit einem Kinde im Arme



Gabeliger Aloe-Baum überm Tale vom Umlazi bei Mariannhill. Eine der 34 Aloe-Arten Südafrikas.
(An dessen Fuße die beiden Väter Pius und Alexander.)

still und bescheiden im Hintergrunde der Hütte. Die Körpertemperatur war normal, der Puls ging regelmäßig, ihre Gesichtszüge dagegen waren gelb wie Wachs. Man sagte mir, die Frau falle oft in Ohnmacht und gerate außer sich; man pflege dann kaltes Wasser über sie hinunterzugießen; das bringe sie wieder zu sich. Ich konnte nicht klar werden, was ihr eigentlich fehle, war es eine Art Epilepsie oder nur eine eigentümliche Nerven-schwäche? Von einer Taufe des Weibes kann vorläufig auch keine Rede sein, denn sie ist die zweite Frau ihres noch heidnischen Mannes. Sie macht sonst einen guten Eindruck und ich glaube, sie könnte leicht fürs Christentum gewonnen werden. Nun, wir wollen sehen, was die Zukunft bringen wird.

Heute fand ich auch wieder den Mann, der sich durch einen gefährlichen Fall eine tiefe, lange Wunde am Schienbein zugezogen hatte. Die Wunde war noch nicht heil. Er hatte sie falsch behandelt, indem er eine schmutzige, unreine Kaffernmedizin darüberstricherte, worauf sich das Uebel über das ganze Bein verbreitete. Er saß ganz traurig und niedergeschlagen vor seiner Hütte und klagte, daß er nicht mehr zur Kirche und zum Unterricht gehen könne. Ich verwies ihm seine verkehrte Heilmethode und riet ihm, von den Moestauden, die in nächster Nähe wuchsen, ein Blatt abzuschneiden und die Wunde damit einzureiben; ein zweites, mitten durchschnittenen Blatt möge er auf die Wunde legen. Er tat so, und ich bin überzeugt, daß er in wenigen Tagen vollständig geheilt ist.

Gmaus, den 28. April 1910. — Unser Missionär, der Hochw. P. Jvo Hohmann, mußte heute eine kranke Kaffernfrau in ihrer Hütte Beicht hören. Er erzählte mir, welche Not er dabei gehabt habe, um sich verständlich zu machen, denn es sei in der Hütte ein Kalb angebunden gewesen, das beständig blötte. Später wollte er der Kranken die heilige Kommunion bringen, allein es fand sich in der ganzen Hütte weder ein Tisch noch Schemel oder Stuhl, worauf er das Allerheiligste hätte stellen können. Endlich machte er noch ein Stück Holz ausfindig, das ihm als Tischchen dienen mußte. Die Leute sind hier wirklich sehr arm. Zum Glück wissen sie es vielfach gar nicht; denn sie leben so einfach, daß sie im Vergleich zu uns Weißen hundert Bedürfnisse gar nicht haben. Wir meinen ohne Bett, Tisch und Stuhl, ohne Hemd und Rock, ohne Zeller und Löffel usw. gar nicht leben zu können. In den Augen des Kaffern dagegen sind das die reinsten Luxusgegenstände, die sich bloß ein gut situierter Mann leisten kann. Von ihnen könnte selbst der Ordensmann, der doch die heilige Armut gelobt, noch vieles lernen.

Ein Gnadentag

Von Schw. Amata Wörmer, C. P. S.

Citeaux. — Mit Sehnsucht erwarteten wir alle das schöne Fest Maria-Himmelfahrt; sollten doch an diesem Tage mehrere unserer Schulkinder, sowie einige Erwachsene zur ersten heiligen Kommunion geführt werden. Unser Hochw. P. Missionär gab sich alle Mühe, sie möglichst gut auf den „großen Tag“ vorzubereiten und hielt zuletzt noch zweitägige Exerzitien für die glücklichen Erstkommunikanten.

Ein paar alte Weiblein hatten sich schon einige Wochen zuvor bei uns einquartiert, um ja alles recht gut „lernen“ zu können. Als ich einmal die Bemerkung fallen ließ, sie sollten vor allem durch eine recht gute

heilige Beichte ihr Herz reinigen, meinte die eine derselben, sie sei schon alt und habe keine Sünden mehr, sie laufe nicht mehr viel herum, um an Trinkgelagen teilzunehmen, lebe mit keinem Menschen in Feindschaft und bete viel. Ja, manchmal bete sie so laut, daß ihre heidnischen und protestantischen Angehörigen unwillig fragten, was denn heute diese römische Christin wieder habe, sie aber entgegnete ihnen dann, daß sie nur der Freude ihres Herzens Ausdruck geben wolle. . . . Weniger selbstgerecht und zuversichtlich war ihre Freundin; sie entgegnete: „Du redest unklug, wir alten Leute haben auch noch mancherlei Fehler, am öftesten versündigen wir uns mit der Zunge; diese aber soll jetzt zwei Tage lang ganz still sein!“ —

Während sich die einen geistiger Weise auf den hohen Festtag vorbereiteten, sorgten die anderen für den nötigen äußeren Schmuck. Der nahe Urwald lieferte in Fülle schönes, frisches Grün, und so prangte unser bescheidenes Kirchlein, sowie die Schule bald im schönsten Feststaate. Auch für die glücklichen Erstkommunikanten war schnell alles bereit; unsere Kinder sind genügsam und nehmen mit allem vorlieb. In letzter Stunde kam noch ein armes Weiblein, das ebenfalls zu den Erstkommunikanten zählte, und jammerte: „O Schwester, was soll ich denn an meinem Ehrentage anziehen? Ich habe ja kein Sonntagskleid; schen! mir doch eines!“ — O wie gern hätte ich dem guten Weibchen geholfen, allein auf der ganzen Station fand sich nichts Passendes vor, das ich ihr hätte schenken können. Da trat eines unserer Marienhausmädchen als Nothelferin ein und ließ ihr für den einen Tag das eigene Sonntagskleid.

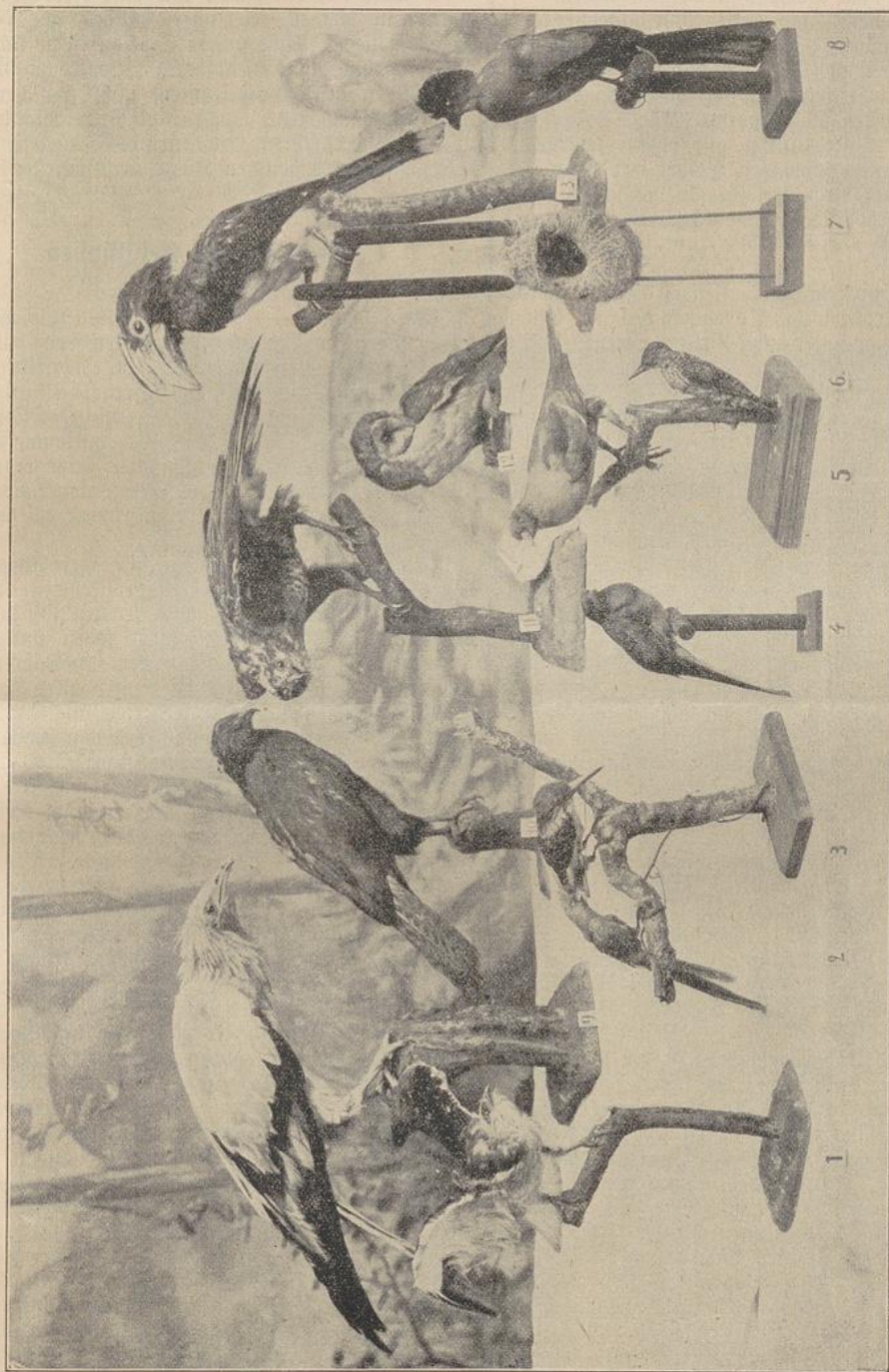
In meiner Heimat herrscht die schöne Sitte, daß wohlhabende Leute alljährlich ein armes Kommunionkind kleiden. Gewiß ein schönes Liebeswerk; aber auch im fernen Afrika gibt es Kommunionkinder und zwar recht arme. Wer will eines derselben kleiden? Es braucht da nicht diesen Aufwand, wie in Europa; denn für manches arme Weibchen ist ein einfaches Kattunkleid schon das schönste Festgewand. Die Schulkinder gehen allerdings auch hier am ersten Kommunikationstage weiß, aber auch dieses Kleidchen ist so schlicht und einfach als möglich und wird im Vestiarium sorgfältig für die nächste Kommunionfeier aufgespart, sodaß es im Laufe der Jahre vielleicht zehn bis zwölf Kindern als „Ehrentkleidchen“ dienen muß. Wie glücklich würden wir uns schätzen, wenn wir fürs kommende Jahr zu genanntem Zweck einige Stoffreste geschenkt bekämen! Für die Herstellung der Kleider würden wir Schwestern schon selber sorgen; seitens der beschenkten Kinder aber gäbe es für den edlen Wohltäter oder die opferwillige Wohltäterin gewiß manch' inniges Gebet und ein gar herzliches „Vergelt's Gott“, zumal am ersten Kommunikationstag, an dem so ein Gebet sicher doppelt und dreifach wirksam ist.

Nun zurück zum hohen Festtag selbst! Daß es an jenem Morgen keinen Langschläfer gab, versteht sich von selbst. Auch von auswärts kam eine Menge schwarzen Volkes herbei, um Zeuge der schönen Feier zu sein. Gegen 10 Uhr wurden die Erstkommunikanten in feierlicher Prozession von der Schule zur Kirche geleitet. Zuerst war eine ergreifende Ansprache, dann Erneuerung der Taufgelübde, woran sich die heilige Messe mit feierlichem sakramentalen Segen schloß. Bei der darauf folgenden Dankagung wurde ganz besonders auch der lieben Wohltäter gedacht.

Inzwischen war im Schulkloster ein bescheidenes Mahl hergerichtet worden. Den glücklichen Auser-

wählten wollte es heute nicht recht munden, sie hatten geistige Speise empfangen, dagegen gedachten sie der lieben Angehörigen im armen Kraal; nur allzu gerne

bleiben für immer, und möge diese ihre erste heilige Kommunion einst gekrönt werden mit einer recht frommen, würdigen Kommunion auf dem Sterbebette!



Aus der südafrikanischen Vogelwelt.

Nr. 1. Silberfalte. 2 u. 3. Elävogel (Kingfisher). 4. Maria Trogon. 5. Ratblau. 6. Ep. ch. 10. Buffard. 11. Kral-Sperber. 12. Gule (Kängchen). 13. Kängchen. 7. N. ft. der Rohdommel. 8. Blue Lori. 9. Schnupfgeier.

hätten sie für diese etwas mitgenommen. Die Erlaubnis wurde natürlich mit Freuden gegeben, befundete doch die bescheidene Bitte einen recht schönen, wahrhaft christlichen Sinn.

Nur allzu schnell ging der schöne Tag zu Ende, möge er den Erstkommunikanten in schöner Erinnerung

Bitte um Glocken

Maria-Ratschig. — Am 20. August 1911 hatten wir in unserer neuen Missionskirche die Feier der ersten heiligen Kommunion. Es waren 57 Erstkommunikanten beiderlei Geschlechtes, kleine und große. Beim Anblick der vielen Kleinen, die noch im ungetrübten Glanze der

Taufungsschuld gar demütig und sittsam, ohne ein Auge aufzuschlagen, dem Tische des Herrn sich naheten, wurden viele Augen feucht, und so mancher der gerührten Zuschauer faßte wohl neue Vorsätze fürs eigene Leben.

Am 8. September, am Feste Mariä-Geburt, erklangen zum erstenmale von der Orgelbühne herab die Töne unseres neuen, von edlen Wohltätern geschenkten Harmoniums. Am dritten Sonntag im September, am Feste der schmerzhaften Muttergottes (Mater dolorosa), hielten wir unser Patrozinium mit einem feierlichen Hochamt, wobei unsere schwarzen Kinder mit einer Begeisterung und einer Präzision ihre Lieder sangen, daß es selbst einem europäischen Sängerkhore noch Ehre gemacht hätte. Nur eines fehlte zum schönen Feste: die Glocken.

Der schöne Turm steht jetzt vollendet da. Er wurde ganz von unsern Brüdern und Schwarzen gebaut. Einer der Brüder — es war unser guter Bruder Cleus, — der den Bau der Kirche vollendet und auch den Turm bis zur halben Höhe gebracht hatte, ging inzwischen ins bessere Jenseits hinüber. Als Ersatz für ihn kam vom Mutterhause her Bruder Seraphim, der ihn mit Hilfe unserer schwarzen Maurer und Steinhauer auch glücklich vollendete. Leider ist der neue Turm noch stumm und leer. Jüngst fand ich ein protestantisches Weibchen darin, — denn auch die benachbarten Protestanten haben großen Respekt vor der neuen Kirche und dem Turm; — das gute Mütterchen lag auf den Knien und schaute mit hochgehobenen Händen beständig nach oben. Auf die Frage, was sie denn da wolle, entgegnete sie: „Ich will nichts; ich wollte nur schauen, was denn da droben ist.“

Leider ist da droben noch alles leer, und doch sind geweihte Glocken für eine Mission von unschätzbarem Wert. Selbst auf die Protestanten und Heiden macht die eherne Glockenstimme einen mächtigen Eindruck, und mehr als einer fühlt sich dadurch bewogen, sich unserer Kirche zu nähern. Der Schlechte und absichtlich Ungläubige allerdings haßt die Glocken. Das habe ich einmal auf unserer Missionsstation Lourdes, in der Kapkolonie, erfahren. Ich hatte dort im Bistital unter vielen Mühen und Opfern eine neue Außenstation gegründet; allein der Katechet, den ich dorthin sandte, geriet nicht selten in förmliche Lebensgefahr, so sehr haßten ihn die dortigen Protestanten und Heiden; allein mit Gottes Hilfe kamen wir doch vorwärts. Eines Tages kam von Mariannhill her eine Glocke — hochherzige Wohltäter hatten sie uns aus Europa geschickt, — die ließ ich in der neuen Station aufhängen und läuten. War das eine Freude und ein Dank bei allen Gutgesinnten! Sie wurde nicht nur geläutet, wenn ich allmonatlich dorthin zur heiligen Messe und zum Unterrichte kam, sondern tagtäglich morgens, mittags und abends zum „Engel des Herrn.“ Das dauerte aber nur kurze Zeit, denn die Ungläubigen und alle Bösgesinnten kamen, so oft sie die geweihte Glocke hörten, in solche Wut, daß wir aus Klugheitsrücksichten das Läuten wieder einstellen mußten. Nach und nach fingen wir aber doch wieder zu läuten an, und jetzt nimmt die dortige Mission einen recht erfreulichen Fortgang. Ähnliche Beispiele könnte ich aus meinem Missionsleben noch viele anführen. Gewiß, wer eine Glocke spendet, wirkt zum Segen und Gedeihen einer Mission mächtig bei.

Wer von unsern geehrten Wohltätern will nun der Natshiker Mission zu einem würdigen Geläute verhelfen, oder wenigstens ein Scherflein dazu beitragen? Ich brauche nicht zu erwähnen, welch' großen geistigen Gewinn sich jeder dadurch sichern würde für Zeit und

Ewigkeit. Unsere ganze Missionsgemeinde wird fleißig für die Wohltäter beten und ihrer speziell bei der heiligen Messe durch eigene Gebete gedenken.

O wäre das ein Jubel und eine Freude, wenn in Bälde ein schönes, feierliches Geläute am Glatikulu-Berg, an dessen Fuße unsere Station liegt, sich brechen und ringsum ein tausendfaches Echo wecken würde in den Herzen aller Gutgesinnten, nicht nur der Katholiken, sowie auch jener Heiden und Andersgläubigen, die nur noch des letzten Gnadenrufes bedürfen, um sich vollends unserer heiligen Kirche anzuschließen! —

P. Apollinarius Schwammberger, R. M. M.

Treubeforgte Gehilfinnen.

Von Schw. Engelberta, C. P. S.

Gzenstochau. — Anfangs Juli 1911 hatten wir unsere jährlichen Exerzitien. Es waren Tage stiller Einker in unsere eigene Herz und am Schlusse derselben fühlten wir uns alle neugestärkt in unserm heiligen Berufe. Dem Herrn sei Dank dafür! Herzinnigsten Dank sagen wir auch unserm vortrefflichen Exerzitienmeister, dem Hochw. P. Damasus, der uns durch seine ergreifenden Vorträge zu neuen Arbeiten, Gebeten und Opfern für das große Werk der Heidenmissionen zu begeistern wußte.

Als wir Schwestern nach fünftägiger Abgeschlossenheit wieder zu unsern Kindern zurückkehrten, ließen uns dieselben jubelnd entgegen und freuten sich ungemein, daß wir nun wieder mit ihnen reden und arbeiten konnten. Die guten Kinder hatten sich während dieser Tage prächtig gehalten und verdienten alles Lob. Speziell die Marienhausmädchen hatten alle Arbeiten der Schwestern übernommen, und jedes von ihnen war bemüht, seinen Dienst aufs treueste zu versehen. In ihrem Eifer standen sie schon um vier Uhr morgens auf und begaben sich an die Arbeit. Der Tisch im Refektorium war jedesmal sorgfältig gedeckt, alles war fein aufgeräumt und es fehlte nicht das Geringste. Das Vieh im Stall, die Hühner, die Enten, kurz alles wurde treu versorgt, und als die Schwestern von den Exerzitien zurückkehrten, fanden sie jedes Arbeitslokal schön aufgeräumt und Schule und Küche blitzblank gepußt. In der Küche vertrat eine junge schwarze Frau, Namens Ambrosia, mit Hilfe einiger Marienhausmädchen die Stelle der Schwester Sperata. Es ging alles prächtig, nur das Salz und Würzen der Speisen getrauten sie sich nicht vorzunehmen, da mußte wieder die Schwester eingreifen, denn die Kinder fürchteten, sie könnten hierin den Geschmack der Weißen nicht ganz treffen und möchten in ihrem Eifer wohl des Guten zu viel tun.

Zwei andere Marienhausmädchen, Maria und Antonette, besorgten das alte mit Stroh bedeckte Häuschen, worin sich die Exerzitiantinnen während der freien Zeit aufhielten. Es steht ganz in der Nähe der Kirche und wird sonst als Nähzimmer benützt; für diese Tage aber war es von unserer ehrw. Schw. Oberin, Schw. Rosa, zu genanntem Zweck überlassen worden. Es war ziemlich kalt, denn der afrikanische Juli entspricht dem europäischen Januar, doch, welch' eine Ueberraschung, — das kleine Defelchen, das darin steht, war jeden Tag geheizt, und die guten Kinder achteten sorgfältig darauf, daß das Feuerchen ja nicht ausging.

Eine gewisse Lubovika, ein gutes, fleißiges Kind, das viel auf Ordnung und Reinlichkeit hält, hatte den Schweinestall übernommen. Als ihr die Schwester bei der Rückkehr unwillkürlich ihre Anerkennung darüber

aussprach, daß alles so proper und rein, und die Tierchen fast besser genährt seien, als zuvor, entgegnete sie treuherzig: „D ich habe alle Kartoffelschalen und sonstige Speisereste überall mühsam zusammenge sucht, damit ihnen ja nichts abginge.“ — „Ein kleines Schweinchen war vorher krank, und nun ist es, wie ich sehe, ganz munter und gesund!“ — „Dem hab' ich das Futter wie einem kleinen Kinde eingegeben!“ —

So bemühte sich jedes Mädchen, seinen Dienst aufs Pünktlichste zu versehen. Als wir am letzten Tage nach Schluß der Exerzitien zum Frühstück ins Refektorium kamen, fanden wir dasselbe frisch aufgewaschen, und Sophie, die schwarze Refektoriumsdienerin, hatte als besonderen Schmuck lange weiße Handtücher als Tischläufer ausgebreitet. Auf die Frage, warum sie den Tisch so schön „weiß“ gedeckt, erwiderte sie lächelnd: „Ich wollte ihn so weiß wie eure Herzen machen; hätte auch gerne ein großes weißes Tischtuch gehabt, allein wir hatten keines und die Schränke getraute ich mir nicht zu öffnen, darum nahm ich die Handtücher und breitete sie in der Mitte aus. Auja nach Blumen habe ich gesucht, konnte aber keine finden, denn es ist ja Winter.“

So eine edle Gesinnung freut uns immer doppelt, denn sie ist zugleich der beste Beweis, daß das Christentum und echte Kultur in den Herzen unserer Jünglinge Wurzel geschlagen. Sehr schön war es auch, daß die Kinder während dieser Tage sich so still und ruhig verhielten. Keines wollte die weihvolle Stille der Exerzitien stören und darum sprachen sie mit einander nur leise und flüsternd. Nach den Exerzitien aber lautete die erste Bitte, die mir Heriberta, unsere schwarze Hilfs-Lehrerin, vortrug: „Schwester, teile mir auch etwas mit von dem geistlichen Gnadenschatze, den du in diesen Tagen gewonnen.“ Ich ge-

stehe, ich war durch diese Worte tief gerührt. „Geistlicher Gnadenschatz“, hätte sich das gute schwarze Mädchen noch schöner und verständiger ausdrücken können?

Die anwesenden Schwestern aber bestürmten mich einhellig mit der Bitte: „Schwester Engelberta, das müssen Sie alles ins „Vergißmeinnicht“ schreiben, wie glücklich wir sind, wie gerne wir der Mission dienen und wie lieb uns unsere schwarzen Kinder haben!“ Dabei wußte jede etwas zu erzählen und den Fleiß und die Pflichttreue ihrer schwarzen Vertreterin während der Exerzitien zu rühmen. Ich habe es getan und wünsche nur, daß unsere geehrten Leser und Leserinnen auch ihre Freude daran haben.

Zum Schlusse noch eine Frage: Hast du auch schon einmal die geistlichen Übungen oder Exerzitien mitgemacht? Wo nicht, so tue es bald! An Gelegenheit hiezu



Herr, du bist unsere Zuflucht für und für! Von J. Sant.

wird es dir bei gutem Willen kaum fehlen. Glaube mir, du wirst es nicht bereuen, denn du wirst dabei einen „großen geistigen Gnadenschatz“ finden!

Eine Bekehrung auf dem Sterbebette.

Vom Hochw. P. Bernard Fuß, R. M. M.

Keilands. — Sonntag (20. August) schrieb mir unser Katechet, ich möchte nach dem Gottesdienst seinen alten Vater, den Scaleka Chief Saliva, besuchen und einen letzten Versuch machen, ihn zu taufen, da er schwer krank sei. Er selbst habe in aller Frühe, bevor er nach der Filiale Sabalele wegritt, seinen Vater zur Taufe zu bewegen gesucht, aber vergebens.

Der alte Chief Saliva Ngwenya hat im Jahre 1895 der katholischen Kirche Eingang in die Transkei verschafft, indem er in seiner Keilands gegenüberliegenden Lokation die PP. Jesuiten *) Kirche und Schule bauen ließ. Er war der katholischen Kirche immer gut gesinnt, ließ viele seiner Kinder, Enkel und Urenkel taufen, darunter auch seinen erstgeborenen Sohn Joachim, der 1903 katholisch starb; er selbst aber wollte nie etwas von der Taufe wissen. Die PP. Jesuiten, sowie auch wir hatten bis auf die letzte Zeit mit allen Kräften daran gearbeitet, den alten Saliva zur Taufe zu bewegen, aber immer umsonst.

So ritt ich denn am genannten Tage nach dem Gottesdienst hinüber zur Residenz des alten Chief. Sein Enkel, der junge Chief Herman, setzte den Kranken von meiner Ankunft in Kenntnis, und da ich keine Zeit zu verlieren hatte, redeten wir beide gleich dem Alten zu, er möchte sich jetzt endlich taufen lassen.

Doch Saliva sagte, er wolle dahingehen, wo auch die anderen Heiden hingegangen seien. Wir fuhren fort, ihn zu bestürmen, er möge jetzt den letzten Moment der Gnade nicht verpassen. Saliva bechied mich auf den folgenden Tag: „Morgen oder später, aber nicht heute,“ war seine Antwort! Es stand klar vor meinen Augen, daß der böse Feind den Chief, ein so starkes Bollwerk des Heidentums, nicht so leicht zu räumen gesinnt sei, und so nahm ich alle Kraft zusammen zu einer letzten, langen und kräftigen Ansprache. Ich stellte ihm vor, wie sehr die PP. Jesuiten und wir selbst ihm uns verpflichtet halten, indem er die Transkei der katholischen Kirche eröffnete, viele seiner Kinder, Enkel, Urenkel und Stammesgenossen seien infolgedessen katholisch geworden, so manche aus ihnen seien schon im Himmel, — er selbst möchte im letzten Augenblicke die Gnade Gottes nicht verstoßen, den großen Lohn, der seiner warte, nicht vertauschen mit der ewigen Verwerfung.

Als ich geendet, schlug Saliva die Decke über den Kopf, und es entstand eine lange Pause, die ich benützte, um mit aller Inbrunst den armen Mann der Gnade und Barmherzigkeit Gottes anzuempfehlen. Herman (der Enkel) ergriff jetzt das Wort und bat seinen Großvater rührend und flehend, er möchte doch meine Worte zu Herzen nehmen und sich dem lieben Gott ergeben. Saliva aber sprach: „Ich habe alles gehört,“ und wiederum entstand eine lange Pause. Der alte Chief mußte wohl einen recht schweren Kampf mit sich selbst gekämpft haben, bis er auf einmal zu allem sich bereit erklärte und völlig umgewandelt war. Ich begann sogleich den Taufunterricht und taufte ihn auf

*) Die Mission in Keiland wurde bekanntlich von den Jesuiten vater im Jahre 1884 gegründet und im Jahre 1908 in hoch-
siger Weise durch die Mariannhiller Mission überlassen. Ann. d. Ned.

den Namen des Tagesheiligen (St. Bernard). Der Tod schien noch nicht nahe, doch die ersten Sonnenstrahlen des folgenden Tages fielen auf die Leiche des alten Chief. Am Abend zuvor hatte er angeordnet, man solle ihn nicht, wie die Heiden im Viehtrale, sondern an einem andern bestimmten freien Orte begraben; auch verbat er sich ausdrücklich die heidnischen Gebräuche, die Totenklage, das Niederreißen der Hütte, in der er sterben werde usw. —

Wenn es noch Wunder der Gnade gibt, so hat man hier ein handgreifliches vor Augen. Die nötigen Bedingungen eines solchen waren vorhanden: Werke der Barmherzigkeit seitens des alten Saliva, sowie zahllose und jahrelange Gebete der Lebenden und Toten für ihn!

Schlangen im Strohjack.

Eines schönen Morgens mähten wir einen Rasen-
strich ab und ließen das Gras trocknen, um eine Anzahl von Strohjacken frisch zu füllen. Das gute Wetter hielt an und gar bald war aus dem geschnittenen Gras duftendes Heu geworden. So machten wir uns an die Arbeit, füllten die Säcke und trugen sie ins Vestiar zurück. Tags darauf gingen wir daran, die Strohjacke zuzunähen und ich wollte eben das Heu im Innern des letzten Sackes gleichmäßig verteilen, da stieß meine Hand auf etwas, was kein Heu war. Ich hatte den Schweif einer Schlange berührt und eben so schnell wieder losgelassen. Das Tier aber hatte sich rasch umgewendet und sah mich mit feurigen Augen an. Man reichte mir ein Stück Eisen und ich schlug mit demselben nach allen Richtungen auf den Strohjack los, aber es half nichts; die Schlange hatte sich in der Tiefe verkrochen. Nun leerten wir den Strohjack völlig aus. Das Reptil kam zum Vorschein und unsere Buben machten demselben ein schnelles Ende.

Ein zweites Mal ereignete sich etwas ganz Ähnliches. Wir hatten wieder Gras zu gleichem Zwecke geschnitten und zwar an derselben Stelle. Doch diesmal war das Wetter nicht so günstig. Starker Regen trat ein und wir mußten das Gras in Haufen tun. Als nach einigen Tagen die warme Sonne vom Himmel wieder niederschien, gingen wir hinaus, um das Gras auszubreiten. Ich hatte eben einen Bündel von einem größeren Haufen abgenommen, da sah ich gerade zu meinen Füßen den Schweif einer Schlange. Mit meinem Stapulier faßte ich an und wollte das Tier herausziehen; aber die Schlange war eingezwängt und so riß der Schwanz ab. Ich versuchte es ein zweites Mal und hatte ein zweites Stück in den Händen. Unterdessen hatte man einen Stoß gebracht. Endlich gelang es mir, die ganze Schlange herauszuziehen, die trotz des Verlustes zweier Schwanzstücke noch immer beträchtlich lang war. Sie war bereits tot, doch ihr Leib zuckte noch, und selbst die beiden Schweifchen sprangen umher! Das Strohjackfüllen erwies sich also als eine lebensgefährliche Arbeit.

Dr. Hyazinth.

Ein Notruf aus Triashill.

Von Dr. M. Kassian, R. M. M.

Unsere Missionsstation Triashill in Rhodesia arbeitet mit großem Segen unter den Schwarzen Afrikas. Von allen Himmelsgegenden drängen sich die Heiden, zumal die jüngeren Leute, zum Unterrichte herbei, sodaß in der kurzen Frist von kaum zwei Jahren schon die Gründung mehrerer Außenstationen notwendig wurde.

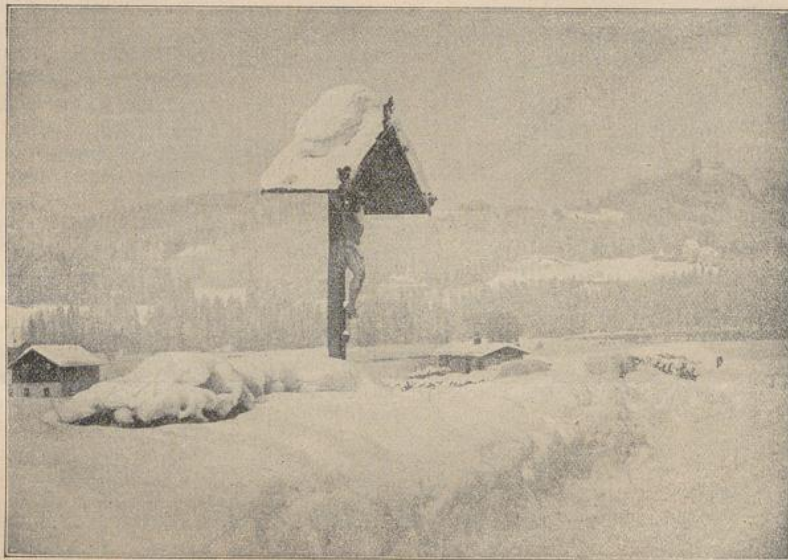
Schüler und Katechumenen haben wir gottlob genug, sonst aber herrscht Armut und Not an allen Enden und Ecken.

Infolge der schlechten Witterung ist die Hälfte der Feldfrüchte verdorben, und somit herrscht im ganzen Lande großer Mangel an Nahrungsmitteln. Gegen 600 Kinder besuchen unsere Tageschulen. Die meisten von ihnen kommen Morgens nüchtern hieher, wohnen dem Unterrichte bei und kehren erst gegen Abend heim, um dann zum ersten- und letztenmale im Tag etwas Weniges zu genießen. Bleibt bei uns einmal ein Teller voll Bohnen übrig und trägt ihn der Bruder vor die Türe, so fallen hundert Hände darüber her, und jeder schämt sich glücklich, der nur ein einziges Böhnchen erobern konnte. Ja, der Hunger ist ein böser Gesell! —

Nicht viel besser steht es mit der Kleidung dieser Kinder. Es schneidet einem ordentlich ins Herz, wenn man diese hungrigen Kinder gar so ärmlich und schlecht gekleidet daherkommen sieht. Manche haben ja kaum so viel, um ihre Blöße anständig zu bedecken. Schon oft dachte ich mir, wäre doch einer unserer Wohltäter oder eine hochherzige Wohltäterin aus Europa oder Amerika zugegen und könnten sie diese armen Kinderchen sehen, wie sie einen mit ihren unschuldigen Augen so bittend und trauernd ansehen, als wollten sie sagen: „Schenk mir ein Kleidchen und gib mir zu Essen! Der liebe Gott wird es dir vergelten!“ O gewiß würde da manch' opferwillige Seele schnell einige Stoffrestchen zusammensuchen und hieher schicken, damit unsere Schwestern daraus wenigstens für die ärmsten dieser schwarzen Kleinen ein paar Kleidchen machen, und würden wohl auch einige Groschen beilegen, daß die Kinder auch Brot hätten und sich wenigstens einmal im Tag gehörig satt essen könnten. Das wäre auch eine Weihnachtsgabe, welche das liebe Christkind jedenfalls reichlich segnen würde.

Armut und Not herrscht auch in Bezug auf unsere Kirchen und Wohnungen. Schon an einem gewöhnlichen Sonntag muß fast ein Drittel der Kirchenbesucher draußen, im Freien, stehen bleiben. Kommt aber eine besondere Festlichkeit, wie eine große Taufe, die Feier der ersten hl. Kommunion usw., so sind die heiligen Räume viel zu klein, um auch nur die Hälfte dieser schwarzen Neubekehrten und Katechumenen aufzunehmen. Das ist dann auch ein Opfer, wenn die guten Leute oft einen Weg von drei bis vier Stunden und darüber zur Kirche machen, und dann, wenn sie ankommen, vom eigentlichen Gottesdienste so viel wie nichts sehen und von der Predigt kaum ein Wort vernehmen. Es soll jetzt eine größere Kirche gebaut werden, denn die alte Kapelle ist nicht nur viel zu klein, sondern hat auch ein so schabhaftes Strohdach, daß bei Regenwetter das Wasser an den Wänden herunterläuft. Ich selbst bin als Maurer schon seit Mitte Juni hier, allein ich kann mit der Arbeit nicht anfangen, denn es fehlt noch alles und jedes, was zu einem Bau nötig ist.

Der Hochw. Abt von Mariannhill war zuerst geneigt, den hiesigen Schwestern eine bessere Wohnung zu bauen, denn sie wohnen zu sechs in einem einzigen kleinen Raum, der nur zwei Fensterchen hat. Dies ist ihr Wohn-, Ess- und Schlafzimmer, kurz alles zugleich; allein sie sagten, sie wollten sich gerne noch länger gedulden, wenn nur an erster Stelle eine ordentliche Kirche gebaut würde. Wir selbst sind übrigens auch nicht besser daran. Als „Speiseaal“ dient z. B. den beiden hochverdienten Missionspriestern und uns fünf Laienbrüdern ein runder Kraal, so eng und klein, daß wir uns kaum darin rühren können. An der Seite ist ein kleines Fensterchen angebracht, und selbst dieses wird durch das herabhängende Strohdach halb verdeckt. Schreiber dieser Zeilen sitzt gegenwärtig auf einem Kistchen, das ist sein Stuhl, während ihm ein zweites Kistchen als Tisch und Schreibpult dienen muß.



Das Kreuz im Schnee.

Wo möglich noch ärmer sieht's auf den hiesigen Nebenstationen und Katechetenstellen aus. In St. Barbara z. B. gehen 190 Kinder in die Schule, allein man sieht darin keine einzige Bank, ebenso wenig in der Kirche; klein und groß sitzt da auf dem Boden. Ich suchte nach einem Kreuzweg, fand aber keinen. Der Altar ist aus Stecken hergestellt, und ein Kistendeckel dient als Altartisch. Noch sonderbarer ist die Glocke! Man hat nämlich in Ermangelung eines Glöckchens eine alte Sack, deren Stil abgebrochen war, vor der Schule aufgehängt. Darauf wird nun mit einem Steine gehämmert, zum Zeichen, daß die Schule oder der Gottesdienst bald beginnen soll. Welche Wohlthat wäre da ein Glöcklein! Ähnlich sieht es auf den übrigen Nebenstationen in St. Anton, St. Kassian, St. Joseph, St. Paul usw. aus. Auch da hört man das ganze Jahr hindurch kein Glöckenzeichen. Wäre es nicht eine wahre Predigt für die schwarzen Neubekehrten und Katechumenen, wenn Morgens, Mittags und Abends zum „Engel des Herrn“ geläutet würde?

Einmal arbeitete ich vier Wochen lang in „St. Barbara“, wo bekanntlich unser Bruder Flavian als eifriger Katechet und Lehrer tätig ist. Gleich am ersten Abend bot er mir in generöser Weise seine Lagerstätte an,

während er selbst auf Säcken am Boden schlafen wollte. Nach einigem Sträuben nahm ich das Anerbieten an, doch wie ich mich auf das aus ein paar Duzend Steden kunstvoll fabrizierte Gastbett niederlegen will, geht die ganze Geschichte frachend auseinander, und ich liege schön demütig am Boden. Doch so ein Unglück läßt sich verschmerzen.

Ich will nun schließen, denn um alle Not in Trias-hill und seinen Missionsstationen zu schildern, müßte ich noch manchen Briefbogen verschreiben. Helfet uns, teure Wohltäter und Wohltäterinnen! Auf euch sind unsere Blicke gerichtet. Jede, auch die geringste Gabe, die ihr aus Liebe zu Gott für unsere arme Mission spendet, wird euch vom Herrn tausendfach vergolten werden für Zeit und Ewigkeit. — Gottes Segen geleite diese meine schlichten Zeilen und lasse sie in die Hände recht vieler guter und opferwilliger Leute kommen!

Regenfall in Südafrika.

§ Mariannhill, 4. Oktober 1911. — Nach einer langen Trockenheit — fielen doch in den letzten vier Monaten nur 5 Zentimeter Regen — hatten wir vom 30. September bis zum 2. Oktober einen sündflutartigen Regen. In diesen zwei Tagen regnete es hier 33 Zentimeter. In der gleichen Zeit fielen in Durban 39 Zentimeter, in Hilary (2½ Stunden von Mariannhill) 42 Zentimeter. Im Bezirk Victoria County fiel jedoch die ungeheure Menge von 64 Zentimetern und in Verulam sogar rund 70 Zentimeter. Diese schweren Regen gehören in Natal nicht zu den großen Seltenheiten. So fielen z. B. in Mariannhill am 18. April 1908 ebenfalls nahezu 33 Zentimeter und am 31. Mai 1905 in einer einzigen Nacht in 10 Stunden sogar 35 Zentimeter. Dieser Regen schwemmte, rapide die Flüsse schwellend, viele Kuli-hütten hinweg, wobei deren Insassen elendiglich ertranken. Brücken und Steindämme von 15 Fuß Breite wurden wie Sand von den gewaltigen Wassermassen weggeführt und zahllose Bäume im aufgeweichten Boden vom Sturme entwurzelt.

Schon in Mariannhill ist die zu verschiedenen Zeiten fallende Regenmenge großen Differenzen unterworfen. Das jährliche Quantum schwankt zwischen 78 und 122 Zentimetern, während der Durchschnitt 99 Zentimeter ist. Diese Regenmenge verteilt sich fast ganz auf 9 Monate, während im Juni, Juli und August nahezu gänzliche Trockenheit herrscht, die in diesem Jahre bis zum Oktober sich ausdehnte. In vielen Gegenden Südafrikas ist diese Differenz in Bezug auf die jährlich fallende Regenmenge eine noch viel größere. Zum Beweis hiefür bringen wir folgende Daten:

1909	fielen in Port Nolloth	3 Zentim.
"	" " der Karoo	10 "
1908	" " Barberton	55 "
1909	" " ebendasselbst	117 "
"	" " Kapstadt	60 "
"	" " Zoubert Park	125 "
"	" " Zoutpansberg	275 " (1)
1907	" " ebendasselbst	297 " (1)

Zoutpansberg (Transvaal) ist übrigens der regenreichste Bezirk von ganz Südafrika, während der Küstenstrich von Natal mit etwa 100 Zentimeter Jahresquantum ziemlich über dem Durchschnitt steht.

Interessante Berechnungen ergeben sich in Bezug auf das Gewicht einzelner schweren Regen. In Victoria County, wo dieser Tage 64 Zentimeter in einem einzigen Regen fielen, kommen auf den Quadratkilometer — ein

Raum von 1000 mal 1000 Metern — 12 800 000 Zentner Regen. Auf eine Stadt wie Köln, mit seinen Vorstädten auf zirka 250 Quadratkilometer gerechnet, würden also in ähnlichem Falle 3 200 000 000 Zentner Regen gefallen sein. Und wenn jeder der 500 000 Bürger Großkölns täglich einen Liter oder jährlich 360 Liter Wasser trinkt, so würde die Menge eines einzigen solchen Regen über Köln für 888 Jahre reichen, den Durst ihrer Bürger zu stillen. Ob wohl jedem damit ein Genüge getan wäre?

Dem Gelöbniße treu.

(Frei nach Chateaubriand.)

1. Kapitel.

Madonna, der Heidenjüngling.

„Seltsame Verhängnisse sind es oft, mein Sohn, die den Menschen zum Menschen gesellen. Du stehst noch am Anfange des Lebens, ich am Ende meiner Tage, und recht hatteſt du, mein Sohn, wenn du mein Leben ein „vielbewegtes“ nanntest. Ja, ja,“ sagte der Greis, und fuhr mit seiner hageren Hand wie sinnend durch die schneeweißen Locken seines Hauptes, „lang war mein Leben, vielbewegt und wechselvoll. Meine Geschichte mag dir zeigen, wie wenig der Mensch irdischem Glücke trauen darf. All meine Jahre waren eine lange Kette voll der mannigfachen Leiden, und selbst die wenigen Tage, die sonst mit roſigen Träumen durchwebt ſind, haben auf meinen Wangen die Spuren frühgeweinter Tränen zurückgelaſſen.“

Im nächsten Blumenmonat werden es 75 Jahre, daß ich das Licht der Welt erblickte an den Ufern des Miſſiſſippi. Die Spanier hatten ſich kurz zuvor an der Bai von Pensakolo niedergelaſſen, ſonſt wohnten damals noch keine Weißen in unſerer Nähe.

Was ſoll ich dir erzählen von den Tagen meiner Kindheit? Ruhig zogen ſie an mir vorüber, denn ich kannte damals noch nicht die Leidenschaften, die ſpäter meine Bruſt durchwühlten, wußte noch nichts von den zahlloſen Täuſchungen, deren Opfer ich werden ſollte. Unter der Leitung meines Vaters, des tapferen Kriegers Utaſſiſſe, wuchs ich auf, ein echter Sohn der Wildniß. Ich lernte die Spur des flüchtigen Hirſches verfolgen und die des liſtigen Fuchſes, und nur ſelten verfehlte mein Pfeil das Ziel.

Siebzehnmahl hatten die Bäume ihr Laub gewechſelt, da ward ich aufgenommen in die Reihen der Krieger. Kurz darauf zogen wir aus gegen die Moſſogulen, einen der mächtigſten Stämme Floridas. Wir ſchloſſen uns den Spaniern, unſern Bundesgenoſſen, an, und der Kampf begann. Ich dürſtete nach Taten; aber Ireſſoſſa, der Gott des Kriegeſ, und die Geiſter der Hütten waren uns nicht günſtig. Die Feinde ſiegten. Mein Vater verlor das Leben; aus hundert Wunden blutend lag er an meiner Seite, und ich hatte ihn vertheidigt, biß auch ich der Menge meiner Feinde erlag. O daß ich doch damals mit meinem Vater auch hinabgeſtiegen wäre ins Land der Seelen! Wie viel Unheil wäre mir erſpart geblieben; doch Manitou, der große Gott, hatte es anders beſchloſſen.

Durch Spanien wurde ich dem Feinde wieder entriſſen und nach „St. Auguſtin“ gebracht. Hier nahm ſich ein edler Caſtilianer, Phiſlipp Lopez mit Namen, meiner an. Er lebte in der neuerbauten Stadt mit ſeiner Schweſter zuſammen; eine Frau hatte er nicht. Beide waren von meiner Jugend und Uner-

fahrenheit gerührt, und kamen mir mit vieler Liebe entgegen. Man gab mir neue Kleider, so wie die Weißen sie trugen, und unterrichtete mich in allem Wissenswerten.

Dreißig Monde hatte ich in „St. Augustin“ verlebt, als ich von einem förmlichen Ekel über das ungewohnte Stadtleben ergriffen wurde. Von Tag zu Tag steigerte sich diese meine Abneigung immer mehr, und es verzehrte mich zuletzt eine unbezwingliche Sehnsucht nach der Freiheit in der heimatlichen Wildnis. Ich magerte sichtlich ab, meine Wangen verloren ihre Frische, die Augen den Glanz. Stundenlang konnte ich unbeweglich die Gipfel der fernen Wälder betrachten, die blaustüftig den Horizont gürten. Meiner Umgebung gehörte ich nicht mehr an, ich lebte in Träumen und war an den heimatlichen Flüßchen, die ich traurig dahinfließen sah. Meine Phantasie malte mir die Wälder aus, durch die jene Wasser zogen, und meine Seele war ganz in der Einsamkeit.

Endlich konnte ich dem Drang, in die Wildnis zurückzukehren, nicht länger widerstehen, und so trat ich denn eines schönen Morgens vor Philipp Lopez hin, bedeckt mit dem Kleide meines Volkes, in der Linken Pfeil und Bogen, in der Rechten die europäische Kleidung, die ich meinem großmütigen Beschützer wieder zurückgab. Weinend sank ich zu seinen Füßen nieder; ich gab mir die häßlichsten Namen, nannte mich einen Elenden, Undankbaren, fügte aber schließlich doch bei: „Vater, du siehst, daß ich sterbe, wenn ich nicht zurückkehre ins Land meiner Väter.“

Eine Weiße starrte mich Lopez stauend an; er schien es nicht fassen zu können, daß ich aus den schönen Verhältnissen, die ich bei ihm hatte, zurückkehren wolle zu einem armen, elenden Leben. Er stellte mir alle Gefahren vor, in die ich mich durch meinen unüberlegten Schritt stürzen wolle, als er aber sah, daß mein Entschluß unabänderlich feststand, drang er nicht länger in mich. Er hob mich vielmehr auf, schloß mich in seine Arme und sagte unter Tränen: „Wohlan, mein Sohn, du bist ein Kind der Natur und wirst es bleiben. Kehre also zurück zu der Freiheit und Ungebundenheit, nach der deine Seele verlangt. Philipp Lopez will sie dir nicht rauben. Wäre ich jünger, so würde ich dich selbst in die Wildnis begleiten, wo auch ich süße Erinnerungen habe und würde dich zurückführen in die Arme deiner Mutter. Wenn du wieder im Schatten deiner Wälder weilest, so gedenke zuweilen meiner, des alten Spaniers, der dir Gastfreundschaft erwiesen und dich immer lieben wird, wie seinen eigenen Sohn.“ Er schloß mit einem Gebete zum Gotte der Christen, dessen Kult anzunehmen ich mich stets geweigert hatte, dann trennten wir uns auf Nimmerwiederssehen. —

Bald sollte ich für meinen Freiheitsstau und meine Undankbarkeit gestraft werden. Ich hatte „St. Augustin“ verlassen und irrte, unter tausend Gefahren mein Leben fristend, in den Wäldern umher, als ich eines Tages von einem Trupp Moskogulen und Simnolen ergriffen wurde. Sie erkannten mich an meiner Kleidung und den Federn, die mein Kopfhaar schmückten, als einen Sohn der Ratsche, mit denen

sie auf beständigem Kriegsfuße lebten. Ich wurde gefesselt, doch meiner Jugend wegen nur leicht. Simangan, der Häuptling der Truppe, wollte meinen Namen wissen. Ich sagte: „Ich bin Madonda, der Sohn des Uthalysse, der den Kriegern der Moskogulen mehr als hundert Skalpe genommen.“

Darauf erwiderte der Häuptling: „Madonda, Sohn des Uthalysse, freue dich, denn du wirst verbrannt werden im großen Dorfe!“ — „Das ist gut,“ entgegnete ich und stimmte sofort meinen Todesgefang an.

Die mich gebunden, waren meine Feinde, dennoch kann ich den guten Eigenschaften, die sie haben, meine Anerkennung nicht versagen.



Es kracht von rechts und links.

Der Moskogule und noch mehr sein Bundesgenosse, der Simnole, atmet Freude, Liebe und Zufrieden-

Sein Gang ist leicht, sein Empfang offen und herzlich jedem Freunde gegenüber. Er spricht viel und mit großer Geläufigkeit, und das klingt wie Gesang und Melodie. Selbst das Alter kann diesem Volk die natürliche Fröhlichkeit nicht rauben; wie die alten Vögel unserer Wälder, so vermischen sie als Greise ihre Stimmen und Lieder mit den Gesängen der zahlreichen Nachkommen.

Besonders weichherzig aber sind die Frauen. Es befanden sich ihrer ebenfalls eine ganze beträchtliche Zahl bei dem Zuge. Sie kamen mir, dem jungen Gefangenen, dem Sohne eines gefürchteten Helden, mit großer Neugierde entgegen. Hielt der Zug beim Sinken der Sonne, und flackerten die Herdfeuer lustig empor, so bildete sich ein förmlicher Kranz neugieriger Frauen und Mädchen um mich, und ich hatte tausend Fragen zu beantworten.

„Wer war deine Mutter, schöner Gefangener?“ fragte mich die eine, und eine zweite: „Sind deine

Mooswiege in den blühenden Zweigen des Ahorns, und schaukelst dich die Winde dort beim Neste der buntgefiederten Vögel? Hast du nie eine weiße Hirschkuh gesehen in deinen Träumen, und haben die Bäume des geheimnisvollen Tales dir noch nicht geraten, ein Zeichen in die Rinde zu schneiden?"

Ich antwortete mit der Unbefangenheit eines Kindes: „Der Name meiner Mutter ist Romakanya, die Glänzende. Ihre Augen sind schön wie die Sterne der Nacht, und sie liebte mich als ihren Erstgeborenen. Aber auch die Frauen und Mütter der Sinnlosen und Moskogen sind schön, und tapfer sind deren Männer. Euer Gefangener bin ich und gehe dem Tode entgegen, doch eure Worte fallen wie Balsam auf mein Herz und lassen mich alle Schmerzen vergessen.“

Durch diese Lobsprüche gewann ich die Frauen und sie überhäufte mich mit Beweisen mütterlichen Wohlwollens. Sie brachten mir Ahornzucker und Maiskolben, Bärenschinken, Biberfelle und Muscheln zu meinem Schmucke und Moos für meine Lagerstätte. Sie sangen und lachten mit mir und vergossen dann wieder Tränen, wenn sie bedachten, daß ich dem grausamen Feuertode geweiht sei.

(Fortsetzung folgt.)

Ein leichtes, schnell und sicher wirkendes Mittel gegen Brandwunden.

(Fortsetzung.)

Nun noch ein paar Beispiele, um zu zeigen, wie es geht, wenn man die Wasserkur nicht gleich, oder nicht in der rechten Weise anwendet. Eine Schwester schüttete sich eine heiße Flüssigkeit über den Fuß, sodaß sich eine kleine Blase bildete. Sie hielt es gar nicht der Mühe wert, wegen einer solchen „Kleinigkeit“ die Obern und die Krankenschwester zu belästigen. Doch schon nach wenigen Tagen nahm die Entzündung derart zu, daß die Schwester, wenn auch nicht gerade bettlägerig wurde, dennoch trotz der nachträglich angewandten Kur fünf bis sechs Wochen zu tun hatte, bis der Fuß wieder vollständig hergestellt war.

Eine andere Missionschwester verbrannte sich die Fußsohle. Am ersten Tag steckte sie den Fuß drei Stunden lang ins Wasser; sie meinte, das sei mehr als genug. Am folgenden Tag sollte sie die Kur wiederholen, allein sie versicherte, sie habe nicht die geringsten Schmerzen und bat dringend, sie an die gewohnte Arbeit gehen zu lassen. — Man gibt ihren Bitten und Vorstellungen nach, doch siehe, am fünften Tag zeigt sich eine große Brandblase. Sie wurde geöffnet, aber die Haut nicht entfernt. Nachts machte man kalte Umschläge mit grober Leinwand, sechsfach zusammengelegt, dann trat ruhiger Schlaf ein. Bei Tag überpinselte man die Haut zuweilen mit der oben genannten Salbe oder Flüssigkeit und verband die Wunde leicht. Am 9. Tag war der Fuß vollständig geheilt. Sätte sich die Schwester dazu verstanden, am zweiten Tag nochmals etliche Stunden ins Wasser zu gehen, so hätte das den Brand vollständig herausgezogen, und die üblen Folgen wären ihr erspart geblieben.

Selbstverständlich darf nicht schablonenmäßig eine Brandwunde wie die andere behandelt werden. Das kranke Glied zeigt einerseits selbst an, was nützt und was schadet, und andererseits gibt auch die Erfahrung manch' praktischen Wink an die Hand. Im allgemeinen beachte man folgende Punkte:

1. Man nehme zuerst lauwarmes Wasser, das man je nach Bedürfnis nach und nach abkühlt, und breite ein Tuch über das Geschirr, um das kranke Glied von der Außenluft zu schützen.

2. Man halte die Wunde gleich das erstmal sechs Stunden vollständig unter Wasser. Das zieht den Brand heraus und beugt jeder Entzündung vor; auch hebt das Wasser in der Regel den Schmerz gänzlich auf, oder mindert ihn doch sehr.

N.B. Man lasse nicht vom Baden ab, auch wenn man nach drei oder vier Stunden selbst außerhalb des Wassers keinen Schmerz mehr fühlt. Es könnte einem sonst gehen, wie jener Schwester, bei der sich noch am fünften Tag eine Brandblase bildete. Ueberhaupt, solange sich noch eine Neigung zu Blasenbildung zeigt, erneuere man das Bad.

3. Man veräume nicht, sofort nach dem Unglücksfall mit der Wasserkur zu beginnen und sage nicht, man habe keine Zeit, volle sechs Stunden lang ruhig dazuliegen. Denn bringt man dieses kleine Opfer nicht, so muß man sich vielleicht später Zeit nehmen, Wochen lang unter großen Schmerzen im Bette zuzubringen. Geseht auch, man müßte bei schweren Brandwunden auch am zweiten und dritten Tag noch mehrere Stunden ununterbrochen im Wasser bleiben, so käme das noch immer nicht in Vergleich zu den überaus schlimmen Folgen, die eine Vernachlässigung des Uebels nach sich zieht.

4. Zu den kalten Umschlägen während der Nacht nehme man ein größeres, vier- bis sechsmal zusammengefaltetes Linnentuch, damit es genügend feucht bleibt. Man wickelt ein wollenes Tuch darüber und dann eine Binde. Unter Tags benütze man für die kalten Umschläge ein kleineres Linnentuch. Sehr rasch ist es auch, Pelpapier um dieses Tuch zu legen und dann eine Binde darum zu wickeln. Hat man kein Pelpapier zur Hand, so nehme man statt dessen ein wollenes Tuch; nur muß man dann den Umschlag öfters erneuern, weil er schneller trocknet.

5. Man entferne niemals die verbrannte Haut, auch nicht bei Blasenbildungen. Die alte Haut ist eine gute Schutzdecke, unter der sich die neue ungehindert entwickeln kann. Sobald die neue Haut hinreichend ausgebildet ist, schrumpft die alte zusammen und schürft sich langsam ab.

6. Die ebenfalls zur Anwendung kommende Salbe besteht aus Leinöl und Kaltwasser zu gleichen Teilen gemischt. Man schütte beides in ein Gefäß und rühre die Mischung gut durcheinander. Diese Flüssigkeit läßt sich leicht ein halbes Jahr aufbewahren, doch soll sie vor dem Gebrauch immer etwas aufgeschüttelt werden. In Ermangelung von Kalt kann man auch Eiweiß nehmen, das sich aber nicht so lange hält.

Zum Schlusse, mein lieber Leser, möchte ich dich bitten, dieses einfache Heilverfahren auch andern bekannt zu geben. Tausende werden es dir danken. Einen kranken Mitmenschen vom Schmerz befreien, ist besser, als ihn mit leeren Worten trösten.

Vielleicht stellt ein Neugieriger zum Schlusse die Frage: „Wie seid denn ihr auf dieses Radikalmittel aufmerksam geworden? Wasser gab's doch schon, so lange die Welt steht.“ Diese Frage wollen wir gern beantworten, um so mehr, weil sie uns willkommene Gelegenheit bietet, allen ein ungemein praktisches Buch zu empfehlen. Es führt den Titel „Trost der Kranken“ und ist verfaßt vom Bruder Moysius aus der Kongregation der Biusbrüder in Heerlen, Limburg. (Zu beziehen

durch die Verlags-handlung Ignaz Schweizer in Aachen, Rheinland.)

Das Buch hat etwas über 300 Seiten. Auf Seite 160 ist unser Mittel kurz erwähnt; hier in Mariannhill wurde es weiter praktiziert. Dieses noch viel zu wenig bekannte Buch bietet gegen verschiedene Krankheiten sehr viele, ganz einfache Heilmittel an, und zwar Dinge, die sich vielfach jeder, auch auf dem platten Lande, selbst bereiten kann. Darum sollte dieses schlichte Buch mit seinem kostbaren Inhalt in keinem Hause fehlen.

Eine Missionschwester vom kostbaren Blut.

Der hl. Joseph ein Retter in großer Not.

Ein Bahnarbeiter aus Kleinreifling erzählt im Sendboten des hl. Joseph folgendes:

„Bei der Herstellung eines Eisenbahndammes fiel ich etwa acht Klafter tief von einem Felsen herab. Es wurden nämlich Steine ober mir los, schlugen im Hinabkollern das Seil ab, an dem ich befestigt war, und ich stürzte in die Tiefe. Beim Falle rief ich den hl. Joseph um seine Hilfe an. Es war ein schrecklicher Augenblick. Ich fiel mit dem Kopf auf die Steine, die Kopfhaut wurde von der Stirne bis unter die Halswirbel zerrissen, die Wunden waren voll Sand, und sieben Rippen waren zweimal gebrochen.

Niemand hegte noch Hoffnung für mein Aufkommen; man erwartete jeden Augenblick meine Auflösung. Ich war ganz betäubt und konnte mich lange nicht rühren, geschweige denn ein Wort sprechen; merkwürdigerweise aber hörte und verstand ich alles, was neben mir gesprochen wurde. Ja, der hl. Joseph hat mich in dieser großen Not nicht verlassen. Seiner Hilfe und der geschickten Operation eines Wundarztes verdanke ich die Heilung.“

D'rum gehet alle zu Joseph, er ist ein mächtiger Helfer in jeder Not.

Verehere das allerheiligste Sakrament des Altars!

Im Monat Februar kommen die Faschingstage. Die Kinder der Welt überlassen sich da mehr wie sonst eiteln, oft sündhaften Vergnügungen, untergraben dabei die leibliche Gesundheit und belasten ihre Seele gar oft mit schwerer Schuld.

Die Kinder Gottes dagegen eilen zur selben Zeit in die Kirche und versichern den lieben Heiland im Tabernakel ihrer vollen Liebe. O wie gerne würden sie ihm einen würdigen Ersatz bieten für alle die Unbilden, die er in jenen Tagen erdulden muß, wenn sie nur könnten! Ist doch die hochheilige Eucharistie, wie uns der katholische Glaube lehrt, die Fortsetzung des Leidens Jesu. Hier gestattet er seinen Feinden, ihn anzutasten und ihn zu verhöhnen; denn die Gestalten bilden die Fesseln, welche ihn ihrer Willkür überliefern. Man wende nicht ein, daß man nur die äußeren Zeichen berühre, und nicht das Leben des Erlösers selbst, das sie verhüllen. Haben denn die Hentersknechte, die ihm die Kleider vom Leibe rissen, ihm ins Angesicht spuckten und ihn mit Häuten schlugen, nicht auch sein Herz erreicht, seine Seele mit bitterstem Schmerz erfüllt und seine Gottheit verunehrt? Die sakramentalen Gestalten aber sind noch mehr als das Gewand des lieben Heilandes, denn sie bilden einen Bestandteil des eucharistischen Christus.

Verachtet oder verunehrt man daher das hochheilige Sakrament, so gehen diese Unbilden auf Christus über. O wie vieles und Schweres hat da der Herr im Tabernakel zu erdulden! Wie oft wird er neuerdings, wie einst zu Lebzeiten, verspottet, geschmäht, verhöhnt, zuweilen verraten und verleugnet von den eigenen Dienern, verlassen selbst von denen, die sich seinem besonderen Dienste geweiht haben. Wie oft wird ihm auch hier die Galle des Undankes gereicht, wie oft das Herz durchbohrt! Er ist durch seine Liebe neuerdings ans Kreuz genagelt und durstet nach dem Heile der unsterblichen Seelen. Am Kreuz konnte er wenigstens sterben, im sakramentalen Zustand aber ist sein Tod verbunden mit einem geheimnisvollen Leben, das ihn dauernd allen Leiden und Unbilden seiner Feinde aussetzt.

O Gedächtnis des Leidens und Todes meines Erlösers, mit welch' schrecklicher Wirklichkeit bist Du im allerheiligsten Sakramente mir vor Augen gestellt! Ist es möglich, daß ich bisher das alles so viel wie unbeachtet lassen konnte? — —

Maria, du Mutter der Schmerzen, entzünde in mir ein wahres, inniges Mitleid mit den Leiden deines Sohnes!

O du Jungfrau der Jungfrauen,
Wollst in Gnaden mich anschauen,
Laß mich teilen deinen Schmerz.

Laß mich Christi Tod und Leiden,
Marter, Angst und bittres Schiden
Fühlen wie dein Mutterherz.

Nach, am Kreuze hing'sunken,
Mich von Christi Blute trunken
Und von seinen Wunden wund!

Papst Clemens XI. auf dem Sterbebette.

Papst Clemens XI. lag auf dem Sterbebette. Mit höchster Andacht und Ehrerbietung empfing er die hl. Sakramente und ließ dann seinen Neffen zu sich entbieten, zu dem er sprach: „Siehe, wie alle Ehren dieser Welt vergehen. Nichts ist groß, was nicht in den Augen Gottes groß ist. D'rum, mein Sohn, strebe niemals nach einer andern, als nach dieser wahren und heiligen Ehre!“

Es kam das Fest des hl. Joseph, des Nährvaters Jesu. An diesem Tage fühlte er sich dem Tode sehr nahe und sprach daher zum Kardinal Olivieri: „Stets sah ich den lieben heiligen Joseph als einen sehr mächtigen Fürsprecher bei Gott an, und schon lange wünschte ich, an seinem Feste sterben zu dürfen. Möchte mir doch der liebe Gott diese Gnade verleihen!“ Dies waren seine letzten Worte. Der fromme Papst starb am 19. März des Jahres 1721 im 72. Jahre seines Lebens.

Möge auch uns der hl. Joseph am Throne Gottes die Gnade einer glückseligen Sterbstunde erbitten!

Eine Rettung aus Lebensgefahr durch einen Kanarienvogel

gehört gewiß nicht zu den alltäglichen Vorkommnissen. Lieber einen solchen seltenen Fall wird der „Königsberger Allgem. Ztg.“ aus Pillau folgendes berichtet: Herr S. hatte einen Kanarienvogel, der sehr zahm ist, auf einen Pfiff seines Herrn den Käfig verläßt, sich auf seinen Schreibtiisch setzt und neugierig dem emsigen Schreiben zusieht, den Zucker aus dem Mund mit seinem Schnäbelchen pikt und lieblosend und dankend sein

Köpfchen an den Wangen des gütigen Sponsors reibt, kurz der beste Freund seines Herrn ist. Nun hatte Herr S. die Gewohnheit, abends, wenn er sich zu Bette legte, noch zu rauchen. Eines Abends aber schlief er dabei unversehens ein. Nicht lange indessen konnte er geschlafen haben, als ihn ein Picken an seinen Lippen weckte. Aus seinem Schlummer aufwachend, fand er die Stube voller Rauch und bemerkte dann auch ein auf der Decke sich ausbreitendes Glimmen. Die brennende Zigarre war seiner Hand entfallen, auf der Decke liegen geblieben und hatte das Oberbett entzündet. Sein kleiner Freund, der ängstlich im Zimmer hin- und herflatterte, hatte ihn aus schwerer Gefahr gerettet.

Briefkasten.

Von Ungenannt durch Hochw. P. Ferdinand, O. S. Fr., Betrag zur Unterhaltung des Lichtes vor dem Herz Jesu-Altar in Mariannhill dankend erhalten.

S. B. Betrag dankend erhalten.

Vergleichs Bergel's Gott R. S. u. A. G., No. 24 M.

Antoniusbrot

für Afrika teils als Bitte, teils als Dank ist eingegangen aus: (Perföfentlichung war versprochen)

Breslau, Heusweiler, Commern, Eid, Firmenich, Bojwinkel, Paderborn, Essen, Krefeld, Deich, Osterfeld, Geisenheim, Altwieser, Fichtorf, Pommern, Bevelinghoven, Lechenich, Mülheim, Schupfart, Atinghausen, Gebhardswil, St. Gallen, Steinen, Einsiedeln, Hauptwil, Oberendingen, Burglen, Sulz, Eichen, Grezenbach, Wohlen, Daugendorf, Settingen, Acholtschauen, München, Oberkreuz, Erlangen, Pobenheim, Ponnendorf, Neunaigen, Bärthard, Weisenfeld, Brand, Wigerath, Düren, Balbeck, Godesberg, Andernach, Mängsdorf, Reifeld, Bodum, Eicherich, Frimmersdorf, Montjoie, Deich, Troisdorf, Sögel, Emmerich, Holtshausen, Billerbeck, Lutten, Ehlingen, Duisburg, Grevenbroich (2mal), Borsort, Hadamar, Niederewing, Stundebusch, Osterheine, Wahn, Wasserli, Emsdetten, Langsförden, Düsseldorf, Odenheim, Blodelsheim, Röhndorf, Mülherhof.

Dankfagungen

Durch die Fürbitte des hl. J. Thadäus ist uns in schwerem Anliegen Hilfe geworden, B. M. Th. Alfeld. Dank dem hl. Joseph für Hilfe in schwerem Anliegen, A. B. L., Niederhomburg, Krenzelsch, Mülhausen, Mondfeld, Gersthofen, Oberwittighausen: Dank dem hl. Leonhard und Wendelin für glücklichen Vorübergang der Viehscheue. Neunaigen.

Gebets-Empfehlungen

in verschiedenen Anliegen gingen ein aus: Freising, Gerbrunn, Niederhomburg, Erkenntnis des göttl. Willens in der Berufswahl, Alfeld, Mülldorf: Nerventränke, Donaueschingen, Ketzlingen, München: Um Glück und Segen in der Familie, Mantlach, eine herzleidende Person, Würzburg, Heroldsbach, Oedwaldhausen, Würzburg: Familienanliegen, Niederhausen, Bad Altsing: Um Wiedererlangung der Gesundheit, Rabenstein, Bärthard, Wertach, Kolmar, Wallersdorf, Breslau, Grezenbach, St. Fiden, Schupfart, Böhler, Mülli, Luzern, Brig, Eschmatt, Bremgarten, Lugaten, Oberbeinwil, Kägiswil, Lachen, Niederhomburg, Weihen, Gunzenhausen, Birkendorf, Duisburg, Clarholz, Hufen, Osterheine, Lorchhausen, Altenhunden, Paderborn, Emsdetten, Altheim, Mittelberbach, Nürnberg (2mal), Dubuque, Iowa, Ugenfeld. Um Sinnesänderung, um glückliche Sterbestunde, Befehrung eines Familienvaters. Familie Orth, Mount Hope, Kanj., dankt dem göttl. Herzen Jesu für erhaltene Gesundheit. Verschiedene Anliegen der Wohltäter von Amerika.

Memento!

Von unseren Wohltätern und Mitglidern unseres Wohltäter-Mehrbundes sind gestorben und werden dem frommen Gebete unserer Leser empfohlen:

Runigunda Julehofer, Reiberg. Pauline Barthelmes, Hüttenheim. Maria Wegger, Raitenbuch. Josef Eitelreiter, Deggenhof. Josef Untergutenberger, Straßkirchen. Ottilie Hubrich, Tarnowitz. Anna Maria Semmler, Mannsdorf. Maria Weinberger, Landau a. d. R. Ludwig Keller, Anger. Theresia Edert, Erstein. Anna

Euringer, Schwarzenfeld. Maria Bach, Bielefeld. Jrl. Wittenauer, Salsbach. Prop. Steidel, Osterweier. Franziska Groß, Michaelsmünchen. Sofie Frank, Alfeld. Josef und Karolina Kramersbacher, Heiterheim. Josef Huber, Mählberg. Louise Stöckl, Driedweier. Mabeline Glad, Erstein. Joh. Josef Wies, Bielefeld. Sebastian Zecher, Altenstadt. Josefa Mählbauer, Marg. Hiltner und Georg Heinsling, Wullersdorf. Martha Treher, Pfaffwieser. Kreszenz Häring, Mondreb. Rosina Miel, Nagersreuth. Anna Bauer, Rosall. Johann Forster, Mählrath. Christian Kühne, Erlenhof. Wwe. Brotschi, Selbach. Sophie Drenberger, Bernich. Frau Elmiger, Luzern. Josefa Nachler, Altdorf. Anna Konrad Wohlen. Juliana Haag, Wil. Maria Kemp, Uffikon. Theresia Rosenberger, Freudenberg. Maria Groß, Klopichen. Frau G. Kartz, Pont. Pfarrer Wiesler, Eissen. Luise Groenewald, Elve. Wwe. Felder, Alfeld. Josefine Hahne, Röhrlinghausen. Frau Krt, Böttrop. Barbara Reinehr, Geisenheim. Nikolaus Wahn, Köln. Hendrika Dpwiß, Kevolaer. Maria u. Bet. Jos. Hermanns, Mülheim. Anna Dancs, Steinhausen. Elise Behner, Köln. August Kreuter, Düsseldorf. Sophia Wpenich, Köln. Heinrich Zins, Altenbochum. Joh. Wilina, Joh. Birges und Gerh. Einland, Böttchen. Mathias Kastenhuber, Granzberg. Anna Dietrichsbrucker, Waldberg. Karolina Ringwald, Freiburg. Eugen, Katharina und Anna Bauer, Leo Frankenberg, Rosa Frankenberg, Frau Graudogl, Greibung. Anton Sauer. Kunig. Thoman, Poppewind. Anton Sauer, Kofbach. Theresie Höll, Rasdorf. Johannes Seeger, Langenschemmern. Johanna Stihlmair, Pipinsried. Georg Klur, Gaubüttelbrunn. Thomas Wall, Stein a. Kocher. Wendelin Schwaiger und Anastasia Brenner, Hugling. Grrv. Schw. Dominika Meyer, Straßburg. Josepha Gerstmeier, Reimlingen. Maria Zipler, Hanzgauen. Eliaß. Kiefer, Wingen. Karolina Kainz, Enzemoos. Anna Maria Baumann, Grettstadt. Marg. Steeger und Heinrich Kautsch, Hagen. Friz. Gogel, Neuensee. Anton Kämmer und Anna Dorn, Alttötting. Johann Weiser, Günsburg. Margaretha Frank, Teunz. Regina Hofmann, Theilheim. Bernh. Heilig, Schulinspektor, Obereisenbach. Fanny Oberacher, München. Josef Baumgärtner, Freudenberg. Andreas Kufser, Graden. Anna Redemann, Mergentheim. Jrl. Brinkhaus, Großhausen. Rosina Brädt, Mitrading. Wwe. Mehr, Rabensberg. Anna Maria Frankenberg, Datenhoff. Julius Reicher, Erlenhof. A. Bertrand, Limerzheim. Gottfried Hummel, Brand. Kader Kaufcher, Mitrading. Johann Etnla, Stabigotten. Josef Schmidt, Batschton. Pfarrer Joh. Heptner, Poln. Reutkirch. Wwe. Falbrede, Schmaidenhof. Christina Jakob Sannemann, Luter. Frau Strüwing, Carum. Hochw. Heinrich Hub, Laumens, Conzen. Margaretha Herth, Bujalo, N.-Y. Katharina Schneider, Brooklyn, N.-Y. Wilhelm Schulte, St. Helena, Nebr. Emilia Trost, Cincinnati, Ohio. Katharina und Helena Sibenaller, Carroll, Iowa. Heinrich Willing, Dominik Rhombert, Elisabeth Schuler, Margaretha Berling, Frau M. Dangelmeyer, Rosa Lorenz, alle von Dubuque, Iowa. Margaretha Stolz, Sheboygan, Wis. Josefine Fuchs, Pommern. Herr Schneider. Frau Adolf Krt, Böttrop. Wwe. Phil. Kruit, Rheinbrohl. Anton van Straalen. Maria u. Anna Maria Kleinbauer, Saarbrücken. Fr. Dönnissen, Vorbeck. Th. Hendrichs, Hochlarmarkt. Henri Daleiden und Frau James Schmit, Etelbrück. Josef Westhof, Boucstern. Rosina Spiegel, Hengersberg. Anna Richard und Eliaß. Neef, Sternenberg. Anna Maria Hammer, Erlenhof bei Marthelshausen. Anna Maria Kraft, Röhrlach. Adrian Weiser, Oberhofsheim. Andreas Klein, Freudenberg. Kath. Neubauer, Thurn. Christine Vogler, Karlsruhe. Barb. Walter, Erlaheim. Aug. Raible, Neufra. Nikolaus Gallenz, Birlach. Katharina Köhlin und Maria Anna Käfer, Jüfurt. Josef Em. König, Freudenberg. Vittoria Kandler, Osterhausen. Augusta und Anna Maria Dänisch, Lautershausen. Benefiziat Erhardberger, Deggenhof. Wwe. Maria Kern, Bräunlingen. Balbina Vogler, Oberdorf. Wwe. Engelbert Spedert, Langenbrücken. Franz Steder, Schmalenberg. Margaretha Eliaß, Beil, Zella. Louise Stassen, Düren. Frau Jos. Dirs, Paderborn. Ludwig Wolung, Köln-Rixes. Elisabeth Pöhl, Heffen. Jakob Schulteis, Metternich. Christine Erteller, Düsseldorf. Maria und Friederika Wischermann, Mülh.-Speldorf. Fanny Langen, Kath.-Anhoven. Heinrich Dormagen, Commerium. Katharina Dott, Kallenengers. Gerhard Esser, Ederen. Elisabeth Sieland, Wadersloh. Maria Timmermann, Kessenich. Elisabeth Nadermacher, Langerwehl. Herr und Helene Köfser, Eschweiler. Gertrud Maagh, Heimersheim. Franziska Ribbrock, Walfrop. Pfarrer Lang, Ohnenheim. Kath. Diegel, Wustviel. Kathi Hofmann, Amberg. Alois Döwald, Höltingen. Jakob Dodel, München. Johann Köhlmeier, Hohenfambach. Joh. Adam Walle, Hedendahlheim. Philomene Klein, Urmatt. Ottilie Hellermann, Wiesbaden. Theresie Kirchmeier, Aushofen. Alexander Schwörer, Ugenfeld. Anna Schmitt, Weingarz.

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei vorausgehender Uebereinkunft jedoch gerne gestattet.

Verantwortlicher Redakteur Georg Kropp in Würzburg. — Druck und Verlag der Fränkischen Gesellschaftsdruckerei G. m. b. H., Würzburg.

Vergißmeinnicht

Illustrierte Zeitschrift
der Mariannhiller Mission, Südafrika.

Mit Oberhirtlicher Druckerlaubnis und Genehmigung der Ordens-Obern.
Gesegnet von Sr. Heiligkeit Papst Pius X.

Alle Anfragen, Bestellungen, Zahlungen und
Sendungen sind zu richten an die:



Vertretung der Mariannhiller Mission
in Köln a. Rh., Brandenburgerstr. 8.

50. Jahrgang.
Nr. 3.

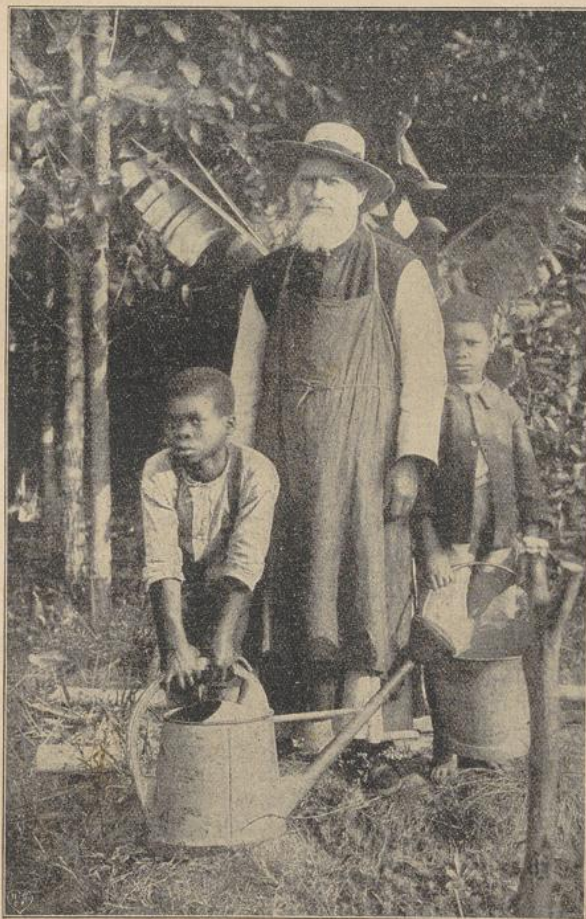
Erscheint monatlich
und kostet
pro Jahrgang
Mk. 1.50,
direkt franko zu-
geschickt oder von
unsern Befördern
bezogen.

Uebersahlungen
im Interesse der
Mission
sind willkommen.
Probenummern
gratis.

Wer diese Zeitschrift
bestellt, tut gleich-
zeitig ein gutes
Werk zu Gunsten
der armen Heiden
in Afrika.

Bestellungen
auf das
Vergißmeinnicht
geschehen am ein-
fachsten auf dem
Abschnitt der
Zahlkarte oder
Postanweisung.

Postcheck-Konto
Köln Nr. 1652.



Köln a. Rh.
März 1912.

Der Reinertrag
dieser Zeitschrift
wird nur für
Missionszwecke,
für die Ausbreitung
unserer heiligen
Religion ver-
wendet, wofür
der Hl. Vater
Pius X. zu wieder-
holtemal allen
Wohltätern
unserer Mission
seinen apostolischen
Segen erteilt hat.

Beförderer des
Vergißmeinnicht
werden an allen
Orten gesucht.

Für die Abonnenten
des Vergißmeinnicht
als Wohltäter
unserer Mission
werden täglich in
der Kollegiatkirche
zu Mariannhill
2, oft 3 hl. Messen
gelesen.

Der Waldmeister von Mariannhill
mit zwei seiner schwarzen Gehilfen.

Das Haus zu Nazareth.

Im kleinen Haus zu Nazareth
Da kehret mit mir ein!
Seht, wie die Armut es versteht,
Durch Tugend reich zu sein.
O seht, was unsre Zeit vermiszt:
Daß auch ein armer Mann,
Der fromm und gottesfürchtig ist,
Glücklich leben kann.

Dort weilt in Arbeit Gottes Sohn,
Er, der die Welt erschuf,
Er, der entstiegens Gottes Thron,
Nebt Zimmermanns Beruf.
O Mensch schäm dich der Arbeit nicht!
In Arbeit und Gebet
Besteht der Menschheit heil'ge Pflicht,
Blick hin auf Nazareth!

Dort nährt von saurer Arbeit Lohn
Der heil'ge Joseph sich
Mit Gottes eingebornem Sohn,
Fast karg und kümmerlich.
Und doch ist voll Zufriedenheit
Sein edles Angesicht;
Es kennt sein Herz nicht Bitterkeit,
Sein Mund die Klage nicht.

Und mit ihm teilet Sorg und Müß,
Wie eine niedre Magd,
Die heil'ge Jungfrau spät und früh,
Die nimmer murret und klagt.
Ihr Antlitz lieblich anzusehn,
Hienieden schon verflärt,
Es spiegelt ab den Frieden, den
Ein reines Herz gewährt.

So lebt an jenem stillen Ort
Mit Jesus jenes Paar,
Das überall in Tat und Wort,
Für uns ein Vorbild war.
O glaub mir, daß es Dornen fand
Auf seiner Lebensbahn;
Doch nahm aus Gottes Vaterhand
Es alles freudig an.

Ich mahn euch, wer verzagend steht
In Not und Mißgeschick,
Er wende nur nach Nazareth
Vertrauensvoll den Blick.
Im kleinen Haus zu Nazareth
Kehr er im Geiste ein,
Und sein Vertrauen und Gebet
Wird nicht verloren sein!

Unterstützung der katholischen Mission aus Glaubens-Gründen.

Nach Max Steigenberger, b. g. R.

(Fortsetzung.)

Es dürfte aber besonders für vermöglichere Christen ein zweiter Gedanke von großer Bedeutung sein. Und der Gedanke ist dieser:

Der Ueberfluß der zeitlichen Dinge ist ein Gut, das von Gott in die Hand der Vermöglichen gelegt ist, damit er durch sie als eine Gabe der Liebe Gottes in die Hände der Armen komme. Gott hat den Armen kein Recht gegeben, diesen „Segen“ den Händen der Vermöglichen zu entreißen, weil Gott will, daß Privateigentum auf Erden bestehe, aber er will, daß die Vermöglichen in Übung der Nächstenliebe mit ihrem Ueberflusse in angemessener Weise der wirklichen Not der Armen zu Hilfe kommen. Das ist ein Lehrsatz der heiligen katholischen Kirche, ein feststehender Grundsatz aus dem Evangelium Christi.

Es sind aber derer noch nicht genug, welche sich dessen bewußt sind. Manche haben ihn vielleicht noch nie gehört, manche haben ihn wohl im Weltleben vergessen.

Es ist freilich erlaubt, standesgemäß zu leben und für das standesgemäße Fortkommen der Seinen zu sorgen, — aber täglich kann man sehen, wie Tausende über ihren Stand hinausgehen in dem, was sie sich selber zu ihres Lebens Bier und Behagen erlauben, und so bleibt nie etwas zum Wohltun; andere aber halten ihren Ueberfluß ängstlich für sich zusammen und wissen keinen anderen Gebrauch davon zu machen, als Zins auf Zins zu legen, und stillvergnügt die Tausende wachsen zu sehen, die einst Kindern und anderen Erben vielleicht nur als Berechtigung zum Nichtstun und Luxus erscheinen.

Wie aber sagt der Herr? „Eines reichen Mannes Acker trug reichliche Früchte. Da dachte er bei sich

selbst: „Was soll ich tun? Denn ich habe nicht Raum, wo ich meine Früchte unterbringen könnte. Und er sprach: Das will ich tun, ich will meine Scheunen abbrechen und größere bauen; daselbst will ich alles, was mir gewachsen, und meine Güter zusammen unterbringen. Dann will ich zu meiner Seele sagen: „Meine Seele, du hast großen Vorrat von Gütern auf sehr viele Jahre, ruhe aus, iß, trink und laß dir wohl sein!“ Gott aber sprach zu ihm: „Du Tor, in dieser Nacht wird man deine Seele von dir fordern; was du nun bereitet hast, wessen wird es sein?“ So geht es dem, der sich Schätze sammelt und nicht bei Gott (das heißt in Hinsicht auf Gott) reich ist.“ (Luk. 12, 16—21 ff.) Es sollen sich deshalb die Fleißigen und Sparsamen sagen, daß sie bei all ihren Gütern arm sind, wenn sie nichts wissen, als neue Scheunen zu bauen und auf ihren Gütern zu ruhen, daß sie töricht sind, wenn sie nicht ihren Ueberfluß bei der himmlischen Bank anlegen, um auch durch die zeitlichen Güter „reich in Hinsicht auf Gott“ zu werden. Und es sollen sich die Genußsüchtigen und Verschwenderischen jeden Standes sagen, daß sie das „Gut der Armen“ verschwenden, wenn sie über ihren Stand hinaus Aufwand machen, und daß sie dafür vor Gott verantwortlich sind.

Klar sollte auch einem jeden aus dem christlichen Volke jene Wahrheit sein, daß die Nächstenliebe auch in Bezug auf die Missionen nach dem Maße der Kräfte des Einzelnen geübt werden sollte. „Hast du viel, gib reichlich; hast du wenig, so suche auch von dem Wenigen gerne zu geben!“ (Luk. 4, 9.) Wir kannten einen, allerdings von Haus aus vermöglichen Priester, der sein ganzes geistliches Einkommen zu caritativen Zwecken verwendete. Ein anderer hatte sich zum Grundsatz gemacht, von seinem Einkommen zu gleichen Zwecken jährlich den zehnten Teil zu opfern. Wie würden manche vermögliche Leute jammern, wenn sie, ich sage nicht, von ihrem ganzen

Einkommen, sondern nur von ihrem reinen Ueberfluß jährlich den zehnten Teil, oder auch nur die Zinsen ihres Ueberflusses verschenken sollten! Wie lächerlich klein sind oft die Gaben gerade sehr begüterter Personen im Verhältnis zu ihrem Ueberfluß. Man hört wohl, daß viele Häuser das ganze Jahr hindurch in Anspruch genommen werden. Das mag wahr sein. Aber viele geben für innere und äußere Mission in einem ganzen Jahr zusammen nicht so viel, als sie an einem einzigen Tage einem übermütigen und hoffärtigen Kinde zu unnützen Zwecken schenken, oder für rein weltliche Dinge und Vergnügen verbrauchen. Es kann ja dann und wann gute Gründe geben, etwas zu admissieren, um einmal eine große Gabe für große Zwecke bieten zu können; aber es ist nicht sonderlich zu empfehlen, mit der Verteilung des ganzen Ueberflusses so lange zu warten, bis ohnehin der Tod dieselben wegnimmt; denn es kann oft

ritas an die Türe klopfte, plötzlich die Notwendigkeit empfinden, zu sparen, — um sich „Schätze des Harnes Gottes“ zu sammeln; denn also schreibt der hl. Apostel Jakobus: „Ihr, die ihr prahlet mit eurem Reichtum, weinet und trauert über das Elend, das über euch kommen wird! Euer Reichtum und eure Kleider sind mottenfräßig, euer Gold und Silber verrostet, und sein Rost wird Zeugnis sein wider euch und wird euer Fleisch fressen wie Feuer, denn ihr habt euch gesammelt Schätze des Harnes für die letzte Zeit.“ Jakob 5, 1—3.

Die Anfänge des Christentums am Kongo.

(Fortsetzung.)

Am folgenden Tage begannen die Missionare den Bau einer primitiven Wohnung und einer Kapelle, fin-



Dem Stele nahe! (Der fast 80jährige Bruder Mater aus in den Gartenanlagen bei Marianishi.)

die schreiende augenblickliche Not der Missionen nur sehr schwer so lange warten, und oft sind es nichtchristliche und habgierige Erben, welche den Sinn eines alternden oder kranken und schwachen Testators auf ganz andere Dinge lenken, und so seine erste gute Absicht vereiteln.

Wenn es auch vereinzelte übergute Seelen gibt, welche ihre Güter mit zu geringer Rücksicht auf ihre und der Ihrigen Zukunft zu verteilen bereit sind, so glauben wir doch, daß die Zahl derjenigen größer ist, welche vergessen, daß sich die Gabe der Liebe nach dem Maße des Vermögens und auch in etwas nach dem Maße der Not des Hilfesuchenden richten sollte. Wie oft, wie eindringlich und erschütternd hat Christus, haben die Apostel und Kirchenväter, besonders der hl. Chrysostomus und Basilus über dieses Thema zum Volke gesprochen.

Es scheint damals wohl solche gegeben zu haben, die im Laufe des Jahres bedeutende Summen für den Luxus sich erlaubten, dann aber, wenn die christliche Cha-

gen an, christlichen Unterricht zu erteilen und zu predigen, und hatten bald die Genugtuung, 545 Neger taufen zu können. Denn die Schwarzen zogen in Scharen von der ganzen Umgegend herbei und vernahmen mit Freuden die Lehren der christlichen Religion.

Der König jedoch sah diese Erfolge der Missionare keineswegs mit Freude. Wohl hatte er schon vor Jahren die heilige Taufe empfangen, allein das war nur aus Politik geschehen, um die Hilfe der Portugiesen zu gewinnen. Innerlich war er ein Heide geblieben und fürchtete nun, durch die beiden Missionare in seiner Lebensweise gestört zu werden. Er unterhielt mehr als 50 Kebsweiber und kümmerte sich wenig um seine Kinder. An Grausamkeit stand er keinem heidnischen Tyrannen nach; der geringste Verdacht genügte ihm, unschuldiges Blut in Strömen zu vergießen. Selbst seine Söhne mußten oft die Ausbrüche seiner Wut empfinden; einige derselben hatte er sogar hinrichten und ihre Leich-

name den Hunden vorwerfen lassen, weil sie bei den ihnen zur Last gelegten Verbrechen die Feuerprobe nicht bestanden hatten. Er scheute sich ferner nicht, die heidnischen Gebräuche zu beobachten und die Bilder der Götzen Hanie und Guamzambumbo, welche als die mächtigsten galten, in seiner Wohnung aufzustellen und bei gewissen Festlichkeiten von seinen Weibern offen herumtragen zu lassen.

P. Cavazzi glaubte zu all dem nicht schweigen zu dürfen. Er ermahnte den König mehrmals im geheimen, ließ, als dies nichts half, ein getauftes Weib des Königs, das er bei der Anbetung eines Götzenbildes ertappte, öffentlich züchtigen und steckte in hl. Entzündung den Tempel, in dem sich die beiden Götzen befanden, in Brand. Diese Kühnheit hätte ihm beinahe das Leben gekostet. Der König war außer sich vor Wut! Nur die Furcht vor den Portugiesen hielt ihn zurück, sich tödtlich an ihm zu vergreifen. Er machte ihm aber die bittersten Vorwürfe, drohte ihm mit dem sicheren Tode, wenn er sich unterstehen sollte, nochmal solches zu wagen, und zog sich gänzlich von den Missionären zurück, worauf auch die schon getauften Neger es nicht mehr wagten, Kirche und Unterricht zu besuchen, denn sie fürchteten die Rache ihres Gebieters.

P. Cavazzi sah ein, daß er in seinem Eifer zu weit gegangen war, hoffte jedoch, der Sturm würde sich bald wieder legen. Da er vorläufig weder predigen noch Unterricht erteilen konnte, bebaute er mit seinem Genossen ein vor seiner Wohnung liegendes Stück Feld und verband so Handarbeit mit Gebet. Der König aber, der sie um jeden Preis loshaben wollte, veranlaßte einige freche Weiber, sich in dem Bache, der hart an der Wohnung der Missionäre vorbeifloß, zu waschen und zu baden. Da gaben die frommen Männer die Feldarbeit auf und zogen sich in ihre Behausung zurück. Ihr Protest war umsonst, König und Volk hielt sich fern, somit schüttelten die Missionäre den Staub von ihren Füßen und begaben sich im Auftrage des Missionspräfecten nach der Festung Embakka, um sich dort mit der Seelsorge der Portugiesen zu befassen.

P. Cavazzi hatte jedoch sein Amt in Embakka kaum angetreten, als sich ihm unvermutet eine günstige Gelegenheit bot, eine Mission in der Provinz Doko zu beginnen. Das kam so:

Dem Kassange, einem der mächtigsten und wildesten Häuptlinge der Schaggaer, war es nach vielen vergeblichen Versuchen endlich gelungen, eine Brücke über den Roanza zu schlagen. Mit unerhörter Grausamkeit hatte er sodann die Provinz Doko verwüstet, die Hauptstadt Quiamongo erobert und verbrannt, die Verteidiger schonungslos hingemordet und sich zuletzt mit einer Menge Gefangener und einer unermesslichen Beute über den Fluß zurückgezogen.

Als nun Guzambambe, der Fürst von Doko, der zur Zeit des Einfalles gerade auf Reisen war, heimkehrte, suchte er vor allem seinen gefangenen Sohn loszukaufen. Kassange gab ihn auch gegen ein hohes Lösegeld zurück, ließ ihn aber vor seiner Auslieferung ein Mal auf die Schultern und die Brust einbrennen und zwei Vorderzähne ausschlagen, um ihn so als Sklaven zu brandmarken. Der Vater, wütend über den ihm angetanen Schimpf, aber nicht mächtig genug, um persönlich Rache zu nehmen, schickte einen Boten an den portugiesischen Statthalter ab und versprach, ihm dienstbar zu sein und sich mit all seinem Volke taufen zu lassen, wenn er ihm Beistand und Schutz gegen Kassange und seine Schaggaer gewähre.

Von Ludwig de Sousa, der Statthalter, ergriff die Gelegenheit zur Erweiterung der portugiesischen Herrschaft mit Freuden, und nachdem das Schutz- und Trutzbündnis verabredet war, ließ der Missionspräfect dem P. Antonio Cavazzi den Befehl zukommen, sich sofort an den Hof Guzambambes zu begeben. Hoherfreut brach der eifrige Missionär in den ersten Monaten des Jahres 1657 von Embakka auf. Er nahm nur zwei Neger zur Begleitung mit, weil er jenseits des Roanza Leute zu treffen hoffte, die ihm als Träger und Wegweiser dienen würden. Leider sah er sich in dieser seiner Erwartung getäuscht. Ohne Schutz gegen die wilden Tiere und ohne Lebensmittel mußte er den weiten Weg durch die Wildnis machen und das Leben kümmerlich durch einige wilde Beeren und bittere, schwerverdauliche Wurzeln und Kräuter fristen.

Als er den Wald hinter sich hatte, stieß er auf einige Bewaffnete, die ihn suchten. Nach einem abermaligen viertägigen Marsche durch eine rauhe unwegsame Gegend kamen sie endlich nach der Hauptstadt des Landes, die mit einem starken Zaune aus großen Steinen und dichtem Dornengebüsch umgeben war. Die Häuser waren kleine, niedere Hütten, die eher den Höhlen wilder Tiere als menschlichen Wohnungen glichen. Der Fürst Guzambambe selbst war nicht anwesend, sondern befand sich mit seinem Heere im Feldlager. P. Cavazzi wurde daher vom Tendale, dem ersten Minister, empfangen und in einer schmutzigen Hütte untergebracht, in die man auf Händen und Füßen kriechen mußte, und wo der arme Missionär nicht einmal seine müden Glieder ausstrecken konnte. Die Bewohner der Stadt getrauten sich nicht, ihn ohne spezielle Erlaubnis ihres Gebieters zu besuchen und betrachteten ihn nur von ferne, wenn er vor seiner Hütte saß, aus Glasfossilien Rosenkränze verfertigte und die Kinder, die sich um ihn drängten, unterrichtete.

Nach acht Tagen kam der Bote, den man ins Lager geschickt hatte, mit einigen Sklaven zurück, um ihn in einer Hängematte abzuholen. Da aber die Schwarzen sahen, daß sie von dem armen Mönche keine Belohnung zu erwarten hätten, setzten sie ihn mitten in einem großen Walde nieder und liefen davon. P. Cavazzi sah sich genötigt, selbst den Weg zu suchen; doch am zweiten Tage überfielen ihn so heftige, mit Nervenzuckungen verbundene Krämpfe, daß er sich nicht mehr von der Stelle bewegen konnte und an dem gefährlichen Nebel, das die Eingeborenen Chiongo nennen, sterben zu müssen glaubte. Er erholte sich indessen bald wieder soweit, daß er auf die Schultern seiner zwei Diener gestützt, den Gipfel eines Berges ersteigen konnte, von wo aus sie zu ihrer Freude das ersehnte Feldlager erblickten. Einer seiner Diener eilte sogleich dorthin voraus, und kurz darauf erschienen mehrere Krieger, die ihn ins Lager brachten. König Guzambambe empfing den berühmten Missionär mit großer Freude und bewirtete ihn mit einem sehr stärkenden Getränke, das aus Mais, Wurzeln und wohlriechenden Kräutern bereitet war, sowie mit Mehl, Fleisch, Früchten und Palmwein, was den Kranken schnell wieder zu Kräften brachte.

Schon am folgenden Tage ließ der Fürst eine der größten Hütten des Lagers zur Kirche einrichten und befahl all seinen Leuten, des Morgens und des Abends vor derselben zu erscheinen, um dem Unterrichte beizuwohnen, den Cavazzi in portugiesischer Sprache erteilte und der von einem Dolmetscher in die Landessprache übersetzt wurde. Guzambambe selbst, der schon ein Greis von mehr als 70 Jahren war, zählte stets zu den eifrigsten Zuhörern und empfing, nachdem er feierlich

versprochen, der Vielweiberei zu entsagen und den Gögendienst in seinem Lande auszurotten, am 11. August 1658 auf den Namen Luboviko Antonio die heilige Taufe.

Hierauf leistete er vor dem inzwischen angekommenen Abgesandten des portugiesischen Statthalters den Eid der Treue, und wurde von diesem mit einem kostbaren Mantel bekleidet, zum Zeichen der Belohnung mit seinen Staaten durch den König von Portugal. Nach der kirchlichen Feier brachte man ein silbernes Becken mit Mehl, der König und der Abgesandte nahmen ein wenig davon in den Mund, verschluckten es und umarmten sich dann gegenseitig unter dem Jubelruf des ganzen Volkes. Hierauf legte der Fürst den Mantel ab und prosternierte sich auf dem Boden, während ihn seine

graphien der betreffenden Kinder in der Januar-Nummer 1911 des Vergißmeinnicht veröffentlicht wurden. Diese Briefe fanden trotz ihrer mangelhaften Form großen Anklang, und einige Monate später liefen für die schwarzen Schreiber und Schreiberinnen von da und dort milde Gaben in Gestalt von Kleidern, Stoffresten und so weiter ein.

Wollte nur, die edlen Wohltäter hätten Zeugen von dem Jubel sein können, den diese Gaben unter den schwarzen Wollköpfen hervorriefen! Schon die bloße Nachricht, es seien Kisten mit allerlei schönen Sachen von weit her für sie gekommen, elektrisierte die ganze Schule. Mit tausend Fragen stürmten sie auf mich ein: „Wo sind die Kisten? Was ist darin? Bekomme ich auch etwas? Ich auch? Wer hat das geschickt?“ —



P. Anselm in der von ihm angelegten Waldpflanzung.

Hofleute mit dem Rest des Mehles bestreuten und die Mahnung beifügten, seinem Lehnsherrn treu und eifrig zu dienen und gegen seine Untertanen Gerechtigkeit zu üben.

P. Cavazzi aber zog nach der Taufe Guzambambes von einer Schar bewaffneter Diener begleitet durch die ganze Provinz, zerstörte die heidnischen Tempel und Gözenaltäre, verjagte deren Priester, pflanzte an allen Orten das Kreuz auf und taufte eine große Anzahl von Negern.

(Fortsetzung folgt.)

Tausend Dank!

Mariatal. — Zu Beginn des Jahres 1911 — schreibt Schwester Valentine — hatten einige unserer schwarzen Schulkinder an unsere geehrten Freunde und Wohltäter in Europa und Amerika kurze Briefe und Gratulations-schreiben geschickt, die auch zum Teil nebst den Photo-

Ich hatte Mühe, mich einigermaßen ihres Angestümes zu erwehren und ihnen zu sagen, daß unsere Wohltäter jenseits des großen Meeres all' das geschickt hätten als Antwort auf die Neujahrsbriefe, die sie geschrieben. Natürlich legte ich ihnen auch sofort die Pflicht nahe, recht dankbar zu sein und fleißig für die Wohltäter zu beten.

Dann ging es zu den Kisten! Sie hätten am liebsten alle zu gleicher Zeit ihre Nasen und Köpfe hineingesteckt, mußten sich aber damit begnügen, in mäßiger Entfernung rundum zu stehen und bescheiden zu warten, bis Stück für Stück zum Vorschein kam. Bei jedem Geschenk, das der geheimnisvollen Kiste entstieg, war neues Staunen, neue Freude, neuer Jubel. Mancher Gabe lag auch ein Brieflein bei, das natürlich sofort gelesen und in's Kaffrische übersetzt werden mußte. Zuletzt traten den guten Kindern die Tränen in die Augen; sie fragten sie voll Staunen: „Kanti amakolwa apetsheya

anje? Wie, so sind die Christen jenseits des Meeres? So lieb und freigebig und gut! Und solch schöne Sachen schicken diese Weißen uns armen Kindern! Da müssen wir aber recht brav werden und viel für diese guten Leute beten!"

Diejenigen, welche speziell mit einem Geschenk bedacht worden waren, wollten sogleich einen Dankbrief schreiben, andere eilten zur Kirche, um für die Wohltäter zu beten, alle aber waren voll Freude und Jubel. Eines freute sich über das Geschenk des andern. Da gab's keinen Neid und keine Eifersucht, wie der Schwarze überhaupt in hohem Grade freigebig und mitteilhaft ist. Dazu bestimmte der Hochw. P. Superior, daß jedes Kind etwas bekommen solle. Die einen Geschenke wurden sogleich verteilt, andere wurden für Weihnachten reserviert; das Christkind soll sie bringen, falls die Kinder brav und fleißig sind.

Uns Schwestern waren namentlich auch die Stoffsreste willkommen. Hierzulande bekommt man selten so gute, und wir können daraus für unsere schwarzen Pfleglinge eine Menge brauchbarer Sachen machen. Drum sagen auch wir unsern edlen Wohltätern tausend Dank und ein herzliches „Vergelt's Gott“. Möge ihnen der liebe Gott jede, auch die geringste Gabe für Zeit und Ewigkeit reichlich lohnen!

Ganz ähnlich schreibt Schwester Capistrana, Lehrerin in Himmelberg. „Vor etwas mehr als Jahresfrist erlaubte ich mir, um einige milde Gaben für unsere Mission zu bitten. Ich wußte zwar, daß in der fernern Heimat noch manch' edles, opferwilliges Herz zu finden sei, das auch für das Wohl der armen Heidenkinder schlägt und gerne bereit ist, ein Scherflein für sie zu bringen, doch meine Erwartungen wurden noch weit übertroffen. Es ist allerlei Schönes und Nützliches gekommen von da und dort, und da ich außerstande bin, jedem einzeln zu danken, so tue ich es auf diesem Wege und sage allen unsern Wohltätern miteinander ein herzinniges „Vergelt's Gott!“

Und der Jubel und die Freude unserer Kinder! So was muß man selbst mitangesehen haben, denn die Schwarzen sind in ihrer Art noch viel lebhafter als die Weißen. Als sie am heiligen Weihnachtsabend voll Staunen und Ehrfurcht vor dem Christbaum standen und all' die schönen Sachen sahen, welche darunter lagen, da brachen sie unwillkürlich in die Worte aus: „O wie lieb müssen uns doch diese weißen Leute drüben über'm großen Meere haben, daß sie uns so viele und so schöne Sachen schicken! Die wollen wir aber auch lieben und wollen viel für sie beten, damit alle in den Himmel kommen. Werden wir sie wohl erkennen, wenn wir dort oben mit ihnen zusammenkommen?“

Nicht minder groß war die Freude, als wenige Wochen später abermals ein Kiste voll Kleider ankam. Jedes Kind bekam etwas, sogar der kleine Moses und sein Kamerad Umfanyana, die bisher mit einem arg zerrissenen Hemdchen umherliefen, haben nun ein nettes Jackchen an und sind nicht wenig stolz darauf. Ein Rest der Kleidungsstücke wanderte in's Vestiarium und wird dort sorgsam aufbewahrt für die Zeit der Not. Weiß nicht, wie lang der Vorrat noch reichen wird, denn oftmals sind die Heidenkinder, die hierher kommen und um Aufnahme in die Missionschule bitten, so schlecht gekleidet, daß man ihnen schleunigst etwas zur Bedeckung geben muß.

Meine Wanderungen in „St. Paul“.

Von Br. Bartholomäus Schabl, R. M. M.

Motto: Wir haben hienieden keine bleibende Stätte. Hebr. 13, 14.

Bin Schreiner von Beruf, habe nicht nur als Jungeselle in mancher Werkstatt gearbeitet, sondern bin auch als Ordensmann ungezählte Tage und Stunden an der Hobelbank gestanden. Nachdem ich 23 Jahre hindurch in Südafrika tätig gewesen, kam ich im Mai 1911 im Auftrage meiner Obern nach „St. Paul“, unserm neuen holländischen Missionshaus. Natürlich fragte ich sogleich, ob auch eine Hobelbank da sei und das nötige Schreinerwerkzeug. Es hieß, es ist alles da, und auch Arbeit gibt es genug; denn bei einer Neugründung ist ein Schreiner an allen Enden und Ecken nötig; bald gibt's etwas Neues zu machen, bald wartet etwas Altes auf Reparatur.

„Gut, Arbeit war von jeher meine Freude, doch wo ist meine Werkstätte?“ Ich suchte das ganze Haus aus, durchstöbere jeden Winkel, doch ich kann nichts finden. „Ist denn nirgends ein Plätzchen da, wo ich in Frieden meine Hobelbank aufstellen könnte?“

Bruder Leo meinte, ich könnte es vorläufig, bis das neue Klosterchen besser eingerichtet wäre, im Pferdestall versuchen. Gesagt, getan. Ich zog mit meiner Hobelbank und einem Kasten voll Werkzeug in den Pferdestall ein. Besonders breit durfte ich mich da allerdings nicht machen; denn auf der einen Seite standen die Pferde, auf der andern war die Futterkiste nebst Pferdegeschirren, Säcken, Körben und sonstigen Stallutensilien. Immerhin aber blieb auch für mich noch ein bescheidenes Plätzchen übrig, und ich war herzlich froh, hier Obdach und Unterschlupf gefunden zu haben.

Doch meine Freude sollte nicht lange dauern. Eines schönen Morgens kommt P. Superior und bedeutet mir, ich müsse heraus, denn der Pferdestall solle in einen „Speisesaal“ umgewandelt werden. „Gut, wohin soll dann ich?“ „Auf den Dachboden hinauf! Da ist Platz genug für einen Schreiner.“

Ich packte also meine sieben Sachen zusammen, stieg eine halbschwerische Stiege hinauf und ließ mich auf dem Dachboden häuslich nieder. Das war nun ein feines Plätzchen, etwas ganz anderes, als im schmutzigen Pferdestall. Ich fühlte ordentlich, daß ich „gestiegen“ war! Besonders schön war die Aussicht. Wenn ich den großen Holzladen aufmachte — Fenster gab es natürlich keine — schweifte mein Blick über die schönen, im sattesten Frühlingsgrün prangenden Wiesenründe und die großen Waldungen dahin. Ich sah den Turm von Walbeck, den rauchenden Fabriksschlot von Straelen, sah unter mir die holländischen Maurer und Handlanger, die an unserm neuen Kirchlein arbeiteten, kurz, es war ein ideales Plätzchen da oben. Auch die frische, gesunde Luft bekam mir, der ich Afrika in sehr bedenklichem Gesundheitszustand verlassen hatte, ungemein wohl. Ich lebte in dem schönen, europäischen Frühling neu auf! —

Aber auch hier sollte meines Bleibens nicht lange sein. Auf einmal kommt der Bescheid, ich müsse wieder ausziehen, denn der Dachboden solle zu einem Speisesaal eingerichtet werden. — Gehorsam ist des Christen Pflicht; für den Ordensmann gilt dieser Satz doppelt. Ich verließ also mein stolzes Heim, stieg vom Dachboden herab und wanderte dem Kuhstalle zu. Hier, zwischen Kuhstall und Scheune, war ein offener Schuppen. Da zog ich mit meiner Hobelbank ein und arbeitete in Wind und Regen bis zum Beginn der Ernte. Dann trieb man mich wieder heraus. Der Schuppen wurde

„Getreidemagazin“, und „der Barthel konnte schauen, wo er den Most hole“.

Ein Schluck Most hätte mir nicht geschadet, leider konnte ich keinen finden, ebenso wenig, als ich eine Werkstätte finden konnte. Ich arbeitete daher unter Gottes freiem Himmel. Vom Regen hatte ich nicht zu leiden, denn es regnete den ganzen Hochsommer hindurch fast keinen Tropfen, gefroren habe ich auch nicht, setzte doch anfangs Juli eine Dige ein, die selbst mir, dem alten Afrikaner, ordentlich das Fell bräunte.

Der Sommer ging vorüber, es nahte der Herbst. Da kamen — es war am Feste Maria = Geburt — von Mariamhill her wieder drei Brüder: Br. Ignaz, der Krankenwärter, Br. Bernard, der Schuster, und Br. Winfried, der Schmied. Letzterer brauchte eine Werkstätte; doch so einen schwarzen, feuergefährlichen Mann kann man nicht im nächsten besten Lokale einquartieren, wie den harmlosen Schreiner. Er mußte etwas abseits vom Klosterlein eine eigene Schmiede haben, und ich erhielt den ehrenvollen Auftrag, sie ihm zu bauen. Es sollte eine bloße Bretterbude sein, und da konnte ich leicht helfen, denn ich hatte mir in der afrikanischen Mission in solchem „Häuserbau“ eine ziemliche Praxis erworben. In kaum einer Woche stand die ganze Schmiede, 8 Meter lang und 4,5 Meter breit, fix und fertig da. Der Schmied zog ein, ich, der Schreiner und Baumeister, aber auch; denn ich dachte, die geräumige Schmiede biete Platz für uns beide. Anfangs ging es

auch, denn der Schmied hatte noch auf sein Werkzeug, Hammer, Ambos, Zangen und Blasbalg usw., das man erst in Deutschland kaufen und hieher transportieren mußte, zu warten. Wie aber alles da war, und Bruder



Bei der Holzleie im Wald.

Winfried anfang, auf seinem Ambos zu hantieren, daß rechts und links die Funken umeinanderstoben und auch in meine Späne hineinfliegen, da hieß es: „Geraus mit dem Schreiner! Da ist ja die höchste Feuersgefahr, und könnte uns schließlich das ganze Klosterchen überm Kopf

abbrennen. Schmied und Schreiner passen nicht zusammen!“

Ich lief, als ob wirklich schon das ganze Kloster brenne und suchte und fand ein neues Heim im Keller. Da war es schön kühl und drohte keine Feuersgefahr. Rechts und links waren die nackten Mauern und übermir ein Gewölbe aus Beton. Schon begann ich mich hier heimisch zu fühlen, — da kam die Kartoffelernte. Wir hatten in dieser nützlichen Knollenfrucht den besonderen Segen Gottes erfahren. Fr. Servulus, unser eifriger Schaffner, brachte eine Wagenladung nach der anderen daher und lud sie alle im Keller ab, sodaß schließlich der arme Barthel nochmals wandern mußte.

Diesmal aber traf ich's besonders gut. Ich kam in die neue Kapelle. Sie war unter Dach, die Wände waren schon übertüncht, und ein Dekorationsmaler war eben daran, ihnen etwas Farbe und Leben zu geben, doch Altar und Bilder fehlten noch, alles war „wüst und leer“; für mich aber war der Raum wie geschaffen. Hier konnte ich mich einmal gehörig rühren mit den langen Brettern, denn ich sollte Kirchenbänke, einen Betstuhl, ein Podium für den Hochaltar usw. machen; auch hatte der Gedanke, daß ich in einem künftigen Klosterlein arbeite, etwas Erhebendes für mich. Ich dachte an die vielen hl. Messen, Kommunionen, religiösen Vorträge und Gottesdienste usw., die hier im Laufe der Zeit stattfinden sollten, und an die schöne Gelegenheit, die auf mich selber warte, hier meine Seele zu heiligen. Doch wie ich da eines schönen Tages so sinne und meditiere, kommt plötzlich P. Superior zu mir und spricht: „Bruder Barthel, machen Sie schnell! Bis heute Abend muß die ganze Kirche rein und proper sein, denn morgen früh soll die erste hl. Messe darin gelesen werden!“ — Ich traute meinen Ohren kaum, doch siehe, einige Minuten darauf kam schon ein halbes Duzend Postulanten herein. Der eine trug ein Bild, der andere ein Stück vom Altar, ein dritter und vierter etwas für die Sakristei, kurz, ich sah, es werde Ernst und tat nun auch meinerseits alles, um schleunigst mit meiner Arbeit fertig zu werden. Es ging; noch am selben Abend wurde das neue Kirchlein benediziert, das Allerheiligste eingesetzt, und am nächsten Morgen die erste heilige Messe darin gelesen.

Ich selbst wanderte wieder in den Keller hinab, den man inzwischen zur Hälfte ausgeräumt hatte. Bin zur Zeit noch darin, hab' aber schon etwas läuten hören, als wollte man nächstens die Schreinerei im — alten Kloster etablieren. Ist mir auch recht, ich hab' jetzt gelernt, mich in alles zu fügen und finde jedes Plätzchen schön, in dem der Frieden und der Segen Gottes wohnt, und das ist im Kloster überall der Fall.

Findet sich unter unsern Lesern keiner, der diesen Frieden und Gottessegens mit mir teilen will? Unser Klosterlein ist nun fertig, verschiedene Postulanten sind auch schon gekommen und prüfen hier ihren Beruf für die Mission in Mariannhill, aber noch immer ist Platz da für neue Kandidaten. Brauchen können wir noch viele: Studierende und Unstudierte, Bauersleute und Handwerker, Priester und Laien, sofern sie nur guten Willens und wahrhaft von Gott berufen sind. Die näheren Aufnahmebedingungen enthält ein Prospekt, der auf Verlangen jedem gratis und franko zugeschickt wird. Man wende sich nur an eine Vertretung der Mariannhiller Mission oder an den Superior des Missionshauses „St. Paul“, Post Walbeck, bei Kempen, Rheinland.

O wie sehr würde es mich freuen, wenn sich durch diese Zeilen auch nur ein einziger frommer und seelen-

eifriger junger Mann angetrieben fühlte, sich dauernd unserer Mission anzuschließen! St. Joseph, schicke unserm Hause brave und tüchtige Postulanten!

Auf der Aehrenlese beim Amakusa-Stamm.

Von Br. Gerold Heller, R. M. M.

(Fortsetzung.)

Czenstochau. — Ich verließ Umdumela und ritt zum Kraale des Njakasana, jenes zweiten Greises, der schon seit geraumer Zeit getauft zu werden wünschte. Er ist verheiratet. Die Frau ist noch ziemlich bei Kräften, ihn selbst aber hat Gicht und Rheumatismus alle Sehnen und Muskeln so verbogen und mitgenommen, daß er nicht einmal aufrecht stehen, geschweige denn gehen kann. Ganz gekrümmt und zusammengekauert sitzt das arme Männchen, sofern es die Witterung gestattet, vor seiner Hütte, bei schlechtem Wetter aber drinnen beim warmen Herdfeuer.

Njakasana hat im Gegensatz zum stillen, friedliebenden Umdumela ein sehr bewegtes Leben hinter sich. In seiner Jugendzeit war er ein verwagener, übermütiger Geselle. Selbst jetzt noch blüht zuweilen ein eigentümliches Feuer aus seinen tiefschwarzen Augen. Er war unter seinen Altersgenossen der gewandteste Fechter, ein vortrefflicher Schwimmer und ein gefährlicher Wilddieb. Das Wildern ließ er erst, als er der ewigen Geldstrafen satt wurde und man ihm den letzten Affagai weggenommen hatte.

Sehr oft war er in Handel und Streitigkeiten mit den anderen jungen Burschen verwickelt. Da war er dann der Held des Tages und schlug wütend nach rechts und links, machte er auch selbst noch so viele Hiebe und Rüsse bekommen. Manch' tiefe Narbe an seinem hageren Leibe legt heute noch Zeugnis ab von den Kämpfen, die er bestanden. Kurz, er war ein Wildfang erster Klasse und hatte selbst unter den Heiden kaum seinesgleichen.

Dennoch war er der Liebling seines Vaters. Es gefiel ihm der Mut und die unbeugsame Kraft und Stärke seines Sohnes; noch mehr aber liebte er die jastigen Aehrenbraten, die er seiner ungezähmten Jagdlust zu verdanken hatte. Njakasana nahm sich frühzeitig ein Weib, das er nicht ungnädig behandelte, im übrigen aber blieb er der Alte. Bei jedem Biergelage und jeder heidnischen Hochzeit war er dabei. Um Bier zu bekommen, schenkte er selbst einen Weg von drei bis fünf Stunden nicht, und manche Woche lebte er, wie er mir selbst gestand, ausschließlich vom Utschwalala oder Kaffernbier. War er dann etwas angeheitert, so respektierten ihn alle; denn er war nicht nur ein gewandter Kämpfer, sondern hatte auch ein böse, schlagfertige Zunge.

Im allgemeinen ist der Kaffer im betrunkenen Zustand links und tölpelhaft; er lallt beim Sprechen wie ein Kind, das erst das Reden lernen muß. Die Kaffernweiber dagegen werden nach reichlichem Biergenuss wild und kühn und verfügen über eine Zungenfertigkeit, die schon manchem übel mißspielte. So eine gefährdete Weiberzunge hatte auch Njakasana, obgleich er ein Mann war. Jeder, der ihn kannte, ging ihm daher vorsichtig aus dem Weg, sobald er merkte, er habe schon zu tief in den Utschwalatopf geschaut.

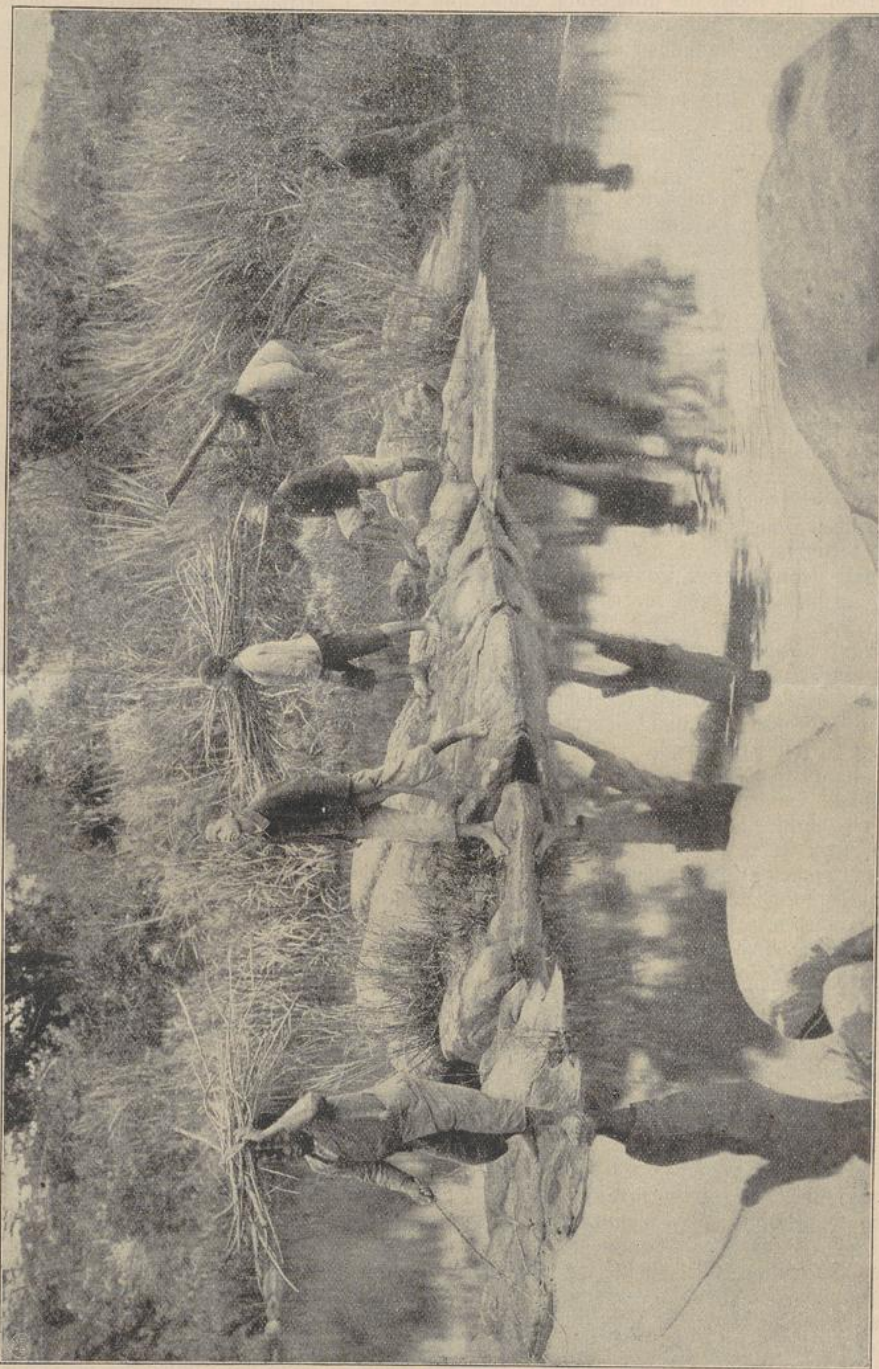
Dieses sein rauschlustiges Wesen vererbte sich auch auf einige seiner Kinder. Sogar eines seiner Mädchen, das er, um seinen guten Willen zu bekunden, in die Czenstochauer Schule schickte, war, obgleich kaum 12 Jahre

alt, ein ausgesprochener Raufbold. Fast jeden Tag lag sie mit anderen Kindern in Streit und wagte sich zuweilen sogar an Erwachsene, sodaß die Schwestern ihre liebe Not mit dem kleinen Wildfang hatten. Sie wollte weder eine Strafe annehmen, noch ihren Willen beugen; zuletzt lief sie wieder heim in den heidnischen Kraal.

Etwas Gutes hatte übrigens Njafasana in seinen gesunden Tagen doch. Er bestellte mit großem Fleiße seine Felder, sodaß seine Familie immer Mais und Amabele (eine einheimische Hirsenfrucht) genug hatte. Sogar anderen Leuten, die weder Pflug noch Zugtiere hatten, half er aus und pflügte deren Acker. Ebenso half er beim Bauen von Kaffernhütten, wozu er viel Geschick hatte, getreulich mit, vorausgesetzt, daß der Eigentümer dabei fleißig Bier verabreichte. Geizen durfte man bei ihm nicht.

So war Njafasana allmählich zu Jahren gekommen. Da nahm ihn der Herr in die Schule. Er schickte ihm ein langwieriges, überaus schmerzliches Leiden, die Gicht, sodaß, wie wir schon oben hörten, sein ganzer Leib zuletzt vor Schmerz und Elend gekrümmt und zusammengezogen wurde. Mit dem Besuche von Trinkgelagen, dem Wildern und Raufen war's vorbei. Sogar seine böse Zunge wurde gelähmt, denn er spricht jetzt freundlich und gelassen mit jedermann, und sitzt nun schon seit Jahren, hübsch demütig und zahm, vor seiner Hütte. Nun hat er Muße, über seine Jugendjahre nachzudenken und sich auf den großen Schritt in die Ewigkeit vorzubereiten.

Beim Unterrichte paßt er sehr auf und gibt auf meine Fragen recht verständige Antworten. So oft ich ihn besuche, wiederholt er seine Bitte um die heilige Taufe. Vorläufig muß er sich noch etwas gedulden, denn



Auf dem Heimweg von der Holzlese.

sein Unterricht ist noch nicht vollendet, und eine unmittelbare Gefahr läßt sein Zustand noch nicht befürchten.

(Fortsetzung folgt.)

Waldanlagen in Mariannhill.

(Mit 4 Bildern)

S. — Wer vor ein paar Dezennien die Stätte betrat, auf der nun das stattliche Missionskloster Mariannhill sich erhebt, sah nichts als graufarbige Hügel und Täler, mit langem, zähen Gras bewachsen. Dem Flußtale und den mannigfachen Schluchten und Wasserrinnen entlang hoben sich als größere oder kleinere dunkle Flecke zahlreiche Gruppen struppigen, undurchdringlichen Gesträuchs, sowie kleine, verkrüppelte Bäume ab, unter denen dornige Mimosen entschieden die Vorherrschaft führten.

Nur wenig brauchbares Nutzholz fristete solange sein Leben, bis es zu einem mächtig-dicken Stamme herangewachsen war, denn der wilde Kaffer will nicht so lange warten; vorzeitig holzt er die brauchbaren Stämmchen zum Bauen seiner Hütte aus, unbekümmert um den nötigen Nachwuchs. Nur vereinzelt reekt ein wilder Feigenbaum oder eine Flatcrown auf günstigem Standort die kräftigen Nester zu gigantischer Breite.

Hie und da, in Entfernungen von etwa 15 bis 20 Minuten, klebten an den Hügeln Kaffernkraale, deren Gärten sowohl in der halbkugelförmigen Form wie in dem matten, strohfarbigen Ton nur allzu sehr mit dem Charakter ihrer Umgebung harmonierten. Die an sich recht malerischen Hügel boten mit dem vielgewundenen Flußtal des Umhlatusan und der sonstigen Wasserläufe eine prächtige Unterlage zu einer ideal-schönen Landschaft, allein es fehlte der monotonen Färbung ein Gegen-
satz, das, was einen Fleck Erde erst reizend macht, nämlich der dunkelgrüne Wald, sei es nun ein Urwald oder eine künstlich angelegte Waldbpflanzung. „Viel Gegend“ würde der Berliner gesagt haben. Wie ganz anders sieht aber das landschaftliche Bild von Mariannhill gegenwärtig aus!

Nach verschiedenen Seiten hin lagert sich jetzt geschlossenes Buschwerk in mannigfach abgestuftem Grün und stets wechselnder Form der Baumart um das gemeinsame Zentrum, das selbst zwischen Gärten und Baumanlagen versteckte Mariannhill. Aus der ursprünglichen Wildnis ist im Laufe der Jahre ein reizendes Kulturland geworden. Alles in allem gerechnet ist Mariannhill jetzt von etwa 70 Acres (105 preussischen Morgen) Busch- und Waldanlagen umgeben. Die hier mächtig aufstiefigen 72 000 Stämme und Stämmchen — die jüngsten sind zwei, die ältesten neun Jahre alt — werden in zwei bis drei Dezennien einen keineswegs zu verachtenden Forstbestand repräsentieren.

Aber man vergesse nicht, wie viel Schweiß nötig war, diesem wilden, lange Zeit des Jahres hindurch harten und trockenen Boden solch' ein Resultat abzurufen. Das Pflügen und Urbarmachen des Bodens unter der heißen Tropensonne, das oft wiederholte Ausreuten des stets üppig wuchernden, fast mannshohen Unkrautes, das Begießen, Beschneiden, Nachpflanzen, Bekämpfen der vielen Schädlinge usw., stellte nicht geringe Anforderungen an die Geduld, Ausdauer und energische Tätigkeit seiner Bebauer. Das eigentliche Aufforsten, nämlich die Sorge für die jungen Pflänzlinge, sowie das Ausstecken und Neupflanzen in den einzelnen Anlagen mit allem, was drum- und dranhängt, lag zum größten Teil in der Obhut unseres getreuen Waldmeisters, des Hochw. P. Anselm Skotnik, der auch jetzt noch trotz seiner hohen Jahre unermüdlich dem edlen Forstwerk obliegt und auch solchen Kritikern, die alles nur nach Mark und Pfennigen zu bewerten pflegen, einen Beweis von

der Kulturkraft katholischer Ordensleute und Missionäre liefert.

Die jungen Forste sind meist mit verschiedenen Eukalyptus- und Pinienarten, Kasuarinen und Zypressen, australischen (*Greyvillea robusta*) Eichen, sowie dem wertvollen einheimischen Blackwood bestanden. Auch andere Arten, wie Kampferbäume, Pappeln, Weiden, Kastanien fehlen nicht, während einzelne Exemplare verschiedener artiger außerafrikanischer Hölzer bisher nur versuchsweise kultiviert wurden.

Unser heutiges Titelbild läßt uns den erwähnten Waldmeister in seiner Neupflanzung mit zweien seiner schwarzen Gehilfen sehen. Ein anderes Bild zeigt ihn uns, wie er nach getaner Arbeit nochmals seine Anlagen inspiziert und dann den Rückweg ins Kloster antritt. Auf einem dritten Bilde sehen wir sechs Kaffernknaben in einer mit Pinien durchsetzten Eukalyptuspflanzung Holz sammeln.

Alle diese Forstanlagen haben nicht nur die Gegend viel anheimelnder und trauter gemacht, sondern scheinen auch jetzt schon auf das Klima einen recht günstigen Einfluß auszuüben. Vor allem aber wirken sie wie ein Magnet auf die bunte afrikanische Vogelwelt. Zählt doch Natal allein über 500 Vogelarten, von denen viele mit ihren originellen Tönen den Wald mit geheimnisvoller Poesie erfüllen. Leider geht dem Kaffer jeder Sinn und alles Gefühl für derartige Schönheiten ab, sodaß es viele Mühe kostet, ihn vom Einfangen und zwecklosen Töten schöner Vögel abzuhalten. Wald und Vögel gehören zusammen, und wenn man alles aufschreiben wollte, was die Dichter aller Länder über beides empfunden und in Versen verewigt haben, es würde Bände füllen.

Wenn die Waldbkultur in Mariannhill so voranschreitet wie bisher — auch unser langjähriger Zellerarius, der Hochw. P. Sales Esser, gab kräftige Anregung dazu — so wird in weiteren dreißig Jahren das lüftig Mariannhills total verändert sein. Das geheimnisvolle Rauschen und Raunen in den Blätterkronen aber, und die süßen Laute der kleinen Sänger sind gleichsam die Seele des Waldes. Darum vergreift euch nirgends an dieser Seele und mordet — keine Vögel.

Die Erbarmungen des Herrn will ich ewig besingen.

Vom Hochw. P. Erasmus Hörner, R. M. M.

(Fortsetzung.)

St. Michael. — Regina, auf deutsch Königin, ist ein schöner Name. Eines unserer schwarzen Schulmädchen erhielt denselben bei der hl. Taufe. In jüngeren Jahren gab sie zu keiner besonderen Klage Anlaß, später aber hieß es auch bei ihr: „Liebe macht blind“.

Sie begann nämlich ein Verhältnis mit einem protestantischen Burschen, Namens Jaak. — Derselbe war als kleiner Junge in der englischen Hofkirche getauft worden, konnte auch etwas lesen und schreiben, versprach sogar seiner Braut, in Bälde katholisch zu werden, lebte aber sonst wie ein Heide, sodaß ihm vom Christentume nichts übrig blieb als der Name. Er wollte rasch heiraten, und da die Verwandten der Braut ebenfalls drängten — denn der Vater wollte möglichst bald für seine Tochter die üblichen zehn Schen haben — so lief Regina eines schönen Tages einfach von der Missionsstation weg, gesellte sich zu ihrem Bräutigam und ließ sich mit ihm in bloßer Zivilehe trauen. Das alles ge-

schah, bevor ich das zweitemal als Missionär nach St. Michael kam. Ich fand zu meinem und aller Gutge-
sinnnten Bedauern die vollendete Tatsache vor.

Ich suchte auf beide, besonders auf den katholischen Teil, einzuwirken, Isaac sollte sein Versprechen bezüglich des Uebertritts zur katholischen Religion halten und beide sollten sich dann katholisch trauen lassen, allein ich erhielt nur unbestimmte, ausweichende Antworten. Da ich sah, daß momentan nicht viel zu machen sei, hielt ich mich ferne und empfahl die Sache Gott. Im stillen jedoch ließ ich durch Bekannte immer wieder fragen und mahnen. So verging eine geraume Zeit.

Da wurde Regina schwer krank. Ihr ganzer Leib begann anzuschwellen, es bildeten sich an den Füßen schlimme Wunden, und weder die Kassen-
doktoren noch der Arzt in Umzinto wußten Rat. Regina hatte schon als kleines Schulk-
mädchen einen eigentümlichen Gang gehabt, Erde zu essen, zuletzt wurde ihr dies zu einer wahren Leidenschaft, kurz, ihr Zustand war bedenklich und verschlimmerte sich immer mehr. — Man fragte sie, ob man nicht den Priester holen dürfe. O gewiß! Schon längst hatte sie nach ihm verlangt, nur Furcht und falsche Scham hatten sie bisher davon zurückgehalten.

Bei meinem nächsten Gang nach Springvale schlug ich, von unserm braven Katecheten Albert begleitet, den Weg zu ihrem Kraale ein. Ich fand sie in trauriger

Stimmung neben dem Feuer sitzend. Nach der üblichen Begrüßung ging ich sofort auf das eigentliche Thema über. Ich hatte leichte Arbeit; Reginas Herz war unter der züchtigen Hand des himmlischen Vaters weich



Wasservögel in Südafrika (1/11 natürlicher Größe).

Nr. 1. Fischreiherart. 2, 3 u. 4 Krogon (Schwimmvögel). 5 Fregattvogel. 6 u. 8 Storchent. 7 White Egert. 9 Frontent. 10 Fischreiherart.

geworden. Sie war zu allem bereit, wollte beichten und alles wieder gut machen; auch bat sie mich, ihr Kind zu taufen. Dazu benötigte ich die Erlaubnis des Vaters. Wir waren bald einig; er selbst wünschte die Taufe seines Kindes und versprach, durch Sanierung der Ehe das

gegebene Mergernis zu heben. Er wohnte jetzt im Kraale seines Vaters, und Regina war bei ihrer Mutter. Kurz, ich sah, es wende sich alles wieder zum Bessern, hörte Reginas Beicht, taufte ihr Töchterchen auf den Namen Cölestine, und ritt dann, von den Dankesbezeugungen aller Anwesenden begleitet, nach Springvale, um dort zu übernachten, am nächsten Tag hl. Messe zu lesen, zu unterrichten und die hl. Sakramente zu spenden.

Nacht Tage später erhielt ich die Nachricht, die kleine Cölestine sei schon gestorben und, wie ihr Name andeutet, in den Himmel eingegangen. Nach weiteren 10 oder 14 Tagen ließ Regina fragen, ob sie nicht zur Missionsstation kommen dürfe, um sich bei uns kurieren und pflegen zu lassen. Auch ihre Verwandten, denen sie in ihrem hoffnungslosen Zustand nur zur Last war, unterstützten ihre Bitte. Wir sagten zu, obschon von einer Heilung natürlich keine Rede mehr sein konnte; doch es war uns um die Rettung ihrer Seele zu tun.

Einige starke Marienhausmädchen gingen mit einer Tragbahre zu ihrer Hütte, um die Kranke hieher zu bringen. Am frühen Morgen, noch vor Sonnenaufgang, gingen sie von hier fort und nachts um 11 Uhr kamen sie mit Regina, die mehr einer Toten als Lebenden glich, zu uns zurück. Das war für beide Teile ein schwerer Tag gewesen! Nur wer die unzähligen Berge und Täler, Schluchten und Wasserläufe der hiesigen Gegend kennt, vermag sich einen Begriff davon zu machen, was es heißt, eine schwerkranke Person auf solchen Pfaden viele Stunden weit zu tragen. Ich wunderte mich nur, daß sie überhaupt noch lebend ankam.

Die Schwestern hatten ihr schon Raum und Bett zurecht gestellt. Sie trugen Regina, die bei ihrer Ankunft in eine tiefe Ohnmacht fiel, herein und legten sie nieder. Am nächsten Tage konnte sie kaum reden, geschweige denn sich rühren. Später ging es etwas besser, doch der unerbittliche Tod stand schon vor der Türe. Sie erkannte das und benutzte die kurze Frist, die ihr noch gegeben war, zu einer guten Vorbereitung auf ein christliches Sterben. Sie ließ sich in Gegenwart zweier Zeugen mit Jsaak kirchlich trauen, beichtete wiederholt, trug ihre Schmerzen und Leiden mit großer Geduld und stärkte ihre Seele öfters durch die hl. Kommunion. Kurz nach Empfang der hl. Sterbesakramente stand ihre Seele vor dem ewigen Richter. Es war am 5. September 1908. Möge er sie in Gnade und Frieden aufgenommen haben!

Jsaak aber, ihr Mann, machte kurz nach ihrem Hinsange mit seinem Versprechen Ernst. Er vollzog seinen Uebertritt in die katholische Kirche, und geht seitdem fleißig zu den hl. Sakramenten. In Bälde wird er ein katholisches Mädchen von hier zum Traualtar führen. Von einer wilden Ehe will er nichts mehr wissen; er hat, wie so mancher andere, zur Genüge erfahren, welch' ein Fluch auf solcher Verbindung ruht. Wer betet für ihn ein Ave Maria, daß er seinen guten Vorfähen treu bleibe?

Der schönste Gruß.

Von Schw. Engelberta, C. P. S.

Gzenstochau. — Die englische Regierung verlangt, daß unsere schwarzen Kinder in den Schulen Englisch lernen. Eines Tages suchte ich nun den kleinen Wollköpfen die üblichen Begrüßungsformeln, wie good morning, good night (guten Morgen, gute Nacht) usw. beizubringen. Als ich nach einer kurzen Erklärung an die Kinder Fragen stellte, wie sie also zu sagen hätten, wenn sie am Morgen, im Laufe des Tages oder am

Abend einem Priester, einem Bruder oder einer Schwester begegneten, erfolgte prompt jedesmal aus dem Munde der frischen, lernbegierigen Kinder die richtige Antwort.

Nun kam die Reihe an die kleine Josefa, ein kluges, sehr gewecktes Kind von neun Jahren. „Nun, Josefa,“ fragte ich, „wie mußt du sagen, wenn du mich am Morgen auf Englisch grüßen willst?“ — „Good morning, sister,“ sagte sie ernst, fügte aber sofort treuherzig bei: „Schwester, ich sage aber nicht gerne so, denn der schönste Gruß ist doch: „Madunyiswe uJesu Christo“ (Gelobt sei Jesus Christus). — Alle Kinder sahen mich fragend an, und ich konnte in ihren Augen lesen, daß sie innerlich der Kleinen recht gaben. Nun war es auch meinerseits aus, ich ging sofort vom Englischen auf ein anderes Thema über und erklärte den Kindern noch eingehender als bisher die Bedeutung und Schönheit des christlichen Grußes. Mit leuchtenden Augen hörten mir die Kinder gar aufmerksam zu, und als ich zum Schluß die Worte wiederholte: Madunyiswe uJesu Christo, schallte es durch die ganze Schule: „Kuze kuba pakade (In Ewigkeit). Amen.“

So klein und unbedeutend der Vorfall an sich war, so mußte ich doch noch wiederholt an die sinnige Bemerkung der kleinen Josefa denken. Es fielen mir auch die bekannten Verse des Dichters Lenau ein:

Mir kam ein armes Bauernweib entgegen.
„Gelobt sei Jesus Christus“, sprach sie zu mir;
„In Ewigkeit“, so dankt' ich freundlich ihr.
Es ist der beste Gruß auf allen Wegen. —

Der arme Dichter Lenau! Hätte er doch diesen schönen, segensreichen Gruß gesprochen auf allen seinen Wegen, er wäre nicht so schrecklich irre gegangen und hätte wohl nicht im Irrenhause geendet. Anders dachten und handelten die Heiligen Gottes. Dem hl. Bernard war der Name „Jesus“ Wohlklang im Ohr, Honig im Munde und Jubel im Herzen. Spricht er doch so schön:

„Jesus, deiner zu gedenken,
Bringt schon dem Herzen Freud;
Aber sich dir ganz zu schenken,
Das ist wahre Seligkeit.
Nichts kann uns so sehr beglücken,
Nichts so himmlisch süß entzücken,
Nichts gibt einen schöneren Ton
Als: „Herr Jesus, Gottes Sohn!“

Altar und Kreuz.

Triashill. — Ist zwar für ein gläubiges Christenherz jeder Tag ein Gnadentag, so kommen dennoch im Laufe des Kirchenjahres Tage und Feste, die unser Herz unwillkürlich höher schlagen lassen und denen wir mit heißer Erwartung entgegensehen. So ein Festtag war für unsere Missionsstation Triashill das letzte hochheilige Osterfest; denn wir feierten an demselben nicht nur die glorreiche Auferstehung unseres lieben Herrn und Heilandes, sondern auch die erste hl. Kommunion eines beträchtlichen Teiles unserer schwarzen Christen. Schon viele Wochen zuvor fragten mich die glücklichen Muserwählten wiederholt: „Schwester, wie viele Tage sind es denn noch bis zum hl. Osterfeste? O, wir können es kaum erwarten, bis der große herrliche Tag kommt, an dem der liebe Heiland zum erstenmale in unser Herz einkehren wird!“ und dabei funkelten ihre großen, schwarzen Augen, daß man ihnen deutlich die innere Erregung ansah.

Endlich brach der Morgen des hohen Festtages an. Sämtliche Erstkommunikanten versammelten sich im Schullofale. Knaben und Mädchen waren fast alle in Weiß gekleidet. Die übrigen Schulkinder aber, sowohl die von Triashill, wie die von den Außenstationen, stellten sich zwischen Kirche und Schule in langer Doppelreihe auf. Der Hochw. P. Superior hielt noch eine kurze zündende Ansprache, dann ging es in feierlicher Prozession unter Glockengeläute und jubelndem Festgesang dem schön geschmückten Kirchlein zu. Es begann das feierliche Hochamt, dem alle in erbaulichster Andacht beiwohnten. Nach der Kommunion des Priesters nahen die glücklichen Erstkommunikanten dem Tische des Herrn, während der Chor in der Sprache der schwarzen Eingeborenen das bekannte Lied sang:

Schon lange seufzen wir:
„O guter Heiland komm!“
Nimm unsre Herzen hier
Und mach sie rein und fromm!“

Noch lange knieten sie hierauf in stiller Andacht vor dem Tabernakel, bis sie wieder unter Gesang und Gebet zur Schule zogen, wo ihrer ein bescheidenes Mittagsmahl wartete. Die meisten griffen nur zögernd und langsam zu; war doch der liebe Heiland als kostbare Seelen Speise in ihr Herz eingekehrt und hatte all ihr Verlangen überreich gestillt. Man konnte ihnen das Glück und die Freude, wovon ihr Herz so voll war, vom Gesicht ablesen.

P. Superior hatte übrigens für diesen Tag noch eine zweite Feier angesetzt. Hoch oben auf dem höchsten Berggipfel unserer Station sollte ein großes, hölzernes Kreuz als Symbol des christlichen Glaubens aufgerichtet werden. Der Vorschlag fand jubelnden Beifall. Alles eilte hinaus, dem hohen Berge zu, der etwa andert-halb Wegstunden von Triashill entfernt ist. Es ging über Stod und Stein, über Berge und Täler, durch Schluchten und mannigfache Wasserläufe. Die Schwarzen, an solche Wege gewohnt, achteten die vielen Hindernisse kaum, uns Schwestern aber kam die ungewohnte Tour etwas härter an. Bis zum Fuße des Berges ging es ja leidlich gut, dann aber begann der steile, hohe Aufstieg. Während die Schwarzen wie die Ziegen an den mächtigen Felswänden emporklettern, kamen wir nur mühsam hinten nach. Auf halber Bergeshöhe ging uns schon fast der Atem aus. Müde und erschöpft setzten wir uns nieder und hätten am liebsten auf die Ersteigung des Berges verzichtet, doch P. Superior machte uns Mut, entschlossen nachzukommen, und so nahmen wir die Wanderung wieder auf. Wer die Freuden des Lator genießen will, muß steigen und wandern bis zum Ziel. Endlich, endlich nach langem, mühevollen Klettern waren wir oben. Die Aussicht war prächtig. Der Berg bildet den Mittelpunkt unserer Farm; auf der einen Seite sahen wir unser liebes Triashill, auf der andern tief unten im Tale, rings von mächtigen Bergkolossen umrahmt, die Außenstation „St. Barbara“ mit ihrer großen, hoffnungsvollen Schule. Ja, schön war es hier oben und es reute uns keineswegs, den beschwerlichen Aufstieg gemacht zu haben.

Die eigentliche Bergspitze hatten wir übrigens noch immer nicht erstiegen. Diese aber

war so steil und unzugänglich, daß wir von vorneherein darauf verzichten mußten. Nicht so unsere Schwarzen; mit affenartiger Geschwindigkeit und Sicherheit kletterten sie an den mächtigen Felsblöcken trotz des schweren hölzernen Kreuzes, das sie mitgenommen hatten, empor und halfen schließlich auch unserm P. Superior hinauf. Rasch türmten sie sodann einen kleinen Steinhügel auf und befestigten in dessen Mitte das Zeichen des Heiles, das Kreuz. P. Superior hielt an die Versammlung eine kurze Ansprache, segnete hierauf das Kreuz durch Besprengung mit Weihwasser und betete mit allen gemeinsam das Vater unser und apostol. Glaubensbekenntnis.

Dabei wartete auf uns noch eine kleine Ueberraschung. Wir glaubten nämlich alle, es sei wohl seit Erschaffung der Welt das erstmal, daß hier auf dieser hohen, steilen Bergspitze, mitten im Heidenland, ein Kreuz angebracht wurde. Doch dem war keineswegs so. Auf der höchsten Bergspitze streckte nämlich ein alter, halbverdorrtter Baum seine dünnen Äste empor, und in seinen Stamm war ein mehrere Dezimeter großes Kreuz eingeschnitten. Woher kam das? Offenbar von den Mariannhiller Trappisten, die vor etwa 15 Jahren am Fuße dieses Berges sich niedergelassen hatten, dann aber Rhodesia infolge eines Kaffernaufstandes wieder verlassen mußten. Dieses eingeschnittene Kreuz weckte mannigfache Erinnerungen in unserer Seele wach.

Wir mußten übrigens an eine baldige Rückkehr denken. Der Abstieg ging schneller als der Aufstieg;



Die heilige Familie. Nach Jttenbach gemalt von Bernaj.

es war die schönste Rutschpartie, und nicht selten kamen wir mit den spitzen, glatten Felsblöcken in unfreiwillige Berührung. Auf der Station angelangt, schauten wir nochmals zu dem hohen Berge zurück, der seit jenem Osterfeste den Namen „Kreuzberg“ trägt und suchten auf seiner Spitze das von unsern braven Schülern aufgepflanzte Kreuz zu erblicken. Sieh, dort steht es! Weithin ragt es ins Heidenland hinein. Möge es viele Jahrzehnte dort oben stehen als eine lebendige Predigt für alle Weißen und Schwarzen, die zu ihm aufblicken, als Quelle des Segens für die ganze weite Umgebung und als Beweis davon, daß Christus, der Gefreuzigte, für immer Besitz ergriffen hat von diesem Lande!

Ein standhaftes Kaffernmädchen.

Von Schw. Capistrano, C. P. S.

Himmelberg. — Eines Tages kam das Mädchen eines protestantischen Predigers hieher. Sie war zu Hause heimlich fortgegangen und bat um Aufnahme in unserer Missionschule. Zwei Tage darauf kam die Mutter, um ihr Kind zurückzuholen. Doch das Mädchen weigerte sich standhaft; sie wolle bei den Aina-Noma bleiben, erklärte sie, und hier lernen und in die Kirche gehen.

Der Vater war, als sein Kind fortging, gar nicht zu Hause gewesen. Wie er nun nach seiner Rückkehr von der Tat seiner Tochter hört, weiß er sich einfach nicht mehr zu fassen. Wie? Ist er nicht ein protestantischer Prediger, allüberall sucht er Leute auf, um sie zu bekehren, und da erdreistet sich sein eigenes Kind, seine Lehre zu verschmähen und heimlich in die katholische Missionschule zu laufen! — Noch am selben Tag eilt er voll Wut hieher und führt sein Mädchen mit Gewalt nach Haus.

Nach ein paar Wochen kommt das Mädchen zum zweitenmale, wird aber auch diesmal kurz darauf zurückgeholt. Wie mag's dem armen Kind zu Hause ergangen sein! Der Kaffer kann in solchen Fällen überaus hart und grausam gegen seine Kinder sein. Wir wagten daher auf keine Rückkehr des Mädchens zu hoffen, doch siehe, eines Sonntags ist es plötzlich wieder hier. Diesmal bittet es, man möge es auf einer Nachbarstation unterbringen, denn sie fürchte den Mißhandlungen des Vaters zu erliegen, wenn er sie nochmals hier träfe. Dabei zeigte sie die furchtbaren Striemen, welche die Peitschenhiebe des grausamen Vaters an ihrem Leibe zurückgelassen hatten.

Das arme Kind erweckte unser Mitleid im höchsten Grad und wir gaben ihr gleich zwei größere Mädchen mit, welche ihr den Weg zu einer andern Missionschule zeigen sollten. — Jetzt wurde der Vater stuhig; als er hörte, sein Kind sei weiter fort, bat er uns, wir möchten doch nachforschen, wo es wäre. Er habe jetzt nichts mehr dagegen, daß es bei uns auf der Missionsstation bleibe, sondern sei zufrieden, wenn er es nur in seiner Nähe wisse.

Auf dieses hin kehrte das Mädchen zu uns zurück und weilte seitdem unangefochten hier. Die Mutter besucht ihr Kind gar oft und wohnt schon öfters in unserer Kirche dem sonntäglichen Gottesdienste bei. Ich zweifle nicht, daß sie in Bälde ebenfalls katholisch wird. Beim Vater ist gegenwärtig die Aussicht hiefür gering, doch haben wir schon oft den Fall erlebt, daß ein einziges mutiges und standhaftes Kind die ganze übrige Familie zum wahren Glauben bekehrte.

Krankenbesuche in Keilands.

Von Schw. Arcadia, C. P. S.

Trotz der knapp bemessenen Zeit, die uns zu Gebote steht, möchte ich unseren geehrten Lesern und Leserinnen doch ein kleines Blaustündchen schenken und heute etwas von unsern schwarzen Kranken erzählen.

Gleich zum voraus möchte ich bemerken, daß in hiesiger Gegend die Eingeborenen mit den einzelnen Heilkräutern viel weniger bekannt sind, als in Natal, und daß sie daher oft weit herkommen und Hilfe auf unserer Missionsstation suchen. Einmal kam ein taubstummer Bursche mit einem sehr bösen Finger zu mir. Er gab mir durch Zeichen und unartikulierte Laute zu verstehen, ich möchte ihm den Finger, der ihn so sehr schmerze, abhacken. Ich meinerseits bedeutete ihm, ich wolle ihm die Wunde verbinden; doch während ich ins Haus gehe, das Nötige zu holen, wandert der arme Patient, der mich offenbar nicht verstanden hatte, wieder fort. Möglich, daß er auch glaubte, weil man ihm den Finger nicht abhacken wolle, sei alle Hoffnung auf Heilung verloren. — Ich ließ ihn zurückrufen und begann meine Kur. Bald merkte er, daß das Reinigen und Verbinden der Wunde doch gut tue, und so kam er schließlich täglich. Er wurde auch geheilt; nur das erste Fingerglied, das schon zu sehr gelitten hatte, ging verloren.

Ein anderesmal kam ein altes, abgezehrtes Männlein mit einer sehr schlimmen Wunde unterm Arm hieher. Wie ich noch überlege, wie ich ihm dieselbe auswaschen könne, ohne seine Kleider zu beschmutzen, legt er sich geraden Wegs auf den Rücken und streckt beide Arme weit aus. Nun war Rat geschaffen. Ich konnte die Wunde reinigen, und nach einiger Zeit trolste das schlaue Männchen geheilt von dannen.

In Zigudu war ein krankes, etwa 16 Jahre altes Mädchen, das schon den Todeskeim in sich hatte, aber dennoch von der hl. Taufe absolut nichts wissen wollte. Ihr Bruder war kurz nach der hl. Taufe gestorben, und da fürchtete sie nun, es möchte ihr ein Gleiches passieren. Sie wollte noch nicht sterben, obschon sie viel und schwer zu leiden hatte.

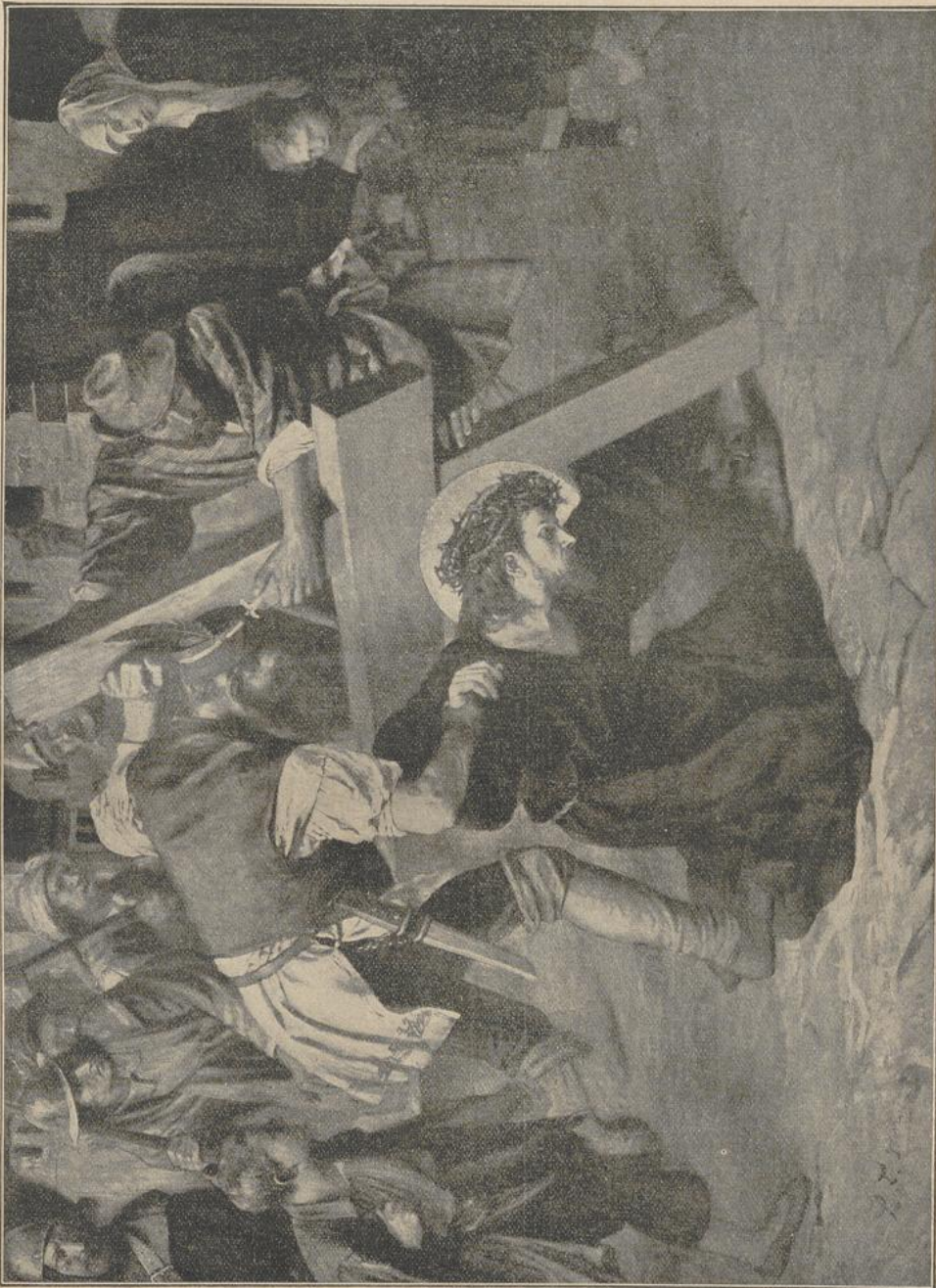
Auf Wunsch unseres Hochw. P. Superiors machte ich eines Tages daselbst einen Besuch. Die Wohnung der Kranken war nicht so übel; in einen Tembu-Kraal braucht man nicht auf allen vieren zu kriechen, denn da gibt's eine Türe. Links vom Eingang kauerten einige neugierige Weiber, die uns schon von weitem hatten kommen sehen, auf einer Strohmatten; in der Mitte der Hütte brannte ein offenes Feuer, und rechts davon saß das kranke Mädchen. Ach, war das eine Jammergestalt! Das arme Kind war abgemagert bis zum Skelett, der Rücken wies einen großen Höcker auf, darunter saß eine tiefe, eiternde Wunde; eine zweite, krebbsartige Wunde hatte sie an der Seite, sodaß sie immer auf derselben Seite liegen oder tief zusammengekauert dastehen mußte.

Von einer Heilung konnte da keine Rede mehr sein. Ich gab ihr etwas Medizin und ein Stück Brot. Sie nahm es willig an und zeigte sich, solange wir über gleichgiltige Dinge sprachen, ziemlich entgegenkommend. Als wir sie aber fragten, ob sie nicht getauft werden wolle, damit sie zu ihrem Bruder in den Himmel komme, drehte sie sich um und wollte nichts mehr von uns wissen.

Nun war aber auch eine protestantische Frau gegen, deren zwei Töchter jüngst zur katholischen Kirche

übergetreten waren; sie ergriff sofort unsere Partei und redete dem Mädchen zu, doch nicht so unartig zu sein, die Schwestern hätten sie ja recht lieb und wollten mit der hl. Taufe nur ihr Bestes usw. „Ja, wenn ich bei dem großen König in dem schönen Haus da oben Fleisch

Auf dem Heimweg besuchten wir noch ein paar kranke Kinder. Eines derselben war ganz untröstlich darüber, daß es wegen eines Fußleidens die Kirche nicht hatte besuchen können. Zuletzt mußten wir alle Kraale rechts und links liegen lassen und nach Hause



Christus unter dem Kreuze. Nach dem Gemälde von Louis Ferdinand. Lebziger Altschule-Schule, Breitopferstraße 18.

und Brot bekomme“, sagte sie, „dann will ich mich taufen lassen.“ — Das war nun wenigstens ein kleiner Anknüpfungspunkt; man versuchte nicht, ihr klarzulegen, was es Schönes und Gutes im Himmel gebe. Sie ließ sich später in der christlichen Religion unterrichten, wurde getauft und konnte noch mit dem Kleide der Taufschuld ins „Haus des großen Königs“ gehen. —

eisen; denn wir hatten noch einen ziemlich weiten Weg vor uns, und die Sonne begann schon, sich hinter den hohen Bergen zu verstecken; dazu sollten wir noch den großen Rei-River passieren! Doch halt! Wer schreit denn da so? Wir bleiben stehen und sehen einen Stochheiden in mächtigen Sähen auf uns zukommen. „Wartet, wartet!“ ruft er uns zu, „ich habe etwas Not-

wendiges mit euch reden!" — Endlich ist er da, macht seine Honeurs und bittet um Medizin. „Eine Medizin willst du haben? Du siehst doch ganz gesund aus; was fehlt dir denn?“ — „Ich hab' große Schmerzen," entgegnet er, „da, da!" und schlägt dabei mit beiden Händen auf den Leib, daß es nur so klatscht. — Nun begriffen wir die Art seines Leidens; Hunger hatte er und hoffte von uns ein Stück Brot zu bekommen. Leider hatten wir nichts Eßbares mehr bei uns; als wir ihm aber sagten, er möge morgen zur Missionsstation kommen und dort ein Essen holen, gab er sich auch zufrieden und machte sich mit vielen Komplimenten von dannen. —

Kürzlich war ich in Begleitung eines Mädchens in Saliva, wo es schon eine beträchtliche Zahl recht braver und eifriger Christen gibt. Ich wollte ein krankes Kind besuchen, das sich schwere Brandwunden zugezogen hatte. Die Mutter hatte schon wiederholt eine Salbe für das kranke Kind geholt, allein die Wunden wollten nicht heilen. Woran lag denn die Schuld? Heute sollte ich es klar sehen. Ich fand das arme Geschöpfchen an der Brust sowie an Händen und Füßen voll schwerer Brandwunden. Die Mutter hielt ihr Kindchen traurig im Arm, aber es fiel ihr nie ein, die Wunden zu reinigen, auszuwaschen und zu verbinden; im Gegenteil, es starrte alles an ihm von Schmutz, und so wurde das Uebel immer schlimmer und größer. Ich beeilte mich, das Fehlende nachzuholen, wusch die eiternden Stellen rein und sauber aus und legte einen Verband an. Die Mutter sah mir staunend zu, und zuletzt strahlte ihr Auge förmlich vor Freude. Ich hatte ihr ganzes Herz gewonnen.

Es fanden sich noch ein paar andere Patienten ein, und zuletzt begab ich mich zum alten Häuptling, der auch schon mit einem Fuße im Grabe stand. Mehrere seiner Kinder, Enkel und Urenkel sind vortreffliche Christen, er aber wollte leider von der Taufe nichts wissen. Auch vom Tode durfte man zu ihm nicht sprechen; obgleich sehr alt und gebrechlich, wollte er noch lange leben. Seine erste Frage bei meinem Eintritt war: „Kind, was hast du mitgebracht? Siehe, ich bin krank und schwach und habe kein Geld, keinen Zucker und keinen Kaffee.“ — „Geld habe ich auch keines," entgegnete ich ihm, „aber siehe, ich habe dir eine Flasche süßen Tee mitgebracht — tatsächlich war diese für ein krankes Kind bestimmt gewesen, das ich aber leider nicht hatte finden können; — dieses Getränk sollst du haben, ebenso ein Stück von dem Brote, das ich auf den Weg mitgenommen.“ Er nahm es dankend an und begann gleich es zu verkosten; als ich aber von der Taufe zu ihm redete, verdüsterte sich sein Gesicht und ich mußte rasch abbrechen.

Uebrigens hat sich der gute Alte, der unserer Mission schon manchen Liebesdienst erwiesen, in letzter Stunde doch noch bekehrt. Am 20. August 1911 wurde er auf den Namen „Bernardus" getauft, und am darauffolgenden Morgen war er tot. R. I. P.

Das Ostküstenfieber in Tzenstochau.

Von Dr. Geodegar, R. M. M.

Ueber ein Jahr ist schon verflossen, seitdem sich die schreckliche Viehseuche der Zeckenpest, oder des Ostküstenfiebers, wie sie auch genannt wird, bei uns ihren Einzug gehalten hat. Ich will in Kürze den ganzen bisherigen Verlauf der bössartigen Seuche darlegen.

Kommt da eines Tages ein Mann aus dem Dorfe zu mir mit der Bitte, seine Kuh zu besichtigen; sie sei schon drei Tage krank, und er wisse nicht, was ihr fehle. Ich ging sogleich hin, nahm die Temperatur und mußte genug! — Was nun? Sollte ich die Sache vorschriftsgemäß beim Magistrate anzeigen, oder das kranke Tier beseitigen und den ganzen Fall verheimlichen? Ich entschied mich fürs erstere und sandte einen Boten an den Magistrat. Der englische Tierarzt, hierzulande Stodinspektor genannt, kam und erklärte die Krankheit als Ostküstenfieber.

Nach einigen Tagen berichtet ein zweiter Kaffer, es sei ihm ein Tier krepirt, und bald darauf verendeten weitere zwei Stück. Mittlerweile traf vom Tierarzt, dem wir Blut eingesandt hatten, ein Telegramm ein, des Inhalts: „Das Tier ist des Fiebers verdächtig.“ Als wir vom vierten Stück Blut einsandten, war der Würfel gefallen; es hieß einfach: „Auf eurer Farm ist das Ostküstenfieber.“

Nun wurde uns ordentlich bange. Wir hatten bisher unser Vieh noch nicht regelmäßig gedippt, sondern bloß gesprüht, weil unser Dipping-Bank noch immer led war.*) Der letzte Versuch, es wasserdicht zu machen, gelang; aber es dauerte noch volle drei Wochen, bis es sich als gebrauchsfähig erwies. Diese ganze Zeit über spazierten die von dem kranken Vieh infizierten Zecken unbehindert umher und konnten die furchtbare Seuche auch auf andere Tiere übertragen! — Magistrat und Tierarzt kamen auf die Farm, um zu hören, was wir zu tun gesonnen wären. Beide rieten uns, das Vieh — von unserm eigenen war bisher noch keines verendet, sondern bloß von den auf unserer Farm wohnenden Kaffern — samt und sonders zu verkaufen; denn die Tiere seien zu nahe beieinander, um überhaupt noch etwas zu retten. Die beiden Plätze, an denen die Krankheit ausgebrochen war, lagen nämlich hart an dem Drahtzaun, zwischen dessen Umfriedung sich unser eigenes Vieh aufhielt.

Die Kaffern hatten aber keine Lust, ihr Vieh um 30 bis 50 Mark das Stück zu verkaufen, und wir selber auch nicht. Was aber tun, um nicht alles zu verlieren? Der Plan war schnell gefaßt und hieß: „Fortan wird regelmäßig alle fünf Tage gedippt und geschmiert!“ Alle unsere Schwarzen, die ein Vieh zu eigen hatten, wurden gerufen und ihnen das Gesetz eingeschärft, sie müßten all ihr Vieh, groß oder klein, gesund oder krank, alle fünf Tage zu unserm Dipping-Bank treiben, damit es hier gedippt werde, und ebenso oft müsse die Schwanz- und Ohrensäubung stattfinden, denn an den genannten Körperteilen halten sich die Zecken mit Vorliebe auf. Wer dieser Verordnung sich nicht füge, habe all' sein Vieh zu verkaufen oder wegzuschaffen.

So kam das regelmäßige Dippen in Schwung. Leicht war die Sache nicht, denn die Kaffern haben in allen Dingen, die ihnen neu und ungewohnt sind, einen harten Kopf, und es bedurfte manch' ernster Mahnung und sogar mancher Strafen, bis sie endlich willig wurden. Zuletzt ging es sehr gut, zumal da auch der Magistrat uns in dieser Sache sehr behilflich war. Ein volles Jahr haben wir nun das Dippen durchgeführt ohne Rücksicht auf das Wetter, ob es nun warm oder kalt, ein Regentag oder Sonnenschein war. War der fünfte Tag ein Sonntag, so dippten wir am vierten, am Samstag, niemals aber am sechsten.

*) Eine nähere Information über das Dippen enthält die November-Nummer des Bergföhn. 1911, Seite 252.



Verfehlter Weg. Nach dem Gemälde von E. Gebler.

Photogr. u. Verlag v. Frz. Gmüßhaugl. München.

Und welches war der Erfolg? Von dem Kaffernvieh, das bei Beginn der Seuche auf unserer Farm war, sind 35 % an der Seuche gefallen. Wir selbst haben bis jetzt — Gott sei es gedankt — hier in Czestochau noch kein einziges Stück durch diese Seuche verloren, obschon unser Vieh infolge der angrenzenden Weideplätze manchmal ganz nahe mit dem der Kaffern zusammenkam. Auch mußte ein großer Teil unseres Viehes auf dem Wege zum Dipping-Tank über die Weide getrieben werden, wo das kranke Kaffernvieh sich befand, und anderseits mußte die ganze kaffrische Herde auf dem Wege zum genannten Tank hart an unserm Stalle vorbei und über die Straße, wo sich unser Vieh den ganzen Tag aufhielt, sodas nach meiner Ueberzeugung jedenfalls eine Menge der von erkrankten Tieren abgefallenen Becken darauf lagen.

Zur Zeit, als die Seuche hier am heftigsten wütete, machte ich die Flüssigkeit, in der das Vieh gedippt wurde, noch etwas stärker als gewöhnlich. Infolge dessen schrumpfte bei den Tieren die Haut ein und gingen stellenweise die Haare aus. Als Gegenmittel rieb ich dann die wunden Stellen mit Schweinefett ein, so daß ich keinen weiteren Schaden bemerkte. Einige kranke Tiere verendeten auf dem Weg zum Dipping-Tank. Wir zogen ihnen die Haut ab, rollten diese sorgfältig (mit den Haaren nach der Innenseite) zusammen und legten sie ins Tank, um auf diese Weise jede infizierte Bede zu töten. Durch das starke Dippen gingen mir ein paar junge Kälber verloren, allein, ich dachte, wenn ich nur die Bedengefahr beseitigen kann, so will ich den kleinen Verlust gern mit in den Kauf nehmen.

Jenseits des Umzimkulu ist eine Kaffern-Lokation (ein von der Regierung den Schwarzen reservierter Platz). Die dortigen Leute lachten mich zuerst aus und sagten: „Du bringst mit dem beständigen Dippen all' dein Vieh um; die Krankheit ist gar nicht so schlimm, wie man gewöhnlich sagt, nur einige wenige Tiere krepieren.“ Ich ließ sie ruhig reden, denn mit Vernunftgründen kann man ja diesem Volk nicht beikommen, und dachte, wir wollen abwarten. Und in der Tat, ich hatte nicht lange zu warten. Als bei uns die Seuche abnahm und endlich ganz aufhörte, kam sie dort erst recht zum Ausbruch, obschon es in jener Gegend an sich viel weniger Becken gibt, als bei uns. Weil jedoch nie gedippt wurde, fand das Uebel keine Schranke und verbreitete sich immer mehr. Von all dem Vieh in jener Lokation ist auch nicht ein einziges Stück übrig geblieben.

Ähnliches geschah bei den Farmern in der benachbarten Droni-Vlei. Alle jene, die fleißig dippten, haben heute noch ihr Vieh. Wohl forderte die böse Seuche auch hier ihre Opfer, allein, falls man vor-

schriftsmäßig dippte, rettete man wenigstens das meiste Vieh; die es unterließen, verloren in kurzer Zeit alles.

Dem Gelöbniße treu:

(Frei nach Chateaubriand.)

2. Kapitel.

Mettha, die Christin.

Eines späten Abends — o, ich werde jenen Tag nie mehr vergessen in meinem ganzen Leben — hatte die Truppe ihr Lager am Rande eines großen Waldes aufgeschlagen, und ich saß mit einem indianischen Krieger, der mit meiner Bewachung betraut worden war, in der Nähe des Feuers. Düstere Gedanken stiegen in meiner Seele auf. Ich fühlte zwar den Mut in mir, furchtlos dem Tod ins Auge zu schauen, wenn es sein mußte, dennoch aber tat es mir wehe, schon in so jungen Jahren, noch bevor ich eine große Tat vollbracht, sterben zu müssen...

Während ich so dachte und sinne, siehe, — da taucht plötzlich aus dem Waldesdunkel eine lichte Gestalt auf. Eine große, schöne Jungfrau kam leichten Schrittes zu uns heran und setzte sich in kurzer Entfernung von mir nieder. Ich war ganz Auge für die wunderbare Erscheinung; denn sie trug einen langen, weißen Schleier und auf ihrer Brust schimmerte ein gol-



Michael Dietrich, München, Phot.

Die Urenkel des bayerischen Prinzregenten.

denes Kreuz. Ich hatte nie so eine Jungfrau gesehen; sie war offenbar eine Indianerin, allein ihre Gesichtszüge glichen jenen der spanischen Frauen und Mädchen, die ich bei den Weißen in „St. Augustin“ gesehen. Geräumige Zeit saß sie so da, blickte mich traurig an, sprach aber kein Wort.

Da sagte ich mir endlich ein Herz und redete sie an: „Edle Jungfrau, weshalb trauerst du über einen dem Tode geweihten Fremdling?“

Sie aber hatte nur die eine Gegenfrage: „Bist du ein Christ? Ich habe gehört, du lebst bei den Europäern in „St. Augustin“ gewesen.“

„Wohl war ich viele Monate bei den Spaniern, doch die Götter meiner Hütte habe ich nie verleugnet und vom Christentum wollte ich nichts wissen.“ —

Da hielt sie mir wie abwehrend beide Hände entgegen und sagte in vorwurfsvollem Tone: „O du armer, unwissender Götzendiener, wie sehr bedaure ich dich! Siehe, ich bin eine Christin! Meine Mutter hat mich in den Lehren des katholischen Glaubens unterweisen und mir bei der hl. Taufe den Namen Mettha gegeben. Ich bin die Tochter Simagans mit den goldenen Armbändern, den du als Häuptling dieses Zuges kennen gelernt. Fremdling, deine Tage sind gezählt! Wir gehen nach Apalashufa, und dort wirst du verbrannt werden!“ — Bei diesen Worten erhob sich Mettha und

schritt, ohne mich eines weiteren Blickes zu würdigen, in stolzer Haltung dem Lager zu.

Mir war's, als hätte ich einen Engel gesehen. Was will diese edle Jungfrau von mir? Sie scheint großes Interesse an meinem Schicksal zu haben, denn weshalb wäre sie sonst in so später Abendstunde ganz allein zu mir gekommen? Doch sie ist eine Christin. Wie abwehrend sie die Hand gegen mich, den Heiden, ausstreckte, welch' beschämende Namen sie mir gab und wie bestimmt sie versicherte, ich würde in Apalashuka des Feuertodes sterben! ... Wie mag das alles noch enden?

Indessen ging unser Zug unaufhaltsam vorwärts. Jeden Abend wartete ich, ob Mletha, die Christin, wieder käme, doch sie erschien nicht. Seit sie gehört, daß ich ein Heide sei, wollte sie offenbar nichts mehr von mir wissen. Am siebzehnten Tage unseres Marsches, um die Zeit, wo die Libelle ausfliegt aus den Wassern, kamen wir in die große Savanne Maschua. In weitem Umkreis stiegen terrassenförmig mehrere Hügelketten auf, die auf ihren stolzen Kuppen ganze Wälder von Kokosbäumen, Zitronen, Magnolien und Steineichen trugen.

Hier stieß der Häuptling den Haltruf aus, und die Truppe lagerte sich am Fuße der ersten Hügelreihe. Mich selbst wies man aus der Mitte der Krieger hinaus zu einer Quelle, an denen das Gebiet von Florida so reich ist, und band mich am Fuße eines Baumes fest. Ein Krieger wurde als Wache zurückgelassen. Ich sah es ihm an, wie ungern er blieb; am liebsten wäre er zu einem der Lagerfeuer geeilt, um dort mit den übrigen zu schmausen und zu trinken.

Raum hatte ich ein Viertelstündchen an diesem Orte zugebracht, — da kam Mletha wieder! Wie ein Wesen höherer Art schritt sie in ihrem langen, weißen Schleier unter Ambrabäumen der Quelle zu. „Krieger,“ sagte sie zu meinem Wächter, „wenn du den Rehbock im Walde jagen willst, werde ich den Gefangenen hüten.“ — Einen Augenblick sah er die Tochter seines Häuptlings zögernd an, dann aber sprang er hoch auf vor Freude, nahm Pfeil und Bogen und verschwand im nahen Dickicht. —

So war ich plötzlich mit Mletha allein. Ich fühlte, wie das Herz in der Brust mir pochte und hämmerte. Auch Mletha schien befangen, doch gewann sie zuerst die Fassung wieder und sagte: „Schwache Bande halten dich

zurück, o Jüngling. Du kannst leicht fliehen.“ Mit diesen Worten löste sie mich vom Baume los, wies mit der Hand in die Ferne und flüsterte mir zu: „Schnell! Nette dich!“ —

Ich war frei — und doch war es mir, als sei ich mit tausend Banden gefesselt. Ich sollte fort, weit fort, und vermochte mich keinen Schritt von Mletha, der schönen Jungfrau, zu trennen. Gelassen hob ich die Schnüre, die zur Erde gefallen waren, auf und legte sie in die Hand der stolzen Häuptlingstochter mit den Worten: „Nimm die Bande zurück, nimm sie zurück und binde mich wieder, denn ich kann nicht fliehen.“



Kaffeeverbrauchsstatistik. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart.

„Unsinniger!“ rief sie aus, „weißt du denn nicht, daß man dich in wenigen Tagen verbrennen wird?“

„Ach, was liegt mir am Leben?“ entgegnete ich. „Ja, es gab eine Zeit, wo das Leben mir teuer war, denn damals wurde ich geliebt. Eine zärtliche Mutter trug mich, in Biberfelle eingewickelt, auf ihren Schultern; und auch Utahyffe, der Vater, liebte mich. Er nannte eine schöne Hütte sein eigen, und seine Jagdgründe waren groß; da tranken braunäugige Knehe die stillen Wasser aus tausend Bächen. Jetzt aber irre ich heimatlos in der Fremde umher. Kein einziger Freund ist mir geblieben, der nach meinem Tod ein wenig Gras auf meinen Leichnam legte. Wo wäre eine Seele zu finden, die einem armen, schwerverfolgten Fremdling eine Träne des Mitleids schenkte?“ —

Da schimmerte es feucht in den Augen Mlethas. Sollte sie mich wirklich lieben? Wie, wenn sie mit mir ginge? Ja, mit ihr wäre mir die Freiheit ein hochwillkommenes Geschenk geworden! Da begann ich wieder: „Mletha, schön wie der Traum eines guten Kindes, willst du meinen Schritten folgen? Die Wälder sind frei und bieten uns Schlupfwinkel genug. Bedürfen die Kinder der Hütten so vieler Dinge zu ihrem Glücke?“

„Halt ein, junger Freund,“ entgegnete mir ernsten Blickes die Christin. „Mabonda, du hast die Sprache der Europäer gelernt, und es ist leicht, eine Indianerin zu täuschen. Nein, unsere Wege gehen getrennt, denn ich bin eine Christin, und du, armer Sklave, bist ein unwissender Heide. Meine Religion trennt mich immer von dir. ... Was würde meine Mutter sagen? — Mutter, wie lauteten doch deine letzten Worte?“ ... Hier hielt Mletha inne, es war, als fürchtete sie, es möchte ihren Lippen unversehens ein großes Geheimnis entschlüpfen.



Ein neuer Motorschlitten.

„Wohlan,“ rief ich aus, „bist du so grausam, so bin ich es auch. Ich werde nicht fliehen. Metha, du wirst mich auf dem Scheiterhaufen sehen, sollst das Pischen meines Blutes hören und magst dann miteinstimmen in das wilde Freudenkeichen meiner Feinde.“ . . .

In diesem Augenblick erscholl von der Quelle her das Gebrüll der Krokodile, und mit einem Schlag wurden in den nahen Wäldern die Stimmen der wilden Tiere laut. „Laß uns diesen Ort verlassen!“ sprach Metha. Ich wollte ihre Hand ergreifen, doch sie wies mich barsch zurück; doch gestattete sie, daß ich das eine Ende der Schnur in der Hand behielt, mit der ich gebunden gewesen. Unser Spaziergang war fast stumm. Nochmals forderte mich die stolze Häuptlings Tochter auf, zu fliehen; doch mein Entschluß stand fest: entweder frei mit ihr, oder sterben. Da führte sie mich wieder zur Quelle zurück und band mich neuerdings an den Baum.

Ich ließ es zu, ohne mit einer Miene zu zucken! —

(Fortsetzung folgt.)

Verehere den hl. Joseph!

Der Monat März ist seit alter Zeit in ganz besonderer Weise der Verehrung des hl. Joseph geweiht. Alle Stände empfehlen sich dem mächtigen Schutze dieses großen und milden Heiligen und wetteifern in seiner Verehrung und Anrufung.

Der hl. Joseph wird verehrt von der Kinderwelt als der Pflegevater des lieben Jesuskindes, ihn verehrt die Jugend ob seiner Unschuld und Jungfräulichkeit, er gilt auch als Muster der Eheleute wegen seiner Vermählung mit der allerheiligsten Jungfrau. Sein Andenken steht in Ehren bei jeder christlichen Familie, und selbst die große Familie Gottes auf Erden, die katholische Kirche, hat den hl. Joseph als ihren besonderen Schutzpatron erwählt.

In dem schlichten, von der Welt wenig beachteten, vor Gott aber so ausgezeichneten Handwerksmann Joseph sieht sich namentlich auch der Arbeiterstand geachtet und geehrt. Darum hat auch der um die sittliche und materielle Hebung der arbeitenden Stände so hochverdienter Stifter der Gesellenvereine, Alois Kolping, seiner Gründung den hl. Joseph zum besonderen Schutzpatron gegeben. Desgleichen sind unter dem Namen und Schutze des hl. Joseph verschiedene religiöse Genossenschaften entstanden, wie z. B. die Josephschwwestern und andere, die sich namentlich mit Erziehung der Jugend und der Krankenpflege befassen. Auch als Kirchenpatron wird der hl. Joseph in neuerer Zeit vielfach gewählt.

Die Verehrung des hl. Joseph reicht bis in die ersten Jahrhunderte zurück, obgleich man anfangs damit etwas zögerte, um ihn nicht etwa der allerheiligsten Jungfrau Maria gleichzustellen. Die abendländischen Martyrologien vom 9. Jahrhundert enthalten schon seinen Namen, und die Griechen begingen schon damals sein Fest am Sonntage nach Weihnachten. Als im Mittelalter der sogenannte „schwarze Tod“ die Länder Europas heimsuchte, wurde bei den öffentlichen Gebeten um Abwendung dieser furchtbaren Gottesgeißel der Name des hl. Joseph immer an erster Stelle genannt.

Viele Heilige waren eifrige Verehrer des hl. Joseph, z. B. der selige Hermann mit dem Beinamen Joseph, der hl. Joseph Kalasanz, der hl. Alphons Maria von Liguori und namentlich auch die hl. Theresia.

Fasse auch du, lieber Leser, in diesem Monat den Vorfaß, fortan die Verehrung des hl. Joseph recht

eifrig zu pflegen. Du wirst sehen, das wird dir und all jenen, welche dir nahestehen, zu ganz besonderem Segen gereichen.

Ein verlorenes Kind.

Vor mehreren Jahren, als ich mich noch in Porto Alegre (Brasilien) befand, wurde mir von einer sehr braven katholischen Familie mitgeteilt, daß sich in ihrem Hause eine vom Schicksal hart heimgesuchte Nassauerin mit ihrem Kinde befände, welche des Trostes bedürfe. Zugleich wurde ich eingeladen, sie aufzusuchen. Ich ging also hin und traf die Witwe, die, aus Camberg gebürtig, noch nicht lange mit ihrem Manne, einem Bauunternehmer, nach Brasilien gekommen war; hier hatten sie gehofft, das Glück zu finden, allein sie fanden, wie es manchmal geschieht, das Gegenteil.

Skaum waren sie gelandet, da wurde der Mann krank und starb im Einwandererhaus. Dann wurde sie selbst krank.

Da sie während der Krankheit sich der Kinder nicht anzunehmen vermochte, wurden diese bei verschiedenen brasilianischen Familien untergebracht, welche sie bereitwillig zu sich nahmen.

Unglücklicherweise waren die Namen der betreffenden Familien nicht aufgezeichnet worden, und als die arme Frau sich von ihrer Krankheit erholt hatte, und nach ihren Kindern suchte, fand sie nur zwei; das dritte wurde zwar entdeckt, allein die Familie, der es anvertraut worden war, zeigte sich nicht geneigt, es wieder herauszugeben, und es bedurfte langer Unterhandlungen, bis es der Frau gelang, es zurückzuerhalten. — Nun fehlte noch eines; jedoch dieses war nicht zu finden, denn es mangelte dazu jeder Anhaltspunkt.

Die Frau befand sich in größter Not. Skaum hatte sie den Mann verloren, und jetzt sollte auch noch das Kind verloren sein? Ihr Schmerz war unbeschreiblich. Oftmals durchlief sie die Straßen der Stadt, schaute nach rechts, schaute nach links, ob sie nicht irgendwo einer Spur des Vermißten begegne. Es war umsonst. — So vergingen Wochen.

Eines Tages — es war Sonntag — war sie auch wieder suchen gegangen, da kam sie am Kirchlein der Karmeliterinnen vorbei. Gerade war Segen. Der Klang der Orgel zog die gute Frau mit unwiderstehlicher Gewalt in das Gotteshaus. Hier kniete sie nieder und mit einem Vertrauen und einer Innigkeit, wie sie dieselbe vorher nicht verspürte, wandte sie sich an den hl. Joseph und bat ihn flehentlich: „O hl. Joseph, gib mir mein Kind zurück!“ — Der Segen war vorbei. Gestärkt und voll Vertrauen verließ sie die Kirche, um vom neuen suchen zu gehen.

Noch war sie nicht weit gegangen, da hörte sie plötzlich eine Stimme: „Mutter! Mutter!“ Sie drehte sich um; auf der Schwelle eines Hauses stand ein Kind — ihr Kind. Im nächsten Augenblick hielt sie es in den Armen und bedeckte es mit ihren Küffen.

Glückliche Mutter! Sie hatte sich einen guten Fürsprecher gewählt, den hl. Joseph, der aus Erfahrung wußte, was es heißt, ein verlorenes Kind suchen gehen.

P. A. Schupp, S. J.

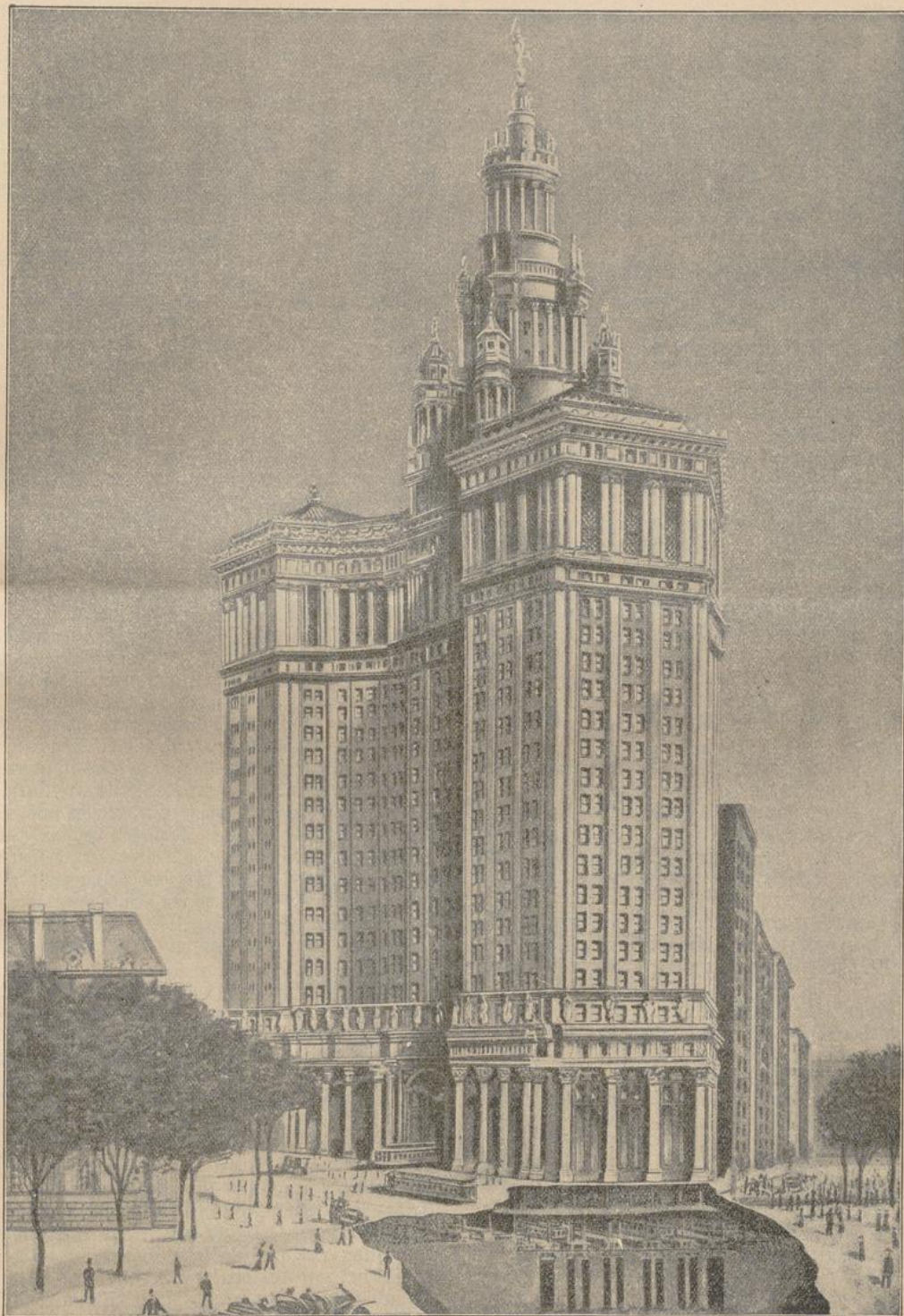
Gib kein Aergernis!

Wer Aergernis gibt, beleidigt Gott und macht, daß auch andere ihn beleidigen. Der Aergernisgeber wird zum Gehilfen des Satans, dessen Bestreben es ist, Seelen zu morden und zu verderben.

Seine Handlung ist ein Samen des Todes, der in die Herzen der Menschen gestreut wird; sie ist ein Stein, der auf den Weg des Heiles geschleudert wird; wie leicht kann eine Seele darüber straucheln oder gar in den Tod und die ewige Verdammnis kommen! — Das

Mergernis ist ein Netz, das viele in die Sünde verstrickt und darin festhält; nur wenige haben die Kraft, es zu zerreißen.

„Wehe der Welt um der Mergernisse willen“, spricht der göttliche Heiland. Welche Rache wird einst Gott



Das neue Rathaus der Stadt Newyork.

am Vergernisgeber nehmen! Er wird von ihm Rechenschaft fordern für all die Seelen, für die Christus am Kreuze gestorben, und die jener gemordet. Diese Seelen waren sein Eigentum, der Preis seines Blutes; jener aber hatte die Frechheit, sie ihm zu rauben. Daher wird aber auch sein Blut über ihn kommen, vielleicht schwerer, als einst über jene, die es auf dem Kalvarienberge vergossen haben.

Der Herr wird Rache an ihm nehmen wie ein Vater, dessen Kind man gemordet. Was wird der Sünder einem solchen Richter gegenüber erwidern können? Wie wird er seinen Blick ertragen, seine Vorwürfe ertragen können? Welche Scheidewand wird für die ganze Ewigkeit aufgerichtet werden zwischen Gott und dem Vergernisgeber?

D'rum, mein Christ, gib kein Vergernis!

Dem Simmerl sei' Sünd'.

Der Herr Pfarrer im kleinen Kirchdorf schüttelt sehr nachdenklich den Kopf. Was war nur mit dem armen bleichen Simmerl seit einiger Zeit geschehen? Das war doch immer sein fleißigster Schüler im Religionsunterricht und der eifrigste Ministrant gewesen, der bravste und zutraulichste, wenn auch der verwahrloste Bursche im Dorf, mit grundehrlichen Blauaugen, und nun ging er immer mit gesenktem Kopf herum und wenn ihn der Pfarrer ansprach, fuhr er erschreckt zusammen und wurde rot bis unter die Haarwurzeln!

Auch heute nach der Christenlehre war es wieder so gewesen. Da hatte der milde Seelsorger ihm voll Mitgefühl über den blonden Krauskopf gestrichen und freundlich zu ihm gesagt: „Simmerl, komm einmal mit mir in den Pfarrhof, ich hab mit dir zu reden!“

Noch dunkelrot war der Bub geworden und tiefer hatte er den Kopf gesenkt. Aber nach einer Weile hob er ihn wieder allmählich hoch und schritt tapfer neben dem greisen Pfarrherrn her. Leise, aber ohne Scheu gab er Bescheid auf die freundlichen Worte, die dieser an ihn richtete.

Als sie in der großen, weißgetünchten Arbeitsstube standen, wo an braunem Holzkreuz der Heiland in wucherndem Efeu hing, nahm der Pfarrer den schwächlichen, hohlwangigen Buben bei der Hand und sagte weich und herzlich: „Sag' mal, Simmerl, was drückt dir am Herzl? Hat sich was angesammelt, das dir zu schwer zum Tragen wird?“

Da sah der Simmerl erstaunt und treuherzig in die guten Augen des Pfarrers, nickte mit einem lieben, kindlichen Lächeln und sagte: „So isch es, Hochwürden Herr Pfarrer!“

„So komm halt her zu mir und sag' mir's frei heraus! Hab Vertrauen, Simmerl, vielleicht, daß ich dir davon helfen kann!“

Es ging ein scheues Zucken über Simmerls Züge, prüfend sah er den Pfarrer eine Weile an und dann zum Heiland in dem grünen Efeufrenz empor. Und dann griff er unter sein sadenscheiniges Zöpple und das verwaschene, blaue Hemd und zog ein winziges Brustbeutelchen aus alten Luchsfellen hervor. Mit zitternden Fingern nestelte er es von einer verknüpften Kordel los und reichte es dem Pfarrer hin: „Das hab' ich halt gesammelt und verspart für die armen Heidenkinder.“

Der Pfarrer wog das Beutelchen und sah mit jelsam feucht schimmernden Augen nach dem blassen, mageren Buben.

„Dreihundsechzig Pfennige!“ zählte er, und seine

Stimme hefte in Rührung. „Ei, Simmerl, warum senkst du denn da den Kopf? Heb' ihn doch, lieber Junge! Ein gottgefälliges Werk hast du getan, worüber sich die Englein im Himmel freuen! Und die armen Heidenkinder werden es dir danken mit ihrem Gebet!“

Aber der Simmerl hob den Kopf nicht: er senkte ihn tief, sah auf seine nackten Füße und wurde wieder rot. Er seufzte schwer auf und preßte die Lippen fest zusammen, als wolle er ein aufsteigendes Schluchzen unterdrücken.

Da stieg plötzlich eine bange, wehe Ahnung im Herzen des Pfarrers auf und ernst sagte er: „Simmerl, woher hast das Geld? Deine Stiefmutter hat es dir wohl kaum gegeben und dein Vater hat nichts übrig für arme Heidenkinder, da er kaum die Seinigen ernähren kann!“

Jetzt schluchzte der Simmerl auf.

„Woher hast du das Geld?“ fragte eindringlicher, voll Angst und Sorge der Pfarrer.

„Das ist mei' Sünd', die mich drückt, Herr Hochwürden; gespart hab' ich's heimli' und nit der Muttern geb'n! — Am Klopferlestag hat mer die Frau Pat' ein Zehnerl g'schenkt, von der Botin hab' ich zwova kriegt für's Gaischüt'n, vom Väden für eiliche Gäng' a paar Fünferl, und alles hab' ich hoimli verspart, daß es loaner mirke sollt!“

„So, so?“ sagte der Pfarrer, und seine Stimme zitterte in Rührung; „heimlich gespart hast du für die armen Heidenkinder?“

„Ja, Hoamlikeiten hab i g'habt, und das hat mi drückt; aber so viel leid hab'n mir die Heidenkinder getan, weil's no viel armer san, als i allweil mit meiner Sünd' von der Hoamlikeit umanand gelaufen, und hab' all's weiter'spart und sammelt!“

Wieder strich der Pfarrer dem Simmerl über den Lockenkopf; dann deutete er nach dem Erlöser am Holzkreuz, der so erbarmungsvoll aus dem Efeugeränke nach dem kleinen, bleichen, hohlwangigen Buben sah, und sagte weich: „Laß gut sein, Simmerl, und schau' auf! Der liebe Heiland wäscht dem Neuen alle Sünde weg, das hast du doch gelernt! Und du hast ja alles in guter, frommer Absicht getan! Laß nur dein Mitleid mit den armen Heidenkindern immer mächtiger wachsen und sammle immer mehr Liebe für sie! Vielleicht beschert es dir der liebe Gott, daß du ihnen vielleicht anders helfen kannst, als mit Pfennigen, die du dir vom Munde absparrst. Was ich dazu tun kann, soll geschehen, denn diejenigen, die der liebe Gott ruft zum großen Werke der Befehrung, die sollen wir leiten und führen, damit sie ihr Ziel erreichen!“

Der Herr Pfarrer hat damals den Simmerl nach Hause begleitet und hat mit seinen Eltern ein eindringliches Gespräch gehabt; warm hat er sich des Buben angenommen und wie er hat erkennen gelernt, daß ein guter Kern in ihm steckte, hat er Schritte getan, damit dieser den guten Weg gehen konnte, zu welchem ihn der liebe Gott berufen hatte. Ehe ein Jahr vergangen war, besuchte er das Gymnasium und bald danach ist er bei jenen frommen Männern in die Lehre gegangen, die Missionäre heranbilden, um unsere armen Brüder in Afrika Gott zuzuführen, wie es der Heiland befohlen hat, als er sprach: „Gehet hin in alle Welt, und lehret alle Völker, und taufet sie im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes!“

Und jetzt ist der arme, kleine Simmerl selbst ein Missionär, ein eifriger Freund der Heiden, denen er seine Liebe und in diesen schweren, unruhigen Zeiten vielleicht

sogar sein Leben opfert, alles zur größeren Ehre Gottes. —

Klug führe den Pflug!

Mariazell. — Schon oft habe ich über andere gerichtet, mußte aber später nicht selten genau dasselbe tun, was ich bei andern verurteilt hatte. So sah ich einmal einen Farmer zu Pferd auf seinem Felde säen. „Unverzeihliche Faulheit!“ dachte ich mir. Als ich aber später infolge eines Brustleidens kaum mehr atmen konnte, war ich diesem Farmer recht dankbar, daß er mich durch sein Beispiel belehrt hatte, und setzte mich ebenfalls auf meinen Gaul und säete zu Pferd.

Vor etwa 17 Jahren kam ich hieher nach Mariazell. Da wollte ich den umwohnenden Kaffern doch 'mal zeigen, wie man ein Feld zur Saat bestellt. Während nun diese den Winter hindurch sich bei ihren Viertöpfen gütlich taten, fing ich schon im Herbst an, die Felder umzupflügen und so herzurichten, daß man mit der Maschine pflanzen und arbeiten konnte. Doch was geschah? Bis zum Frühling hatte mir der Wind ein bis zwei Zoll tief über das ganze Feld den Boden weggeweht. Ich dachte: Hundert Jahre dürfte es nicht so fortgehen; für diesesmal geht's gerade noch, denn es ist noch genügend Humus in der Tiefe.

Im darauffolgenden Frühling bepflanzen ich den Boden nach meiner Art, die Basutos nach der ihrigen. Als im Sommer Hr. Rivard mich fragte, wie weit ich gepflügt habe, zeigte ich ihm als Grenze die grünen Felder der Schwarzen. Nachend erwiderte er: „Also das Kennzeichen Ihrer bebauten Felder besteht darin, daß man nichts drauf sieht!“ — „Leider ja,“ mußte ich zugeben. Woher der Mißerfolg? Durch das Entfernen des Unkrautes und der Maisstengel, sowie durch das öftere Bearbeiten des Bodens waren die Felder trocken wie Asche, und weil es im Frühling gewöhnlich nicht regnet, ging mir kurzweg kein Samen auf. Die Kaffern dagegen, die ich für faul gehalten, warfen ihren Samen breitwürfig hin, pflügten ihn unter, und damit fertig! Der Same ging prächtig auf, indem gerade durch das Unkraut und die Stengel, die sie auf dem Felde unberührt hatten liegen lassen, noch etwas Winterfeuchtigkeit im Boden zurückblieb und so das Feld vor dem Winde geschützt war.

Drum: „Klug führe den Pflug!“

Dr. Struus, R. M. M.

Ausgelachte Erfindungen.

Genau so, wie einst Graf Zeppelin, dem heute ein ganzes Volk zjubelt, ein „Narr auf eigene Faust“ gescholten wurde, hat man viele Erfinder ausgelacht, ohne deren Erfindung das moderne Leben gänzlich undenkbar wäre. Während zum Beispiel in England längst die ersten Eisenbahnen fuhren, gab es auf dem Festlande zahlreiche Mathematiker, und Physiker, die mit allen Hilfsmitteln der mathematischen Wissenschaft nachweisen zu können glaubten, daß eine Eisenbahn gar nicht fahren könne, weil sich glatte Stahlräder auf glatten Stahlschienen nicht bewegen können.

Als Franklin in der Royal Society seinen ersten Vortrag über seine Erfindung des Blitzableiters hielt, wurde er nicht etwa mit Ruhm und Ehren überhäuft, sondern erzielte nur ein unauslöschliches Gelächter.

Lebron, ein Franzose, der sich große Verdienste um die Einführung des Leuchtgases erworben hat, mußte sich von den Pariser Gelehrten sagen lassen, daß eine Lampe ohne Docht nicht brennen und daher das Leuchtgas zu Beleuchtungszwecken nicht verwendet werden könne. Aus

diesem Grunde mußten die Pariser bis zum Jahre 1818 auf die Einführung von Gaslaternen warten, während zum Beispiel in Birmingham bereits seit 1813 Gaslaternen brannten!

Recht merkwürdig war die Aufnahme, die die erste Vorführung des Edison'schen Phonographen bei vielen gelehrten Körperschaften fand. Am 11. März 1878 führte Dr. Mouzel der Akademie der Wissenschaften in Paris zum erstenmale diese Erfindung Edisons vor, und der Erfolg war, daß der bedeutende Humanist Bouilland sich wütend auf Mouzel stürzte und ihn anschrte, die Versammlung lasse sich nicht durch einen Bauchredner narren. Bei dieser vorgefaßten Meinung blieb er auch, und noch am 30. September erklärte er es für völlig ausgeschlossen, daß ein elendes Metallstück den edlen Klang der menschlichen Stimme nachahmen könne.

Das neue Rathaus der Stadt Newyork.

(Siehe Bild S. 69.)

In Newyork, der drittgrößten Stadt der Welt, stellt sich die Notwendigkeit einer Konzentration der zahlreichen, über die ganze Stadt zerstreuten städtischen Behörden und Bureaus heraus. Die Millionenstadt hat daher die Errichtung eines ihrem gewaltigen Verwaltungsorganismus entsprechenden Rathauses beschlossen, das nach den vorliegenden Plänen echt amerikanische Dimensionen aufweisen wird. Während man in Europa große und teure Bodenschichten überbaut, baut Nordamerika auf verhältnismäßig kleinem Raum einen Wolkenkratzer in das Lufthmeer hinein. So soll das Newyorker Rathaus eine Höhe von 171 Meter erreichen, und die Fundamente werden 44 Meter unter die Erdoberfläche reichen; elektrische Bahnen gehen kreuz und quer, ober- und unterirdisch durch den Kolossalbau, dessen Baukosten auf 40 Millionen Mark veranschlagt sind.

Uebersicht

über die

Wirksamkeit des Werkes der hl. Kindheit in Deutschland vom 1. März 1910 bis 28. Februar 1911.

Für das Werk der hl. Kindheit sind vom 1. März 1910 bis 28. Februar 1911 in Deutschland folgende Beiträge eingegangen:

1. Aus den Diözesen Preußen, Sachsen	
Hessen und Württemberg . . .	622 667,00 M
2. Aus den Diözesen in Bayern . . .	251 211,84 "
3. " der Diözese Freiburg in Baden	94 400,00 "
4. " " " Luxemburg . . .	18 526,72 "
5. " den Diözesen Metz u. Straßburg	164 825,16 "
6. Von den Deutschen in Amerika . . .	58 909,52 "
im ganzen	1 210 540,24 M

Indem wir diese Erfolge des Werkes der hl. Kindheit in Deutschland bekannt machen, bitten wir gleichzeitig alle seeleneifrigen Priester dieses auf der letzten Katholikerversammlung in Mainz empfohlene, wahrhaft apostolische Werk in ihren Pfarreien einzuführen, zu fördern und zu pflegen, damit es überall zur höchsten Blüte gelange und noch reichere Früchte trage zum Heile der armen Heidentinder, zum Segen der Mitglieder und zum Ruhme unseres Vaterlandes.

Anfragen, Bestellungen u. dergl. wolle man an Herrn Kaufmann Alois Oster in Aachen (Karlshaus) richten.

Aachen, den 12. November 1911.

Der Verwaltungsrat des Werkes der hl. Kindheit.

Zur Nachahmung.

Ein Vikar ersuchte uns um Zusendung von 36 Exemplaren „Vergißmeinnicht“. Sein Seelsorgsbezirk ist mit nicht weniger als 23 Fabriken bedacht, und da möchte er nun durch ein damit beauftragtes Fräulein unsere Missionschrift verbreiten lassen, um auf diese Weise der jugendlichen Phantasie edle Stoffe zu bieten und zugleich gewissen sozialdemokratischen Ideen die Wege zu versperren. Wer wird's nachmachen?

Briefkasten.

Hünfeld: Meissen besorgt.
Fr. R. M.: 4.50 Mk. erhalten. Wird besorgt.
Sekretariat des chr. Bauernvereins für Unterfranken: 13 Mk. dankend erhalten.

Herzliches Vergelts Gott. Fr. R. 22 Mk. erhalten.
Lourdeswasser können Sie vertrauensvoll beziehen in versiegelten Literflaschen durch Jungfr. Creszenz Halder, Saulgau, Württemberg.

H. W. in W.: Dankend erhalten. Wird besorgt.
Die Zahlung für die drei auf Postkarten angegebenen Zwecke erhalten. F. G. W.

Tausend Dank für die vielen sehr Beiträge zum Unterhalte eines ewigen Lichtes vor dem Herz-Jesu-Altare in Mariannhill! Die Gaben flossen noch reichlicher, als wir gehofft hatten, so daß auch für andere Gotteslampen unserer Missionskirchen etwas übrig bleibt. Gott lohne es jedem Spender nach seiner Intention!

An H. G. Sie fragen nach dem jährlichen Betrag für den Unterhalt eines Lämpchens in unserer Stiftskirche in Mariannhill. Ganz genau läßt sich derselbe schwer bestimmen, allein ich denke, daß 80 bis 100 Mark pro Jahr genügen.

Hochheim. Betrag für ein Pbd. „Theresia“ erhalten.
Frankfurt, R. D. Wenden Sie sich an: Missionskloster Hl. Blut, Post: Deel en Donk, bei Helmond in Holland.

Antoniusbrot

für Afrika teils als Bitte, teils als Dank ist eingegangen aus: (Veröffentlichung war versprochen)

Bremgarten, Bittleten, Münster, Greßbach, Derendingen, Neich, Wyl, Bürglen, Arlesheim, Zbach, Günsberg, Oberägeri, Zaborze, Beuthen, O.-S., Hagen i. W., Obergrombach, Thüngenheim, Wlodelsheim, Euerhausen, Würzburg, Ottersweier, Oberjesbach, Diepoldskirchen, Hwiefalten, Dettlingen, Steinburg, Roth, Langenbrücken, Gundersheim, Ludwigsburg, Vobenheim, Odenheim, Mettenbühl, Raifertshofen, Starnberg, Vixenried, Vabenhausen, Daseburg, Effen, Riedberg, Billerbeck, Wanlo, Elbergen, Meische, Frechen, Bonn, Eichersheid, Aachen, Beuthen, Schirgiswalde, Dreuer, Braunsberg, Haunfetten, Au bei Freising, Erolzheim, Bräunlingen, Neichenau, Saarunion, Schlettstadt, Hochheim, Mühlungen, Wiesen, Freiburg.

Dankfagungen

N. Dank dem Hl. Herzen Jesu und den a. Seelen für Hilfe. Dank für gutes Examen. Dank uns. I. Frau von Lourdes, dem Hl. Herzen Jesu und dem Hl. Antonius und Judas Thaddäus für wiedererlangte Gesundheit. Dank dem Hl. Josef für Hilfe in schwerem Augenleiden. Dank dem Hl. Antonius für Erhöhung, Patzhan. Tamworth „Sakubona“, Rauenberg, Dank dem göttl. Herzen Jesu für Erhöhung in einem Anliegen (Veröffentlichung war versprochen). Ruppolding. Dank dem Hl. Josef für erlangte Hilfe. Dank dem Hl. Antlitz Christi und der wunderbaren Medaille der allerliebtsten Jungfrau Maria. Hirschzell, Kaufbeuren, Mühlschauen i. Ess., Gexles, Brückenau. Dank der Mutter Gottes von Lourdes für Besserung in schwerem Herzleiden. Dank dem Hl. Herzen Jesu und der Hl. Gottesmutter und dem Hl. Antonius für Hilfe im besonderen Anliegen. Schlettstadt. Zu Ehren der Mutter Gottes von Philippsdorf für erlangte Hilfe. Buchen: Dank dem Hl. Antonius für Erhöhung in einem Anliegen. Dank dem göttl. Herzen Jesu für eine erhörte Bitte.

Gebets-Empfehlungen

in verschiedenen Anliegen gingen ein aus: Häsingen, Biburg, Kirchheim, Oberursel, Augsburg, Falsbrunn, Kaufbeuren, München, Schönbau, Röllbach, Vimbach, Buchen, Schwemmelbach, Neufes,

Vinswangen, Westheim, Ampfing, Mählfetten, Engersheim, Landau a. J., Murg, Thüngenheim, Färtenfeldbrud, Frankfurt a. M., Neuburg, Wohlen, Zürich 2mal, Hettenschwil, Eggen, Bichelsee, St. Gallen 2mal, Gerolau 2mal, Gelfingen, St. Fieden, Sempach, Luzern, Olten, Brenngarten, Baterswil, Bühler, Mörenau, Landschut, Hildesheim, Vottfetten, Günsburg, Mannheim, Egmühl, Obergeroldshausen, Moos, Kronach, Eichbach, Hirschzell, Kaufbeuren, Bertoldshofen, Mollerding, Rimenthal, Motten, Münzingen, Vobenheim, Colmar, Hausach, Gundershausen, Gundersheim, Eßlingen, Oberwalpert, Odenburg, Gladbeck 2mal, Heßen, Alpel, Enpen, Wanlo, Billerbeck, Weimerskirch, Breslau, Saarunion, Freising, Altheim, Birkenfeld, Bad Nibling, Freiburg.

Memento!

Von unseren Bohlkättern und Mitgliedern unseres Bohlkättern-Bundes sind gestorben und werden dem frommen Gebete unserer Leser empfohlen:

Anna Röderer. Tirmain Werli, Blienschweiler. Anna Wiener, Altdöding. Josef Seidenhwanz, Rotteneck. Anna Köpplmüller, Nida v. W. Pfarrer Glöckler, Stogheim. Pfarrer Endres, Wellheim. Dr. Mich. Seisenberger, Freising. Frau Granvogl, Gröding. Agatha Schwarz, Friedrichshafen. Pfarrer Jehn, Gabischthal. Juliana Reichl, Pilsen. Franziska Wigner, Pleinting. Aloisia Huber, Weissenhorn. Johann Unger, Trossenfurt. Anna Finnaner, Höhentkirchen. Margaretha Braun, Wasserlos. Justine Gegauf, Schlierbach. Frau Lehrer Friedrich, Reichenbach. Anastasia Grünwald, Theresia, Rosa, Rosine Bichelsrieder und Monika Greinwald, Tübing. Jos. Böttel, München. Rosina Pulfer, Buch. Brigitta Weber, Johannes, Maria Anna und Flora Fischer und Ida Trabert, Griesmar. Ludwig Bimmenau, Viktor Ziller und Karolina Ritter, Steinburg. Karolina Becht, Sulzbach. Kreszenz Gruber, Reichertstein. Barbara Klein, Heilsam. Anna Schulze, Dorla. Maria Anna Müsch, Leutrich. Emma Kemmerl, München. Martha Schwarzmann, Ellharten. Veronika Grimm, Gönz. Josefa Eier, Niblingen. Leonhard Schlumberger, Gundersingen. Georg Bucher, Schlier. Michael Kiehl, Rittenreuth. Anna Hundscher, Adltsfen. Kath. Beß, Gau-Weinheim, Kaspar Erber, Birnlofen. Kaufmann Ver. Kösting. Katharina Groganz, Humprechtshausen. Maria Anna Martin, Helmstadt. Franziska Schmid, Dautendorf. Leopold Kopf und Karolina Zimmer, Ottersweier. Herr Mayr und Josefa Mayr, Eßsheim. Anna Köpplmüller, Nida. Dr. Kniele, Allmendingen. Walburga Schneider, Kaufbeuren. Maria Duffer, Mollerding. Anna Seiler, Benzenbach. Maria Hermannsgabner. Frz. Xaver Zwidel, Vippach. Josef und M. Anna Fritz, Hülen. Katharina Kattetter, Daylanden. Theresia Thaler, Tittmoos. Amalie Luz und Regina Stahl, München. Josef Gaumann, Augsburg. Anna Maurer, Dilsberg. Monika Haller, Egmühl. Eugenia Degenberger, Artolsheim. Oskar Wehrle, Stuttgart. Margarete Perrin, Saarunion. Katharina Hochreiter, Mittendorf. Sebastian Klostermeier, Ausrichen. Anton Janzer, Anton Gernerle und Johannes Bender, Ob.-Grombach. Maria Winkler, Gensbach. Dorothea Bogel, Altheim. Frz. Sch. Neuf, München. J. Otto Kramer, Emmendingen. Franz Anton Schneider und Agatha Einsle, Heimentrich. Anna Müller, Großschwand. Margaretha Zimmer, Voitsberg. Peter Ströbl, Rimenthal. Albertine Wagner, Viefendorf. Friederike Schawalder, Widnan. Alexander Mehrt, Zürich. Katharina und Genovefa Dorat, Schwyz. Elisabeth Dufnerberger, Grasnang. Erna Altenburger und Maria König, Thingen. Anna Müller, Milwaukee, Wis. Joseph Bohner, Carroll, Iowa. Alexander Dittmer, Rochester, N.-Y. Margaretha Benke, Bushon, Kans. Elizabeth Ortloff, Brooklyn, N.-Y. Kreszenz Mangold, Obergünzburg. Elisabeth Vierer, Erbsitten. Maria Höcherl, Regensburg. Viktoria Gluck, Landsberg. Kunigunda Magdalener, Sand. Eva Brandl und Marie Hilger, Kloster Au am Inn. Josepha Müller, Stampfelberg. Theres Bihlmeyer, Neuchenau. Katharina Eberger, Lutzenhausen. Josef Roth, Jakob Schmidt, Franziska Grün und Maria Anna Haas, Mondfeld. Ursula Goldbrunner, Lindau. Berta Martin, Lindenberg. Jos. Dohnen, Herzogenroth. Kath. Zintermann, Witten. Sophia Reimermann, Essen a. d. Ruhr. Margaretha Birk, Brand. A. Wels, Adla-Nippes. Sophia Feldmann, Mettingen. Anna Daners, Steinhäusen. Herr Schlieper, Benteler. Katharina Horn, Ruhrort. Anna Maria Lang, Elz. Magdalena Bionel, Elz. Maria Bälles, Weiden. Peter und Franz Wagner und Kath. Kern, Kirtischeid. Anna Berglane, Gronau. Nettchen Heinrichs und Heinrich Overlack, Krefeld. Klara Johnen, Elsch. Regina Richter, Gilzem. Frau Drossara, Aachen. Elsi Welter, Kaifen. Johann B. Schipper, Bernle. Hermann Kaufmann, Wilhelm Himmels und Ww. Franziska Donato, Rila. Heinrich Neuhans, Krefeld. Peter Rupp, Hülsweller. Ww. Josef Damen, Döntkirchen. Elisabeth Jung, Diebort.

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei vorausgehender Uebereinkunft jedoch gerne gestattet.

Verantwortlicher Redakteur Georg Kropp in Würzburg. — Druck und Verlag der Fränkischen Gesellschaftsdruckerei G. u. b. H., Würzburg.

Vergißmichnicht

Illustrierte Zeitschrift
der Mariannhiller Mission, Südafrika.

Mit Oberhirtlicher Druckerlaubnis und Genehmigung der Ordens-Obern.
Gefegnet von Sr. Heiligkeit Papst Pius X.

Alle Anfragen, Bestellungen, Zahlungen und
Sendungen sind zu richten an die:



Vertretung der Mariannhiller Mission
in Köln a. Rh., Brandenburgerstr. 8.

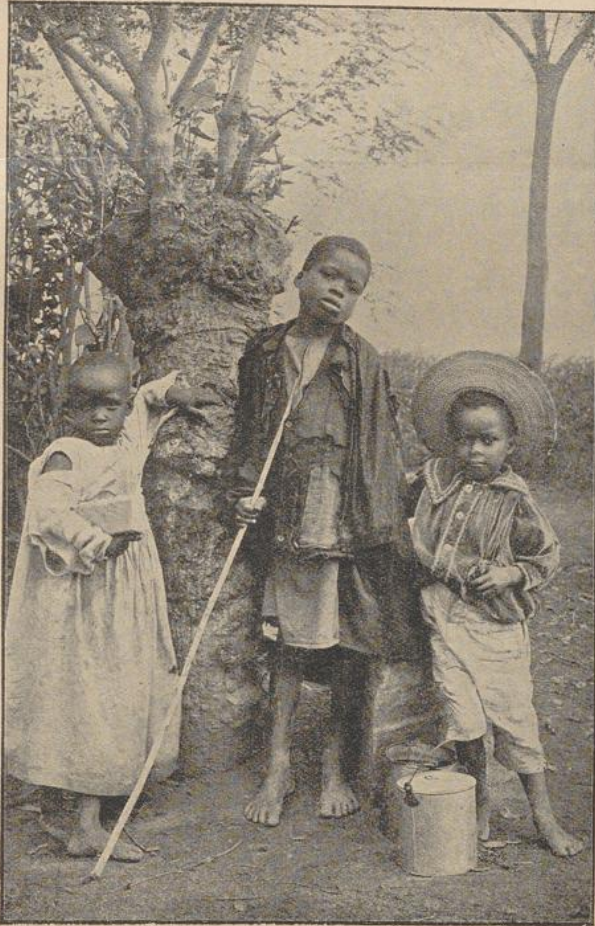
30. Jahrgang.
Nr. 4.

Erscheint monatlich
und kostet
pro Jahrgang
Mk. 1.50,
direkt franko zu-
geschickt oder von
unsern Beförderern
bezogen.

Uebersetzungen
im Interesse der
Mission
sind willkommen.
Probenummern
gratis.

Wer diese Zeitschrift
bestellt, tut gleich-
zeitig ein gutes
Werk zu Gunsten
der armen Heiden
in Afrika.

Bestellungen
auf das
Vergißmichnicht
geschehen am ein-
fachsten auf dem
Abschnitt der
Zahlskarte oder
Postanweisung,
Postcheck-Konto
Köln Nr. 1652.



Wir wollen bei den Weißen ein Essen holen!

Köln a. Rh.
April 1912.

Der Reinertrag
dieser Zeitschrift
wird nur für
Missionszwecke,
für die Ausbreitung
unserer heiligen
Religion ver-
wendet, weshalb
der Hl. Vater
Pius X. zu wieder-
holtenmalen allen
Wohltätern
unserer Mission
seinen apostolischen
Segen erteilt hat.

Beförderer des
Vergißmichnicht
werden an allen
Orten gesucht.

für die Abonnenten
des Vergißmichnicht
als Wohltäter
unserer Mission
werden täglich in
der Kollegiatkirche
zu Mariannhill
2, oft 3 hl. Messen
gelesen.



Leidenschule.

Lerne schweigen!
Schweigen, wenn die andern stritten,
Was sie alles schon gelitten,
Berge tief ins eig'ne Herz
Mensstlich deinen heil'gen Schmerz:
Lerne schweigen!

Lerne lächeln!
Lächeln, wenn die andern wähen,
Längst genug sei's nun der Tränen,
Trauer ist der Welt verhaßt;
Wenn auch banges Weh dich faßt:
Lerne lächeln!

Lerne tragen!
Schweigen, lächeln ohne Klagen,
Jeder Freude still entsagen.
Wenn man alles Wünschen laßt,
Sinnig nur das Kreuz umfaßt:
Lernt man's tragen!

Lern' verzeihen!
Will der Unverstand dich kränken,
Muß geduldig immer denken:
„Wissen sie's doch besser nicht!“
Neb' des Christen schönste Pflicht:
Und verzeihe!

Lerne warten!
Sollst nicht weinen, sollst nicht klagen,
Auch dein Lenz wird einmal tagen;
Was das müde Herz auch trug,
Endlich, endlich wird's genug:
Lern' nur warten!

Lern' nur sterben!
Wenn der Liebe Glück und Leben
Längst in's Grab dahin gegeben,
Ist's ja nur ein still Vergehen,
Führt zum ew'gen Wiedersehen:
Lerne sterben!

Emm. v. Giebel.

Die Anfänge des Christentums am Kongo.

(Fortsetzung.)

Inzwischen war die Zeit des P. Cavazzi abgelaufen und er sollte dem Willen seines Oberen gemäß sich nach der portugiesischen Festung Massangano begeben. Der König von Dato entließ ihn nur ungern und gab ihm fünf Neger mit auf den Weg, die ihn bis zum Moanza begleiten sollten. Diese aber machten sich schon am dritten Tage mit den Lebensmitteln, die sie trugen, davon, und der arme Missionär sah sich wieder auf die Hilfe seiner zwei schwarzen Diener angewiesen. Am nicht Hungers sterben zu müssen, mußten sie sich von Wurzeln und einer Frucht, die unserer Wispel gleicht, ernähren. Nach Erduldung vieler Mühsalen erreichten sie endlich den Moanza, wo sie einige Zeit rasteten.

Mitten im Flusse liegen die beiden großen Inseln Mualla und Kabunda. Die Bewohner wichen anfangs scheu vor ihnen zurück, denn sie fürchteten, man werde sie auf Befehl des Königs Suzambambe mit Gewalt zu Christen machen; als sie aber sahen, wie freundlich und herablassend die beiden Missionäre mit den Kindern umgingen, kamen sie herbei, hörten den christlichen Unterricht und baten um die heilige Taufe. P. Cavazzi erfüllte ihren Wunsch mit Freuden und begab sich, nachdem diese guten Leute ihn und seine Diener ans andere Ufer gebracht hatten, an den Hof des Königs Angola Mariji.

Bevor er von dort aufbrach, zerstörte er den Altar eines Gözen, und reizte dadurch die Wut der heidnischen Priester und ihres Anhangs in solchem Grade, daß er sich in einem Dornengestrüpp verstecken mußte. Der Häuptling suchte ihn des Abends auf und brachte ihm einen Hahn, in diesem Lande eine Aufforderung an den Gast, sich möglichst schnell zu entfernen. Auch ein Gefäß mit Palmwein stellte er neben ihm nieder. Der Missionär war unvorsichtig genug, von diesem Getränk, das vergiftet war, zu kosten. Ohne das Gegengift, das P. Cavazzi nach der Gewohnheit aller hier lebenden Europäer immer bei sich führte, hätte er sicher den Tod gefunden. Aber auch so blieb das Gift keineswegs ohne Wirkung. Nur mit vieler Mühe schleppte er sich zur Festung Kambambe, wo er den Missionspräsidenten traf,

der ihn nach Massangano schaffen ließ und Sorge trug, daß er durch einen geschickten Arzt wieder vollkommen hergestellt wurde.

Nach seiner Genesung erhielt er den Auftrag, nach Matamba zu gehen und bei der bekannten Königin Zingha, die sich inzwischen bekehrt hatte, die Stelle eines Seelforgers zu übernehmen. Er verließ Massangano am 16. Oktober 1658 zur Regenzeit, welche die ungesundeste des ganzen Jahres ist, und mußte, da er schon in den ersten Tagen Fieberanfalle bekam, längere Zeit in Embaffa bleiben. Als er nach seiner Wiederherstellung die Reise fortsetzte, stieß er am vierten Tag in öder Gegend auf sechs Löwen, welche gerade eifrig daran waren, mehrere von ihnen zerrissene Tiere zu verzehren. Die Schwarzen, welche den Auftrag hatten, ihn an den königlichen Hof zu bringen, ließen bei diesem Anblick ihn und das Gepäck im Stich und kletterten, so schnell sie nur konnten, auf die nächsten Bäume, ihn auffordernd, es ebenso zu machen. P. Cavazzi versuchte es zwar, auf einen Baum zu klettern, doch da ihm dieses nicht gelang, warf er sich auf die Kniee nieder und empfahl seine Seele dem Herrn. Die Löwen sahen ihn eine Weile grimmig an, entfernten sich dann aber unter lautem Gebrüll und ließen sogar mehrere frische Fleischstücke unberührt zurück. Als die Schwarzen von ihren Bäumen aus dies sahen, stiegen sie eilends herab und machten sich jubelnd über das Fleisch her, das sie sofort am Feuer brieten und gierig verzehrten.

P. Cavazzi aber dankte Gott aus innigstem Herzen für die wunderbare Rettung, machte sich mit seinen unzuverlässigen Begleitern wieder auf den Weg und erreichte ohne weiteren Unfall die Stadt Matamba, wo er von der Königin Zingha, dem ganzen Hof und den übrigen Bewohnern mit großen Ehrenbezeugungen empfangen wurde.

Er begann schon am folgenden Tag seine Missionsarbeiten, erwirkte von der Königin den Bau mehrerer Kirchen, da die Zahl der zum Christentum bekehrten Schwarzen unglaublich schnell wuchs, sorgte für die Anlegung eines neuen Friedhofes und erwarb sich die Achtung Zinghas und ihres ganzen Volkes in so hohem Grade, daß ihn alles nur mit tiefer Wehmut scheiden sah, als ihn seine völlig zerrüttete Gesundheit zwang, nach Em-

bakfa zurückzuführen und die Hilfe eines europäischen Arztes in Anspruch zu nehmen.

Um jene Zeit faßte der neue Statthalter Ferdinand Wiaria den Entschluß, einen Feldzug nach Lubolo zu unternehmen, wo das Heidentum noch immer die Oberhand hatte und die Häuptlinge bei jeder Gelegenheit den Gehorsam verweigerten. Auch ein Feldkaplan sollte mitgehen. Da P. Cavazzi inzwischen wieder genesen war, fiel die Wahl auf ihn. Am 24. Juni 1859 begab er sich von Embakfa nach Maffangano, dem Sammelpunkte des Heeres, wo er von dem Fürsten Guzambambe, den er früher unterrichtet und getauft hatte, mit großem Jubel empfangen wurde.

Während des Krieges, der bei dem hartnäckigen Widerstande der Häuptlinge und der tapferen Verteidigung ihrer festen Plätze fast ein volles Jahr dauerte, war der seeleneifrige Missionär überall bemüht, die Heiden zu unterrichten und zu taufen. An Mühen und

Entbehrungen aller Art fehlte es ihm dabei allerdings nicht; öfters kam er sogar in direkte Lebensgefahr, der er aber jedesmal auf wunderbare Weise entging. Wo er nur immer konnte, leistete er den Schwarzen Hilfe mit Rat und Tat und sammelte sich dabei über Land und Volk die reichen Erfahrungen, die er später in einem eigenen Buche veröffentlichte, das heute noch als eine der besten und verlässigsten Quellen jener Zeiten gilt.

Eines Tages wurde P. Cavazzi zu einem sterbenden

Neger gerufen, der zu beichten wünschte, und hatte dabei Gelegenheit, eine höchst merkwürdige, ihm ganz neue Krankheit kennen zu lernen. Er fand nämlich den Kranken ruhig im Kreise seiner Freunde sitzend; von



Die Kleinen aus dem Kindergarten holen ihr Brot aus der Bäckerei in Mariamhill.
(Dr. Angelus teilt Brot aus, während sein Gehilfe, Dr. Deofar, mit neuem Vorrat unter der Türe steht.)

irgendeinem Anzeichen des nahen Todes war auch keine Spur zu sehen. P. Cavazzi glaubte schon, man habe ihn bloß zum Scherze gerufen und wollte eben seinem Unmut berebten Ausdruck geben, als einer der Anwesenden Rücken und Brust des Kranken entblößte und ihn auf

eine Schwielle aufmerksam machte, die sich gleich einer Schnur zwei- bis dreimal um dessen Körper zog und sich sichtbar fortbewegte. Die beiden Enden, die sich, wie es schien, zu vereinigen suchten, waren nicht mehr weit voneinander entfernt, und man sagte ihm, die Krankheit heiße Schlangenqual. Was sich da im Leibe des Patienten bewege, sei eine Art Schlange; sie suche mit ihrem Rachen den eigenen Schwanz zu erfassen, und sobald ihr das gelinge, schnüre sie die Brust des Kranken so heftig zusammen, daß er ersticken müsse.

P. Cavazzi hatte großes Mitleid mit dem armen Manne, ermahnte ihn zum Gebet und Gottvertrauen, erweckte mit ihm Akte der Reue und hörte dann seine Reichte. Kurz darauf trat ein schwarzer Soldat in die Hütte ein und erbot sich, das Uebel zu heilen. Als man ihm bereitwilligst die Erlaubnis hiezu gegeben, flocht er aus einer Art zäher, stehender Vinsen einige Stricke und fing an, den Kranken an den Stellen, wo sich die angebliche Schlange zeigte, zu geißeln. Diese suchte offenbar den Hieben, die hauptsächlich nach ihrem Kopfe gezielt waren, sich zu entziehen und zog sich immer mehr zusammen, bis sie zuletzt einen unförmlichen Knäuel bildete. Der Soldat fuhr eine halbe Stunde lang mit der Geißelung fort, bis er endlich den Tod der Schlange konstatieren konnte. Nun verbrannte er die Vinsenstricke, vermischte die Asche mit Honig und ließ von dieser Salbe Aufschläge an der Stelle machen, wo die tote Schlange lag. Nach vier Tagen war jede Spur des Uebels verschwunden. Wahrscheinlich hatte der Kranke, der auf so sonderbare Weise kuriert wurde, den sogenannten Guineawurm.

Nach Eroberung der Festung Rangunsie, die zwar viele Opfer kostete, aber die Befehrung und Tausch des Häuptlings zur Folge hatte, kehrte P. Cavazzi nach Massangano zurück. Doch die Ruhe, die ihm hier zuteil wurde, war nur von kurzer Dauer. Die portugiesischen Kaufleute nämlich, die sich in Klein-Ganghella am Hofe des Schaggaerfürsten Kassange angeliedelt hatten, baten um einen Seelsorger, und der Missionspräfect kannte für diesen wichtigen Posten keinen anderen Mann als den P. Cavazzi.

In Klein-Ganghella, wohin sich nun unser Missionär begeben hatte, ist ein merkwürdiger Berg, Chisala mit Namen. Er erhebt sich mitten aus einer großen Ebene und gleicht von fern einem gewaltigen Turme. In ganz Matamba und weit darüber hinaus stand dieser Berg in hohen Ehren, waren doch an ihm in alter Zeit die Gottesurteile vollzogen worden. Wollte nämlich jemand, der eines schweren Verbrechens angeklagt war, es nicht eingestehen, so führte man ihn an den Fuß dieses Berges. Hier überreichte ihm der Ganga oder Oberpriester einige scharfe eiserne Werkzeuge, um mit deren Hilfe den steilen Felsen zu erklimmen. Zugleich warnte er ihn aber auch vor dem Zorn der Götter, die diesen Ort bewachten und jeden Schuldigen bestrafen.

Den ebenso hinterlistigen als geizigen Gangas oder Götzpriestern aber fehlte es nicht an Mitteln, den Angeklagten zu unterstützen, wenn er reich war und ihren Schutz sich erkaufte. Sie beschreiben ihm dann die Richtung, die er einzuschlagen habe, versahen ihn mit guten Werkzeugen und verabreichten ihm eine eigens für diesen Zweck zubereitete Speise, die eine seltene Kraft und Ausdauer verlieh. Auf diese Weise entgingen oft Schuldige der verdienten Strafe, während arme Unschuldige, welche die Habgucht der Gangas nicht befriedigen konnten, elendiglich ums Leben kamen. Man gab ihnen nämlich die schlechtesten Werkzeuge und ließ sie

auf den steilsten und schwierigsten Pfaden emporklettern. Stürzten sie ab, und kamen sie noch lebend am Boden an, so wurden sie als gemeine, von Gott gerichtete Verbrecher erschlagen und aufgezehrt. Wer aber glücklich auf dem Gipfel ankam, wurde, nachdem er auf einem bequemen Weg abgestiegen war, von dem versammelten Volk mit Liebkosungen empfangen und stürmisch beglückwünscht. Die Gangas bestreuten ihn vom Kopf bis zu den Füßen mit Mehl, um dadurch seine Reinheit und Unschuld anzudeuten, und er kehrte in diesem Zustand triumphierend in seine Heimat zurück.

Klein-Ganghella ist gesund und fruchtbar, und würde, wenn der Boden fleißig bebaut würde, die herrlichsten Früchte zeitigen. Leider sind seine Bewohner, die wilden Schaggaer, Feinde jeglicher Arbeit. Jahr aus jahrein ziehen sie, wilden Bestien gleich, unster einher, einzig darauf bedacht, den stets hungrigen Magen durch Fleisch zu sättigen. Sie sind daher immer auf der Jagd, entweder auf wilde Tiere, oder auf die Bewohner benachbarter Länder. Jeder Gefangene wird ohne Erbarmen abgeschlachtet und aufgefressen. Besonders lustern sind die Schaggaer nach dem Fleische der Löwen, deren es eine Menge in ihren Wäldern gibt. Der Genuß desselben scheint sie noch wilder und blutgieriger zu machen, als sie an sich schon sind, denn wenn der Hunger sie treibt, fallen sie über ihre eigenen Stammesgenossen her und verschonen selbst die nächsten Angehörigen nicht.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Blick ins volle Kaffernleben.

Der Krieg.

Bei allen wilden Völkern ist der Krieg die höchste und wichtigste Aufgabe der Nation, ja von ihm hängt die Existenz des ganzen Volkes ab. Jeder körperlich gut entwickelte Mann zählt zu den Verteidigern des Vaterlandes, und man findet unter den Schwarzen, zumal unter den Sulus, Leute von prächtigen Körperformen. Der Schwächling wird an die Wand gedrückt, die Wand aber ist das Grab.

Wenn eine große Zahl von Kriegern fällt, so hat das nach der Ansicht der Heiden auch sein Gutes: die Ueberlebenden haben mehr zu essen und eine größere Auswahl unter den Frauen; denn es treffen vielleicht 3 bis 5 Frauen auf einen Mann. Daß solche Grundsätze vertierend auf ein Volk wirken, ist klar. Was bleibt für Geist und Gemüt noch übrig, wenn auf dem großen Weltmarkt Stärke und Muskelkraft allein den Ausschlag gibt?

Ein Bericht über das kaffrische Kriegswesen wäre keineswegs erschöpfend, ließen wir dabei die Schule und Takrif Tschakas, dieses afrikanischen Napoleons, unerwähnt. Drum hier ein kurzer Ueberblick über das von ihm eingeführte System: Tschaka verwüstete mit seinen Horden die südafrikanischen Länder ungefähr um dieselbe Zeit, da in Europa die napoleonischen Kriege wütheten. Man schätzt die Zahl der durch ihn getödeten Menschen auf eine Million, und heute noch gibt es Gegenden, welche die Folgen solcher Menschenjägerereien im großen aufweisen.

Der Engländer Prout nimmt an, Tschaka sei etwa ums Jahr 1787 geboren; sicherer ist sein Todesjahr, er starb 1828. Tschaka hielt ein Kriegsheer von ungefähr 100 000 Mann, wovon die Hälfte jeden Augenblick des Rufes zu den Waffen gewärtig stand. Der König war an keine schwerfällige Bureaukratie und an kein Kriegsministerium gebunden, er brauchte auf keine

Zeitungsberichte, noch sonstige Äußerungen des Volkswillens Rücksicht zu nehmen. Es gab nur einen Willen im Land, den des Königs; und der war allmächtig die ganze Linie entlang. Welche Folgen dies hatte, werden wir gleich sehen: Hatte z. B. ein Regiment seine Waffenehre nicht gewahrt, so ließ Tschaka keine lange Untersuchung anstellen, sondern sandte einfach ein altes, erprobtes Regiment ab, das schuldige Bataillon niederzumetzeln. Jeder Feigling wurde mit dem Tode bestraft, ebenso jeder gefangene Krieger. Früher hatten die Kaffern den langen Wurfspeer. Tschaka aber wollte, daß seine Soldaten ins Handgemenge kämen, schaffte ihn daher ab und setzte an dessen Stelle den kurzen Stoß-Msagai. Wehe dem Krieger, der im Kampfe diese Waffe verlor! Er wurde unfehlbar nach der Schlacht zum Tode geführt.

Tschaka unterhielt Spione rings im Land, und wußte genau, wie jeder größere Kraal, falls es zum

Ordre, daß das ganze Regiment sich sofort verheirate. Freie Liebe war nie untersagt, stand man dagegen vor dem Ausbruch eines Krieges, so wurden alle Frauen und Mädchen vom Lager strengstens ferngehalten.

Die einzelnen Regimenter wurden durch verschiedene Abzeichen kenntlich gemacht. So hatte z. B. das eine Regiment mit bunten Federn geschmückte Hüte, ein anderes trug Rappen aus Otterfellen, geschmückt mit Kranichfedern; ein drittes führte weiße Schilde, ein viertes hatte als Abzeichen den schwarzen Schild. Ein fünftes Regiment nannte man die Bienen, weil dessen Krieger auf dem Marsche summten wie die Bienen. Das weiße Regiment bestand aus lauter Veteranen. Ihnen allein war, wie soeben angedeutet, in Friedenszeiten erlaubt, ein Weib zu haben. Zogen die Männer in den Kampf, so stellten die Frauen die Matten und die Holzgestelle, die jenen als Kopfstützen dienten, im Sonnenschein auf, und je nach dem Schatten, den sie



Missionsstation Kevelaer in Natal.

Kampfe käme, anzugreifen sei. Er überließ nichts dem Zufall und verschob keine Entscheidung bis auf den letzten Moment. Früher waren die Zulus in einer einzigen dichtgedrängten Masse, worin wenig Zucht und Disziplin herrschte, zum Kampfe ausgezogen, sodaß oft einer dem andern hindernd im Wege stand; er dagegen bildete eigene Regimenter und Kolonnen und schulte sie beständig zum Angriff. Es wurden eigene Militärstationen gegründet, wo in etwa 1000 Hütten gegen 5000 Mann einquartiert waren. Für die Verpflegung war hinreichend gesorgt. Sie erhielten am Morgen Kaffernbier und am Abend Fleisch, und der König selbst sorgte für die Verproviantierung. Kinder durften den Platz nicht betreten, damit die Krieger nicht etwa freundlich und weichherzig würden. Aus demselben Grunde war den jüngeren Soldaten auch jede eheliche Verbindung untersagt. Hatte dagegen ein Regiment dem König eine gewisse Zahl von Jahren treu gedient und im Kampfe sich ausgezeichnet, so erschien eine königliche

warfen, weißsagten sie, ob ihre Männer noch am Leben seien oder nicht.

Während die Spione den König von allem in Kenntnis setzen mußten, was sie nur immer auskundschafteten, behielt dieser alle seine Pläne für sich. Nur den mit einer bestimmten Aufgabe betrauten General weihete er in sein Geheimnis ein, und auch ihn erst unmittelbar vor dem Auszuge zum Krieg. Manche dieser Gepflogenheiten werden im Swasiland bis auf den heutigen Tag beobachtet.

Dudley Kidd erzählt: „Ich habe die Swasi-Armee auf dem Paradesfeld gesehen und beobachtete wiederholt ihre Gefechtsübungen. Ich sage, wer einmal in seinem Leben Zeuge davon gewesen, der wird es nie mehr vergessen; denn der Eindruck war ein geradezu überwältigender. Die Mannschaft war in verschiedene Farben gekleidet. Beim einen Regiment waren die Schilde aus braunen Ochsenhäuten gemacht, bei einem andern aus schwarzen, während ein drittes schwarz und

weiß gefleckte Schilde trug. Auch trugen die Soldaten lange Ringe aus Ochsenhaut, alle von gleicher Farbe, die um ihre Schultern hingen. Und alle diese schwarzen Massen stampften, indem sie einen Kriegsgefangen anstimmten, über die Ebene dahin, daß die Erde dröhnte. Wie ein tosender Wirbelwind kamen sie daher, sprangen bei bestimmten Stellen in ihrem Lied in die Höhe, machten dann plötzlich Halt und ahmten die Handlung eines Kriegers nach, der im Begriffe steht, einen zu Boden geworfenen Feind zu durchbohren. Mit zischen- dem Säusen stieß jeder dieser fanatischen Krieger seinen Speer in den Boden, und immer wieder und wieder wurde der Stoß wiederholt. Es galt da nicht die Regel: dreimal den Getroffenen morden, nein ein volles Duzendmal mußte der Held den Mordakt wiederholen, wobei alle zusammen laut ihren Mut und ihre Tapferkeit

Im Buche des Lebens steht es geschrieben.

(Mit 3 Bildern.)

Was steht dort geschrieben? Alles, was der Mensch im Zustand der Gnade und in reiner Absicht Gutes getan. Dort steht auch geschrieben, was er, vielleicht unter mannigfachen Opfern, für das große Werk der katholischen Mission getan.

„Ich kann aber nichts tun“, denkt vielleicht so mancher, der diese Zeilen liest. „Ich bin nicht mit Glücksgütern gesegnet, das wenige, was ich habe, reicht kaum hin, der eigenen Not zu steuern. Wie kann man mir da zumuten, die Heidenmission zu unterstützen?“

Darauf antworte ich: „Man kann der Mission auf mannigfache Weise dienen. Eine Person, die jetzt zu unsern eifrigsten Sammlerinnen zählt, bekam einmal



Missions-Nählschule zu Münster-Manfeld.

beiangen. „Whirr, whirr“, jausten die Assagais auf und nieder, und jeden Stoß begleitet ein ähnliches, aus tausend Kehlen kommendes Gurgeln und Zischen. Da — mit einem Schlag springen alle gleichmäßig in die Höhe, stoßen ein Geheul aus und machen sich nun an das Abschlachten des gefallenen Feindes. Ist das große Werk getan, so setzt sich das wilde Herr wieder in Bewegung, und das Getöse, das aus den stampfenden Reihen dringt, gleicht der Meeresbrandung bei stürmischer See. Man bekommt den Eindruck, als stehe man einer überwältigenden Macht gegenüber, die rücksichtslos alles über den Haufen rennt und vom Erdboden wegsegt, wie die Furien, die keine Furcht, keinen Schrecken, kein Hindernis kennen.

Und doch, gesetzt, ein Kaninchen spränge in der Front dieser gewaltigen Massen auf, oder ein Kalb tue irgend etwas Ungewohntes, — sofort überfiel die ganze Armee ein Grinsen ob des bösen, Unheil verkündenden Omens, und sie würde an diesem Tag um keinen Preis mehr kämpfen. So abergläubisch sind diese heidnischen Schwarzen, und auch bei ihnen ist das Gemüt zehnmal stärker als die Muskelkraft.

(Fortsetzung folgt.)

ein Buch in die Hand, worin sie zu ihrem Erstaunen die Ueberschrift fand: „Man kann auch mit dem Fu ß e p r e d i g e n“. Das reizte ihre Neugierde, und als sie die Geschichte gelesen hatte, wurde ihr klar, daß auch sie imstande sei, mit den Füßen zu predigen, wenn sie sich nämlich aufmachte, um gute S c h r i f t e n zu verbreiten. Seitdem hat sie schon gar viele Missionschriften, namentlich auch das „Vergißmichnicht“ und den Mariannhiller Missionskalender verbreitet und dadurch viele milde Gaben für die armen Heidenkinder flüssig gemacht, auch die eine und andere gute Seele angeregt, sich persönlich in den Dienst der Mission zu stellen.

Ganz ähnlich denkt und handelt eine arme Witve in Cincinnati in Amerika. Ob schon über 70 Jahre alt, ist sie unermüdlich tätig, milde Gaben für unsere Mission zu sammeln und unsere Schriften zu verbreiten. Mit tiefer Rührung las ich ihr letztes Brieflein, in dem sie mit zitternder Hand schreibt: „O, ich möchte so gerne vor meinem Ende noch recht viel tun können für die Mission, doch ich bin leider schon alt, und meine Kräfte lassen nach. Dennoch aber soll mir kein Weg zu weit sein und kein Opfer zu groß! Ich werde gehen und wandern, solange mich meine alten Füße tragen!“ — Ist solch

ein edler Sinn und solche Opferliebe für eine gute Sache nicht höchst bewundernswert? Ich denke, daß der hl. Schutzengel alle ihre Schritte zählt, und daß alle ihre Opfer und Entbehrungen eingetragen sind im Buche des Lebens.

Leichter als diese gute, hochbetagte Witwe arbeitet für den gleichen Zweck eine junge Wienerin und eifrige Leserin und Verbreiterin des „Vergißmeinnicht“. Sie



Arbeiter im Missionsverein zu Münster-Mansfeld.

schreibt: „Ich freue mich jedesmal, wenn eine neue Nummer Ihres lieben Missionsblättchens kommt, und lese es auch Vater und Mutter vor. Auch habe ich schon manchen Sparpfennig für die armen Heidenkinder gespart.“

Eine andere Missionsfreundin wohnt in Baden. Sie ist die Tochter eines armen Fabrikarbeiters. Sie kann nicht umeinandergehen, um Missionschriften zu verbreiten, denn sie ist an den Füßen gelähmt, dagegen predigt sie mit den Händen, d. h. sie arbeitet für unsere schwarzen Kinder und schickt ihre kleinen Liebesgaben an unsere Prokuratur in Würzburg. Wie schwer wird auf der Gotteswage das Scherlein solch' armer, kranker Missionsfreunde wiegen!

Es ist merkwürdig, welcher rührenden Eifer gerade die Armen und Kranken für die Mission bekunden. So ist uns eine brave Jungfrau bekannt, die schon seit 40 Jahren ans Bett gefesselt und dennoch unablässig für die Mission tätig ist.

Sie arbeitet für Kirchen und Kapellen an schönen Tüllspitzen für Altartücher usw., — auch unser Loretto-Kirchlein in Czestochau hat von ihr eine recht schöne Altarspitze bekommen —, nebenbei klebt sie auch Bilderbücher zusammen für die schwarzen Kleinen, oder sucht ihnen sonstwie eine Freude zu machen.

Neben armen Leuten eifern auch manche reiche oder wenigstens besser situierte Leute für das große Werk der katholischen Missionen. So ist uns z. B. eine edle Wohltäterin — sie wohnt in der Nähe U. L. Frau

von Altötting — bekannt, welche alljährlich eine gute Anzahl schöner, starker Stoffreste an unsere Vertretung nach Würzburg und an andere Missionen, z. B. nach Indien, schickt. Mit Freuden werden dann diese Sachen von geschickten Schwesternhänden zu Kleidern für die armen Heidenkinder verarbeitet. Andere Wohltäterinnen machen diese Kleider selbst. Da werden aus den verschiedensten Flecken und Stoffresten die nettesten Kleider gemacht, die wegen ihrer Buntheit bei der schwarzen Kinderwelt den hellsten Jubel wecken. Wir kennen eine brave, leider viel von Krankheit und sonstigen Prüfungen heimgesuchte Jungfrau, die geradezu ihre Lebensaufgabe darin sieht, mit Hilfe ihrer ähnlich gesinnten Freundinnen solche Kleider herzustellen. Gewöhnlich wandern diese Gaben über Köln nach Mariannhill und seinen Missionsstationen.

Neben einzelnen frommen Seelen arbeiten aber für die Mission auch ganze Vereine und fromme Genossenschaften. Was die Missionsvereinigung katholischer Frauen und Jungfrauen — ihre Zahl in ganz Deutschland beläuft sich auf etwa 140 000 — Schönes und Herrliches leistet, das sah ich mit Staunen auf dem vorjährigen Katholikentag in Mainz, doch darüber gelegentlich ein anderesmal. Heute möchte ich die Aufmerksamkeit unserer Leser und Leserinnen hinlenken auf den rührigen Missionsverein in Münster-Mansfeld. Doch schauen wir gleich unsere Bilder an; ein Bild besagt auf den ersten Blick oft mehr als viele Worte. Wer sitzt denn da in so trautem, fröhlichem Kreise beisammen, und woran arbeitet man denn da so fleißig? Das sind brave Frauen und Jungfrauen, die sich in ihrer Art ganz in den Dienst der katholischen Mission gestellt haben. Die Seele des Ganzen ist die edle Frau Brunnhuber. Sie unterhält in ihrem Hause eine Missions-Nähschule, und da wird nun vom frühen Morgen bis zum späten Abend gearbeitet, genäht, gestickt und gehäkelt, daß es eine Freude ist, und alles gehört den armen Missionen in den verschiedensten Ländern des katholischen Erdkreises.

Aber auch die Männerwelt ist dabei in würdiger Weise vertreten, wie unser zweites Bild zeigt. Ja,



Ausstellungsaal für Missionsachen in Münster-Mansfeld.

Herr Brunnhuber liefert persönlich die Zeichnungen für die Ornamente und Stickereien, und schon manches arme Missionskirchlein wurde von Münster-Mayfeld aus geziemend eingerichtet und ausgestattet.

Werfen wir noch einen Blick auf das dritte Bild. Da ist ein ganzer Saal, übergewollt von den verschiedensten Kirchengegenständen und Paramenten, die alle hier gefertigt wurden: Altar und Tabernakel mit allem, was dazu gehört, Alben, Chorröcke, Fähnchen, Blumensträuße und hundert andere Sachen und Säckelchen. Viele sehen wir gar nicht, oder können sie nicht genug unterscheiden, doch im Buche des Lebens steht alles geschrieben. Und dieser Saal ist gewiß schon oft geleert und neuerdings gefüllt worden, und manches Fähnchen, das wir hier noch auf dem Bilde sehen, ist inzwischen nach Afrika oder nach Indien gewandert und wurde dort von einem schwarzen oder kastanienbraunen Knaben oder Mädchen voll Jubel bei einer Prozession getragen, desgleichen hat in diesen Paramenten schon mancher seeleneifrige Missionär in fremden Landen das heilige Messopfer gefeiert. Dieses Altartuch, dieses Lämpchen, jener künstliche Blumenstrauß usw. schmückt jetzt im fernen Afrika ein armes Missionskirchlein, legt da Zeugnis ab von dem Missionseifer derer, die es bezahlt oder hergestellte, und ruft Tag und Nacht bis in die ferne Zukunft Gottes Segen und Gnade darauf herab.

Und solcher Missionsfreunde gibt es gottlob noch viele am Rhein und an der Donau, am Main und an der Oder, in Europa und in Amerika. Sie finden sich unter allen Geschlechtern und Ständen, unter Priestern, Ordenspersonen und Weltleuten, bei jung und alt, bei reich und arm. Ich könnte da von mancher hochherzigen Gabe reden, welche dieser oder jener Wohltäter für den Bau einer Schule, einer Kirche oder Gründung einer Katechetenstelle usw. spendete, so erklärte sich z. B. eine edle Dame aus Oesterreich bereit, die Loretokapelle in unserem Christendorfe bei Gzenstochau aus Eigenmitteln zu bestreiten, doch ich will deren Namen nicht veröffentlichen, um ihr den Gotteslohn voll und ungehämälert zu lassen. Viele sind mir auch persönlich unbekannt, doch der Herr kennt alle, und ihre Namen sind, so hoffe ich mit Zuversicht, eingetragen im Buche des Lebens.

Mein lieber Leser, geehrte Leserin, darf ich mir zum Schluß die bescheidene Anfrage erlauben, was du selbst bisher für die katholische Mission gegeben oder getan hast? Entspricht es dem Maße deiner Kräfte und Verhältnisse, so freue dich darob, denn auch du wirst einst dafür einen überreichen Lohn erhalten; bleibst du aber bisher hinter deiner Pflicht zurück, so beeile dich, das Versäumte nachzuholen und dir unvergängliche Schätze zu sammeln für den Tag der großen Abrechnung!

Missionsausstellung in Durban.

8. — Im Juli 1911 veranstaltete die protestantische amerikanische Missionsgesellschaft anlässlich des fünfzigjährigen Bestehens ihrer Mission in Natal eine Missionsausstellung in der Hafenstadt Durban. Andere Missionsgesellschaften waren auch eingeladen worden, und somit konnte auch Mariannhill eine Beteiligung an dieser Ausstellung nicht wohl ausschlagen.

Mariannhill selbst, sowie unsere beiden Stationen Gzenstochau und Reichenau lieferten dazu industrielle Arbeiten unserer schwarzen Zöglinge. Als Ausstellungsort dienten zwei große übereinander liegende Säle.

Die protestantischen Abteilungen zeigten hauptsäch-

lich die Heimatkunst der Kaffern, nämlich aus Palmblättern und Gras kunstvoll geflochtene Stühle, Bänke, Tische, Körbe, Matten, Hüte usw.; ferner feine Holzschnitzereien, wie Stöcke, Keulen, Kopfstützen, Töpfe, Gefäße, Tierfiguren, dann Schilde, endlich Perlstickereien, wie Kopfschmuck, Gürtel, Ohrringe, Hals- und Armbänder, Tabaksdosen usw. All dies zeigte, daß die Kaffern einen ebenso originellen wie geschmackvollen, durchaus eigenen, nicht entlehnten dekorativen Stil haben. Diese Abteilung war so reichlich, daß ein Saal von der Größe des Nacherer Rathhauseales ganz damit gefüllt war. Außerdem stellten die Protestanten noch Stickereien und Nähmaschinen nach europäischem Muster aus, die jedoch weder an Qualität noch an Quantität an die von den Mariannhiller Industrieschulen gefertigten Sachen dieser Art heranreichten. Namentlich unsere Station Gzenstochau hat sich hierin aufs rühmlichste hervorgetan. In betreff der Heimatkunst der Kaffern hatte Mariannhill nicht ausgestellt, während hingegen die Protestanten in Handwerkszeugnissen fast ganz im Rückstand waren.

Mariannhill lieferte den Beweis, daß in seinen Mauern von den Kaffernjungen in sämtlichen Handwerken recht praktische Artikel für den täglichen Gebrauch hergestellt werden, z. B. Tische, Stühle, Koffer, Waschkommoden, Handkarren, Rechen, Siebkannen, Steinhauerarbeiten, kunstvoll gemalte Hauschilder, Pferdegeschirre, Schuhe, Kleider, Bucheinbände, Buchdruck usw. Die Artikel fanden auf der Ausstellung guten Absatz. Am raschesten hatten die Damen mit den aus Schlangenhaut gefertigten schillernden Portemonnaies und Handtaschen aufgeräumt. Die schwarzen Jungen aber erhielten reichliche Preise für ihre vorzüglichen Arbeiten.

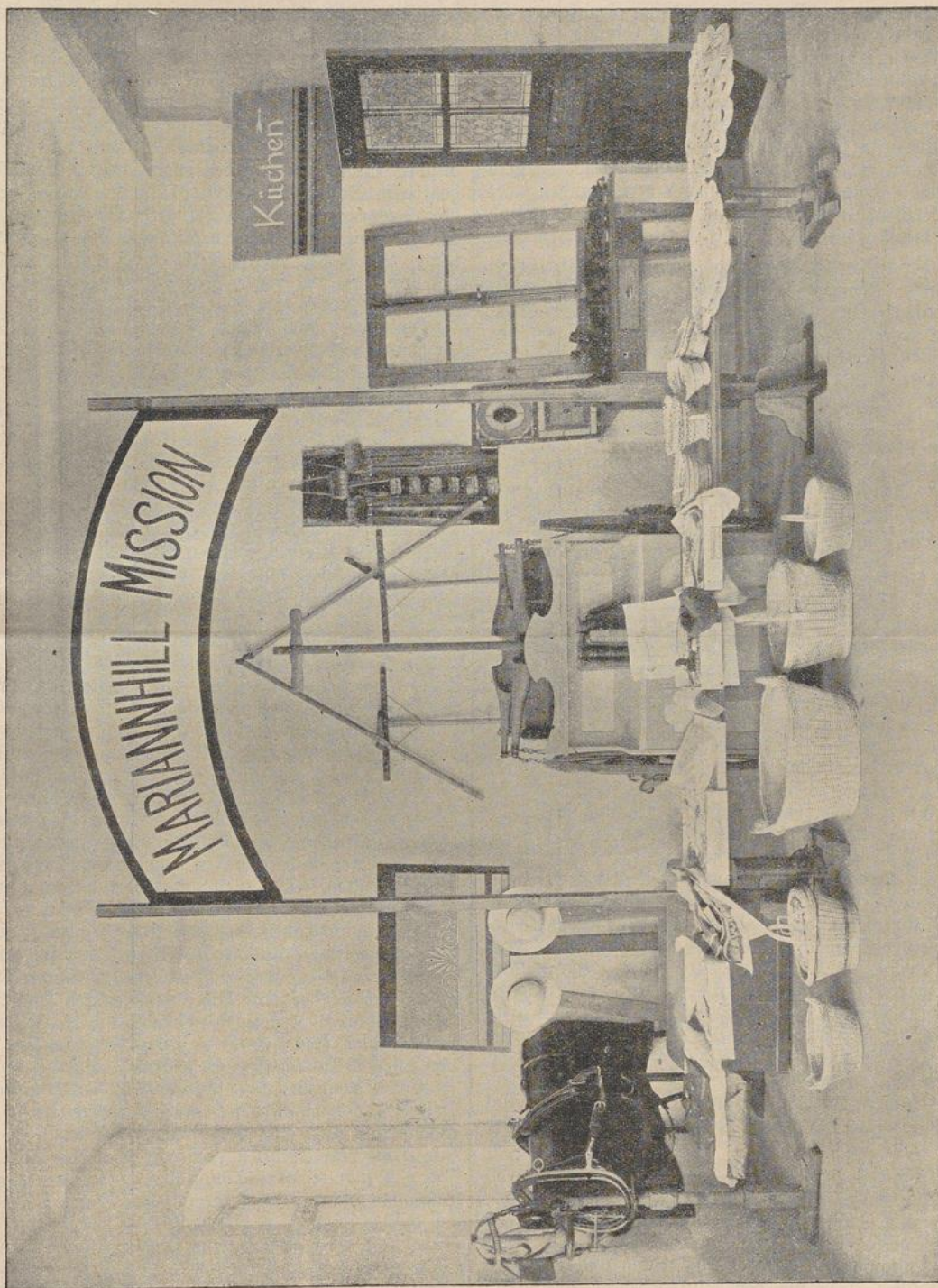
Ein Bild der vorliegenden Nummer des Bergitzmeinnicht gibt eine Ansicht der hauptsächlichsten Mariannhiller Ausstellungsartikel — alle von Kaffernjungen hergestellt — soweit man auf knappem Raum zum Zweck einer photographischen Aufnahme etwas zusammenstellen konnte. In der Ausstellung selbst hatte man uns im großen oberen Saale einen geräumigen Platz zugeteilt, sodaß alles wirkungsvoll gruppiert werden konnte. Außerdem zeigten anderthalb hundert Photographien im Bilde, was die Mariannhiller Mission bis jetzt geleistet hat.

Die Ausstellung wurde eröffnet mit einer Rede eines amerikanischen Missionärs, der mit Dank gegen Gott darauf hinwies, was die Kaffern, vor wenigen Jahrzehnten noch rohe Heiden, jetzt sind und leisten. Um dies den zahlreichen Besuchern ad oculos zu demonstrieren, hatten sie im oberen Saal zwei Schulklassen mit etwa hundert schwarzen Kindern etabliert, die beständig unterrichtet und abgefragt wurden, und von Zeit zu Zeit einen Kantus losließen. Die größte Attraktion bildete ein gemischter Chor, zusammengesetzt aus den männlichen und weiblichen Zöglingen der protestantischen Lehrerbildungsanstalt in Amanzimtoti. Diese schwarzen künftigen Jugendbildner sangen unter der Leitung ihres vorzüglichen amerikanischen Dirigenten mit geradezu minutiöser Präzision und feinsten Abstufung der Tonstücke. Es lag Seele im Vortrag der weichen und doch so vollen und sonoren Negerstimmen. Etwa alle 15 Minuten stimmten diese schwarzen Trupbadouren einen neuen Sang an, und jedesmal wurde ihnen ungeteilter wohlverdienter Beifall zu teil.

Am Abend des zweiten Ausstellungstages fand in der prächtigen Stadthalle unter dem Vorsitz von Lord Gladstone eine Festversammlung statt. Einem Klang

aus der Begeisterung der verschiedenen protestantischen Festredner heraus, daß nämlich auch sie für die Ausbreitung christlicher Zivilisation einen rühmlichen Eifer

Protestanten beschämen lassen? Nein, unterstützen wir die heilige Sache der Mission durch Gebet und reichliche Almosen, denn es handelt sich um Gottes wichtigste



Ein Teil unserer Ausstellungsgegenstände auf der kaffrischen Missionsausstellung in Durban am 3. Juli 1911.

an den Tag legen, daß sie bona fide arbeiten und daß ihnen zu ihrem Zwecke reiche Mittel zufließen.

Sollten da wir Katholiken, die wir Gott die Gnade des wahren Glaubens zu danken haben, uns von den

Sache, für die er sogar seinen eingebornen Sohn am Kreuze opferte. Solange ein Volk die Heidenmission unterstützt, solange wird Gott in ihm selbst das Licht des wahren Glaubens nicht erlöschen lassen.

Auf der Aehrenlese beim Amakusa-Stamm.

Von Dr. Gerold Heller, R. M. M.

(Fortsetzung.)

Egenstochau. — Nonyosi, der dritte Kranke, den ich seit Monaten beim Amakusa-Stamm besuchte, ist mit dem Ausatz behaftet und seit fünf Jahren auf beiden Augen vollständig blind. In seiner Jugendzeit war er ein hübscher, überall wohlgeleitener Junge, doch jetzt ist von dieser Schönheit auch keine Spur mehr übrig geblieben; nur allzu gründlich hat der Ausatz damit aufgeräumt. Sein Zustand ist in hohem Grade Mitleid erregend; Finger und Zehen sind verschwunden, der ganze Leib voll offener Wunden, dazu blind, stockblind auf beiden Augen! —

Leider ist der Ausatz etwas nicht allzu Seltenes in Südafrika. Vorigen Sommer fand ich gelegentlich einer katechetischen Exkursion gute drei Stunden von Egenstochau entfernt, in tiefen, nur schwer zugänglichen Schluchten ein paar Rassenkraale. Hier waren vier Aussätzige, fünf Blinde und ein Taubstummer beisammen. Letzterer war noch ein junger Mensch, dergleichen war unter den Blinden ein Bursche von 18 Jahren und ein junges Weib. Wie lebhaft dachte ich da wieder an den vielbewunderten Apostel der Aussätzigen, den guten P. Damian, der jahrelang unter ihnen wohnte, sich wie ein Vater ihrer annahm, bis er zuletzt selbst von der schrecklichen Krankheit erfaßt wurde und mitten unter seinen Pfleglingen auf der fernen Insel Molokai als Märtyrer der Nächstenliebe seine edle Seele aushauchte. Doch vielleicht komme ich später einmal auf diese Unglücklichen, die gegenwärtig unterrichtet und auf die hl. Taufe vorbereitet werden, zurück. Bleiben wir bei unserm Nonyosi.

In jungen Jahren hat er, wie er mir selbst gestand, manch' tollen Streich ausgeführt. So war er einmal mit mehreren Knaben beim Viehhüten. Auf einmal wandelt die losen Buben eine große Lust nach Fleisch an. Was tun, um solches zu bekommen? Sie treiben einfach einen fetten Ochsen von der Herde weg und jagen ihn solange an Schluchten und jähen Abgründen vorbei, bis er endlich abstürzt und mit gebrochenem Genick unten tot liegen bleibt. Nach vollbrachter Tat rennen sie eiligst auf die nächsten Kraale zu, wo die Männer beim Utch-walatrinken versammelt sind und melden, sie hätten soeben in der Schlucht einen toten Ochsen gefunden; er könne noch nicht lange abgestürzt sein, denn gestern Abend wäre er noch bei der Herde gewesen. Dabei machen die Spitzbuben so unschuldige Gesichter, daß bei keinem der Männer auch nur der leiseste Verdacht gegen sie aufstieg; im Gegenteil, die Schlingel wurden noch belobt, weil sie das abgestürzte Tier so rasch entdeckt hatten, und bekamen vom Eigentümer ein mächtiges Stück Fleisch, das sie sofort am Feuer brieten und in aller Gemütsruhe verzehrten. —

Zu solchen und ähnlichen Streichen war Nonyosi leicht zu haben. Man hatte übrigens den neckischen, immer zum Singen und Scherzen aufgelegten Jungen überall gern. Als flotter Bursche und Sohn eines ziemlich begüterten Vaters kaufte er sich nach und nach drei Weiber, jede um den landesüblichen Preis von zehn Ochsen. Das zweite Weib ist zur Stunde noch am Leben, die beiden andern sind gestorben. Er bekam Kinder und Kindeskinde, wurde alt und krank und schaute zuletzt die Jahre, von denen es in der Schrift heißt, sie gefallen mir nicht. Was kann man sich

Traurigeres und Gländeres denken, als einen alten, blinden, mit Ausatz geschlagenen Menschen?

So arm und verlassen übrigens wie Njakasa und Umdumela ist Nonyosi nicht. Ein 16jähriger Knabe, sein Enkel, ein recht netter, aber noch heidnischer Junge, ist den ganzen Tag um ihn und sorgt für alle seine Bedürfnisse. Bei warmem Wetter, wenn der Blinde ein Verlangen äußert, seine wunden, abgemagerten Glieder an der Sonne zu wärmen, breitet er vor der Hütte eine Vinienmatte aus und legt noch ein weiches, langhaariges Ziegenfell darüber. Dann hilft er dem blinden Großvater aus der engen Hütte, bzw. durch das kleine Schlupfloch heraus, hüllt ihn sorglich in eine alte Decke und stellt den gefüllten Bierkrug an seine Seite. Damit ist der anspruchslöse Kranke zunächst versorgt. Bei kaltem Wetter bleibt er bei ihm in der Hütte und unterhält den ganzen Tag über ein warmes, wohl-tuendes Feuerchen.

Ich habe mich schon oft über die Armut dieser Schwarzen gewundert. Da gibt's keine Bettstelle, keinen Strohsack, keinen Stuhl und keinen Tisch. Die Lagerstätte, auch für die Kranken, bilden ein paar, aus Vinien geflochtene Matten; ein Holzklötzchen dient als Kopfkissen, und ein oder zwei schmutzigebraune Wolldecken vervollständigen das Bett. Doch sie sind zufrieden, denn sie wissen von nichts anderem.

Wenn Nonyosi im Freien vor seiner Hütte sitzt, ist gewöhnlich ein ganzes Rudel von Kindern in seiner Nähe. Die Kleinen machen beim Spielen oft einen Heidenlärm, was aber den guten Alten nicht im geringsten zu stören scheint. Eines Tages fragte ich ihn, ob ihm denn dieses beständige Schreien und Lärmen der Kinder nicht recht lästig falle. „O nein,“ sagte er, „dieser Spektakel ist für meine Ohren wie Musik. Sehen kann ich die lieben Kleinen mit meinen erblindeten Augen allerdings nicht, aber solange ich sie lärmern und singen höre, solange weiß ich auch, daß sie gesund sind; denn ein krankes Kind spielt und singt nicht. Als ich ein Knabe war, habe ich noch mehr gelärmt, als sie.“

Die an seiner Hütte vorübergehenden Leute grüßt er aufs freundlichste. Kommt ein alter Bekannter — er kennt jeden sofort an der Stimme — so ladet er ihn ein, in seiner Nähe Platz zu nehmen und sich mit ihm zu unterhalten. Das Gespräch dauert oft stundenlang, denn beim Rasser hat es niemals Eile, er kann den Wert der Zeit nicht schätzen; der alte Nonyosi aber kennt auf diese Weise trotz seiner blinden Augen keine Langeweile.

Man sollte glauben, so ein armer, blinder Mann würde mit Freuden die Lehre vom wahren, christkatholischen Glauben vernehmen und nach der hl. Taufe verlangen; doch nein, gerade er hatte den härtesten Kopf von allen. Als ich ihn das erstemal besuchte, sagte er trocken: „Ich habe dich nicht gerufen, geh' nur wieder weiter!“ „Ich werde gleich gehen,“ entgegnete ich, „ich möchte nur ein wenig deine Augen ansehen.“ — „Gib mir lieber eine Medizin, denn sie schmerzen mich.“ — Ich gab ihm etwas Schnupftabak in die abgemagerte, zusammengeschrumpfte Hand mit den Worten: „Da hast du eine Medizin.“ — Da lächelte er, denn eine Prise Tabak ist dem Rasser eine stets willkommene Gabe. Seinem Enkel aber gab ich den Rat, die Augen des Kranken jeden Tag mit warmem Wasser auszuwaschen, das würde die Schmerzen mildern. Kaltes Wasser darf man in solchem Falle nicht nehmen, denn die Aussätzigen sind sehr blutarm und haben daher große Scheu davor.

In der Folge besuchte ich ihn noch oft, obichon er gesagt hatte, er wolle von mir nichts wissen. In der

Regel kam ich jede zweite Woche, erkundigte mich nach seinem Befinden, nach dem seiner Kinder und Enkel, sprach auch vom Vieh und Wetter, von der guten alten Zeit, kurz von allem Möglichen. Da merkte er, daß ich es gut mit ihm meine und freute er sich zulezt, so oft ich zu ihm kam. Sobald ich aber das Gespräch auf einen religiösen Gegenstand überlenken wollte, wurde er einsilbig und kurz: „Ich bin jetzt müde,“ pflegte er dann zu sagen, „komm ein anderesmal wieder!“ — Da hieß es Geduld haben und fleißig beten, bis die von Gott bestimmte Zeit gekommen.

Einmal kam auch unser Missionär, der S. S. P. Emanuel, hieher. Er wollte die drei Amakefchla, von denen er schon so oft gehört hatte, sehen und nahm mit den beiden, die getauft werden wollten, ein kleines

„Ich bin jetzt müde; laß mich allein. Ich will übrigens über die Sache nochmals nachdenken. Wenn mein inhiziyo (Herz) nach der Taufe verlangt, werde ich dich rufen lassen.“

(Fortsetzung folgt.)

Der Weiße Sonntag in Afrika.

Reichenau. — Ostern, das große, hochherrliche Fest mit seiner glanzvollen Oktav ist kaum zu Ende, noch tönet der Alleluja-Gesang in den Herzen der frommen Gläubigen, die allzumal aus allen Stämmen, Völkern und Nationen dem großen Sieger zjubeln, der sie herausgeführt aus der Todesnacht der Sünde einem neuen Ostermorgen entgegen, und schon naht ein



Schule in Hardenberg (P. Bernard).

Examen vor. Sie machten ihre Sache ziemlich gut, nur bei Nonnoff sah auch er, daß vorläufig nichts zu machen sei. Er tat übrigens sein Bestes, ihn auf andere Gedanken zu bringen. Der seeleneifrige Priester setzte sich an seine Seite und sprach mit ihm so liebevoll, wie ein Vater mit seinem kranken Kinde. Es war ein eigentümlicher Kontrast: hier der junge, gesunde Priester in seinem weißen Ordensgewand, und nebenan der alte, blinde und ausfällige Schwarze in seiner braunen Wolldecke.

Auf die Frage, warum er denn ohne Taufe und ohne Gott sterben wolle, entgegnete er: „Ich will mich nicht zum Gotte der Weißen wenden, denn sonst müßte ich die Geister meiner Vorfahren verleugnen.“ — „Aber der Gott der Weißen ist auch der Gott der Schwarzen.“ — „Das mag schon sein; allein die Geister meiner Vorfahren haben mir nichts zuleide getan; warum soll ich sie also erzürnen, indem ich mich zu Gott bekehre?“

„Nicht die Geister deiner im Heidentum gestorbenen Ahnen, sondern Gott, Unfulumfulu, der Große-Große, allein hat alle Gewalt im Himmel und auf Erden.“

zweites, überaus gnadenreiches und weishevolltes Fest, der Weiße Sonntag, der Tag der ersten hl. Kommunion.

Schreiber dieser Zeilen, noch ein Neuling im großen Werke der Mission, will es versuchen, den geehrten Lesern des „Bergischmeinnicht“ ein schwaches Bild zu entwerfen, wie dieser große Tag in Reichenau, der bekannten Missionsstation Südafrikas, gefeiert wurde. Diese eine Station gelte zugleich als Repräsentantin aller übrigen, denn aus naheliegenden Gründen gestaltet sich diese Feier überall mehr oder weniger gleich.

Die Zahl der Erstkommunikanten betrug diesmal 56. Es waren alte, längst ergraute Häupter dabei, die noch in der ersten Stunde dem Rufe der Gnade ein offenes Ohr geliehen; dazwischen kamen junge, hoffnungsvolle Burschen und Mädchen, noch wenig vertraut mit dem Ernst und der Sorge des Lebens, endlich auch förmliche Kinder, rein und unberührt vom Gifthand der Sünde, die Glücklichen unter allen.

Dem großen Tag ging eine Zeit ernster Vorbereitung und strenger Prüfung voran, nicht minder anstrengend für den Priester und Missionär, wie für jeden Erst-

kommunikanten selber. Zuletzt wurden förmliche Exerzitien mit den schwarzen Neubekehrten gehalten, und ich muß gestehen, daß sie alle diese frommen Übungen mit einem Ernst und einem Verständnisse mitmachten, die sogar für manchen weißen, im wahren katholischen Glauben geborenen und erzogenen Christen, hätte zum Vorbild dienen können. Nicht nur hörten sie mit gespannter Aufmerksamkeit die verschiedenen Predigten und Unterichte, sondern bewahrten dieses ernste Schweigen und diesen gesammelten Geist den ganzen Tag hindurch. Da sah ich z. B. 10 bis 15 Kaffernfrauen — viele von ihnen hatten kleine Kinder auf dem Rücken — Stunde um Stunde im nahen Felde arbeiten, ohne daß auch nur eine von ihnen ein müßiges Wort gesprochen hätte. Da hieß es buchstäblich: „Die Hand bei der Arbeit, das Herz bei Gott.“ Den gleichen Ernst gewahrte ich bei den Männern, Jünglingen und Jung-

zuehen, während die Schwester Sakristanin meist in der Nähe des Altares beschäftigt war, um mit Kerzen, Blumen und frischem Grün dem ganzen Presbyterium einen hochfesttäglichen Anstrich zu verleihen. Um 8 Uhr Abends endlich begab sich alles zur Ruhe, und ich denke, die Engel Gottes hielten Wacht, daß diese lilienreinen Kinderherzen auch nicht der Schatten einer Sünde trübe. —

Dem jungen Tag ging ein wunderschönes Morgenrot voraus, wie ich es selten in der deutschen Heimat gesehen. Schon um die vierte Morgenstunde fanden sich die auf der Station wohnenden Erstkommunikanten in der Kirche ein. Noch nie habe ich diese guten Kinder so in Andacht versunken gesehen, wie an jenem Tage. Wie mag sich da der liebe Heiland gefreut haben, der heute zum erstenmale seinen Einzug halten wollte in ihre Herzen! — Kurz vor 10 Uhr begab sich der P. Missionar mit acht Ministranten und den Erstkommunikanten des vorhergehenden Jahres zur Schule, um die diesjährigen Ausgewählten in feierlicher Prozession zur Kirche zu geleiten. Es war ein tiefergreifender Anblick, als die lange, wohlgeordnete Doppelreihe unter Absingung des Psalmes: „Confitemini Domino, quoniam bonus“ an uns vorüberzog. Sie trugen Kerzen in den Händen; die Mädchen waren weiß gekleidet und hatten Kränzlein auf dem krausen schwarzen Haar, die andern trugen dunkle Kleider. Mehr als einem dieser schwarzen Erstkommunikanten liefen heiße Tränen über die Wangen, Tränen des Glückes und der Freude ob der übergroßen Gnade, deren sie heute gewürdigt werden sollten.

In der Kirche angekommen, warfen sich alle auf die Kniee nieder und beteten mit tiefer Andacht. Es folgte die hl. Messe, eine ergreifende Ansprache und endlich der heißersehnte Augenblick der hl. Kommunion. Wie freudig pochten da wohl die Herzen dieser Glücklichen! In tiefster Ehrfurcht nahen sie nun dem Tische des Herrn,

um hier zum erstenmale aus des Priesters Hand das Brot des Lebens zu empfangen. Ihr Glück ist voll! Sie haben erhalten, was sie solange ersehnt, und jedes einzelne von ihnen kann nun mit der Braut im Hohenliede ausrufen: „Mein Geliebter ist mein, und ich bin sein!“ — Es folgte die Dankagung und die Rückkehr zur Schule in feierlicher Prozession. Wir alle, Patres, Brüder und Schwestern, sowie die ganze große Gemeinde der schwarzen Neubekehrten nahmen innigen Anteil an der Freude und dem Glück dieser Ausgewählten, und ich wollte nur, es wäre auch unsern geehrten Lesern, sowie allen Gönnern und Freunden der Mariannhiller Mission gegönnt gewesen, Zeugen der schönen Feier zu sein.

Es folgte ein bescheidenes Mittagsmahl, doch zu meiner Verwunderung wollte ihnen heute Speis und Trank nicht munden. Sie seien übertoll von höherem, himmlischen Glück, sagten sie und wollten heute am liebsten sterben. Im Laufe des Nachmittags machten sie mit ihrem P. Superior einen gemeinsamen Besuch beim Allerheiligsten, dankten aus tiefstem Herzensgrunde für die übergroße Gnade der hl. Kommunion und fügten daran innige Gebete für das leibliche und geistige Wohl ihrer edlen Wohltäter drüben, überm



Erstkommunikanten in Zentochau
mit ihrem Missionar, dem hochw. P. Emanuel Hantsch und dem schwarzen Priester Andreas Ngidi.

frauen. Mit Staunen war ich Augenzeuge, wie diese schwarzen Kinder Afrikas schon um 4 Uhr Morgens in der Kirche in stiller Sammlung den hl. Kreuzweg beteten und am Abend ihre Vorgesetzten, Lehrerinnen und Arbeitsvorstände in kindlicher Demut um Verzeihung baten, wenn sie ihnen sollten jemals wissentlich oder unwissentlich einen Verdruß bereitet haben. Jeder und jedes ging mit sich selbst gar streng zu Gericht, und glaubte einer einen Fehler gefunden zu haben, so eilte er ins hl. Bußgericht, seine Schuld zu bekennen. Bei all dem haute keines auf das eigene Bemühen, sondern einzig und allein auf die Gnade Gottes. Die Brüder und Schwestern mußten für die Erstkommunikanten eine Novene halten, und diese ließen um die Gnade einer recht würdigen, heiligen Kommunion aus ihren kleinen Ersparnissen und einigen milden Gaben, die sie von wohlgesinnten Leuten erhielten, zehn hl. Messen lesen.

So kam der Vorabend vom Weißen Sonntag heran. Feierliches Glockengeläute verkündete das kommende schöne Fest. Hoch vom Turme wehte, lustig flatternd, eine Fahne; im Innern des Gotteshauses aber war eine Menge fleißiger Hände tätig, ihm einen möglichst würdigen Schmuck zu verleihen. Die schwarzen Mädchen putzten und segten, daß es eine Freude war, ihnen zu-

großen Ozean. Kann solch' ein Gebet, unter solchen Umständen dargebracht, unerhört bleiben am Throne Gottes?

Zum Schlusse habe ich nur noch den einen Wunsch, daß das hehre Licht des Evangeliums all den vielen Tausenden aufgehen möge, die im schwarzen Erdteil noch in der Nacht des Heidentumes seufzen, und daß ihre weißen Mitbrüder und Mitschwester im fernen Europa und Amerika nicht müde werden, die Arbeiten der Missionäre durch Gebet und milde Gaben zu unterstützen. Es handelt sich da um ein großes, überaus edles Werk; wer will sich dabei eine ewige, unverwelkliche Krone verdienen?

Dem Himmel zu.

Von Schw. Valentin, C. P. S.

Mariatal. — Juliana Mize, eines der Schulkinder, das zum Beginn des Jahres 1911 unsern geehrten Wohltätern seine Glückwünsche über sandte, weilt nicht mehr unter uns. Im August vorigen Jahres ist sie heimgegangen, und ihr Tod war so schön und erbauend, daß ich nicht umhin kann, unsern Lesern davon zu erzählen.

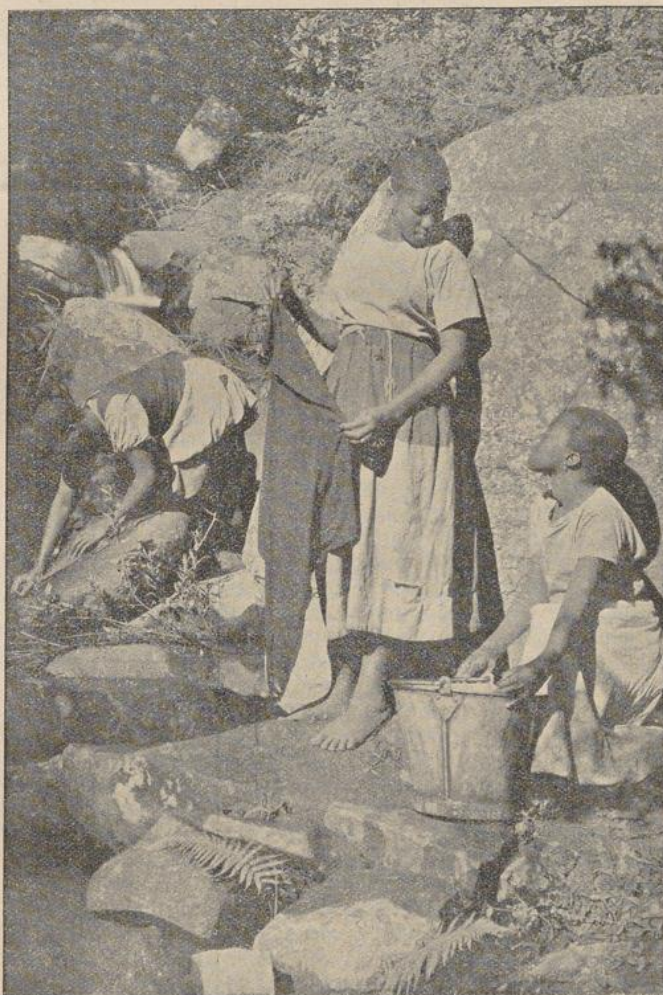
Juliana weilte schon vier Jahre in unserer Missionschule und war immer ein Muster des Gehorsams und der Bescheidenheit; dabei war sie verträglich, fröhlich und arbeitsam wie wenige. Eine besondere Liebe und Verehrung hegte sie zur lieben Gottesmutter; daher kam wohl auch die zarte Reinheit, die ihr ganzes Wesen und Handeln so wunderbar verklärte. Am weißen Sonntag 1911 ging sie zum erstenmale zum Tische des Herrn. Seit jenem Tage bemerkte ich an ihr eine solch' ungezwungene, aus innerstem Herzen kommende Fröhlichkeit, daß mir oft die bange Frage kam: was wird wohl aus diesem Kinde werden? Sie schien mir zu glücklich zu sein für diese Welt, und ich fürchtete, der Herr möchte sie bald zu sich nehmen.

Nun kam ein Ereignis, das den tiefsten Eindruck auf das weiche Herz dieses Kindes machte: Unsere gute Schwester Zita wurde krank und kam rasch dem Tode nahe. Sie hatte immer ein demütiges, in Gott verborgenes Opferleben geführt, und ihr Ende glich einem schönen Sonnenuntergange. Da sie volle 18 Jahre hindurch auf der Missionsstation Mariatal tätig gewesen war, kannte sie natürlich jedes Kind, und alles, die Schwarzen nicht minder als die Weißen, nahmen den innigsten Anteil an ihren Leiden. Schon in früher Morgenstunde eilten Tag für Tag einige Mädchen zum Schwesternkloster und fragten, wie es Schwester Zita gehe. Einige hatten das Glück, persönlich mit ihr zu reden, und die gaben nun der guten Schwester, die nach ihrer Meinung bald vor dem Throne Gottes erscheinen sollte, eine Menge Grüße an die seligen Himmelsbewohner mit, besonders an die liebe Mutter Gottes, an ihre heiligen Patrone und an den heiligen Joseph; letzterer sollte ihnen allen einmal die Gnade einer glückseligen Sterbestunde bei Gott erbitten.

Eines Morgens nahm bei der Kranken die Schwäche so überhand, daß sie nicht mehr kommunizieren konnte. Da beratschlagten die Mädchen, was sie doch im Laufe des Tages alles beten, arbeiten und Gott aufopfern sollten, um ihr wieder die Gnade der heiligen Kommunion zu vermitteln. Wirklich hatten sie am nächsten Morgen die Freude, das Allerheiligste unter frommem Gebet zu Schwester Zita begleiten zu dürfen.

So kam der Vorabend vom Feste Christi Himmelfahrt. An diesem Tage hauchte die Kranke unter priesterlichem Beistand still und friedlich, wie sie gelebt, ihre Seele aus. Die Kinder arbeiteten an jenem Tage in der Mühle (St. Isidor). Als sie gegen Abend heimkamen und hörten, Schwester Zita sei gestorben, ließen sie alles liegen und eilten dem Schwesternhause zu, um die Dahingeschiedene zu sehen und für sie zu beten, dann holten sie frisches Grün und wanden Kränze, um für den kommenden Tag den Sarg und das Grab zu schmücken. Man ließ sie ruhig gewähren.

Juliana aber verlor alle Fassung. Sie faßte hundert Dinge an und brachte doch nichts fertig, dabei rief sie beständig: „O die Muttergottes, die Muttergottes! Schwester Zita, grüße mir die liebe Mutter Gottes und hole mich bald ab!“ — Ich ermahnte sie zur Ergebung



Beim Kleiderwaschen.

in den Willen Gottes, sie aber entgegnete mir: „Schwester, ich will um nichts beten, was dem Willen Gottes entgegen ist, aber der eine Gedanke läßt mir keine Ruhe: Schwester Rita sieht vielleicht jetzt schon die liebe Muttergottes, während ich noch ferne weile!“

Am folgenden Tag war unter zahlreicher Beteiligung der umwohnenden Christen und Katechumenen die Beerdigung. P. Angelikus, unser Hochw. P. Superior, hielt dabei eine schöne Anrede, erwähnte die Pflichttreue und seltene Opferwilligkeit, mit der die Verstorbene so viele Jahre hindurch in der Mission gewirkt, und forderte zum Schluß alle auf, ihrer Seele in fleißigem Gebete vor Gott zu gedenken. Wohl niemand kam dieser Aufforderung eifriger nach als unsere Juliana. Sie schien zu ahnen, daß auch ihre Tage bereits gezählt seien.

Am kommenden Samstag meldete sie sich krank. Man nahm sie zur Pflege ins Krankenzimmer, obgleich man das ganze nur für eine leichte Unpäßlichkeit hielt, die rasch vorübergehen würde. Bald jedoch erklärte der Arzt die Krankheit als eine gefährliche Bauchfellentzündung, welche das schwächlich gebaute Kind wohl kaum überstehen würde. Am Freitag spendete man ihr die heiligen Sterbsakramente und wir hatten wenig Hoffnung, daß sie das nahe, hochheilige Pfingstfest erleben würde. Es tat uns so leid, denn am Samstag sollten 28 Schulkinder getauft werden, und auf Pfingstmontag erwarteten wir den Hochwürdigsten Herrn Bischof, der das heilige Sakrament der Firmung hier spenden wollte. Darob herrschte natürlich bei unsern Kindern große Freude, die nur durch die schwere Erkrankung Julianas getrübt wurde.

Diese selbst litt in großer Geduld. Kein Wort der Klage kam über ihre Lippen, nur der eine Gedanke machte ihr zuweilen Sorge, ihr noch heidnischer Vater möchte von ihrer Krankheit hören und sie heimholen. Den größten Trost schöpfte sie aus der heiligen Kommunion, die sie fast täglich empfangen durfte. Auch der Hochwürdigste Herr Bischof, der mit groß und klein auf's freundlichste zu verkehren pflegt, beehrte sie mit seinem Besuche. Leider konnte sie nicht mehr reden, doch man sah ihr an, wie sehr sie sich über den hohen Gast freute. Wir erwarteten allgemein ihre nahe Auflösung, doch siehe, am nächsten Tage war die Krisis glücklich vorüber. Sie konnte wieder reden; als ich ihr von der Güte und freundlichen Herablassung des Hochwürdigsten Herrn Bischofes erzählte, fragte sie: „Warum hat er mir nicht erlaubt heimzugehen?“ — „Wohin denn, Kind?“ — „In den Himmel, in den Himmel!“ —

Juliana schien zu genesen, doch in Wirklichkeit steckte dennoch der Todeskeim in ihr. Was die treubeforgte Krankenschwester (Schw. Emerentiana) befürchtete, trat ein. Julia bekam die Schwindelucht, und dagegen gab's kein Mittel. Bis Mitte August trug sie das Leiden mit sich herum. P. Superior, der um jene Zeit nach Mariannhill mußte, spendete ihr kurz zuvor noch die heiligen Sakramente. Nun begann eine schwere, harte Leidenswoche; heftige Anfälle und lange Ohnmachten wechselten miteinander ab. Sie ertrug alles in stiller Geduld und dankte für den geringsten Liebesdienst, den man ihr erwies. Auch übergab sie mir die paar Pfennige, die sie besaß und ersuchte mich, die Geschenke, die sie von den Wohltätern erhalten, zu verkaufen und dafür nach ihrem Tode eine heilige Messe für sie lesen zu lassen.

Gegen den Hochw. P. Aloys, der zur Aushilfe hierher kam, äußerte sie das Bedenken, nicht mehr kommunizieren zu können, denn sie könne nicht mehr beichten, weil sie keine Sünden finde. Natürlich war dieser Zwei-

jel schnell gelöst. Am Freitag empfing sie nochmals den lieben Heiland; es war das letztemal. Am Sonntag, dem Feste vom reinsten Herzen der allerheiligsten Jungfrau, erzählte sie der Krankenschwester, wie glücklich sie sich fühle, sie sei nur müde, aber aller Schmerz sei weg. Als die Schwester nach dem Gottesdienst abermals zu ihr kam, streckte ihr Juliana beide Arme entgegen, als wolle sie sich erheben. Die Schwester beugt sich über sie und bemerkt, wie das gute Kind schon im Begriff ist, seine reine Seele auszuhauchen. Eine wunderbare Freude spiegelt sich auf ihrem Gesichte. Die Schwester bezeichnet sie mit dem heiligen Kreuzzeichen und spricht ihr einige fromme Worte vor. Inzwischen erscheint auch Schwester Oberin (Sr. Aurelia) mit einigen anderen Schwestern. Juliana blickt nochmals alle bedeutungsvoll an — und ist verschieden! —

„O wie schön ist es doch, bei den Alma-Roma zu sterben!“ meinten unsere Kinder. Wir aber wünschen, daß die gute Juliana für uns alle eine kräftige Fürsprecherin am Throne Gottes sei, und daß einst unser Tod dem ihrigen gleiche. Das waltete Gott.

Bilder aus dem Missionsleben.

Vom Hochw. P. Joseph Biegner, R. M. M.

Emaus. — Es sollte hier wieder allerlei gebaut werden, teils Wohnräume, teils Werkstätten. Vom Mutterhause Mariannhill bekamen wir auch die Erlaubnis dazu, doch der Hochw. P. Abt fügt bei, er könne uns keine Maurerbrüder schicken, weil sie bereits durch eine Menge anderer Arbeiten vollständig in Anspruch genommen seien, wir sollten uns daher um andere Hilfe umsehen. Was tun? Sollten wir fremde weiße Maurer engagieren? Das wäre uns viel zu teuer gekommen; denn so ein Engländer verlangt pro Tag bloß die Kleinigkeit von 10—12 Mark und läßt sich auch da noch gemächlich Zeit. Nein, davon konnte keine Rede sein; da wollten wir lieber 10 oder 20 weiße Maurer in Arbeit nehmen.

Wir machten einen gewissen Petrus ausfindig. Er hatte vor Jahren bei uns das Maurerhandwerk erlernt und sich inzwischen zum selbständigen Maurer ausgebildet. Dieser erklärte sich bereit, uns mit Hilfe dreier anderer schwarzer Arbeiter die gewünschten Bauten um verhältnismäßig geringen Preis auszuführen und verpflichtete sich dazu durch einen förmlichen Kontrakt. Wollen nun sehen, wie er seiner Verpflichtung nachkommen wird.

Bei diesem Anlaß möchte ich bemerken, daß hier in Südafrika jeder Engländer, und schließlich auch jeder andere weiße Handwerker, sich entschieden weigert, mit einem Schwarzen zusammen zu arbeiten. Das hält er für eine Entwürdigung; auch will er dadurch jeder Konkurrenz vorbeugen. Ist der Schwarze vom Handwerk ausgeschlossen, dann kann der Weiße die höchsten Anforderungen an die Klasse des Bauherrn stellen; denn tüchtige weiße Arbeiter gibt es in Südafrika verhältnismäßig noch immer viel zu wenig, und sind daher gesucht und gut bezahlt. Mehr als einer verlangt und bekommt für eine achtfündige Tagesarbeit 20 Mark und darüber. Das würde aber bald aufhören, wenn auch der Schwarze freien Zutritt in jede Werkstatt hätte. Daher der genannte Gegenatz zwischen schwarz und weiß.

Man begegnet ihm übrigens auch sonst auf jedem Schritt und Tritt. Will z. B. ein Schwarzer auf der Eisenbahn fahren, so wird er aus einem Wagen, in dem Weiße sitzen, sofort herausbugsiert, wenn er auch dieselbe

Zahrfarte lösen will und noch so anständig gekleidet ist. Selbst eine höhere Bildung genügt hier nicht; er mag Lehrer oder sogar Priester sein, er wird dennoch als Schwarzer in eine eigene Abteilung hineingeschoben. Die dritte Wagenklasse ist oft noch durch ein eigenes Täfelchen markiert, worauf z. B. steht: „Nur für Europäer.“ Gewiß, diese Ausschließung der Schwarzen kann zu weit gehen; bis zu einem gewissen Grad hat sie übrigens auch ihre Berechtigung, und wer in einem Lande in Frieden leben will, hat sich einfach in die bestehenden Gesetze und Normen zu fügen. —

Emmaus, 12. Mai 1910. — Die Rattenpest, diese schreckliche Viehseuche, von der schon oft im Vergißmeinnicht die Rede gewesen, grassiert noch immer im Lande. Die Kapregierung hat der Grenze entlang eine Menge Drahtzäune gespannt und eigene Wachposten aufgestellt, welche das von Natal herkommende Vieh, auch Schweine, Ziegen und Pferde abhalten sollen. Zuerst waren Polizisten als Grenzwächter gewählt worden, später aber wählte man hierfür reguläre Truppen aus der Kapkolonie.

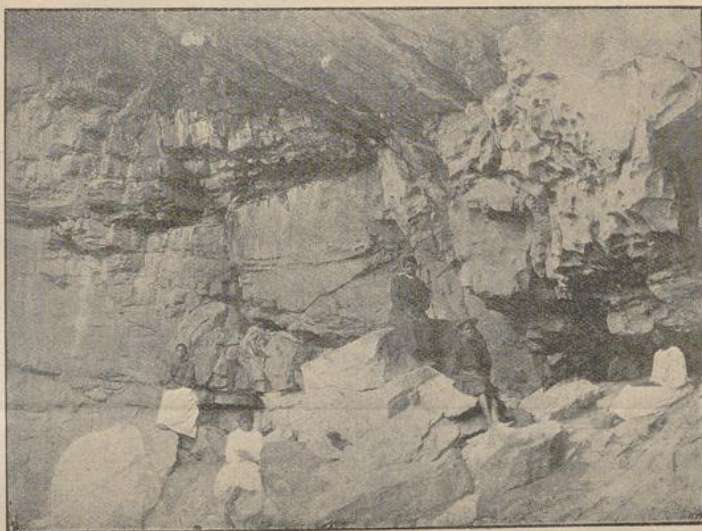
Es muß ein schrecklich eintöniges und langweiliges Leben auf so einem Wachposten sein. Sie wohnen in bloßen Zelten auf freiem Feld, und oftmals ist weit und breit keine Hütte und kein Haus zu sehen. Die meiste Abwechslung gewährt ihnen vielleicht noch das Kochen, denn sie müssen für ihr Essen selber sorgen. Gewöhnlich essen sie Fleisch oder den Inhalt von Konservendbüchsen. Daß sie sich dabei auf die Dauer nicht wohl befinden, ist klar. Sie sahen es daher als eine wahre Wohltat an, als sie aus unserm Schwesterngarten gegen mäßige Bezahlung allerlei Gemüse, wie Salat, Kürbisse, Möhren, Kartoffeln und Rotkohl holen durften. Gestern kamen sie unter Führung eines Sergeanten und schleppten mehrere Säcke voll von dem köstlichen Gemüse fort.

Nebenbei wird jetzt in der ganzen Gegend das Vieh regelmäßig gedippt, d. h. in eine 30–40 Fuß lange, gut ausgemauerte Grube getrieben, welche eine Mischung von Wasser und allerlei Chemikalien enthält. Anfangs geht das Vieh sehr ungern in die Grube. Es ist auch schon vorgekommen, daß ein Tier von der ätzenden Flüssigkeit einen gehörigen Schluck nahm und am nächsten Tage daran verendete. Die Rassen haben daher heillosen Respekt vor diesem Dippen, allein es nützt nichts, jeder ist unter schwerer Strafe verpflichtet, sein Vieh zu bringen. Das Dippen wird durch einen eigenen Inspektor überwacht, und die Kosten bezahlt die Regierung. Es werden auch Scheine ausgestellt, damit sich jeder ausweisen kann, daß sein Vieh vorchriftsmäßig gedippt wurde. Das Dippen selbst wird durchwegs von Rassen besorgt und macht viel Arbeit und Mühe. Offenlich ist die aufgewandte Mühe nicht umsonst, und geht die böse Seuche wieder vorüber, ohne allzugroßen Schaden angerichtet zu haben. In Natal, wo anfangs die Gegenmaßregeln nur mangelhaft durchgeführt wurden, sind weite Bezirke um ihren ganzen Viehstand gekommen.

Besuch des Hochwürdigsten Herrn Bischofes.

Keiland. — Am 19. August 1911 erhielt ich von unserem Hochwürdigsten Herrn Bischof Dr. Heinrich Delalle, O. M. J. folgendes Telegramm von Umtata: „Expect Bishop and Father Lebras Sunday 27 th.“ (Erwarten Sie den Bischof und Vater Lebras Sonntag, den 27. I. M.)

Das war rätselhaft, doch legte ich mir es so aus: am Sonntag hält der Hochwürdigste Herr Bischof Gottesdienst im benachbarten Magistratsdorf Cosimvaba und kommt von dort hieher. Ich verkündete also auf nächsten Sonntag den Gottesdienst auf 8 Uhr vormittags, um dann mit drei Pferden in die Transkei hinaufzureiten und die beiden Herren irgendwo anzutreffen. Während



Buschmannshöhle in Keiland.

wir aber am Samstag nachmittags noch eifrig beschäftigt waren, die Station für den hohen Besuch ein wenig herzurichten, kam ein Knabe von Saliwa mit einem kleinen Zettel, auf welchem stand: „Bitte, Hochw. Vater, kommen Sie und holen Sie mich in einem Boote über den Fluß! Schicken Sie auch einige Knaben mit, um mein Gepäck zu tragen, das auf der Bergspitze oberhalb Saliwa liegt.“ † S. Delalle, Bischof.

Glücklich rannte ich hinab zum Fluße, wo unsere beiden Schiffe vor Anker lagen. Von weitem schon sah ich den Hochwürdigsten Herrn gerade auf der Grenzlinie seines Vikariates sitzend, aber nicht „in throno“, sondern auf dem Sandboden, neben ihm F. Lebras. Auf dem Wege zum Fluße hörte ich von dem Saliwa-Jungen, sein Vater habe die beiden Herren angetroffen, wie sie am Kei in den Maisfeldern auf und abgingen, um irgendwo durch den Fluß zu waten, den Wagen hätten sie oben auf dem Berge stehen lassen. Bald hatte ich unsere beiden Besucher auf das diesseitige Ufer des Kei's gebracht. Der Bischof sah sofort, welchen Trubel uns der Kei manchmal machen muß. Nachdem wir dann mittels zweier Leitern über den Drahtzaun geklettert waren, wurde Keiland ohne weiteres Hindernis erreicht.

Am Sonntag Morgen las der Hochw. Herr Bischof die heilige Messe in Gegenwart der Christengemeinden von Keiland u. Saliwa und hielt auch den hl. Segen. Vor dem Mittagessen veranstalteten wir eine Bahnfahrt auf

dem Rei zu den benachbarten Buschmannshöhlen und Malereien. Später gingen wir zu Fuß nach Saliva, wo der Bischof an die in der Kirche versammelten Christen eine Ansprache hielt, die von Anna, der 16jährigen Enkelin des Häuptling Saliva, ins Kaffrische überetzt wurde. Der Hochw. Herr Bischof betonte in seiner Rede, es sei das erstemal, daß ein Bischof nach diesem äußersten Punkt seines Vikariates komme. Er lobte den Eifer der Saliva-Christen und ermahnte die Guten, noch Besser zu werden. Der Rest des Tages wurde dann der Vi-

lrede, von Anna verdolmetscht. Sodann nahm der Bischof herzlichen Abschied von seinen Leuten, wobei der junge Häuptling Herman und die Dolmetscherin je eine Photographie seiner Bischöfl. Gnaden erhielten.

P. Bernard Fuß, R. M. M.

Kleine Missionsnachrichten.

Neue Kapelle und Schule am Umtomazi.
Kevelaer. — Wenige Tage vor meiner Abreise nach Mariannhill zum Generalkapitel kamen Leute vom Um-



Petrus und Johannes eilen zum Grabe.

sitation unserer Gemeinde gewidmet. Unser hochw. Visitator erkundigte sich nicht nur über die Regularität, sondern auch sehr eingehend über Mission und Schule. Es freute ihn, zu hören, daß wir schon fünf Schulen in seinem Vikariat haben.

Am folgenden Morgen ritten wir nach Saliva, wo unser Oberhirte die heilige Messe las, während welcher die meisten Christen die heilige Kommunion empfingen. Nachher war sakramentaler Segen, und dann formte sich eine Prozession zum Grabe des alten Häuptlings, das der Bischof benedizierte. Hier hielt er abermals eine

komazi zu mir und baten mich, ihre Kapelle einzuweihen. Sie hätten sich beeilt, da sie gehört hätten, daß ich für längere Zeit abwesend sein werde. Gut, sagte ich, wenn die Sache so steht, so will ich gerne kommen, und bestimmte dafür den folgenden Samstag (19. August). Der Altartisch war schon längst an Ort und Stelle, und die übrigen zur Feier der hl. Messe notwendigen Gegenstände ließ ich durch zwei Mädchen mit einem Weibe am Tage vor der Weihe dorthin bringen. Am nächsten Morgen gegen 8 Uhr machte ich mich selbst auf den Weg, mit Kelch, Wein und Hostien ausgerüstet.

Nach einem dreistündigen Ritte dort angekommen, fand ich eine große Menge Volkes vor: Männer, Weiber und Kinder bunt durcheinander. Der dortige protestantische Prediger, Samuel, hatte sich auch eingefunden und benahm sich recht nett und höflich. Ich habe mich mit ihm längere Zeit unterhalten, und er würde gerne übertreten, wenn ich ihn zum Katecheten machen würde; denn sein Amt als Lehrer aufzugeben, gestand er offen, fällt ihm schwer. Dazu konnte ich mich natürlich nicht entschließen, da er ja vorerst in unserer Religion tüchtig ausgebildet werden mußte.

Es war unterdessen bald 1 Uhr geworden, und da einige zu den hl. Sakramenten gehen wollten, so begab ich mich in die Kapelle, hörte Beicht und begann dann mit der hl. Handlung. Während der hl. Messe sangen die Kinder der dortigen Tagesschule mehrere hübsche Lieder, was mich ungemein freute und rührte. Die meisten aus ihnen sind nämlich noch sehr jung, zwischen 6—10 Jahren, und daher ihre Stimmen noch zart und weich. Unwillkürlich dachte ich bei diesem einfachen, ungeschulten Gesang an die Worte der hl. Schrift: „Aus dem Munde der Kleinen bereitest du dir Lob, Herr.“

Nach der hl. Messe hielt ich eine Ansprache über die hohe Bestimmung des Menschen, seinen Fall und seine Erlösung durch den Opfertod Christi, das tagtäglich auf unseren Altären erneuert wird.

Nach der Predigt drängte sich alles hinaus, und suchten die guten Leuten auch für die leiblichen Bedürfnisse etwas zu sorgen. Es war ein heißer Tag, und der Viertopf mußte mehr als einmal die Runde machen, bis sie endlich satt waren. Beim Abschied versicherten sie mir: „Umsundisi, wir fühlen uns heute überaus glücklich!“

Die Mission am Umkomazi geht gut voran, die Leute kommen fleißig zur Katechese und die Kinder zur Schule. Möge auch in Zukunft Gottes Segen darauf ruhen!

P. Orion Stach, R. M. M.

Mariatrost. — Am Feste Allerheiligen empfingen hier 20 Schulmädchen und 3 Knaben die erste heilige Kommunion. Die Vorbereitung auf diesen schönen Tag war bei allen eine sehr ernste und gewissenhafte. Am neun ein halb Uhr wurden die Auserwählten vom P. Superior in Begleitung von Ministranten in der Schule abgeholt und unter Gesang und Glockengeläute feierlich in die Kirche eingeführt. Die Ansprache nach dem Evangelium hatte zum Inhalt: „Das allerheiligste Altarsakrament ein Sakrament der Heiligkeit, der Stärkung und des Lebens!“ An die kurze Rede schloß sich die Erneuerung des Taufgelübdes an. Nach der heiligen Messe und der Dankagung der Kinder war ein kleines Frühstück, bald darauf sakramentaler Segen und die Abbetung der Allerheiligen-Vitane. Später wurde dem Friedhof ein Besuch abgestattet und dabei eine kleine Ansprache gehalten über das Fegfeuer und die Hilfeleistung der armen Seelen. Darauf folgte die an diesem Tage vorgeschriebene Zeremonie, wie sie im Repertorium Rituum von Hartmann angegeben ist.

Die ganze Feierlichkeit machte einen guten Eindruck auf das zahlreich erschienene Volk, sowohl Katholiken als Heiden. Gebe Gott, daß dieser gute Eindruck ein bleibender sei, und daß besonders die Erstkommunikanten den Versprechungen, die sie dem göttlichen Heiland gemacht, treu nachleben bis in den Tod.

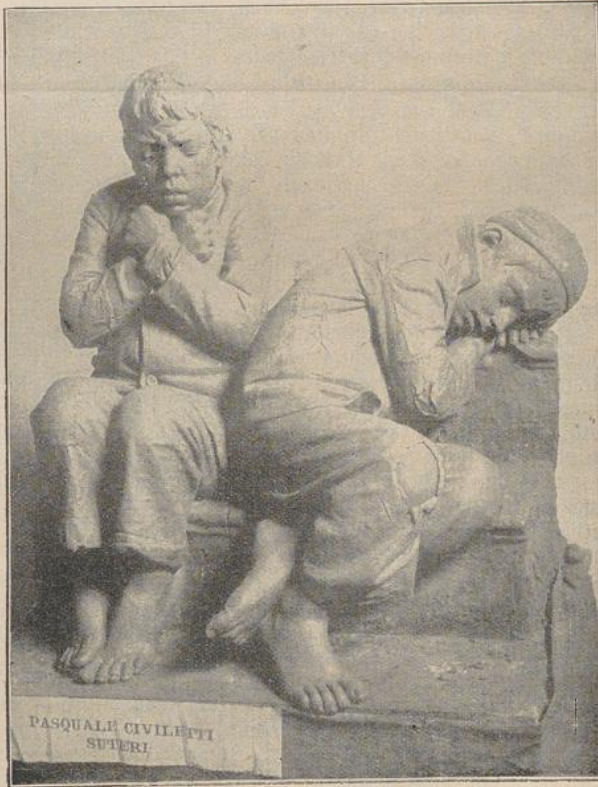
P. Florian Rauch, R. M. M.

Meine jüngsten Reiseerlebnisse.

Vom Hochw. P. Adalbero Fleischer, R. M. M.

Triashill. — Für diesmal will ich nichts über die hiesige Mission berichten, sondern etwas von meiner Reise nach Natal und Mariannhill, wohin ich zum Generalkapitel zu gehen hatte. Ohne daß ich es vorhatte, bekam ich bei der Gelegenheit die protestantische Mission „St. Augustin“ zu sehen, die seit etwa 15 Jahren hier oben in Mashonaland ansässig ist, eines guten Rufes sich erfreut und große Erfolge zu verzeichnen hat. Sie ist unsere Hauptkonkurrentin und wir die ihre. Auf unserer eigenen Farm gibt es eine Menge Christen, die dort getauft sind, eine Reihe solcher, die dort zur Taufe sich vorbereiten. Sie hatten eben angefangen zu lernen, bevor wir da waren, und lassen nun doch nicht so leicht von ihrer ersten Schule. Natürlich sind das nur erwachsene Burschen und Mädchen; die Kinder auf unserer Farm müssen zu uns kommen in die Schule.

„St. Augustin“ liegt etwa eine Tagreise von uns entfernt, nicht weit von dem kleinen Städtchen Umtali, nächst dem Portugiesischen. Als ich nach Umtali kam, hörte ich, daß das Schiff, mit dem ich fahren sollte, 3—4 Tage Verspätung habe. Ich benutzte deshalb die Gelegenheit und fuhr nach dem etwa 3 Stunden entfernten „St. Augustin“. Doch fährt der Wagen nicht direkt bis nach der Mission, sondern nur bis nach Penhalonga, einem ausgedehnten Goldbergwerk. Während auf den



Pasquale Civiletti, Palermo: „Obdachlos“.

Der berühmte sizilianische Bildhauer hat sich zu seiner Gruppe, die wir hier darstellen, Kinder aus Südtalien, aus dem Erdbebengebiet, direkt von der Straße herangeholt und sie als Modell zu seiner Plastik benutzt. Die Gruppe ist ein ergreifendes Bild der vielen überlebenden elternlosen Kinder von dem letzten Erdbeben, die Gott sei Dank durch staatliche und private Hilfe überall Unterkunft fanden und eine ordentliche Erziehung genießen.

Anhöhen ringsum, sich in's Thal herunterziehend, Kraal an Kraal sich reiht, befinden sich in der Tiefe des Tales selbst, das von einem Bach durchrieselt wird, die verschiedenen Minen. Das Herz geht dem Missionär auf, wenn er hört, daß hier 6000 Schwarze beisammen sind. Aber mit einiger Wehmut bedenkt der katholische Missionär, daß in nächster Nähe wohl die englische und auch die amerikanische Mission ihr Zentrallager haben, daß aber „katholisch“ nicht vertreten ist. In Untali ist wohl ein katholischer Priester S. J., aber er spricht nicht die Sprache der Schwarzen, er treibt bloß Seelsorge für die Weißen. Er kommt auch nach Penhalonga alle Monate einmal und hält Gottesdienst, aber wieder nur für die Engländer. Was könnte hier ein katholischer Priester, dazu eine Reihe Schwestern im Geiste des heiligen Vincenz von Paula, Großes wirken, hätten sie wie die Engländer und Amerikaner im nächsten Tale, oder auf einer der Anhöhen ringsum ein stilles Haus, wo der Schwarze nach seinen Tagesmühen und besonders am Sonntage einfahren und christliche Liebe und christlichen Unterricht und vor allem die Erlösung und himmlische Beglückung durch die heiligen Sakramente der katholischen Kirche finden könnte! Tatsächlich kommen fast alle unsere Burschen von Penhalonga; dort haben sie sich ihr Geld verdient, um in unserer Schule eintreten zu können. Es ist aber klar, daß die Amerikaner und Engländer um vieles günstiger daran sind als wir, da sie in nächster Nähe sind und ihre Wirksamkeit unmittelbar bis nach Penhalonga ausdehnen. Kame doch auch so ein katholischer Rodefeller und stiftete uns 1000 Pfd. Sterling, wir würden gleich dort anfangen!

Ich schaute mich in Penhalonga nicht lange um, sondern fragte gleich nach dem Wege nach „St. Augustine's“ Mission. Ich hatte ziemlich steil emporzuklimmen, während nach rechts und links die Berge über mir in die Lüfte ragten. Oben angelangt, warf ich noch einen flüchtigen Blick tief ins Thal mit seinem geschäftigen Treiben, jenseits ging es dann langsam bergab. Vor mir auf einem hohen Gipfel erblickte ich ein Riesenkreuz, einfach aus 2 Stücken gefertigt. Ziemlich abseits davon, nach einer anderen Seite hin, bemerkte ich einen kleinen Bezirk wohlgepflegten Waldes. Dorthin lenkte ich meine Schritte. Bald begegnete ich denn auch Burschen, die kumpfigen Boden bearbeiteten, um daraus ein gutes Gartenland zu machen. Kirche, Schule und andere Gebäulichkeiten kamen eines neben dem anderen zum Vorschein zwischen den hochgewachsenen Bäumen. Ich meldete mich durch einen Burschen an und stand gleich darauf vor einem jungen Mann, ganz gekleidet wie ein katholischer Priester bei uns, mit langem schwarzen Talar und Cingulum, glatt rasiert. Man empfing mich sehr freundlich und gewährte mir liebe Gastfreundschaft. Der eigentliche Obere, Archdiakon ist sein Titel, war abwesend auf Visitation seiner zahlreichen Schulen. Es kam noch ein zweiter junger Mann; er ist erst vor wenigen Monaten von England gekommen und macht den Eindruck wie einer unserer neugeweihten Priester, ist wie es scheint, recht guten Willens und voller Hoffnung. Dazu gesellen sich noch der einzige Bruder, den sie haben; er ist am längsten am Platze, führt wohl die Burschen etwas ins Schreinerhandwerk ein, für das sie einen ziemlich großen Raum bereit haben. Der Bruder sagte mir unter anderm, daß sie in nächster Zeit starken Zuwachs an Brüdern aus Europa erwarten. Ob das ein bloßer Wunsch von ihm war, weiß ich nicht. Aber jedenfalls merkte ich bald heraus, daß das ein schwacher Punkt ihres Missionsbetriebes sei.

Ihre Kirche, schon wiederholt vergrößert, nimmt sich ziemlich gut aus, noch prächtiger ist ihre Schule. Aber beides haben ihnen Fremde gebaut. Der Wohnraum und die Schule der Mädchen, welche letztere unter der Oberleitung zweier Schwestern stehen, ist gänzlich geschieden von dem Bezirk der Knaben, etwa eine halbe Meile weit entfernt. Es sind etwa 150 Burschen dort und 70—80 Mädchen. Was mich dort besonders angesprochen hat, ist der schöne Wald, unter dessen hohen Wipfeln friedlich und bescheiden die einzelnen Gebäulichkeiten daliegen, ganz angepaßt dem demüthigen und lebenswürdigen Auftreten der dort Schallenden und Waltenden. Man hat den Eindruck, wie wenn man sich in der Atmosphäre eines mittelalterlichen, ehrwürdigen Klosters befinde. Im Hintergrunde erheben sich steil die Felsberge. Dort zeigt man dem Besucher einen mächtigen Steinblock, der die Umrisse einer sitzenden Figur darstellt, wie wenn sie eben im Lehren begriffen wäre. Das ist ihnen das Bild des heiligen Augustinus, des berühmten Bischofes, dem sie als ihrem Patron ihr ganzes Werk gewidmet haben. Ich habe wirklich den besten Eindruck dort gewonnen und konnte den Leuten, obwohl sie unsere scharfen Rivalen sind, nicht im geringsten gram werden. Ich wünschte nur, sie würden noch einen Schritt vorwärts machen, den Papst anerkennen, und wir wären eins und könnten gemeinsam wirken. Sie haben übrigens keine Gehässigkeit gegen uns und lehren in ihrer Schule, daß die katholische Kirche die älteste und die Mutter aller Kirchen sei. Sie erlauben, wenn ihre Christen die eigene Kirche nicht nahe haben, zu uns in die Kirche zu gehen. Sie selbst halten sich für Priester mit der Gewalt, heilige Messe zu lesen und Sünden zu vergeben. Wegen all' dem sind sie tatsächlich für uns keine gering anzuschlagende Konkurrenten. Sie machen wirklich großen Eindruck auf die Leute und gewinnen viele für sich. Und doch ist unzweifelhaft bei ihnen die Hinneigung zur katholischen Kirche schon jetzt stärker, besonders bei den klügeren Burschen. Es sind denn auch schon verschiedene übergetreten. Möge der liebe Gott die ganze Bewegung nach seiner Weisheit zum besten seiner einen heiligen Kirche lenken! Das waren meine Gedanken und Wünsche, als ich wieder von dem Platze schied. Der mich begleitete, sprach zum Abschiede: „God bless you“ „Gott segne Sie“, und ich wünschte ihm Gottes Segen von ganzem Herzen zurück, auf daß er und die Seinen und all' seine englischen Brüder in der Heimat bald den Weg des Heils finden zurück zur katholischen Kirche.

(Schluß folgt.)

Häusliches Glück.

Von Schw. Engelberta, C. P. S.

Czenstochau. — Ich saß, mit einer Ferienarbeit beschäftigt, in unserm kleinen Häuschen, „Nazareth“ genannt, als es plötzlich leise an der Türe klopfte. Es war Wilhelmine, ein junges Kaffernweib, das ich recht gut kannte, denn sie war jahrelang meine Schülerin gewesen und weilte später im Marienhaus. Freundlich grüßend bot sie mir die schwarze, von schwerer Arbeit gehärtete Hand und kauerte sich zu meinen Füßen nieder.

„Wie geht es dir in deinem armen Hüttchen?“ begann ich die Rede. „Hab' schon gehört, daß dein Mann häufig krank ist und daher nichts verdienen kann, da wirst du wohl zuweilen Hunger leiden müssen? Du siehst ja abgemagert aus.“ ... Offen gestanden, ich erwartete, daß mir die arme Wilhelmine eine ganze



Ein großer Wurf. Nach dem Gemälde von M. Münch.

Tafelberg-Exposition (Wehagen & Kasing) in Leipzig.

Vitanei von Klagen und Bitten vorbringen würde, denn ihr Mann ist lungenkrank, und sie zählen mit ihrem kleinen Kind zu den ärmsten Familien im ganzen Dorfe. Wie erstaunte ich aber, als sie abwehrend die Hand vorhielt und gelassen erwiderte:

„Nein, Schwester, ich klage nicht und will auch niemand mit einer Bitte belästigen. Ich fühle mich ganz glücklich in meiner armen Hütte. Habe ich auch kein so nettes Häuschen mit Türe und Fenster, mit Tisch und Bank, wie die meisten unserer jungen Eheleute, so ist mein rundes Hüttchen doch schön und rein, und ich sitze auf meiner Vinzenmatte so gut wie auf einem Stuhl. So oft ich mein Christophel nehme und auf den Armen wiege, fühle ich mich so reich und glücklich wie des Bürgermeisters Tochter in ihrem schönen Haus. Gewiß, wir sind arm, recht arm, und ich leide mit meinem Manne oft Hunger, aber das macht nichts. Ich und Thaddäus essen nur zweimal im Tag und sparen für Christoph; wenn nur dieser gesund und stark bleibt. . . . Ich danke Gott alle Tage für mein Glück, und hoffe, daß es mit Thaddäus bald wieder besser geht, sein Husten hat schon etwas nachgelassen. Ich selbst bin gottlob recht gesund und arbeite gern für meinen Mann und für mein Kind.“

„Hast du keine Arbeit für mich, Schwester? Siehe, deshalb bin ich heute zu dir gekommen. Du weißt, ich kenne von der Schule her alle Arbeiten und wollte etwas nähen oder Holz spalten oder auch im Garten helfen, je nach Wunsch. Ich brauche wieder etwas Geld, möchte vor allem etwas Petroleum kaufen für die Nacht und ein Stückchen Seife zum Kleiderwaschen. Es kommt bald Pfingsten, und da wollen wir alle frisch gewaschen zur Kirche gehen, wenn auch unsere Kleider schon alt und geflickt sind.“

„O, wie wird sich mein Christophel freuen, wenn er mit zur Kirche darf! Du glaubst gar nicht, wie klug er ist! Er ist noch so klein und kann erst ein paar Worte lassen, wenn er aber zum „Engel des Herrn“ läuten hört, kniet er sofort nieder und falter seine dicken Händchen zum Gebete. Wenn das Thaddäus sieht, der krank in der Hütte liegt, dann muß ich zu ihm hinknien und mit ihm beten. Er war früher als unverheirateter Bursche nicht so fromm, jetzt aber, seitdem unser Kind da ist, betet er viel und gesteht er oft, er fühle sich ganz glücklich in seinem ärmlichen Heim.“

Ich hörte mit Verwunderung dem langen Redestrom zu; ich wußte eben, es rede eine Mutter. Wie glücklich doch diese arme Frau war! Ihr fadenscheiniges Kleid war so alt und abgetragen und so sehr geflickt, nicht minder ärmlich war die Schürze und das Kopftuch, und dennoch dieses seltsame Lächeln und diese leuchtenden

Augen, strahlend von Freude und Mutterglück! — Wie singt doch der Dichter Hauff so schön:

Mutterliebe, schönster und heiligster der Triebe,
Ach, die Menschenprache ist so arm!
O vernähm' ich jene Engeldhre,
Hört' ich ihrer Töne heilig Klingen,
Worte der Begeisterung wölk' ich singen:
„Heilig, heilig ist die Mutterliebe!“

Ich kenne Wilhelmens Hütte, die sich im Bau von einem gewöhnlichen Kaffernfraal in nichts unterscheidet, ganz gut. Man findet nichts darin als ein Paar Vinzenmatten, die als Lagerstätten dienen, und zwei hölzerne Kopfgestelle fungieren als Kissen. Nur für Christoph ist ein kleines Bettlein da aus Stroh. Die wenigen Kleider sind in einem Holzkoffer verwahrt; die Kucheneinrichtung bildet ein schwarzer, dreifüßiger Kessel und ein



Ueberrascht. Von Em. Pfeiffer.

paar ausgehöhlte Kürbisse. Vor der Hütte ist ein kleines Feld, mit Mais und Amabele (einer Art Hirse) bepflanzt. Im Hofe stolziert ein Hahn mit drei Hennen; sonstigen „Viehbestand“ gibt es nicht, denn die einzige Kuh, die sie hatten, wurde von einer bösen Seuche, der Zedenpest, hinweggerafft.

Und dennoch fühlen sich die Menschen, die da wohnen, wahrhaft glücklich. Sie sind eben fromm, haben einen genügsamen Sinn und kennen die vielen Bedürfnisse der weißen Rasse nicht. Das Beste aber, was darin wohnt, ist die Liebe. Wo Liebe, da Friede; wo Friede, da Glück und Zufriedenheit.

In jedes Haus, wo Liebe wohnt,
Da scheint hinein auch Sonn' und Mond.
Und ist es noch so ärmlich-klein,
Es kommt der Frühling doch hinein!

(Goffmann von Fallerleben.)

Wilhelmine suchte Arbeit, um sich ein paar Pfennige zu verdienen. Leider mußte ich ihr sagen, daß ich gegenwärtig keine passende Beschäftigung für sie wußte. Ein Stücklein Seife gab ich ihr umsonst. Sie nahm es zwar freudig an, wollte es aber doch nicht ganz geschenkt haben. Darum eilte sie zu Schwester Ludovika in die Küche und begann da mit allem Eifer eine gute Weile Holz zu hacken. Dann nahm sie lachend Abschied und eilte munteren Schrittes die Berghalde entlang. „Besten Dank!“ rief sie beim Weggehen, „ich muß jetzt heim, Christopherl wird schon lange auf mich warten!“

Dem Gelöbniß treu.

3. Kapitel.

Unsere Hilfe ist im Namen des Herrn.

Am folgenden Tage hielt die Truppe in einem Tale, das nicht mehr weit von Rustowilla, der Hauptstadt der Simnolen entfernt war. Die Simnolen sind, wie gesagt, die Bundesgenossen der Moxogulen und bilden mit diesen die Konföderation der Krecks.

Kurz vor Mitternacht sah ich wieder Altha vor mir stehen. Die Tochter des Palmenlandes führte mich aus dem Lager weg in einen großen Fichtenwald hinein und riet mir abermals, zu fliehen. Ja, ich liebte die Freiheit. Ich war noch jung, und die Pflanzenwelt rings um mich her entfaltete all' ihre Pracht, wie um diesen Freiheitsdrang erst recht in meiner Seele zu entzünden. Der Gott der Wüste schüttelte seine blauen Locken, durchduftet vom harzigen Geruche der Pinien und Fichten, und von den Wassern her stieg der zarte Ambra-Geruch zu uns herauf, den Millionen zarter Blütendolben ausatmeten. Die volle Mondscheibe stand in einem fadenlosen Blau, und ihr silberhelles Licht stieg in weitem Bogen herab auf die Gipfel der einsamen Wälder. Kein Laut störte das Schweigen der Nacht; nur zuweilen traf unser Ohr ein ferner zarter Ton; es war, als rede oder singe eine Mutter an der Wiege ihres Kindes.

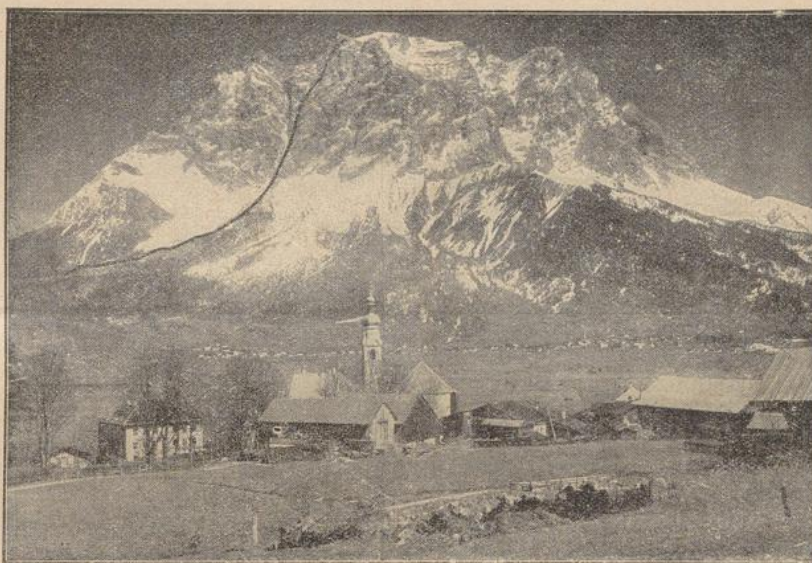
Da kamen wir am Grabe eines Kindes vorbei, an dem mehrere Frauen saßen. Nach indianischem Brauch hatte man die kleine Leiche an den Rand eines Fußpfades gelegt, damit die jungen Frauen, wenn sie bei Sonnenaufgang zur Quelle gingen, die Seele des Kindes trösteten und ihm durch ein religiöses Lied den Eingang vermittelten in die neue Welt. Nun kam auch die Mutter des Kindes herbei und legte auf das Grab eine Garbe von Mais und einen Strauß weißer Lilien. Sie setzte sich auf den feuchten Rasen nieder und redete ihr Kind in folgender Weise an:

„Warum beweine ich dich, mein Sohn, in deiner stillen Erdenwiege? Wird das Vöglein groß, so muß es sich selbst seine Nahrung suchen und findet in der rauhen Wüste manch' bitt'res Korn. Du, mein Sohn, kanntest

die heißen Tränen noch nicht, die ein gequältes Herz dem Menschen erpreßt, unberührt blieb dein Haupt vom verzehrenden Gifthauch neidischer Menschen. Raum geboren, bist du schon wieder dahingegangen. Wie die Blumenknospe, die in ihrer Umhüllung verrottnet, samt all' ihrem Wohlgeruche vergeht, so hast du, mein Kind, deine ganze Unschuld mit hinübergenommen. Glückselig derjenige, der in der Wiege stirbt, er kennt nichts als das Lächeln der Mutter.“

So tröstete sich die junge Mutter über den Tod ihres Liebling. Wir aber wandten unsere Schritte rasch hinweg; es war mir, als hätte die Frau, ohne es zu ahnen, meinen eigenen Totengesang angestimmt.

Gordy, da schlägt an unser lauschend' Ohr eine neue, wundersame Melodie. Die klang so frisch und klar. Bald sahen wir einen jungen Mann durch die Bäume dahinschreiten. Er trug eine brennende Fackel in der Hand und erschien uns beinahe wie der Frühlings-Gott,



Deutschlands höchste Bergbahn.

der raschen Fuhest durch die Wälder eilt, um nach dem kalten Winter die ganze Natur neu zu beleben. Es war ein junger Freier, der Aufschluß suchte über sein Schicksal. Löscht nämlich das Mädchen seiner Wahl die brennende Fackel aus, so ist sein Wunsch erfüllt; verschleiert sie sich dagegen und läßt die Fackel weiterbrennen, so ist das ein Zeichen, daß sie den Burschen verschmäht. Der junge Freiersmann aber sang die Gefühle seines Herzens also in die stille Nacht hinaus:

„Der Tag schreitet herauf über die Gipfel der Berge. Ich überhole seinen Schritt, vor ihm werd' ich weilen bei der Hütte meiner Geliebten. Eine Muschelfette trägt sie an ihrem Hals, eine rote, grüne und blaue. Milas Augen sind wie zwei Sterne der Nacht; kann Mila meine Fackel brennen lassen? Es wäre mein Tod. Laß mich eilen, denn der Tag schreitet herauf über die Gipfel der Berge, und ich muß überholen seine Schritte.“

Bald waren wir neuerdings allein. Althas Tugend stand auf harter Probe. Wenn mich meine wilde, heidnische Natur übermannte, wer konnte sie retten? Nichts als ein Wunder; und dieses Wunder, mein Sohn, geschah. Die Tochter Simagans nahm ihre Zuflucht

zum Gotte der Christen und richtete ein inbrünstiges Gebet an die Seele ihrer verstorbenen Mutter und an Maria, die Königin der Jungfrauen. In jenem Augenblicke zum erstenmale in mir, dem Heidenjüngling, eine dunkle Idee von der Macht der christlichen Religion auf, die es wagt, den Niesenkampf mit den menschlichen Leidenschaften aufzunehmen und die den Sieg davonträgt, selbst wenn alles gegen sie ankämpft, wie hier das Dunkel der Nacht, die Waldeinsamkeit und das Geheimnis der Wälder.

O wie englisch-rein und göttlich-schön stand in jener Stunde Aetha, die christliche Jungfrau, vor mir! Eine gewaltige Aetha gähnte zwischen uns beiden, und staunend sah ich zu ihr auf, wie zu einem höheren, überirdischen Wesen. Dann sank Aetha vor einer gestürzten Fichte wie am Fuße eines Altares nieder und betete aus innerster Seele für sich selbst und auch für mich, den armen, blinden Götzendiener. Ihre zum Himmel gerichteten Augen glänzten wie zwei Sterne, ihre Finger schlossen sich immer inniger zum feurigsten Gebete und ihre ganze Gestalt war zuletzt wie schwebend; es war, als wollte sie den Flug zum Himmel nehmen. Ich glaubte im Rauschen des Abendwindes das geheimnisvolle Flüstern von Geistern zu vernehmen, die in einer mir fremden, unverständlichen Sprache mit Aetha verkehrten. Tiefe Behmüt ergriff meine Seele darob, denn ich glaubte, ich würde in Bälde meine Beschützerin verlieren.

Indessen lag sie noch immer auf den Knien. Je länger sie so kniete, desto heißer, inniger und flammender wurden ihre Gebete, und reichliche Tränen flossen über ihre geröteten Wangen. —

Da hallte plötzlich der Schrei des Todes durch den Wald, und im gleichen Augenblicke stürzten vier bewaffnete Krieger auf mich zu und legten mich in Fesseln. Wir waren verraten! —

(Fortsetzung folgt.)

Oftermorgen.

Maria geht zum Grabe
Mit stillem, raschem Schritt;
Sie trägt die duft'ge Gabe;
O Heil'ge, nimm mich mit!
Du bringst ihm fromme Gabe,
Voll Trauer und voll Schmerz;
Und weil ich sonst nichts habe,
So bring' ich ihm mein Herz.*

Er wird es doch wohl nehmen?
Es ist voll Sünd' und Neut',
Er wird sich mein nicht schämen,
Der Heiland ist getreu.
Herr, du mußt selbst es reinen,
Von Sünden machen frei
Und es mit dir vereinen,
Auf daß es heilig sei!

L. Henkel.

Gehet zu Joseph!

Bin seit längerer Zeit Abonnent des Vergißmeinicht und lese darin mit Vorliebe die Berichte von den mannigfachen Gebetserhörungen, die bald dieser, bald jener durch vertrauensvolle Anrufung des hl. Joseph gefunden.

Infolgedessen nahm auch ich meine Zuflucht zu diesem großen Heiligen und zwar in zwei verschiedenen An-

liegen. Das erste betraf eine große Stockung im Geschäft, es wollten fast keine Aufträge mehr einkommen, das zweite eine Geldanleihe. Ich mußte nämlich Geld haben, um verschiedene Rechnungen zu begleichen, doch es war nur wenig Aussicht, solches zu bekommen.

Da gelobte ich eine neuntägige Andacht zu Ehren des heiligen Joseph und versprach im Falle der Erhörung Veröffentlichung im Vergißmeinicht. Das war an einem Freitag; tags darauf, am Samstag, lief um die Mittagsstunde schon ein Auftrag ein im ungefähren Werte von fünfzig Mark, und am nächsten Mittwoch erhielt ich auch einen hinreichenden Geldbetrag vorgestreckt, sodaß mir für den Augenblick aus der Not geholfen war. Gott und dem heiligen Joseph sei herzlich Dank dafür gesagt!

Es vergesse keiner, vertrauensvoll den heiligen Joseph anzurufen, zunächst natürlich in allen Anliegen der Seele, denn das ist und bleibt immer die Hauptsache, aber auch eine Bitte um zeitliche Hilfe hat schon oft die merkwürdigste Erhörung gefunden.

Wunderbar sind die Wege der Vorsehung.

Im Jahre 1875 hatte der Provikar von Zentral-Afrika, Daniel Comboni, eines Tages im Missionshause von El-Obeid bis spät in die Nacht hinein gearbeitet. Nach der angestrengten Arbeit machte er einen Spaziergang im Garten; da sieht er auf einmal eine mit Ketten gefesselte Gestalt über die Mauer steigen; es war ein armer Negerknabe.

Auf die Frage, was er da mache, erhielt der Provikar die flehende Antwort: „Ich bin Sklave und will mich durch euch retten.“ Hilfreich half der Provikar dem Knaben von der Mauer, feilte seine Fesseln entzwei und nahm ihn auf. Der arme Knabe war aus dem Stamm der Diafa-Neger; er war in frühester Jugend mit seiner Mutter in die Sklaverei geschleppt worden, während sein Vater von den Sklavenjägern ermordet wurde. Die Missionäre bemerkten mit Freude das schöne Talent des Knaben, welcher in der Taufe den Namen seines Retters Daniel erhalten hatte, und der Provikar sendete ihn nach der nötigen Vorbildung an die Propaganda, eine Anstalt zur Erziehung von Missionären in Rom; somit war auch die Gefahr, daß der Knabe dem früheren Besitzer wieder ausgeliefert werde, beseitigt.

In Rom war Daniel ein ausgezeichnete Schüler und errang im Jahre 1882 bei einer philosophischen Disputation, welche vor dem heiligen Vater stattfand, den ersten Preis. Weil jedoch Daniel das römische Klima nicht gut vertragen konnte, wurde er nach Beirut in Syrien geschickt, wo er unter der Leitung der Jesuiten seine Studien vollendete. Am 8. Mai nun konnte ihm der apostolische Vikar in Kairo die Hände auflegen und ihn zum Priester weihen, damit er unter seinen bedauerndswerten Landsleuten als Apostel wirke. — So hatte Gott es zugelassen, daß Daniel zum Sklaven ward, damit er zur Freiheit der Kinder Gottes geführt werde und auch andere zu derselben führe.

Schlangenanbeter.

Unter allen Geschöpfen der Erde ist wohl die Schlange das unheimlichste. In dem Anblick, den Bewegungen, der Lebensweise dieser Tiere liegt etwas Geheimnisvolles, Grauenhaftes; und wie nun zu allen

Zeiten unkultivierte Völker auch das Schreckliche verehrt haben, so gibt es auch bis zur Gegenwart Schlangenanbeter an der Westküste von Afrika im Negerreich Dahomeh. Die Schlange, die hier verehrt wird, ist nicht giftig und gehört zur Gattung der Boa Constrictor. Ihr zu Ehren hat man besondere Tempel gebaut, die allerdings so einfach sind, wie die Hütten der Eingeborenen.

Ein französischer Arzt besuchte einmal ein Heiligtum dieser Art. Der Tempel liegt in der Nähe der Stadt und ist von riesenhaften Bäumen umgeben. Er ist rund, hat ungefähr zehn Fuß hohe Lehmwände und ein kegelförmiges Holzdach. Als der Arzt ins Innere des Schlangentempels eintrat, mochten sich etwa hundert Schlangen darin befinden. Ein Teil hatte die Säulen des Daches umwunden, andere hingen mit dem Schwanz an den Querbalken des Gebäudes, schaukelten sich nachlässig hin und her und blickten mit blinzelnden Augen nach dem neuen Eindringling. Wieder andere lagen zusammengekrümmt auf dem Boden oder umwandten einige auf der Erde liegende Neger, die ihnen ihre Verehrung darbrachten. Obwohl der Arzt wusste, daß diese Schlangen nicht gefährlich seien, so überließ ihn doch ein nicht zu überwältigendes Grauen, und er beeilte sich, den seltsamen Ort zu verlassen.

Da der Tempel stets zwei offene Türen hat, so ist es nichts Seltenes, diese Schlangen in den Straßen der Stadt Wydah zu finden. Begegnet ein Neger einer solchen heiligen Schlange, so redet er sie ehrfurchtsvoll an, kniet zu ihr nieder, küßt sie und nimmt sie dann vorsichtig in seine Arme, um sie in den heiligen Tempel zurückzutragen, denn bei schwerer Strafe darf sie erst dort niedergelegt werden. Begegnen ihm auf dem Weg dahin andere Eingeborne, so werfen sie sich schleunigst zu Boden, streuen Staub auf ihren Kopf und bitten, daß ihr Leib mit dem heiligen Tier bestrichen werde. Wehe dem Fremdling, der aus Unwissenheit oder Unklugheit eines dieser Tiere belästigen wollte; sein Leben würde in Gefahr sein!

So hatte einige Jahre vor der Anwesenheit des Arztes ein Reisender auf dem Hof des dicht bei Wydah gelegenen französischen Forts eine heilige Schlange getötet in der Meinung, er habe eine gewöhnliche Schlange vor sich. Ungeachtet man dieses Verbrechen geheim halten wollte, erhielten doch die Fetischpriester, welche über diese Tiere wachen, davon Kunde, und es bedurfte nun der schwersten Geldopfer, um sie zu beruhigen und dem Volk den Frevel zu verschweigen. Würde es in den Straßen der Stadt geschehen sein, so wäre bestimmt der Fremde dafür ermordet worden.

Die Fetischpriester sind sehr gefährliche Menschen, die im Besitz geheimnisvoller Gifte sind, und darum hüten sich Einheimische wie Fremde, sie zu erbittern, da ihr Bohn sicherer Tod bringt.

Gib stets ein gutes Beispiel!

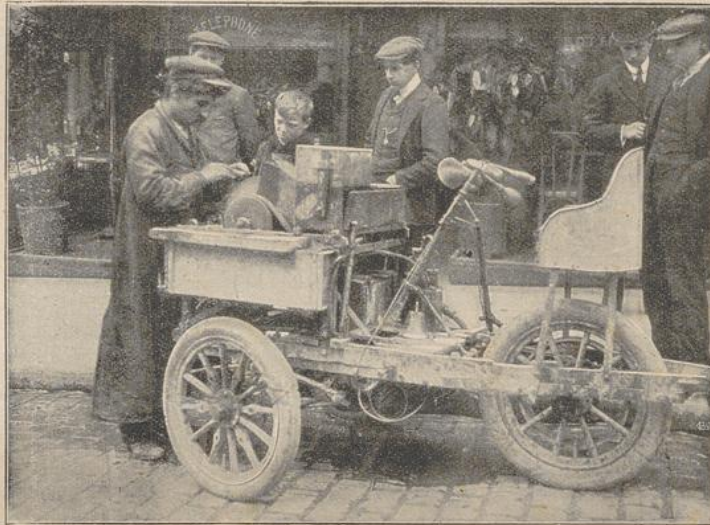
Ein gutes Beispiel geben, heißt andern als Vorbild im Guten dienen. Das schönste Beispiel eines vollendet-

tugendhaften Wandels gab uns Christus der Herr, der auch gesagt hat: „Ich habe euch ein Beispiel gegeben, damit auch ihr tuet, wie ich getan habe.“ Joh. 13,5.

Ein gute Handlung ist ein helles Licht, das auch andern den Weg zum Guten zeigt und sie darauf erhält. — Eine gute Handlung ist ein Stab und eine Stütze, so wohl für Gute, wie für Laue und Unvollkommene.

Eine gute Handlung hat eine größere Kraft und eine stärkere Wirkung, als die kräftigsten und eindringlichsten Worte; darum hat auch unser Erlöser zuerst ein gutes Beispiel geben wollen, bevor er zu lehren begann.

Das gute Beispiel ist die beste Predigt. Alle können und sollen predigen, zwar nicht durch ihr Wort, wohl aber durch ihr Beispiel. Nur verhältnismäßig wenige Seelen hat Gott auserwählt, daß sie durch ihr



Der Scherenschleifer per Auto. Phot. Charles Zelnis, Paris.

Wort predigen; alle Menschen aber haben die Pflicht, es durch ihr Beispiel zu tun.

Drum rede und handle stets nach den Grundätzen des Glaubens und den Lehren und Vorschriften Christi und seiner heiligen Kirche; das wird jedermann erbauen und dir selbst zum Segen sein für Zeit und Ewigkeit; auch hast du doppelten Lohn dafür zu erwarten, den Lohn für die eigene gute Tat und das Verdienst all jener guten Handlungen, zu denen du anderen Veranlassung gegeben.

Deutschlands höchste Bergbahn.

(Siehe Bild Seite 93.)

Auf dem Gipfel der Zugspitze, dem höchsten Berg Deutschlands, soll demnächst eine Schwebebahn erbaut werden, deren Trace soeben festgelegt und von der bayerischen Regierung genehmigt wurde. Die Bahn wird von dem oberbayerischen Kurort Garmisch-Partenkirchen ausgehen, von dort zum romantischen Eibsee führen und von da als Schwebebahn direkt bis auf den Gipfel der Zugspitze (2936) Meter über dem Meerespiegel führen. Man verspricht sich von der neuen Bahn einen großen Fremdenzug in die bayerischen Alpen, zumal die Zugspitze nicht nur als der höchste, sondern auch der schönste Berg Deutschlands gilt.

Briefkasten.

Wir können nicht umhin, unsern besondern Dank auszusprechen dem braven Kommunionkinde in Nachen, das zur Vorbereitung auf seinen Ehrentag für die armen Heidenkinder den Betrag von Mk. 3.70 gesammelt hat. Wo findet sich ein zweites Kind, das daran ein Beispiel nehmen will?

H. S. in U. Für genannten Zweck empfehle ich Ihnen die „St. Antonius-Buchhandlung“ in Revelaer, Rhld. Sie finden da eine reiche Auswahl an guten Büchern aller Art, speziell religiösen Inhalts, sowie die schönsten Devotionalien, Kreuzherrn-Mosentränze, Stapuliere usw. Ein Katalog wird auf Verlangen gratis und franco zugesandt.

Kennt niemand einen braven talentierten Jüngling, der Lust und Beruf hätte, in unsere Mission einzutreten? Falls er die nötigen Talente besäße, würden wir ihm auch Gelegenheit bieten, sich zum Briefterament auszubilden.

Bei Zusendung von Paketen, denen man Briefe und Geldbeträge beilegt, die für die Vertretung der Mission bestimmt sind, bitten wir höflichst, darauf aufmerksam machen zu wollen. Im andern Falle könnten solche Sendungen unausgepackt oder wenigstens nicht gründlich durchsucht mit obig erwähntem Inhalt nach Afrika gehen, um erst nach langer Zeit wieder nach hier zurückzugelangen. So kam neulich ein vom 29. 9. 1911 datierter Brief zurück, in welchem ein Geldbetrag für Kalender beigefügt war. Der Absender wird jetzt verstehen, warum er keine Empfangsanzeige erhalten.

Desgleichen ersuchen wir freundlichst, Stipendien nicht direkt an unsere Missionare nach Afrika, sondern zur Weiterbeförderung an unsere dafür bevollmächtigten Missions-Vertretungen senden zu wollen. Das Missionshaus Mariannhill in Afrika sorgt dann dafür, daß jeder Missionar nach Bedarf zugesandt erhält. Da einer unserer Patres so glücklich war, von seinen europäischen Missionsfreunden überreichlich direkt Stipendien zu erhalten, kam er in Verlegenheit, sie innerhalb der vorchriftsmäßigen Zeit zu persolvieren. Dieser Fall veranlaßte diese Notiz.

Aus Remmagen: Betrag für's Lichtlein vor der Herz-Jesu-Statue in der Stiftskirche zu Mariannhill erhalten. — Der Herr im Tabernakel lohne es!

Stoffsendung aus Sladowitz von Th. P., sowie die Kleider- sendung aus Schludenenau richtig erhalten. — Tausend Dank und ein herzliches Vergelt's Gott!

Vingentium München: Betrag für Unterhalt der Herz-Jesu- Lampe dtd. erhalten.

Die 4 hl. Messen werden besorgt.

H. G.: Betrag für Licht dtd. erhalten.

Eichstätt: Erhalten.

Rotthausen: Betrag dtd. erhalten. Drei Anliegen besorgt.

Antoniusbrot

für Afrika teils als Bitte, teils als Dank ist eingegangen aus: (Veröffentlichung war versprochen)

Gegenbach, Luzern, Münster, Neu St. Johann, Gais, Mts- hansen, Rammerberg, Desterberg, Aholtschhausen, Wittigshausen, Thüngenheim, Rottenburg a. N., Erlangen, Hettlingen, Rosenegg, Viedlach, Pötmies, Rot, Saar-Union, Berlin, Breslau, Grettstadt, Niederkirchen, Uhlweil v. Lochweiler, Mannheim, Herbstadt, Unter- münster Smal, Waltershofen, Eupen, Pette, Steele, Eicherseid, Godesberg, Garsdorf, Revelaer, Stadtheide, Schmalbroich, Uedemer- bruch, Nemich, M. Glabbach, Disserdingen, Eichendorf, Mordach, Wärenlos, Erchwil.

Danksgagen

gingen ein aus: H. T.; N. N., Leferin des Bergheimniet; Bogen; Wundschuh; Saggauthal; Gosdorf, Steiermark; Kemmelbach, N.-Deft.; Junsbrud: Dank dem hl. Joseph; Bogenhofen, N.-Deft.; Toblach: Dank dem hl. Antonius für glückliche Berufswahl; Dank dem hl. Antonius für auffallende Hilfe in mehreren Anliegen, be- sondern da menschliche Hilfe vergeblich war; Dielenheim; Nauen- berg: Dank dem göttl. Herzen Jesu für Erhöhung in einem An- liegen; München; Mondfeld; Würzburg: Dank dem göttl. Herzen Jesu und dem hl. Joseph für glückl. Genesung eines Priesters; Berlin; Pitzberg: Dank dem hl. Ant. u. d. arm. Seelen; Hausach: Dank dem hl. Joseph und Antonius für erhaltene Gesundheit. Kleinfinghofen: Dank dem hl. Herzen Jesu für erlangte Hilfe; Nonnweiler; Belf: für glückl. bestandenes Examen; Oberndorf: Dank d. allerh. Jungfrau u. d. hl. Joseph für Befreiung von Fußleiden; Maple River, Iowa: Gott dem Herrn und dem hl. Joseph tausend Dank für Schutz und Hilfe in schwerer Not.

Dank dem glorreichen hl. Joseph, der mir durch seine mächtige Fürbitte in einem schweren Anliegen geholfen hat. Jesus, Maria und Joseph, erleuchtet uns, helfet uns, rettet uns. Fr. v. Engelberg.

Gebets-Empfehlungen

in verschiedenen Anliegen gingen ein aus: Rattenberg; W. A., Junsbrud; N. N., Leferin des Bergheim, Domeschau, Königstetten, Demersdorf, Deft.-Schlesien, Jungsbrud, Böhmen, Kolin, Böhmen, Waizentkirchen, Ob.-Deft., Graz, Steiermark, Mertingen, Degglingen, Dingelstädt, Landschut, Nauenberg. Mehrere Erstkommunikanten. Verschiedene Anliegen. Kempten. Mehrfach. München: Um Glück, Segen und Gesundheit in der Familie. 2mal Sigenweiler. Um Befreiung eines Studenten. Pötmies, Rettenbach, Michaffenburg, Gierstowitz, Groß-Wartenberg. Junge nervöse Frau mit 7-jährigem nervösen Töchterchen. Kleinfinghofen, Nonnweiler, Schramberg, Sattelpfeilsheim, Grafting, Eichstätt, Speisart, Gejele, Vaer, War- burg, Stromdors, Neuentkirchen, Pette, Münster, Bochum, Mordach, Oberegg, Friedingen, Basel, Spalenvorstadt.

Memento!

Von unseren Wohltätern und Mitgliedern unseres Wohltäter- Meßbundes sind gestorben und werden dem frommen Gebete unserer Leser empfohlen:

Marie Bieregger, Pottenbach. Theresia Gimmer und Michael Fischer, Wessensur. Christina Schögl, Kapfenstein. Frau J. Fuchs, Eggenberg bei Graz. Elisabeth Saller, Wörschach. Anna Gar- stener, Trattenbach. Gabriel Brunner, Linz. Monika Nösl und Agnes Eggler, Passau. Aloisia Berghofer und Magdalena Krüßler, Felsblaszlo. Anton Brunnhofer und Maria Neumann, Fischbach. M. Gerolda Brandeser, Linz. Michael Siegl, Abt. Stift Dögg. Georg Schmid, Wfr., Hinging, Winn. Maria Mautner, Steier- mark. Balthasar Bartol, Zuberbrieter, Sobrazica, Krain. Franz Jaz, Pfarrer, Laibach. Maria Birreger, Pottenbach. Katharina Rogger, Telfs. Maria Steinfogler, Ebensee. Johann Schimischel, Neutitschnia. Maria Buchhammer, Kind in Tirol. Georg Burger, Burmbrand. Antonia Bayer, Rittersfeld. Leopold Maderel, Enichow. Fritz Witter, Piesing bei Winn. Anna Niegler und Michael Tries, Weiz. Kath. Haas, Franz Gortler und Maria Jagenreiter, Graz. Maria Vozal, Wiltowitz. Pfarrer Kundler, Domeschau. Maria Jiremb, Kalsching. Philomena Kiehl, Schwaz. Josefa Böm, Aloisia Benter und Theresia Lenert, Stadt Liebau. Karolina Amman, N. N. Anna Raml, Steinberg. Theres Ober- hofen, Sautens. Louise Bötter, Graz. Peter Karl, Allersdorf. Josef Gall, Theresia Gall, Alexa Simon, Ida Scholz, Johanna Danic, Josefa Sasto, Norberta Sajone, Augustina Knich und Mag- dalena Stiff, Stubenitz. Andreas Edlinger, Goldegg. Theresia Vader, Bozen. Wilhelmine Pfeiler, Graz. Luise Humar, W.-Neu- stadt. Theres Dirniz, Kremsmünster. Anna Schöllhammer, Leopold- schlag. Oberin d. N. D. Schw. Filumena, Prag. Helena Dpib, Neugrafenwalde. Georg Schöfl, St. Georgen a. G. Theres Kohler, Böhmen-Motmichl. Frater Nikolaus, Junsbrud. Maria Freisfätter, Gleisdorf. Schw. Raphaela Haider, Linz. Kath. Pfistermüller, Marienkirchen. Johanna Seidl, Prag. Maria Hölzl, Mählladen. Elise Reich, Rantwil. Alois Gruber, Sarntheim. M. Maria Helena, Laibach. Magdalena Ent, Niederndorf b. Aulstein. Minister Ebenhoch, Wien. Marg. Diederichs, Kalenborn. Anna Dreiner, Urst. Henriette Weyle, Krefeld. Franz Mitz und Kath. Weeres, Merstheim. Frau Franz Dobselsfeld, Cudenheim. Peter Luy, Commilingen. Kath. Mertens, Holtshausen. Rektor Pet. Johann Beniers, Sevelen. Gertrud Tellberg, Stoppenberg. Franziska Driessen, Hindern. Julius Angler, Uttenweiler. Eva Neubauer, Drosendorf. Agnes Kitzelmann, Kaulwitz. Bernhard Kiegl, Pieg- nitz. M. Elisabeth Melinek, Teichen. Margaretha Dauer, Alt- diting. Franz Hoffmann, Freudenberg. Marg. Braich, Wiesen. Hermann Euter, Schivel, Ky. Apollonia Steffan. Cahville, Wis. Frank Herman, Grand Rapids, Wis. Joseph Mlad, Lindsay, Nebr. Peter Schmitz, Co., Milwaukee, Wis. Georg Keller, Oberendingen. Maria Halter, Kerns. Adam Kilian, St. Cloud, Minn. Fied M. Reinhard, Fort Madison, Iowa. Maria Anna Köhler und Mathias Zimmer, Buffalo, N.-Y. Joseph Sonntomby, Fordyce, Nebr. Maria Demuth, Trautenuan.

Du hältst den Tod für deinen Feind;
Du irrst, er ist dein bester Freund.
Er nimmt dir deine Leiden ab
Und legt dich in ein kühles Grab,
Beistellt dich von der falschen Welt,
Und wenn es dir nur selbst gefällt,
So führt er dich zum Himmel ein.
Sag', welcher Freund taugt besser sein?

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei vorausgehender Uebereinkunft jedoch gerne gestattet.

Verantwortlicher Redakteur Georg Kropp in Würzburg. — Druck und Verlag der Fränkischen Gesellschafts-Druckerei G. m. b. H., Würzburg.

Vergißmichnicht

Illustrierte Zeitschrift
der Mariannhiller Mission, Südafrika.

Mit Oberhirtlicher Druckerlaubnis und Genehmigung der Ordens-Obern.
Ge segnet von Sr. Heiligkeit Papst Pius X.

Alle Anfragen, Bestellungen, Zahlungen und
Sendungen sind zu richten an die:



Vertretung der Mariannhiller Mission
in Köln a. Rh., Brandenburgerstr. 8.

50. Jahrgang.
Nr. 5.

Erscheint monatlich
und kostet
pro Jahrgang
Mk. 1.50,
direkt franko zu-
gesandt oder von
unsern Befördern
bezogen.

Uebersetzungen
im Interesse der
Mission
sind willkommen.

Probenummern
gratis.

Wer diese Zeitschrift
bestellt, ~~un~~ gleich-
zeitig ein gutes
Werk zu Gunsten
der armen Heiden
in Afrika.

Bestellungen
auf das
Vergißmichnicht
geschehen am ein-
fachsten auf dem
Abschnitt der
Zahlkarte oder
Postanweisung.

Postfach-Konto
Köln Nr. 1652.



Köln a. Rh.
Mai 1912.

Der Reinertrag
dieser Zeitschrift
wird nur für
Missionszwecke,
für die Ausbreitung
unserer heiligen
Religion ver-
wendet, weshalb
der Hl. Vater
Pius X. zu wieder-
holtenmalen allen
Wohltätern
unserer Mission
seinen apostolischen
Segen erteilt hat.

Beförderer des
Vergißmichnicht
werden an allen
Orten gesucht.

für die Abonnenten
des Vergißmichnicht
als Wohltäter
unserer Mission
werden täglich in
der Kollegiatkirche
zu Mariannhill
2, oft 3 hl. Messen
gelesen.



Baba wetu, os' ezulwini!
Vater unser, der du bist in dem Himmel!

Nur ein Bettelknabe.

Auf der staubbedeckten Straße,
An dem knot'gen Wanderstab,
Barfuß, unbedeckt den Scheitel,
Wankt dahin der Bettelknab.

Fragst du, wo der Arme wohnt,
Was ihn kleide, was ihn lab':
Freier Himmel, Brot und Lumpen;
Damit reist der Bettelknab.

Reiter zogen stolz vorüber,
Mutig donnert das Getrab,
Aber keiner schaut zur Seite,
Wo sich schleppt der Bettelknab.

Bittend naht er der Kalesche,
„Reicht mir eine kleine Gab'!“ —
Doch der Kutscher schwingt die Peitsche —
„Fort mit dir du Bettelknab!“

Armes Kind, das ist dein Schicksal,
Bleibt vielleicht es bis zum Grab.
Ganz verachtet bist du immer,
Bist ja nur ein Bettelknab.

Doch im Grab ist's gleich am Ende,
Ob man nichts, ob alles hab',
Ob man hoch sei oder nieder,
König oder Bettelknab.

Ist der Missionär ein Bettler?

Ich gestehe, es fiel mir schon oft schwer, daß ich mich genötigt sah, immer wieder und wieder an den Opfergeist unserer Freunde und Wohltäter zu appellieren. Heute kommt von dieser Missionsstation ein Notruf, morgen von einer andern; ist das eine Bedürfnis befriedigt, so tauchen zehn und zwanzig neue auf, und so ist des Bittens und Drängens in unsern Missionschriften kein Ende. Vielleicht habe ich da manchem Leser des Vergiß-meinnicht so recht aus dem Herzen geschrieben, denn schon längst war er wohl dieser ewigen Bitteteilen herzlich satt.

Doch sachte, mein Freund: wie, zählt der Missionär wirklich zu der gewöhnlichen Sorte von Bettlern? Gestatte mir, daß ich da auf eine Rede hinweise, die im vorigen Jahre auf dem Katholikentag in Mainz der Hochw. Provinzial der Väter vom heiligen Geist, P. Aker, hielt. Er sagte da unter andern: „Die Mission hat ein Recht auf Unterstützung. Die Missionäre kommen nicht als Bettler vor Sie, meine werten Anwesenden, nein, sie haben ein Recht auf Ihre Almosen. Sie kommen im Namen Gottes zu Ihnen und sammeln fromme Gaben zur Mehrung des Reiches Gottes auf Erden.“

Der rechtmäßigste Besitzer der Welt wird wohl unser lieber Herrgott sein und bleiben. Wem gehört die gesamte Erde und alles, was darin ist? Wem gehören Ihre Kinder, wem das Vermögen, das Sie besitzen, wem alles ohne Ausnahme, was Sie sind und haben? Offenbar Gott, dem Allerhöchsten. Er ist der alleinige wahre und rechtmäßige Eigentümer, und wir sind nur seine Knechte und Verwalter.

Nun wünscht aber der Herr, daß sein Reich auf Erden sich mehre; das lehrt er uns im Vater unser, diesem schönsten Missionsgebete, und so beten wir im apostolischen Glaubensbekenntnis, wenn wir sagen: Ich glaube an Gott Vater, den allmächtigen Schöpfer Himmels und der Erde. Was nützt es aber, wenn Gott zwar Schöpfer und Eigentümer der ganzen Welt ist, die Menschen aber dies in der Tat nicht anerkennen und ihre Hand verschließen, wenn der Missionär kommt und um eine Gabe bittet zur Mehrung des Reiches Gottes hienieden? Die Missionäre selbst haben Gott zuliebe die Heimat und alles, was ihnen hienieden lieb und teuer war, verlassen und nun rufen sie uns vom Heidenlande her zu und bitten uns im Namen Gottes, daß wir ihnen beistehen.

Deshalb, meine Herren, möchte ich Sie bitten, daß Sie überall, wo sie hinkommen, sagen: „Der liebe Gott

hat ein Recht auf unsere Mithilfe; nicht als Bettler soll er von uns in seinen Dienern und Stellvertretern behandelt werden. Er hat ein Recht auf unsere Kräfte, auf unser Vermögen, auf unsere Stellung, kurz, auf alles, was wir haben. Drum wollen wir auch alles in seinen Dienst stellen. Vergessen wir nicht, daß wir nur dann wahre Katholiken sind, wenn wir auch ein Opfer zu bringen wissen für die Interessen der katholischen Kirche, und dazu hören in erster Linie auch die Missionen, denn sie wirken direkt mit zur Ausbreitung des Reiches Christi auf Erden. Gerade jetzt müssen wir uns mit einer wahren Begeisterung der katholischen Missionen annehmen, denn jetzt ist die kritische, die entscheidende Zeit. Jetzt wird es sich zeigen, ob die Welt christlich oder heidnisch bleiben wird, und namentlich in unsern Kolonien wird die Frage zur Entscheidung kommen, ob die dortigen Eingebornen Katholiken, Protestanten oder Muhamedaner werden sollen. Welcher Katholik wollte bei einer solch hochwichtigen Sache zurückbleiben und da ein Opfer scheuen? Fürwahr, je länger wir warten, desto mehr werden wir uns verspäten, und es wäre am jüngsten Tag doch eine Schande, wenn es da hieß: die Katholiken sind auch hier wieder zu spät gekommen!“

Die Anfänge des Christentums am Kongo.

(Fortsetzung.)

Als der Kapuziner-Missionär P. Cavazzi nach Ganghella geschickt wurde, herrschte dajelbst der Fürst Kassange Conquinguri, ein Tyrann, der an Wildheit und Grausamkeit seinesgleichen suchte. Er war im Jahre 1608 in einem zwei Tagereisen von Embakka entfernten Dorfe geboren, stammte aus der niedrigsten Gefe des Volkes und hatte in seiner Jugend die Schweine gehütet. Während eines Krieges zwischen seinem Fürsten, dem König von Dongo, und dem des Landes Ganghella geriet er in die Gefangenschaft und sollte bei der Siegesfeier geschlachtet und aufgezehrt werden. Wegen seiner außerordentlichen Größe und Körperkraft aber erregte er die Aufmerksamkeit des Schaggaerfürsten, der ihn nicht nur begnadigte, sondern ihn auch zum Aufseher über alle seine Hirten machte.

In dieser Stellung erwarb er sich vollends die höchste Gunst des Königs und sein Ansehen beim ganzen Volke, das ihn wegen der Kühnheit und Kraft, mit der er die wildesten Tiere von den Herden zurückschreckte, höchlich bewunderte, stieg von Tag zu Tag mehr. Man sah in ihm nicht mehr den Fremdling, sondern das Vorbild

eines Schaggaers. Denn er zerriß Menschen und Tiere in Stücke und verschlang mit der Gier einer wilden Bestie die noch dampfenden Eingeweide.

Beim Ausbruch des nächsten Krieges verließ er seine Herden und zeichnete sich in mehreren Schlachten derart aus, daß er zum Galambolo oder Heerführer ernannt wurde. Diese Stellung gab ihm das Recht, in der Gegenwart des Fürsten auf einem Teppiche zu sitzen und als Richter die Streitigkeiten zu entscheiden. Auf welche Weise er des hohen Richteramtes waltete, mögen folgende zwei Beispiele zeigen:

Eines Tages führte man ihm fünf Leute vor, die verschiedene Verbrechen begangen haben sollten. Zu ihrem Unglück waren sie alle jung und wohlgenährt. Statt nun den Fall zu untersuchen, ließ er ihnen einfach den Kopf abschlagen, nahm dann den schwersten und fettesten Körper auf seine Schultern und trug ihn eigenhändig in

Königin wegen angeblicher Zauberei lebendig verbrennen und dann umarmte er den König, um ihm sein Mitleid zu bezeugen, so innig und liebevoll, daß er in seinen Armen erstickte. Dies geschah im Jahre 1655. Das ganze Heer rief ihn nun jubelnd zum Herrscher aus, und er bestieg den Thron unter dem Namen Kassange Conquinguri.

Um jene Zeit wollte der Statthalter Dom Louis Martinho de Souza einige Portugiesen, die in die Hände dieses grausamen Volkes gefallen waren, gegen gefangene Schaggaer austauschen und übertrug dieses mißliche Geschäft einem gewissen Dom Antonio Rodriguez, dem er den Kapuziner-Missionär Antonio de Serravezza beigesellte. Dieser sollte einerseits die Seelsorge der dort wohnenden portugiesischen Kaufleute übernehmen und anderseits den Versuch machen, in Ganghella das Christentum einzuführen. Man hoffte das



Schwesterhaus in Kevelaer.

seine Küche, wo er ihn sofort zum Mittagmahle braten ließ. Da ihm aber die Zubereitung zu lange währte, fraß er wie ein hungriger Wolf einen guten Teil roh.

Nicht besser erging es seinem leiblichen Bruder, der als Dongone in die Hände der Schaggaer gefallen und ihm vorgeführt worden war. Die beiden Brüder hatten einander seit vielen Jahren nicht mehr gesehen, und der Gefangene rechnete natürlich auf sichere Begnadigung, als er hörte, daß sein eigener Bruder der Richter sei. Doch kaum hatte er es gewagt, ihn um Gnade zu bitten, weil er sein leiblicher Bruder sei, als sich dieser grimmig von seinem Sitze erhob und ihm erbarmungslos das Messer in die Brust stieß. Dann bestrich er sich mit dessen noch warmen Blute den ganzen Leib, zeigte sich so dem Heere und rühmte sich seiner Schandtät.

Das wilde Volk aber hatte seit jenem Tag einen solchen Respekt vor ihm, daß er es ohne Bedenken wagen durfte, sogar den König aus dem Wege zu räumen und sich des Thrones zu bemächtigen. Das tat er auch. Zuerst ließ er durch die Gangas oder Götzenpriester die

ruhig wagen zu können, denn Kassange, der Fürst, hatte selbst um christliche Missionäre gebeten. Tatsächlich hatte er es aber bloß deshalb getan, um den einträglichen Handel mit den Europäern zu fördern.

Nach einem mühsamen Marsche von 18 Tagen kam die Gesandtschaft im Lager der Schaggaer an, wo Kassange sie ehrenvoll empfing und den Austausch der Gefangenen gestattete. Den Missionär aber wies er mit der Bemerkung zurück, er wolle keinen fremden Kapuziner haben, sondern nur einen schwarzen Weltpriester, denn die Kapuziner gingen bloß darauf aus, in seinem Lande ein neues Gesetz und neue Gebräuche einzuführen. Nach langen Verhandlungen gestattete er endlich dem Kapuziner, sich im Lager aufzuhalten, doch nicht als Missionär der Eingeborenen, sondern nur als Seelsorger der portugiesischen Handelsleute.

Mehr als zwei Jahre hindurch versah P. Antonio dieses Amt. Anfangs ließ er sich durch seinen Befehrsseifer zu etwas unklugem Vorgehen hinreißen, das ihm viele Unannehmlichkeiten eintrug, später maßigte

er sich und benahm sich klüger, sodaß er wiederholt Gelegenheit hatte, sich mit Kassange über die Grundwahrheiten des christlichen Glaubens zu unterhalten. Zuletzt gelang es ihm sogar, den König zur Annahme des Christentums zu bewegen. Wohl zeigte sich Kassange ein paarmal unschlüssig, verschob auch seine Befehre von einem Tage zum andern, ließ sich aber schließlich am 9. Juni 1657 dennoch taufen und erhielt dabei den Namen Dom Paschal.

Trotz alledem fiel es ihm gar nicht ein, seinen früheren Gewohnheit zu entsagen, im Gegenteil, schon am Tage nach seiner Taufe war einer seiner ersten Beamten, der ebenfalls das Christentum angenommen hatte, Zeuge, wie der Fürst trotz einer reich besetzten Tafel Menschenfleisch verzehrte. Als ihn dieser verwundert ansah, äußerte der König mit Hohn: „Ich war nie ernstlich gesonnen, das Christentum anzunehmen; nur gewisser Vorteile wegen ließ ich mich taufen. Menschenfleisch werde ich nach wie vor essen; denn jedes andere erscheint mir unschmackhaft und unzutraglich, mögen die Weißen darüber sagen, was sie wollen. Auch der Missionär mag es ruhig erfahren, ich folge keinem anderen Willen, als dem meinen, und dabei bleibe ich.“

So sprach dieser grausame, charakterlose Mensch, und so handelte er. Auch als Christ bestrich er sich mit einer gewissen Salbe, die aus dem Fleische zerstampfter Kinder hergestellt war, um sich dadurch in abergläubischer Weise gegen jede Verletzung zu schützen, und so oft ein neues Lager bezogen wurde, mußte es durch die grausame Hinschlachtung einer Menge Gefangenen eingeweiht werden.

Als P. Antonio all dies sah, gewann er die Ueberzeugung, daß an eine Befehre dieses Fürsten und Volkes gar nicht zu denken sei; er bat daher den Missionspräfecten um seine Abberufung und begab sich, als diese erfolgte, nach Embaffa. (Fortf. folgt.)

Ein Blick ins volle Kaffernleben.

Der Krieg.
(Fortsetzung.)

König Tschaka praktizierte jede Art von Betrug und Treulosigkeit, denn seine maßlose Ehrsucht und Grausamkeit kannte keine Grenzen, und er suchte alles seinen Zwecken dienstbar zu machen. Er versprach z. B. einem Feinde Schonung, allein sobald er sich ergeben hatte, ließ er ihn kalten Blutes niedermegeln. Vichtenfels erzählt zwar, man habe es in alten Zeiten für entwürdigend angesehen, einen Feind in unehrlicher Weise zu übervorteilen. War z. B. die Armee noch nicht kampfbereit, so eröffnete der Gegner den Kampf nicht, sondern wartete, bis alle schön in Reih' und Ordnung standen. Man hielt es ferner für gemein, dem besiegten Feinde alles Vieh wegzunehmen, denn das hieß, ihn dem Hungertode überliefern. Weiber und Kinder wurden niemals getötet. So Vichtenstein; leider gibt er die Quelle nicht an, aus der er seinen Bericht geschöpft. Wir haben unter den heidnischen Kaffern solche Ritterlichkeit nie gefunden, im Gegenteil, ihnen gilt im Kampfe jedes Mittel für erlaubt. Tschaka suchte seinen Gegner stets unversehens zu überrumpeln und mordete Männer, Weiber und Kinder, wie es ihm beliebte. Ohne jeden Gewissenskrudel beging er die gemeinsten Treulosigkeiten; Edelmut und Menschenliebe waren ihm ganz unbekannte Begriffe.

In alter Zeit gewöhnten sich manche Kaffernstämme daran, von rohem Fleische zu leben. Oft ohne alle Kriegserklärung schlichen sie sich an den feindlichen Kraal heran und versteckten sich im hohen Gras. Mitten in der Nacht, sobald sie glaubten, daß sämtliche Insassen ruhig schliefen, drangen sie in die Kraalumzäunung ein. Drei bis vier stellten sich vor dem Eingange jeder Hütte auf, während ein paar andere an der Rückseite derselben Feuer anlegten. Krochen nun die erschreckten Bewohner auf Händen und Füßen aus dem Schlupfloche heraus, so wurden sie in dieser hilflosen Stellung einer nach dem andern erbarmungslos niedergestossen. Offenbar eine Niedertracht und Grausamkeit ohnegleichen.

Der Kaffer steckt voll Aberglauben. Soll die Armee in den Krieg ziehen, so muß sie von einem Inyanga oder Kafferndoktor entsprechend vorbereitet, gesäubert und geweiht werden. Die Ceremonien sind je nach den Stämmen verschieden, und schließlich „dotiert“ da jeder Inyanga auf seine Weise. Seine Autorität ist grenzenlos. Wollte sich einer herausnehmen, sich einer seiner Anordnungen, und wäre sie noch so hirnerbärmend, zu widersetzen, es käme ihm wahrlich übel zu stehen. Nicht nur er selbst, sondern auch der ganze Kraal des Frevelers würde „ausgerochen“ und verbrannt, die ganze Verwandtschaft bis ins dritte und vierte Glied umgebracht.

Der Kafferndoktor beginnt also sein Werk. Zunächst wird der ganzen Armee ein Purgier- und Brechmittel verabreicht. Das schafft alle Unreinigkeit aus dem Leib und öffnet den kommenden Operationen des Doktors die Bahn. Gelingt es, eines dem Feinde gehörenden Gegenstandes habhaft zu werden, so gratuliert sich die ganze Armee, denn der Doktor hat nun leichte Arbeit und kann den Gegner ganz und gar verzaubern und unschädlich machen. Besonders erwünscht wäre ein Stück aus der Wollbede des feindlichen Häuptlings, ein Rest abgeschnittener Haare oder Fingernägel, kurz, irgendetwas, was mit seinem Leib in Berührung gewesen. Denn mit solchen Dingen kann man „arbeiten“ und den Gegner zum Voraus in Grund und Boden hinein vernichten.

Der Doktor kocht ferner Salben zusammen, die unsichtbar und unverwundbar machen. Zu diesem Zweck zündet er ein Feuerchen an, wirft geheimnisvolle Wurzeln und Kräuter hinein und läßt sodann Mann für Mann durch den Rauch des Feuers hindurchgehen. Der größeren Vorsicht halber werden auch die Affagais in den Rauch gehalten, denn auch sie werden dadurch für den Gegner unsichtbar, sodaß man sie ihm anstandslos durch den Leib rennen kann.

All' diese Ceremonien haben einen bloß vorbereitenden Zweck. Kommt der Krieg wirklich zum Ausbruch, so eilt die ganze waffenfähige Mannschaft dem Königs-kraale zu und umgibt ihn in weitem Umkreis. Der Inyanga ergreift einen kolossalen Flaschenkürbis, füllt ihn mit abgekochten Medizinen, nimmt den Schweif eines Omu, oder in Ermangelung eines solchen einen Ochsenschweif und besprengt die ganze Armee mit dem Heilwasser. Nach dieser Ceremonie darf kein Krieger mehr bei seiner Frau wohnen, denn das würde ihm die Augen trüben, und er zöge im Kampfe sicher den kürzeren. Von großem Vorteile ist auch, wenn die Soldaten etwas von großen Raubtieren erhaschen können. Ist einer z. B. das Herz eines Löwen, oder trinkt er vom Blute eines Tigers, so gewinnt er ganz unglaublich an Kraft, Gelenkigkeit und Mut, indem die Eigenschaften jener Tiere ganz auf ihn übergehen.

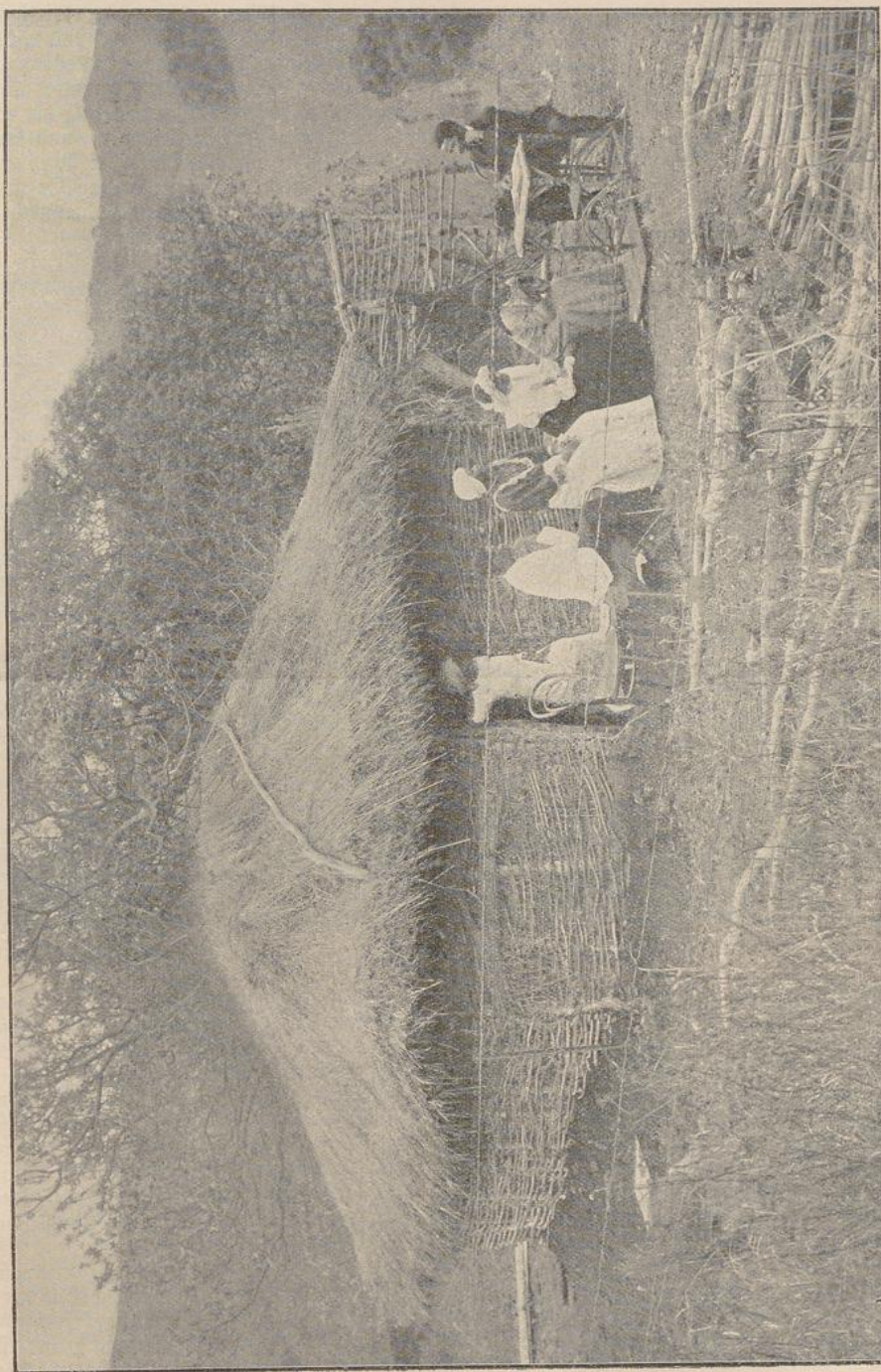
Nach dem Inyanga tritt auch der Häuptling auf den Plan. Er hält eine zündende Ansprache an seine Leute

und fordert sie auf, voll Mut und Tapferkeit dem Feind ins Angesicht zu schauen. Er schließt mit den Worten: „Sollte aber einer von euch zurückkommen mit einer Wunde auf dem Rücken, dann wehe ihm! Ich selbst, der Häuptling, werde ihm als Feind gegenüberstehen!“

Vor Ausbruch der Armee hat der Doktor noch etwas Wichtiges zu tun: er muß die „Herzen der Soldaten zurechtichten.“ Wie geschieht das? Sehr einfach: Er nimmt einen schwarzen, wilden Stier und treibt ihn in die Versammlung. Die Mannschaft fällt ohne Waffen über ihn her und wirft ihn unter Ausbietung einer ungeheuren Muskelkraft zu Boden. Nun wird dem Tiere bei lebendigem Leib ein Schulterstück herausgeschnitten und, in lange Streifen zerlegt, am offenen Feuer geröstet. Der Doktor mischt dem

Fleische bittere Kräuter bei, und jeder Krieger muß von dem magenumkehrenden Gesoch etwas genießen. Jeder würgt den Bissen gehorsam hinunter, denn die Weigerung brächte den sicheren Tod. Auch werden jedem Soldaten scharfe Einschnitte in Brust und Arme gemacht, und die Wunden vom Doktor mit der genannten Medizin kräftig einge-
rieben. Dazwischen wird der arme, gequälte Stier mit seinen drei Weinen im Lager umeinandergejagt, bis er endlich tot zusammenbricht. Je länger das Tier seine Qual aushält, desto glückverheißender ist das für die Armee. Ist es endlich tot, so wird es ausgeteilt und geröstet. Dabei bläst der Inyanga die Feuerfunken gegen die Krieger hin, um sie noch immer mehr zu „doktern“.

Die Knochen werden verbrannt. Kein Weib darf irgendwie das Fleisch dieses Ochsen berühren, denn das würde ihm alle und jegliche Kraft benehmen und die ganze Prozedur müßte von vorne begonnen werden. Der



Sonntag nachmittags.

Vorsicht halber treibt man daher alle Frauen weit vom Lager weg. Eine Ausnahme bilden nur die alten Weiblein. Sie können ungeniert hingehen, wohin sie wollen, denn sie sind harmlos wie kleine Kinder.

Männer, die noch nicht lange verheiratet sind,

werden oft nach Hause geschickt. Sie sollen erst dann in den Kampf mitziehen, wenn ihnen das erste Kind geboren ist. Der Grund ist ein doppelter: die Familie soll nicht aussterben, und neuvermählte Männer sind weicherherzig; sie wären nur ein Hindernis für die Armee. Drum fort mit ihnen! (Fortsetzung folgt.)

25 Jahre in Afrika.

Von Schw. Engelberta, C. P. S.

motto: Der hat sich wohl gebettet,
Der aus der künftigen Lebenswelt.
Zeitig gewarnt, sich herangerettet
In des Klosters friedliche Zelle.

Der die trachtende Sucht der Ehren
Von sich warf und die eitle Lust,
Und die Wünsche, die einst begehren,
Eingeflüstert in ruhiger Brust.

Ich ergreife in dem Lebensgewühle
Nicht der Leidenschaft wilde Gewalt;
Nimmer in seinem süßen Walle
Steht er der Menschheit trauerge Gestalt.
(Schillers Braut von Messina.)

Es war ein kalter, stürmischer Novembertag des Jahres 1886, da ich nach schwerer Abschiedsstunde vom

so schön und voll, gesungen von all diesen Männern und Jungfrauen, welche im Begriffe waren, der Heimat und allem, was ihnen bisher lieb und teuer gewesen, für immer Lebewohl zu sagen, um sich im fernen Afrika der Heidenmission zu weihen! Wir standen vor einem großen Unternehmen, doch wir hofften auf Gott und die Hilfe seiner Mutter, und sind in dieser unserer Hoffnung nicht zu Schanden geworden.

Glücklich und wohlbehalten kamen wir übers große Weltmeer. In Europa zog der strenge Winter ein, als wir das Schiff bestiegen, und bei unserer Landung in Afrika am 17. Dezember sahen wir uns mitten in der tropischen Sommerpracht. Da grüntes Feld und Wald in üppigster Fülle und begannen schon im Weinberg die ersten Trauben zu reifen.

Neben diesem Reichtum in Gottes freier Natur herrschte aber drinnen, in unserm bescheidenen Klosterlein, die heilige Armut. Da gab es noch manches Opfer zu bringen, von denen die heutigen Mariannhiller Postulanten nichts mehr wissen. Doch wir brachten sie alle willig und gern, und die Erinnerung daran ist uns bis zur Stunde überaus lieb und teuer. Mit tiefem Dank gegen Gott blicken wir nun auf eine 25jährige Missionstätigkeit zurück. Allerdings blieb unsere Zahl nicht voll; von den 25, die damals mit mir auf afrikanischem Boden landeten, ist nur ein kleines Häuflein übrig geblieben. Die einen hat inzwischen das Schicksal da und dorthin geführt, und andere hat der Herr zur großen Reise in die Ewigkeit abgerufen, sodas gegenwärtig nur drei Brüder und sechs Schwestern ihr 25jähriges Ordensjubiläum feiern konnten. Der fast neunzigjährige, aber noch sehr rüstige Bruder Hilarion, sowie der ebenfalls schon hochbetagte Br. Benedikt feierte sein Jubiläum in Mariannhill, ebenso unsere Schwester Katharina, während Schw. Armella, Oberin der Station Himmelberg, im Kreise ihrer Mitschwestern und der schwarzen Kinder, und Schw. Lidwina zu Mariatal ihr seltenes Fest beging.



25 Jahre in der afrikanischen Mission.

(In der Mitte Schwester Rosa, Oberin, ihr zur Linken Schwester Coleta, im Vordergrund sitzend Schwester Engelberta.)

trauten Vaterhaus die Reise nach dem fernen Südafrika antrat. Unsere Gesellschaft bestand aus 25 Personen, 10 Postulanten und 13 Postulantinnen, welchen sich noch Br. Martin und unser Hochwürdigster Vater und Stifter, Abt Franz Pfanner, als Führer hinzugesellten. Aus allen Weltgegenden waren wir zusammengekommen: Priester und Klosterfrauen, Studenten und Handwerker, Dienstmädchen und Fabrikarbeiterinnen; Stadt und Land, reich und arm, sowie jede Altersstufe war hier vertreten, und all' diese verschiedenen Elemente umschlang als einend' Band die gleiche Absicht und Meinung, die allgemeine Begeisterung für die Mission.

Wir gingen an Bord, die Anker wurden gelichtet, und kurz darauf waren wir auf hoher See. Die Erinnerung daran wird mir unvergeßlich bleiben fürs ganze Leben. Was ist das doch Wunderbares, Großes und Erhabenes um das unermessliche Weltmeer! Dieses Funkeln und Leuchten, dieses Rauschen und Wogen in endlosem Wechsel und in den mannigfachsten Farben, wer mag's ergründen, wer kann's in Worten wiedergeben? Tief ergriffen sangen wir alle miteinander das schöne Lied „Maria, Meeresstern“. Wie klang es doch

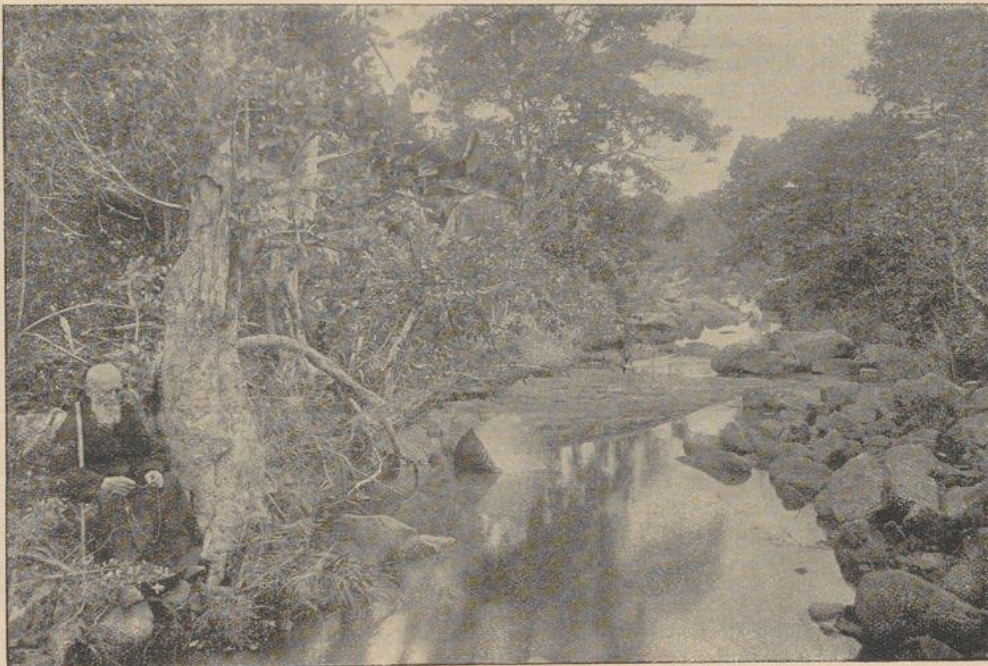
Zu einem ganz besonders schönen Familienfeste gestaltete sich aber unsere Jubiläumsfeier dank des eifrigen Zusammenwirkens aller Brüder, Schwestern und Kinder hier auf unserer lieben Missionsstation Genf och a u. Es trafen da auch ganz merkwürdige Umstände zusammen. Während sonst die einzelnen Missionsmitglieder auf alle möglichen Stationen verteilt werden, und somit bald hier, bald dort tätig sind, waren wir vier, die auf der hiesigen Station ihr Jubiläum feierten, schon seit vielen Jahren auf dem gleichen Missionsfelde vereint.

Bruder Eduard weilt schon seit 20 Jahren in Genf och a u. Er besorgt bei den Brüdern das ganze Haus, deckt den Tisch, besorgt das Vestiarium, hält alles blitzblank in Ordnung und ist nebenbei Sakristan, Krankenwärter für Weiße und Schwarze und hat bis zur Stunde schon 825 Leichen zur letzten Ruhe bestattet. Schwester Rosa, unsere allverehrte Oberin, kam schon im Jahre 1889 bei der Gründung Genf och a u. hierher und teilte mit den ersten Schwestern die Arbeiten und Opfer einer Neugründung. Später wurde sie Novizenmeisterin in Mariannhill, war sodann viele

Jahre treubeforgte Oberin in Mariatal und weilt seit den letzten sechs Jahren abermals hier in Ezenstochau. Schwester Coleta war seit dem Jahre 1890 beständig hier, zuerst als Oberin und dann volle 17 Jahre hindurch als kluge Leiterin unseres großen Marienhauses, und genießt allseits die größte Verehrung und Hochachtung. Desgleichen kam die Schreiberin dieser Zeilen ebenfalls schon im Jahre 1890 hierher, und auch ich muß sagen, daß ich im Laufe dieser 22 Jahre aufs innigste mit dem schwarzen Völkchen ver wachsen bin.

Kann hier nicht umhin, meiner Freude Ausdruck zu geben, daß mir wegen der mannigfachen Berichte, die ich schon fürs „Vergißmeinnicht“ geschrieben, auch aus unserem Leserkreis so viele schöne Brieflein, Gratulationskarten, Bilder usw. zugesandt wurden, und daß

almojen zu teil. Die ganze hiesige Gemeinde empfing die heilige Kommunion und opferte sie für uns auf. Ihnen schlossen sich manch' edle Seelen drüben überm Ozean an. Einige Hochwürdige Herren, lauter Leser des Vergißmeinnicht, schrieben uns, daß sie ihre Gemeinden zum Gebete für uns Jubilare aufgefordert hätten. Eine große Wohltäterin unserer Mission ging am genannten Tage mit ihrer ganzen Familie zum Tische des Herrn, eine andere Dame in Amerika ließ eine heilige Messe lesen und brannte den ganzen Tag über eine gewisse Anzahl von Kerzen vor einem Muttergottesbilde. Dazu hat vielleicht manch' anderer für uns gebetet, ohne daß es uns bekannt wurde. Ihnen allen sagen wir hiermit unseren verbindlichsten Dank und ein tausendfaches Vergeltis Gott. Ganz besonderen Dank sage ich auch



Ein hüßles Plätzchen — nach des Tages Last und Hitze. (Br. Maternus.)

die freundlichen Spender dabei auch meiner beiden Mitschwestern in Liebe gedachten. Ich sage hiemit allen diesen guten Seelen für ihre zarte Aufmerksamkeit, die sinnigen Spenden und frommen Gebete meinen herzlichsten Dank. Der Herr lohne ihnen ihre Liebe, die uns alle so sehr erfreute!

Einige freundliche Zuschriften forderten mich auf, im Vergißmeinnicht den Verlauf unseres Festes zu erzählen. Das will ich nun auch mit aller Bereitwilligkeit tun. Meine wenigen Mußestunden schenke ich gerne unsern Gönnern und Wohltätern, auch gewährt die schöne Jubiläumsfeier einen interessanten Einblick in das familiäre, durch keinerlei Disharmonie gestörte Zusammenleben auf unserer gottgesegneten Missionsstation.

Der eigentliche Tag unserer Jubiläumsfeier wäre der 17. Dezember 1911 gewesen, weil er jedoch mitten in die heilige Adventzeit fiel, hielt es unser Hochw. P. Superior, Emanuel Hanisch, für angezeigt, die Feier auf den Sonntag nach dem Feste der heiligen drei Könige, den 7. Januar 1912, zu verlegen. Uebrigens wurde uns am genannten 17. Dezember ein reichliches Gebets-

jener braven Jungfrau in Bayern, die schon 30 Jahre krank und leidend ist, und die ihre Krankheit für uns aufgeopfert und zu den früheren Spenden für unsere kleinen Schwarzen eine neue Gabe gesandt hat. Des gibt auch in unseren Tagen noch viele treue Seelen, wahrhaft goldene Herzen, an welchen jedermann ein Beispiel nehmen kann. Christliche Opferliebe ist die Königin aller Tugenden und zugleich die Würze des Lebens. Wahre Bruder- und Schwesterliebe hat uns auch das traute Familienfest bereitet, von dem ich nun erzählen will. (Schluß folgt.)

Kleine Missionsnachrichten.

Detting. — P. Maurus schreibt: „Mein erstes Weihnachtsfest in Glofozi (Detting)! Ewig neues, ewig junges Weihnachten, das selbst einen grauköpfigen Mann wie mich immer wieder mit jugendlicher Freude erfüllt. Einen für mich ganz neuartigen Christbaum hatten wir hier, nämlich einen *Gelbholzbaum*. Und er hat sich gemacht! Nicht nur schöner als alle Christbäume, die ich bisher gesehen: es war einfach ein

idealer Christbaum. Auch eine Krippe ist hier, schöner als die meisten, die ich bisher auf den Stationen gesehen, und zu all dem die neue, hübsche Kirche. Die Weihnachtsfeierlichkeiten selbst verliefen in schönster Ordnung mit großer Beteiligung des Volkes. Es war ein ideales Weihnachtsfest vom denkbar herrlichsten Wetter begünstigt. —

St. Joseph. — Am Feste Mariä-Opferung 1911 wurde das Kirchlein „Maria Pons-Coeli“ (Maria Himmelsbrücke) feierlich eröffnet. Weil dasselbe aber bald auch als Schule benützt werden soll, so habe ich mich des größeren Ritus der Einweihung desselben enthalten und mit einer einfachen Weiheformel begnügt. Es war ein regnerischer Tag, deshalb fand sich nicht so viel Volk ein, als sonst zu erwarten gewesen wäre. Etwa zwölf Christen von St. Joseph fuhren morgens mit dem Gelfswagen dorthin, um beim Gesange mitzuwirken, der auch ziemlich gut vonstatten ging. Nur eines fiel lästig — der starke Wind, der zwischen Wellblech und Mauer pfliff und den brennenden Kerzen am Altare arg zusezte. Die gesungene Messe war mit einer der Feierlichkeit entsprechenden Predigt verbunden.

Seitdem geht unser Katechet alle Sonntage dorthin, um Katechese und Laiengottesdienst zu halten. Da M. Pons-Coeli an der Besters-Straße liegt, ca. 12 engl. Meilen von St. Joseph und 5 Meilen von Ladysmith, so kann später, sobald mehr Katholiken vorhanden sind, der Missionar dort auch Sonntags die hl. Messe zelebrieren, indem er biniert, solange ihm ein Assistent abgeht.

Ich habe das Kirchlein der allerseligsten Jungfrau unter dem Titel: Maria-Pons-Coeli geweiht, ein Titel, den nicht ich erfunden, sondern Maria schon längst getragen hat; aber zwei Eisenbahnbrücken und eine Wegbrücke in nächster Nähe haben mich zu dieser Wahl veranlaßt.

Bitte alle verehrten Leser um ein Ave, damit Maria sowohl uns wie auch allen in jener Gegend wohnenden Kaffern eine Himmelsbrücke werden möge!
P. Manquet, R. M. M.

St. Michael. — Am ersten Adventsonntag (3. Dezember 1911) hatten wir hier wieder eine kleine Missionsfeier. Eine gute Zahl von Kindern, 15 Knaben und 23 Mädchen, durften zur ersten heiligen Kommunion hinzutreten. Sie waren mal wirklich glücklich; denn Glück und Freude spiegelte sich als Seeleneigenschaft auf ihrem Antlitze wieder. Sie hatte sich aber auch alle gut vorbereitet.

Im ganzen hatten wir in diesem Jahre (23. Juni und 3. Dezember 1911) zusammen zirka 90 Erstkommunikanten. Mögen sie alle dereinst mit uns vereint beim ewigen Hochzeitsmahle vor dem Lamme auf dem Throne im himmlischen Reiche ein frohes Wiedersehen feiern!

Unsere neue Mädchenschule ist nun auch glücklich unter Dach. Es gelang uns gerade noch vor dem furchtbaren Regen das Dach aufzurichten. Bis übrigens die innere Ausstattung ganz fertig ist, dürften immer noch ein paar Monate vergehen. P. Erasmus Hörner, R. M. M.

Auf der Aehrenlese beim Amakusa-Stamm.

Von Dr. Gerold Heller, R. M. M.

(Fortsetzung.)

Ezenstochau. — Mitte Mai 1911 wurde der blinde ausfägige Nonhosi krank. Er hatte sich eine Erkältung zugezogen, hustete stark und hatte Blutspucken. Das brachte ihn noch besser, als alle Ermahnungen des Missionars zum Nachdenken; dazu gesellte sich, wie wir später hören werden, ein merkwürdiger Traum, kurz, auch dieser harte Kopf wurde weich. Nonhosi schickte einige seiner Freunde zur Missionsstation und ließ sagen, der große, weiße Baba möge, wenn er die beiden andern alten Männer, Umdumela und Njakasana, taufe, doch auch zu ihm kommen und ihn ebenfalls taufen, denn er wolle nicht ohne Gott in die Ewigkeit hinübergehen.

So sahen wir uns endlich am Ziele. Die drei Greise wurden noch einige Zeit im christlichen Glauben unter-



Wie P. Thomas seine Schwarzen aus Bergen und Schluchten zur Katechese zusammenbläst.

richtet und auf den Empfang der heiligen Taufe vorbereitet. Da sie die ersten Täuflinge in jener Gegend waren, und jedermann die drei Amakeschla kannte, sollte der Taufakt möglichst feierlich vorgenommen werden. Als Taufstag wählte man Mittwoch, den 5. Juli 1911. Weil der Hochw. P. Emanuel um jene Zeit gerade die Exerzitten in Mariannhill machte, spendete der zweite Priester, der Hochw. P. Thomas Neuschwanger, die heilige Taufe in den Kraafs. Ich selbst hatte schon zuvor alle Kaffern der ganzen weiten Umgegend zu dem seltenen Feste eingeladen und schloß mich heute dem P. Missionär als Begleiter an. P. Thomas nahm auch noch seine Trompete mit; denn da die Leute der Maisernte wegen auf den Feldern zerstreut waren, wollte er ihnen damit — eine Glocke ist natürlich nicht da — ein Zeichen geben, wann sie kommen sollten.

Als wir in die Nähe des ersten Kraales kamen, liefen uns etliche zwanzig Knaben im Alter von 8 bis 15 Jahren entgegen, streckten nach kaffrischer Sitte Hand und Zeigefinger in die Höhe und grüßten: „Sanibona 'Maroma, wir haben euch gesehen, ihr Römer!“ Die Kleineren hatten großen Respekt vor der Trompete, den so ein gelbes, blinkendes Ding hatten sie noch nie gesehen. Wer

konnte wissen, was da drin war, und wann die ganze Geschichte losging? Manche der pausbäckigen Engländer versteckten sich schon der mangelhaften Kleidung wegen hinter den größeren. Die Hirtenbuben auf den Bergen aber riefen einander zu: „Seht, da kommen die Amaroma, welche die alten Männer so gern haben. Heute sollen sie von ihnen getauft werden; kommet, laßt uns hingehen und zuschauen!“ Dabei hüpfen und sprangen sie wie die Ziegen von den Bergen herunter uns nach. Auch viele Erwachsene schlossen sich uns an, so daß sich schließlich eine förmliche Prozession bildete.

Es war ein herrlicher Tag. Die Sonne schien, ob schon wir mitten im afrikanischen Winter waren, so warm vom wolkenlosen Himmel hernieder, daß das Thermometer um die Mittagszeit 16 Grad Reaumur im Schatten zeigte. Die ganze Natur schien zu der seltenen Feier ihr schönstes Sonntagsgewand angelegt zu haben, und P. Thomas, ein Deutsch-Amerikaner, der schon weite und große Reisen gemacht hat, brach beim Anblick des herrlichen Panoramas unwillkürlich in die Worte aus: „Diese Landschaft ist doch wirklich bezaubernd schön!“

Als erster sollte Umdumela, der gute, stille Alte, mit seinen klaren, milden Kindesaugen getauft werden. Er saß schon auf seinem Lieblingsplätzchen vor der Hütte, wurde aber auf Anordnung des Missionärs etwa fünfzig Schritte weiter weggeführt und, da er nicht stehen konnte, auf eine Vinsemmatte gesetzt. Das versammelte Volk aber mußte sich in weitem Kreise um ihn herumgruppieren, so daß jeder Zeuge der hl. Handlung sein konnte. Es herrschte ringsum lautlose Stille; aller Augen waren auf den Priester und seinen Täufling gerichtet.

Die Zeremonie erfolgte genau mit allen Fragen und Antworten, Gebeten, Beschwörungen und Segnungen nach dem römischen Rituale. Endlich floß das heilige Taufwasser über Haupt und Stirne des Täuflings ab, und aus Umdumela war ein „Aspar“ geworden. Der gute alte Mann konnte nicht genug Worte des Dankes finden! Er fühlte sich ganz verjüngt und pries Gott, daß er aus einem Heiden ein Kind Gottes geworden. „Nun will ich gerne sterben“, sagte er, „und hoffe einst zu ihm in den schönen Himmel zu kommen, wo es kein Leid und keine Krankheit mehr gibt, sondern nur Wonne und Freude die ganze Ewigkeit!“

P. Thomas spielte dem überglücklichen Kaspar und der entzückt laufenden Menge auf seiner Trompete ein schönes Herz-Jesu-Lied vor, packte sodann seine Taufutensilien zusammen und verabschiedete sich von dem zufriedenen Alten. Dann ging es dem Kraale des zweiten Täuflings Njakasana, zu. Die größeren Knaben, welche die Trompete, das Zauberdorn, wie sie es nannten, tragen durften, sprangen voraus, während das übrige Volk, alle noch Heiden, des schmalen Fußpfades wegen im Gänsemarsch hinter uns nachtrabte.

Als wir oben auf der Bergeshöhe einmal die Pferde anhielten und zurücksahen, sahen wir, daß sich die anfängliche Prozession in eine förmliche Karawane verwandelt hatte. Denn da trugen die Kaffernweiber große Bündel Deckgras auf dem Kopfe, Maligopo, der flotte Bursche, der mir bei meinem ersten Besuche die Kraale gezeigt und mir so glücklich über den Umsimfulu geholfen, trieb mit schweren Maisfäcken beladene Pferde vor sich her, denn er war gerade vom Felde gekommen und hatte sich dem Zuge angeschlossen. Dazwischen marschierte eine Menge Volkes, Männer mit schwarzen Kopfringen, fröhliche Burschen und Mädchen, und Weiber, die ihre

Kinder auf dem Rücken trugen. Beim Kraale des Njakasana angekommen, machte die ganze Karawane Halt und lagerte sich im Schatten einiger großer Bäume, die im Hofe standen.

Hier, im kühlen Schatten, wurde nun auch der zweite Greis getauft, er, der zuerst nach der heiligen Taufe verlangt hatte und am längsten unterrichtet worden war. Er erhielt den Namen „Melchior“. — Nun fehlte bloß noch ein Balthasar. Auch er sollte in Bälde zu finden sein; denn Nonyosi, der dritte Täufling, saß schon längst in einem nagelneuen Hemd, das er eigens für den heutigen Tag zum Präsent bekommen, vor seiner Hütte und wartete, bis man zu ihm käme.



Die kleine Anna Brunnhuber

möchte gerne ihre gute Pathin besuchen kommen wenigstens im Vergißmeinnicht.

Endlich traf die zahlreiche Prozession, die noch immer im Wachen begriffen war, bei seinem Kraale ein. Knaben und Jünglinge kletterten auf die großen, oberhalb des Kraales herumliegenden Felsblöcke, kleinere Mädchen wurden von Erwachsenen auf die Arme genommen, und alles reckte und streckte die Hälse, denn jedes von ihnen wollte sehen, wie der blinde und ausgesetzte Nonyosi getauft würde. Maligopo drängte sich derart vor, daß er beinahe dem taufenden Priester hindernd im Wege stand.

Die heilige Zeremonie begann. Es folgte das Credo und Vater noster, und alles kniete nieder. Als nun aber der Priester an den Täufling die Frage stellte: „Willst du getauft werden?“, da entgegnete dieser: „Ach, Baba, mach' doch keine solchen Geschichten! Du bist ja schon längst am Taufen, mach' doch, daß du vollends fertig wirst!“ — Der Missionär wiederholt seine Frage; Nonyosi erwidert: „Warum fragst du denn noch einmal? Du weißt es ja schon längst!“ — Man sagt ihm die Antwort vor, da ruft der Blinde mit lauter Stimme: „Yebo, Baba, ja, mein Vater, ich will getauft werden!“

Nun fließt auch ihm das Taufwasser über Haupt und Stirn, und aus dem alten Nonnosi ist ein „Balthasar“ geworden. So waren nun glücklich als Patrone alle hl. drei Könige Kaspar, Melchior und Balthasar vertreten, sie, die als die Erstlinge des Heidentumes vom fernen Osten gekommen und in Glaube und Andacht vor der Krippe des Welterlösers zu Bethlehem gekniet. —

Auf Taufpate unserer drei Amakeischlas aber fungierte ein gewisser P r o b u s. Er ist auch schon seine 70 Jahre alt, aber gesund und rüstig und zählt zu den eifrigsten Christen der Ezenstochauer Mission. Er mußte nach der Taufe herzlich lachen über die sonderbaren Antworten, die der blinde Ausfäzige gegeben hatte. Da er selbst aus dem Amakusa-Stamme war, kannte er ihn schon längst und sagte daher zu ihm: „Mein Freund, du bist, wie ich sehe, noch immer der alte Spaßvogel, der du in deinen Jugendjahren gewesen.“ — Der Blinde aber, der ihn sofort an der Stimme erkannte, entgegnete: „Und du, der du mir, während der Umfundisi (Missionär) Wasser über mein Haupt abgoß, die Hand auf meine Schulter legtest, bist geradesogut ein umtakati (Herenmeister) wie er.“

„Wie? Herenmeister sollten wir sein? Wie kommt denn du dazu, uns einen solch' zweifelhaften Namen zu geben?“ — „Wie ich dazukomme? Nun da muß ich vor allem erzählen, auf welche Weise in meinen sonst so harten Kopf das Verlangen nach der heiligen Taufe kam. Es ist das eine lange Geschichte? Wollt ihr sie hören?“

„Gewiß, gewiß!“ riefen die Anwesenden wie aus einem Munde, denn eine Geschichte hört der Kaffer immer gern. Alles setzte sich nieder, und Balthasar, der Neugetaufte, erzählte nach Kaffernart unter vielen ausdrucksvollen Gesten folgendes:

„Als ich vor 14 Tagen, von beständigem Husten geplagt, die ganze Nacht kein Auge schließen konnte, kamen mir immer die Worte des Umfundisi in den Sinn: „Warum willst du sterben ohne Taufe und ohne Gott? Warum? Wie wird es dir ergehen, wenn du als Seide hinüberkommst in die andere Welt? . . . Erst gegen Morgen, als schon die Hähne krähten, fiel ich in einen tiefen Schlaf. Dabei hatte ich einen gar merkwürdigen Traum, der mich beim Erwachen so beängstigte, daß ich sofort zu den Amaroma schickte, daß sie kämen, mich zu taufen. Jetzt aber, da ich getauft bin, will ich jedermann meinen Traum erzählen.“

(Fortsetzung folgt.)

Eine Rundreise in Südafrika.

Von Dr. Maurus, R. M. M.

Ueber drei Jahre war ich schon im Mutterhause Mariannhill als Koch beschäftigt gewesen, als plötzlich am 28. September 1910 die Order kam, ich solle am nächsten Tag nach D e t t i n g, einer unserer Missionsstationen, gehen. Die Kunde traf mich wie ein Blik aus heiterm Himmel, denn ich hatte nicht im mindesten an eine Versetzung gedacht. Doch wozu ein langes Besinnen oder Zögern? Das einzige Wörtchen „Gehorsam“ sagt dem Ordensmann alles.

Ich schnürte also meinen Bündel, und das war bald geschehen. Im übrigen brauchte ich für nichts zu sorgen, nicht einmal für Reisegeld und Fahrkarte; das alles konnte ich meinen vielerfahrenen Brüdern überlassen. Dennoch überschlich mich während der Nacht eine gewisse Andruhe. Ich sollte auf eine mir gänzlich unbekannte

Missionsstation; welches Klima werde ich da finden? Werde ich den Anforderungen, die man dort an mich stellen wird, gewachsen sein? Solche und ähnliche Gedanken kamen oft und vertriehten mir den ruhigen Schlaf, bis ich sie endlich alle mit dem bekannten Sprüche vertrieb, das ich schon als Kind in der Schule gelernt hatte:

„Was wolltest du so ängstlich sorgen?

Gott sorgt für heut' und sorgt für morgen!“

Am nächsten Morgen sollte mich ein Bruder wecken, doch es war nicht nötig. Um 3 Uhr war ich schon auf den Füßen und ein kleines Stündchen darauf fuhr ich mit Bruder Majol, unserm trefflichen Kutscher und Bruder Ludger, meinem Reisegeoffen, der als Maler die neue Kirche in Dettling dekorieren sollte, zur Klosterpforte hinaus. Es war Nacht; dennoch warf ich einen letzten Blick auf das Kloster zurück. Mariannhill war mir eben zur lieben trauten H e i m a t geworden, und es ging mir daher wie einem Kinde, das zum erstenmale die Heimat verläßt und auch mit Sehnsucht und Liebe nochmals zum geliebten Vaterhause zurückblickt. Der Gnaden und Wohltaten, die man in einem wohldisziplinierten Kloster an Leib und Seele genießt, sind gar viele und mannigfache, und ich hatte daher auf der stillen Fahrt von Mariannhill nach Pinetown, unserer nächsten Bahnstation, Stoff genug zu einer ersten Morgenbetrachtung und zu innigem Dank gegen Gott, der mich nach mancherlei Prüfungen in der Welt, hieher ins Kloster und in die schöne, südafrikanische Mission geführt. —

Auf dem Bahnhof in Pinetown ging es noch still und ruhig her. Es war auch erst halb fünf Uhr morgens, und der Engländer ist kein Freund vom Frühaufstehen. Heute am Feste des heiligen Erzengels Michael war für ihn obendrein „holy-day“, weltlicher Feiertag, und somit hatte es bei ihm schon gar keine Eile. Die Fahrt von Pinetown bis Eastcoast-Function, wo wir umsteigen mußten, ist an sich sehr schön, denn sie führt durch eine hochromantische Landschaft, die rechts und links wie ein einziger großer Garten mit Orangen und Mangobäumen, Bananen und Ananas, Bambus, Oleandern, Cypressen und andern Bäumen, Ziersträuchern und Tropenfrüchten geschnückt ist, doch an jenem Morgen war die Sonne noch nicht aufgegangen, und somit war alles nur in schwachen, dunkeln Umrissen sichtbar. Anders gestaltete sich das Panorama, als wir gegen sechs Uhr in die von Durban nach Port Shepstone führende Zweigbahn einlenkten, denn nun kam die Sonne in voller südländischer Pracht hervor und färbte mit ihrem Purpurglanze den Indischen Ozean und das farbenprächtige Gelände, das sich an seinem Gestade in bunter Abwechslung dahinzieht.

Die einzig-schöne Tour von Durban nach Port Shepstone, die fast beständig dem Ufer des Indischen Ozeans entlang führt, wurde schon oft geschildert und zwar von gewandteren Federn, als der eines gewöhnlichen Laienbruders, doch die beste Schilderung bleibt hinter der Wirklichkeit zurück. Es gibt Dinge, die sich schwer beschreiben lassen; man muß sie einfach sehen. So auch hier. Da geht es bald durch dichten afrikanischen Urwald, bald durch wohlgepflegte Wiesen und Felder; hier kommt eine Brücke, eine Villa, dort ein Farmerhaus, eine Reihe von Kaffernkraals, dann ein schmuckes, englisches Städtchen usw. Oft mündet ein Bach, ein größerer Wasserlauf, nicht selten ein breiter, ansehnlicher Küstenfluß in den brandenden Ozean, dessen

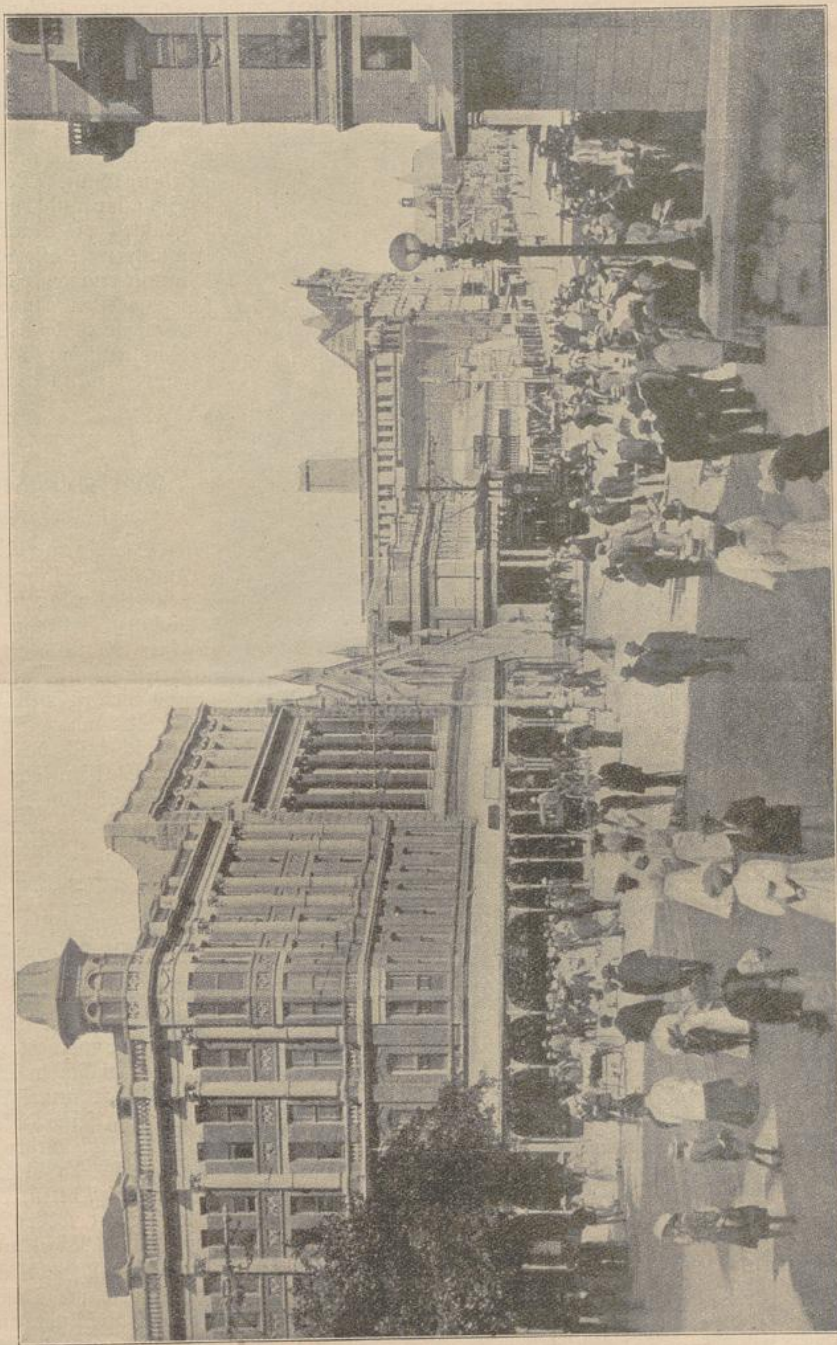
ungeheure Wasserfläche sich unübersehbar groß bis zum fernen Horizont ausdehnt. O wie mußte ich da Gottes Allmacht, Weisheit und Güte bewundern, die für uns Menschen alles so schön und herrlich eingerichtet!

Etwa eine Stunde vor der Bahnstation Esperanza beginnen die bekannten Zuckerrohr-Anlagen, die sich über ein Gebiet von vielen englischen Meilen erstrecken. Diese Pflanzungen steigen von der Talsohle bis zur Spitze der umliegenden Hügel empor, und werden von den aus Indien importierten Kulis gepflegt. Es sind das intelligente, sehr regsame Leute, die sich in kurzer Zeit ein hübsches Sümmchen Geld zu ersparen wissen. Ihre Wohnungen sind meist elende Lehmhütten, viel schlechter als ein Kaffertraal gebaut, und die zahlreichen braunen Kinder laufen ungewaschen mit langen, struppigen Haaren herum, daß man sie für Zigeuner halten könnte; um so sauberer und wohlgepflegter dagegen sind ihre Gärten und Felder. Den ödesten Berg und den größten Sumpf wissen sie zum blühenden Garten umzugestalten, und dulden darin nicht das geringste Unkraut. Der Religion nach sind sie noch meistens Heiden. Sie nähern sich dem Christentume nur schwer, haben sie es aber einmal angenommen, dann zeigen sie sich in der Erfüllung ihrer Pflichten ungemein treu und gewissenhaft.

Als wir hier durchkamen, war gerade Erntezeit. Die Blätter an den langen Zuckerrohr-Stengeln wurden abgestreift, das Rohr selbst in Bündel gebunden und mit vieler Mühe von der Höhe ins Tal herabgeschafft. Hier standen Kollwacen, wo die Bündel aufgeladen und auf schmalspurigen Schienengleisen nach der großen Fabrik geschafft wurden, um hier weiter bearbeitet und als Zucker auf den Weltmarkt geworfen zu werden. Natalzucker soll eine sehr gesuchte Ware bilden.

Gegen 11 Uhr kam wir in Esperanza an. Von

hier benützten wir die nach Donnybrook und der Kaplinie führende Kleinbahn, die sich von der Küste aus in ganz unglaublichen Steigungen von einem Felsenplateau zum andern emporarbeitet. Wir kamen an



Hauptstraße in Durban, der Hafenstadt von Natal.

unseren Missionen „Himmelberg“ und „St. Michael“ vorbei; jede derselben besitzt eine Haltestelle gleichen Namens, doch hatten wir keine Zeit, einen Absteiger dorthin zu machen.

Auf der Station „Solivet“ hieß es aussteigen und den noch rückständigen Weg nach Detting zu Pferd

machen. Ein Kaffernjunge mit zwei munteren Köpfelein, einem Braunen und einem Rotfchimmel, erwartete uns schon bei der Bahnstation. Ich wählte mir den Braunen aus und stieg auf; Bruder Ludger nahm den Schimmel; der Kaffernjunge aber ging nebenher zu Fuß. Er brauchte keine Furcht zu hegen, daß er etwa nicht gleichen Schritt zu halten vermöge; denn wir waren beide Neulinge in der edlen Reiterkunst. Der Weg war steil und schlecht; oft führten die rauen, steinigten Fußpfade an jähen Abgründen vorüber, sodaß wir genötigt waren,

Wattelpässchen und sonstigen Anlagen still und friedlich am Fuße des gewaltigen Inholosi-Berges liegen. Wir brauchten jedoch volle drei Stunden, bis wir am Ziele waren, und ich fühlte mich wie gerädert, als ich steif und müde von meinem Köpfelein stieg. Heißt's doch nicht umsonst im Sprichwort: „Wenn man eine Reise tut, so kann man 'was erzählen.“

Unser erster Gang galt dem lieben Heiland im Tabernakel. Das Kirchlein ist recht hübsch im Bau, doch an der vollen Einrichtung fehlt noch viel. Bruder Ludger machte gleich Pläne, wie er wenigstens die fahlen Wände mit passenden Zeichnungen versehen könne. Dann gingen wir zum Vater Superior und holten uns den Heisejegen, begrüßten die braven Brüder, boten auch den munteren Kaffernkindern, die wie alte Bekannte nahten, die Hand, und fühlten uns vom ersten Augenblicke an wie zu Hause. Was ist es doch Schönes um die brüderliche Nächstenliebe; im Nu macht sie uns die Fremde zum trauten, willkommenen Heim! —

(Fortsetzung folgt.)



Br. Martin Heinlein, R. M. M.

beforgt seit Jahren die Einkäufe des Klosters in Durban.
(Sein lieblicher Bruder (Br. Hugo) und seine Schwester (Schw. Servatia) sind ebenfalls seit Jahren in der Mariannhiller Mission tätig.)

abzusteigen und das Köpfelein hübsch langsam hinter uns d'reinzuziehen. Ein anderesmal ging es wieder durch Büsche und Pfützen, einmal auch durch ein kleines, türkisches Flützchen. Der Kaffer dagegen ist ein ausgezeichneter Fußgänger, und läuft, wenn es sein muß, jeden Gaul zu Schanden. Unser Junge trug überdies unser Gepäck, schritt aber dennoch munter voran, und zeigte von einer Anstrengung oder gar einer Ermüdung keine Spur.

Schon von Ferne sahen wir Detting mit seiner neuen Kirche und dem gefälligen Turme in einem Kranze von

hängen; von Löffel, Gabel und Teller will ich gar nicht reden. Zum Essen und Trinken gibt's wohl Kaffernbier und geröstete Maiskörner, und als Ehrengabe bietet man einem schließlich auch Tabak an. Allein ich schnupfe nicht und trinke auch kein Kaffernbier; Maiskörner aber kann mein Magen nicht ertragen. . . Ich schlug also den Leuten vor, sie sollten vorerst dem lieben Heiland ein bescheidenes Kirchlein bauen und daneben ein Stübchen für den Priester. Dann würde ich zu ihnen kommen, dortselbst übernachten, und Katechese, Gottesdienst und so weiter halten.

Opferwilligkeit unserer Schwarzen.

Vom Hochw. P. Solanus Peterel, R. M. M.

St. Bernard. — Am untern Umkomasi-Fluß haben sich einige schwarze Christen angesiedelt. Nur selten im Jahr, etwa an den höchsten Festtagen, konnten sie dem katholischen Gottesdienst beizohnen, denn sowohl Mariannhill, wie Mariburg und St. Michael sind viel zu weit davon entfernt.

Als nun „St. Bernard“ ins Leben trat und ich mich da niederließ, waren bald auch jene Christen da; denn „St. Bernard“ liegt ihnen, obgleich sie auch hieher einen Weg von 20—25 engl. Meilen haben, immer noch am nächsten. Kinder, Greise, Kränkliche und Schwache können allerdings diesen Weg nicht machen. Daher baten mich jene Leute, ich möchte zeitweilig zu ihnen kommen, um dort Katechese und Gottesdienst zu halten.

Nun führt aber kein ordentlicher Weg dorthin; benötigt man ein Pferd, so muß man all' Augenblick absteigen, zu Fuß den ganzen Weg zu machen, an Ort und Stelle Gottesdienst zu halten und dann wieder nach Hause gehen, ist unmöglich. Dort zu übernachten, hat auch seine Haken. Denn in einer Kaffernhütte gibt's weder eine Bettstelle noch einen Strohsack, da ist keine Lampe, um nachts das Brevier zu beten, da findet man weder Stuhl noch Bank, weder Fenster noch Türe, nicht einmal einen Nagel, um seinen Ueberrock daran zu

„Einverstanden!“ riefen die Männer begeistert aus, „doch wir haben kein Bauholz, im Urwald an der Küste wächst nur niedriges Brennholz; hilf uns also aus mit Bauftangen aus deinem Wald! Wir werden unsere großen Mädchen schicken, daß sie es auf ihren Köpfen herüberholen.“

„Gut,“ sagte ich, „Bauholz könnt ihr haben,“ dachte aber im Traume nicht daran, daß es ihnen mit ihrem Ansinnen Ernst sei. Wer wird denn Bauholz 25 englische Meilen weit in der afrikanischen Sonne über Berg und Tal schleppen können!“ —

Doch siehe, eines schönen Tages kommt ein Trupp von 10 Mädchen und 5 Burschen nach „St. Bernard“, um die versprochenen Pfähle und Bauftangen zu holen. Ich traute meinen Augen kaum und konnte nicht genug staunen über den Opfermut dieser Schwarzen!

Wahrlich, wie mancher im katholischen Glauben geborener und erzogener Europäer könnte an diesen schwarzen Neubekehrten und Katechumenen ein Beispiel nehmen. Gott segne das brave Völkchen! Der zukünftige Missionsplatz soll „Engelberg“

heißen, und die Kapelle will ich dem hl. Joseph und dem seligen Canisius weihen. Hat niemand ein Scherflein dafür übrig?

Ein origineller, dazu höchst billiger Straßenbau.

Von Br. Flavian, R. M. M.

Triashill. — Ein ganzes Jahr hindurch (1909 bis 1910) ging ich wöchentlich einmal, gewöhnlich am Freitag, von „St. Barbara“ nach Triashill, um mich über Sonntag geistlich zu stärken für die kommende Woche. Diese wöchentliche Reise hat mich oft ermüdet. Die

Wege sind schlecht, ja es sind keine Wege, sondern nur schmale Pfade und nichts als lauter Steine. Dazu im Sommer das viele Gras, das hierzulande üppig wächst und beim Gehen hindert. Endlich der Regen, der das



In einer Oase in Tunesien.

Gras niederschlägt und den Pfad nicht mehr erkennen läßt.

Bis ich von „St. Barbara“ nach Triashill kam (oder umgekehrt) — es sind 10 englische Meilen — war ich oft bis auf die Haut naß. Wie nach einer solchen Wallfahrt der arme Habit aussah, kann man sich denken, ist doch das Gras stellenweise über mannshoch, und ich selbst leider so klein, daß ich kaum über dasselbe hinausgute.

Nun befaßte ich mich mit dem großen Gedanken, eine Straße anzulegen. Ich durchkreuzte einigemal in verschiedenen Richtungen die zehn Meilen, um her-

auszuküßeln, wo die Straße gebaut werden könnte, und gelangte endlich zu einem befriedigenden Resultat. Natürlich unterließ ich es auch nicht, meine Mitbrüder in Triashill zu befragen, ebenso auch den hochw. P. Superior, der jede Woche nach „St. Barbara“ kam.

Es war bloß die Frage, woher die Leute und die Mittel nehmen? Gott wird schon helfen, dachte ich mir, also auf ihn vertrauen! Und richtig, nachdem ich früher ein paar Artikel fürs Vergißmeinnicht geschrieben hatte, hat der liebe Gott einige edle Herzen in Europa erweckt und mir zwei Kisten mit Kleidern und Weihnachtsgeschenken im vorigen Jahre zugesandt. Diese reiche Versicherung war wegen Verspätung erst im Monat April 1911 hier eingetroffen.

So hatte ich jetzt die gewünschten Mittel an der Hand, und mein Plan war gefaßt: die Kinder sollen mir die Straße bauen helfen und für ihre Arbeit mit den Schätzen der Weihnachtstisten, besonders den Kleidern, entlohnt werden. Ende Mai an einem schönen Tage kam unser hochw. P. Superior seiner Gewohnheit gemäß nach „St. Barbara“ herunter und ich zeigte ihm die Strecke da und dort, wohin die Straße gebaut werden sollte, und er sprach das erlösende Wort: „Gut, fangen Sie an!“ Und ich fing an.

Es war anfangs Juni, an einem Montag, da hatte ich alle Schulkinder versammelt, 180 an der Zahl. Ich erklärte ihnen in kurzen Worten mein Vorhaben, „Die schönen Sachen, die in den Kisten angekommen, sollt ihr haben, wenn auch ihr mir helfen wollt, und wer „Ja“ sagen will, hebe den Finger empor.“ Ich hielt genaue Umschau, und siehe da: die volle Zahl von 180 rechten Zeigefingern baumelte in der Luft. — „Gut“, sagte ich, „morgen fangen wir an, bringt euere Sachen mit“. — War das eine Freude für die Kinder! Denn so manche von ihnen liefen noch beinahe im Adamskostüm umher. Da gab es eine große Unterredung unter den Kindern, und ich selbst wurde von allen Seiten mit Fragen bestürmt. So hieß es z. B.: „wieviel Tage muß ich arbeiten für ein Hemd, eine Hose, eine Jacke u. s. f.“ — Antwort: „8–10 Tage.“ — „Ja, ich will kommen“, schreit ein kleiner Knirps, „und ich, und ich auch“, rufen sie alle wie aus einem Munde. Die armen Kinder konnten sicher gar nicht schlafen vor lauter Freude, daß ihnen Gelegenheit geboten war, sich etwas zu verdienen. Am zweiten Tage kamen alle mit ihren Sachen daher und hatten auch etwas Essen mitgebracht, gewöhnlich ein Stück braunen, steifen Porridge mit etwas murivo, einer Zuspäße, entweder eine Art Raupen, die sie im Sommer auf den Bäumen sammeln und trocknen, oder Schwämmen, Erdnüssen u. dgl.

Gewöhnlich essen hier die Leute nur zweimal, vormittags um 9 oder 10 Uhr, und nachmittags um 3 Uhr. Wenn die Kinder in der Frühe zur Schule kommen, sind sie nüchtern und hungrig, wenn sie nicht gerade etwas finden, um ihren Hunger zu stillen. Ihre Mahlzeit erhalten sie erst nach der Rückkehr aus der Schule. Jetzt aber an den kommenden Arbeitstagen mußten die Kinder ihr Essen mitbringen, oder es wurde ihnen vom Kraale zugesandt.

Bis Mittag wurde Schule gehalten, und etwa um 1 Uhr begaben wir uns an die Arbeit. Ich hatte weiße Färbchen ausgelegt, um die Strecke der neuen Straße kenntlich zu machen. Die Kinder stellten sich in Reihen auf, zuerst die größeren und stärkeren, dann die kleineren auf der unteren Seite. Dann ging's los und bei der Arbeit wurde gesungen. An 200 Kinder fanden sich jeden Tag ein. Dazu kamen noch andere, die nicht zur

Schule gehörten, sich aber auch ein Kleidchen verdienen wollten. Die Größeren holten die auf dem Pfade liegenden Steine heraus und machten die Strecke eben.

Nachmittags 3 Uhr gab ich das Zeichen zur Mahlzeit und halbstündigen Arbeitspause. Oft habe ich mich erbaut, wie die Kinder mit so wenig Essen zufrieden und fröhlicher Dinge sind. Sie brachten dasselbe in kleinen Körbchen mit oder hatten es in breiten Blättern eingewickelt. Bei der Mahlzeit sondern sich die Kinder nach ihren Kraalen ab. Jeder Kraal sitzt getrennt, meist 10, 15 bis 20 beisammen; dabei nimmt jedes Kind drei- bis viermal von dem braunen Porridge. Natürlich von Messer, Löffel oder Teller keine Rede. Die Essenszeit dauert nicht länger als 7–8 Minuten, und dann ist alles fertig. Fröhlich geht es dann wieder an die Arbeit. Um 6 Uhr wurde Feierabend gemacht. Nachdem einige ihre acht Tage fertig hatten, erhielten sie ihren vollen Lohn: Hemd oder Hose oder Jacke, je nachdem. Etliche aus ihnen meldeten sich gleich wieder zur Arbeit, um noch ein Stück Kleid zu verdienen.

So wurde die Straße von „St. Barbara“ nach Triashill hergestellt. Die ganze Arbeit hatte vier Wochen gedauert. Ich hatte sie mit meinen Kindern geleistet und mit den Mitteln, die durch Gottes Vorsehung edle Wohltäter mir gespendet. Jetzt aber waren die Kräfte meiner Kleinen und auch meine Mittel erschöpft. Die Kinder nämlich waren jeden Morgen (wohl auch ich) in der Schule angestrengt und mußten jeden Tag den Weg von der Schule bis zum Arbeitsplatz machen.

Es blieb noch eine kurze Strecke von etwa 20 Minuten vom Flusse bis zur Station. Um auch sie fertig zu stellen, beauftragte mich R. P. Adalbero, die Kinder von Triashill auf seine eigenen Kosten an die Arbeit zu stellen. So kam ich jeden Tag nach meiner Schule in „St. Barbara“ zur Stelle, wo auch die Kinder sich pünktlich einfanden. Die Arbeit dauerte noch vier halbe Tage. Ein letztes Stück übernahm Br. Leopold mit seinen Burschen zur Bearbeitung. Die Erfahrung zeigt, daß wir mit den Kräften unserer Kinder und den Almosen unserer Wohltäter in der Mission vieles leisten können, und zwar leicht, sicher und gut.

Die Erbarmungen des Herrn will ich ewig besingen.

Vom Hochw. P. Erasmus Hörner, R. M. M.

(Fortsetzung.)

St. Michael. — Eines Tages — es war im September 1908 — kam gegen Abend eine schon in den sechziger Jahren stehende Kaffernfrau hier an. Sie hieß Nomakamba, war krank und so müde und erschöpft, daß sie sich kaum mehr auf den Füßen halten konnte und immer wieder niedersinken mußte.

Auf die Frage, woher sie komme, und was sie hier wolle, brachte sie mühsam hervor, sie sei von Pambanoni, habe schwere Wunden am Leibe, sei schon lange krank und bitte, hier bleiben zu dürfen.

Im allgemeinen werden bei den Zulus die Kranken gut gepflegt. Man schafft ihnen, soweit es die ärmlichen Verhältnisse eben erlauben, mancherlei Erleichterung, und wenn es dem Ende zugeht, versammelt sich die ganze Verwandtschaft um die Lagerstätte des Sterbenden. Dabei wird getrunken, geschwätzt und gelärmt, als handle es sich um die gleichgiltigste Sache von der Welt. Wie es dabei dem armen Sterbenden zu Mute

sein mag, weiß der liebe Gott. Wahre Nächstenliebe findet man im Christentume allein.

So hatte auch Romakamba anfangs bei ihren heidnischen Angehörigen schon eine gewisse Pflege gefunden.

Als aber die Krankheit länger dauerte, und sie zu keiner Arbeit mehr fähig war, wurde man ihrer bald überdrüssig. Man gab ihr zwar noch zu essen und reichte ihr etwas Medizin, sonst aber war sie auf sich allein angewiesen.

Da kam ihr in ihrem Glend der Gedanke, zu den Amakoma (der katholischen Missionsstation) zu gehen, denn sie hatte schon oft gehört, mit welcher Liebe man sich dort der Kinder, der Kranken und Armen annehme. Als eines Tages Albert, unser schwarzer Katechet, dort vorüberkam, trug sie ihm ihr Anliegen vor. Er machte hier von der Sache Meldung, und man ließ Romakamba sagen, man werde dafür sorgen, daß sie zur Missionsstation gebracht würde.

Jedenfalls wurden der armen Kranken die paar Tage zu lang; sie kam selbst. Doch welche Opfer hatte sie dabei zu bringen! Sie hatte, wie gesagt, schwere Wunden am Leib, namentlich auch an den Füßen. Dennoch ging, oder besser gesagt, kroch sie von Hause fort und machte sich auf den Weg nach „St. Michael“. Ein Gesunder macht die betreffende Strecke allerdings in drei kleinen Stunden, sie aber brauchte volle drei Tage; denn sie mußte alle Augenblicke wieder niedersitzen und rasten. Oft kroch sie auf allen Vieren über die vielen rauhen und steilen Hügel, drei bis viermal ging es auch durch's Wasser; doch sie gab den Mut nicht auf und kroch und rutschte immer wieder ein Stückchen weiter. Wo sie zur Nachtzeit weilte, habe ich gar nicht erfahren. Weiß nicht, wie es kam, daß ihr niemand der Unsrigen auf diesem Leidensweg begegnete; jedenfalls lag es auch im Plane der göttlichen Vorsehung.

Natürlich nahmen wir das arme Großmütterlein sofort in Gnaden auf. Sie wurde von den Schwestern in dasselbe Zimmer gebracht, in dem schon die kranke Regina, von der wir in einer früheren Nummer des Vergißmeinnicht erzählten, lag. O sie war so dankbar

für das bescheidene Plätzchen, das man ihr gab! Kaum war sie etwas zu Atem gekommen, da bat sie schon um die heilige Taufe. „Gewiß, Großmütterchen, du sollst getauft werden“, hieß es, „vorher aber muß man dich



Madonna mit dem Jesushinde, von Bernatz.

Gaage, Leipzig-Neuditz, Rohlgartenstraße 14.

noch etwas im christlichen Glauben unterrichten.“ Das leuchtete ihr ein.

Eine Schwester begann sofort mit dem Unterrichte und wurde dabei zeitweilig von einem größeren Schulfädchen unterstützt, die Krankenschwester aber suchte ihr

leibliche Linderung zu schaffen. Sie begann ihre Kur, erkannte aber bald, daß von einer Heilung keine Rede mehr sein könne. Einige Wunden heilten zwar etwas zu, doch das Gesamtbefinden verschlimmerte sich zusehends. Nach wenigen Wochen war schon das Ende nahe. Nun war es Zeit, ihren Wunsch zu erfüllen. Nomakamba wurde getauft und erhielt dabei den Namen „Josepha“. Kurz darauf, am 29. September 1910, führte sie der heilige Erzengel Michael, der Patron unserer Missionsstation, hinüber ins Land der Lebendigen. Hier kann Josepha, die im unbefleckten Ge-



Die selige Imelda.

Originalzeichnung von H. Bertle.

wande der Taufanschuld vor den Richterstuhl Gottes treten konnte, die Erbarmungen des Herrn lobsingen in Ewigkeit.

Wer von unsern Lesern betet ein andächtiges „Ave Maria“ um eine glückselige Sterbestunde für recht viele Seiden und Christen und auch für den armen Schreiber?

„Ich muß dem Vater noch etwas sagen!“

St. Michael. — Mitte September 1911 kam ich vom Generalkapitel, das in Mariannhill stattgefunden, zurück. Auf der Bahnstation erwartete mich schon Rudolf, der Mann der todkranken Rosa. Ich möchte gleich zur Kranken gehen, sagte er, sie habe mir noch etwas zu sagen, ehe sie sterbe.

Die arme Rosa! Sie hatte viele Jahre auf unserer Missionsstation verweilt, war immer ein braves Mädchen und später eine gute, christliche Frau gewesen, und nun lag sie infolge verkehrter Behandlung am Sterben. Sie hatte schon die heiligen Sterbsakramente empfangen, und seit mehr als einer Woche erwartete man Stunde um Stunde ihre Auflösung, allein sie sagte, sie könne

nicht sterben, sie müsse warten, bis der Baba (Missionar) zurückkomme, sie habe ihm etwas zu sagen.

Natürlich ging ich sogleich hin. Ich fand sie zum Skelette abgemagert und mit dem Todesstempel auf der Stirne, dennoch umspielte, als sie mich erblickte, ein Lächeln ihre Lippen. Sie hieß alle hinausgehen, um einige Minuten mit dem Priester allein zu sein.

Als hierauf alle wieder hereinkamen, sagte sie: „Baba, bleibe hier an meiner Seite, und du, Rudolf, komme da her! Rudolf, der liebe Gott hat uns vor 21½ Jahren am Altare durch das heilige Sakrament der Ehe miteinander verbunden. Jetzt löst er das Band wieder, indem er mich zu sich ruft. Sein Wille geschehe, ich gehe gern, ich gehe in den Himmel. Rudolf, verleugne deinen heiligen Glauben nie, sondern bleibe ihm treu! Sorge auch für unser Kind! Jetzt muß ich sterben, ich gehe in den Himmel! Lebe wohl!“

Rudolf verspricht tief ergriffen alles; sie aber legt sich nieder und stirbt. — Am Sonntag darauf war die Beerdigung mit einem Leichenzuge so groß und schön, wie man hier selten einen gesehen.

Meine jüngsten Reiseerlebnisse.

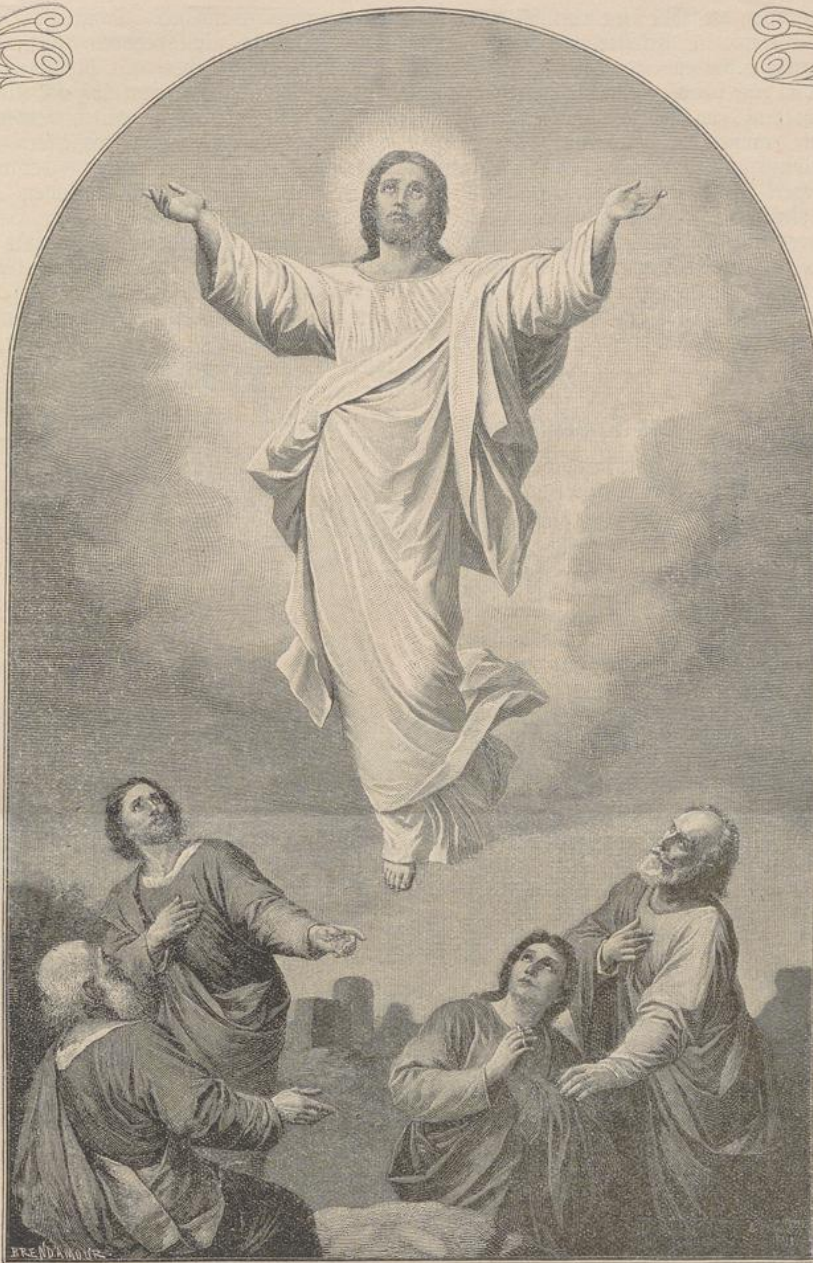
Vom Hochw. P. Adalbero Fleischer, R. M. M.

(Schluß.)

Vom Umtali aus hatte ich noch etwa 20 Stunden mit der Bahn zu fahren nach Beira, der portugiesischen Hafenstadt. Dort ist alles in Sand gebettet. Kleine Kollwägelchen fahren auf mehreren nebeneinander herlaufenden Geleisen, von schwarzen Burichen geschoben, durch die Straßen hin und her. Wohl vor jedem Haus steht dieses Möbel bereit zur Benutzung. Selbst den letzten Gang zum Kirchhof macht hier einer auf dem Kollwägelchen. Ich begegnete einmal einem Leichenzug, erblickte im 1. Wägelchen den Priester in seinem Gewande, im 2. folgenden den Sarg mit dem Toten.

Von Beira gelangte ich mit dem Schiffe nach Lourenco Marques, dem besten Hafen von Südafrika seiner natürlichen Lage nach. Wie kürzlich der Herz-Jesu-Sendbote berichtete, wohnen dort 10 000 Katholiken. Ich kam am Maria-Himmelfahrtstage nachmittag hin, wollte die katholische Kirche besuchen, fand sie aber geschlossen. Am andern Morgen in der Frühe kam ich wieder, mit Talar und Birett unter dem Arme, wie uns vorgeschrieben, um die heilige Messe zu lesen. Aber die Sache ging nicht so glatt. Nicht weniger als zwei gestrenge portugiesische Schutz männer hielten mich an und wollten wissen, was ich unter dem Arme trage. Tags zuvor konnte ich trotz aller Versuche von keinem erfahren, wo die katholische Kirche sei. In der Kirche selbst waren außer meiner heiligen Messe noch drei andere. Den Ministranten brachte ich mit meinem Birett in keine geringe Verlegenheit; er wußte gar nicht, was er mit dem Dinge anfangen sollte. Es war ein schwarzer Junge und hatte wohl noch nie ein Birett abgenommen. Während der vier heiligen Messen kam kein Tugend Leute in die Kirche, im ganzen 2 kommunizierten. Dabei soll dies die einzige Kirche in der ganzen Stadt sein, mit 10 000 Katholiken! — Schade, daß diese Missionäre sich mit so undankbaren Weißen abgeben. Wie verlangen unsere armen Schwarzen nach Priestern und wie würden sie die Kirchen ausfüllen, wenn sie nur welche hätten!

Eben auf dieser meiner Reise traf ich in Umtali im Hause des katholischen Priesters einen unserer schwarzen



Himmelfahrt Christi, von Colletti.

Gaage, Leipzig-Neuditz, Kohlgartenstraße 14.

Burichen, der zur Arbeit hiehergekommen war. Der gute Priester dort spricht zwar nicht die Eingebornensprache, erlaubt aber doch den schwarzen katholischen Burichen mehrmals in der Woche des Abends zu ihm zu kommen, um dort miteinander zu lernen oder sich zu unterhalten. Als nun der schwarze Buriche mich erblickte, war er vor Freude wie außer sich und drückte mir heftig und lange die Hand und sagte mir nur immer wieder, wie glücklich er sei, daß ich gekommen; er habe so großen Kummer, möchte so gerne kommunizieren, aber der hiesige Priester könne ihn nicht Beicht hören, da er seine Sprache nicht verstehe. Er beichtete noch am Abend und

kam dann am nächsten Morgen vor seiner Arbeit zur heiligen Messe und Kommunion und ebenso den übernächsten Morgen, wo ich noch dort war. Das waren auch 2 heilige Kommunionen! O wie habe ich mich damals gefreut, daß ich Missionär der Schwarzen bin! Wie andächtig und fleißig empfangen unsere jungen Christen in Triashill die heilige Kommunion, kommen mehr denn 2 Stunden weit her, bleiben nüchtern bis spät in den Nachmittag hinein, bis sie wieder zu Hause anlangen! Das tun alle Sonntage wohl viele, viele! Möge doch Mariannhill stets seinem Prinzipie treu bleiben, nämlich in erster Linie Schwarzen-Seelsorge zu treiben. Gewiß

sollen und dürfen auch die Weißen nicht vernachlässigt werden, aber wenn sie Priester und Kirche und Sakramente so wenig brauchen, wie die in Lourenco Marques, dann ist es doch schade, wenn die Priester nicht den Staub von ihren Füßen schütteln und zu andern gehen, zu denen, die draußen am Zaun und in den Hohlwegen, in der Wildnis und Finsternis des Heidentums noch sitzen. Der Herr selber ist es, der seinen Aposteln solches Vorgehen einschärft in dem Gleichnis von der Einladung zum großen Abendmahl. Ja, wie würden die Heiden bei uns in Rhodesia kommen in Massen und immer wieder kommen, wären nur Priester da und würden ihnen den heiligen Tisch des Herrn decken und das große Abendmahl des allerheiligsten Sakramentes vorlegen!

Wer verhilft uns zu einer Nähmaschine?

Triashill. — Es ist nun schon anderthalb Jahre her, daß wir Schwestern in der hiesigen Mission unsern Einzug hielten. Wir fanden eine Menge schwarzer Katechumenen und Schulkinder vor, und ihre Zahl ist seitdem noch bedeutend gestiegen. Speziell der Zudrang an Mädchen ist oft so groß, daß ich manchmal fast ausrufen möchte: „Herr, halt' ein mit deinem Segen!“ Denn wo sollen wir bei unseren beschränkten Wohnungsverhältnissen all' die vielen Kinder unterbringen und womit sollen wir sie nähren bei der großen allgemeinen Teuerung und Hungersnot?

Anderseits bringen wir es auch nicht über's Herz, diese jungen Mädchen, die um Aufnahme bittend an unserer Türe anklopfen, abzuweisen. Mit dem Unterricht allein ist ihnen nicht geholfen, sie müssen vielmehr längere Zeit bei uns bleiben, um praktisch in ein religiös-christliches Leben eingeführt zu werden. Sie brauchen ferner Schutz gegen die Gefahren des heidnischen Kraallebens, Schutz gegen gewalttätige Verheiratung mit rohen Heiden, sowie Anleitung zu den verschiedenen weiblichen Handarbeiten; denn sie sollen später imstande sein, dem Hause und dem ganzen Familienleben ein spezifisch christliches Gepräge zu geben.

Zu diesem Zwecke haben wir zurzeit in Triashill über 50 Mädchen in der Kostschule und ungefähr ebenso viele in der Tagesschule. Dazu kommen noch gegen 800 Schüler und Schülerinnen, die in sechs Außenschulen von schwarzen Lehrern und zwei Brüdern unterrichtet werden. Bei unserer Ankunft war kaum eines dieser Kinder imstande, auch nur die einfachste Flickarbeit vorzunehmen, geschweige denn, ein neues Kleid oder ein Hemdchen zu machen. Wir begannen daher sofort, eine Nähmaschine einzurichten, d. h. ein Tag in der Woche wurde für die Mädchen als Nähtag bestimmt. Da hätte man nun den Jubel dieser Kinder sehen sollen und zugleich unsere Not! Hundert Kinder zugleich wollten Nähen lernen, doch keines wußte, wie man überhaupt eine Nadel in die Hand nimmt. Dazu fehlte es uns an Nadeln, an Faden, an Stoffresten und, was noch mehr ist, an der Fähigkeit, uns diesen Kindern gegenüber verständlich zu machen; denn hier wird von den Schwarzen eine ganz andere Sprache gesprochen, als in Natal und der Kapkolonie.

Doch allmählich fanden wir uns in die neuen Verhältnisse schon hinein. Bald konnten wir uns gegenseitig verständigen, die Wohltäter in Europa schickten uns Kleider, Stoffe und Stoffreste, und manches unserer Kinder hat seitdem gelernt, nicht nur sein Kleid und Hemdchen zu flicken, sondern mit einiger Nachhilfe so-

gar ein neues zu machen. Damit ist aber die allgemeine Not noch lange nicht behoben, denn da gibt es noch viele Risse und Löcher, für die kein Fled mehr vorhanden. Wollen doch nicht bloß die Kleider der hiesigen Mädchen in Ordnung gehalten werden, sondern auch die Kleider der Eltern und Großeltern, der Brüder und Schwestern zu Hause, nicht zu vergessen die der 800 Schulkinder unserer Außenstationen. Einem solchen Anstrome gegenüber reichen unsere Hände bei weitem nicht aus, und darum wage ich es heute, trotz der vielen Bitten, die Triashill schon an unsere Gönner und Wohltäter gestellt hat, um eine Nähmaschine zu bitten oder wenigstens um ein Scherlein, damit wir uns eine solche anschaffen können. Das liebe Christkind hat heuer unsere Schulen allerdings recht gut bedacht, sodaß wir manchem halbnackten Heidenkind ein Hemd, ein Höschen oder eine Jacke reichen konnten, aber viele mußten auch leer heimgehen. Ich gestehe, noch nie hat mir dies, ob schon ich bereits über zwei Jahrzehnte in der Mission bin, so tief ins Herz geschnitten, wie hier. Die Leute in Rhodesia sind eben ungemein arm; nur mit Mühe wissen sie dem armen Steinboden die notwendige Nahrung abzurufen, und auch sonst ist die Gelegenheit zu einem lohnenden Erwerb viel geringer, als in der Kapkolonie und in Natal.

Ihr religiöser Eifer aber verdient alles Lob. Alles drängt sich zur Schule und zum Gottesdienste herbei. Besonders zahlreich kamen sie am letzten Weihnachtsfest. Der Festtag selbst fiel heuer bekanntlich auf einen Montag, allein schon am Samstag Abend kamen sie in hellen Haufen zur Missionsstation. Da sie sahen, daß wir beim besten Willen keinen Platz zum Übernachten hatten, lagerten sie sich draußen in dichten Gruppen im Grase, um am nächsten Morgen beim ersten Glodenschlag dem Kirchlein zuzueilten. Sie hatten auch nichts zu essen, hielten aber trotzdem drei Tage bei uns aus. Da gedachte unser Hochw. P. Superior der Worte der hl. Schrift und ließ am Feste des hl. Erzmärtyrers Stephanus einen großen Kessel voll gekochter Maiskörner unter die armen, hungrigen Leute austeilten. O, wie gierig sie zugriffen! Wir hätten ihnen gern etwas Besseres gegeben, doch wir leiden selber Not an allem.

Hoffentlich wird auch im kommenden Jahr das liebe Christkind unser gedenken und uns neben der oben angebotenen Nähmaschine wieder mancherlei für unsere guten Schwarzen bringen. Des dankbaren Gebetes unserer Kinder, Katechumenen und Neuchristen dürfen unsere geehrten Wohltäter stets versichert sein. Auch die Arbeiten, Mühen und Opfer unserer Missionäre werden sicherlich Gottes reichsten Segen über all jene herabrufen, die nach Kräften das große Missionswerk unterstützen.

Schwester Agatha, C. P. S.

Dem Gelöbniße treu.

4. Kapitel.

Zwischen Leben und Tod.

Metha stand da mit dem Stolz einer Königin. Sie hielt es unter ihrer Würde, die Krieger anzureden; sie warf ihnen einen vernichtenden Blick zu und begab sich dann zu ihrem Vater, dem Häuptling Simagan.

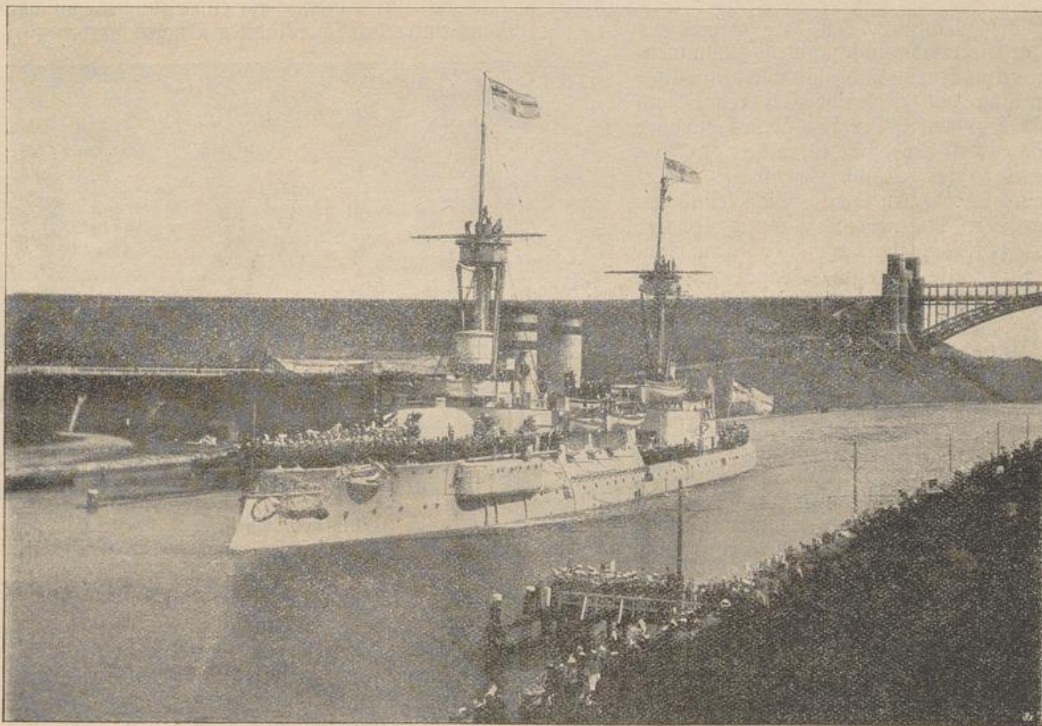
Wid' dagegen fesselte man aufs neue, und zwar viel härter als zuvor; auch verdoppelte man meine Wachen. Nach langen Märschen und fünf qualvollen Nächten — Metha wurde strengstens von mir ferne gehalten — kamen wir beim ersten Morgengrauen des sechsten Tages

nach Apalashuka, dem großen Dorfe der Moskogulen. Als bald wurde ich mit Blumen bekränzt, man bemalte mein Gesicht rot und schwarz, befestigte mir Perlen in Nase und Ohren und gab mir ein Musikinstrument in die Hand. So für das Opfer geschmückt, zog ich unter dem wilden Jauchzen der Menge in Apalashuka ein. Es war um mich geschehen!

Da ertönte plötzlich der Schlag einer Pauke; das Oberhaupt der Nation kündigte eine große Ratsversammlung an. Du kennst, mein Sohn, die ausgefuchten Dualen, unter denen bei den Indianern ein Kriegsgefangener sterben muß. Wohl hatten es bei einigen Stämmen die christlichen Missionäre dahingebracht, daß die Todesstrafe durch eine ziemlich leichte Sklaverei ersetzt wurde, allein bei den heidnischen Moskogulen war

Der Rat kommt zur Sitzung zusammen. Fünfzig Greise in Vibermäntel gehüllt, ordnen sich, das Gesicht gegen den Eingang zugewendet auf einer vor der inneren Säulenreihe hinlaufenden Bank. In ihrer Mitte sitzt der große Häuptling und hält die Friedenspfeife in der Rechten. Auf der gegenüberliegenden Seite nehmen fünfzig Matronen Platz. Ihre Kleider sind mit Schwanenfedern geschmückt. Im Hintergrunde eine Zahl auserlesener Krieger. Sie haben den Tomahawk in der Hand, Hände und Brust sind mit Blut bemalt, und das Haupt zielt eine bunte Federmütze.

Feierliche Stille ringsum. Am Fuße der mittleren Säule brennt das geheimnisvolle Feuer des Rates. Der erste Priester, von acht Tempelhütern umgeben, tritt herein. Ein faltenreiches Gewand wallt bis auf seine



Linienschiff „Weissenburg“.

diese Sitte noch nicht allgemein durchgedrungen, obschon einzelne zu dieser Milderung hinneigten. Heute nun berief der Häuptling die Ältesten des Volkes, um darüber zu beraten, was mit mir geschehen solle. Was wird mein Anteil sein: lebenslängliche Sklaverei, oder ein grausamer Tod auf dem Scheiterhaufen? Ich sollte es bald erfahren.

Ich wurde gebunden in die Versammlung geführt. Das Zelt, in dem die Ratsitzung stattfand, war in der Nähe des Dorfes auf einem isolierten Hügel errichtet. Es bestand aus drei Säulenreihen, welche eine Rotunde bildeten. Die Säulen waren aus Zypressenholz, schön poliert und mit Schnitzwerk verziert. Im Mittelpunkt des Saales stand ein großer, starker Pfeiler, der dem Ganzen den nötigen Halt verlieh. Bunte Bänder aus Blumen und Waldgrün verbanden die Säulen mit diesem Pfeiler, und bildeten ein farbenprächtiges Schutzbach, das einem durchbrochenen Fächer glich.

Füße nieder, und auf dem Kopfe trägt er eine ausgestopfte Gule. Unverständliche Worte murmelnd naht er sich dem Feuer, gießt Balsam vom Kopalbaum über die Flamme aus und bringt der Sonne ein Opfer dar. Alles dient dazu, der hohen Versammlung ein möglichst Ehrfurcht gebietendes Ansehen zu geben.

Mich selbst hatte man gefesselt mitten im Zelte aufgestellt. Das Opfer ist vollbracht, und nun erhebt sich der Häuptling und legt einfach und klar die Sache auseinander, weshalb er den Rat zusammenberufen. Zum Schlusse wirft er eine blaue Halskette in den Saal; es ist das Zeichen, daß er gesprochen.

Hierauf nimmt der Älteste vom Stamme des Adlers das Wort und spricht: „Mein Vater Nifo, ihr Ältesten, Matronen und Krieger der vier Stämme: des Adlers, des Vibers, der Schlange und der Schildkröte! Laßt uns die geheiligten Sitten und Gebräuche unserer Vorfahren in Ehren halten. Seid mutig und überliefert den Ge-

fangenen dem Feuertode! Es ist eine Sitte der Weißen, unserer Feinde, welche uns vorschlägt, ihn zum Sklaven zu machen. Zum Zeichen, daß ich gesprochen, werfe ich eine blutrote Halskette in die Versammlung; gebt auch ihr zum Zeichen des Beifalls jeder eine rote Kette!"

Nun meldet sich eine Matrone zum Wort. Sie redet die hohe Versammlung folgendermaßen an: „Mein Vater Adler hat den Geist eines Fuchses und die Langsamkeit der Schilkröte. Enger wollen wir das Freundschaftsband schließen, wollen zusammen den Friedensbaum pflanzen. Aber wenn in einem Punkte die Sitten unserer Vorfahren etwas Trauriges an sich haben, wollen wir sie ändern. Was nützt uns ein toter Fremdling? . . . Ist es nicht viel besser, wir machen ihn zum Sklaven? Dann kann er unsere Felder bebauen, kann uns Wasser tragen und Holz holen, um das Feuer zu schüren. Besser fürwahr ist das, als daß er in wenigen Stunden am Marterpfahle verblute. Ich habe gesprochen.“

Wie die Meereswogen schäumend zusammenschlagen beim Sturmwind, und wie dem Flußufer entlang das Röhricht sich beugt und wieder erhebt unter der Wucht des darüber hinwegfegenden Nordwindes, also durchlief ein lautes, wirres, sich gegenseitig widersprechendes Gerede den Saal. Die Meinungen waren geteilt; Männer und Frauen, Krieger und Älteste sprachen dafür und dagegen. Endlich trug der alte heidnische Brauch den Sieg davon, und Simagan, der Häuptling, verurteilte mich zum Tode auf dem Scheiterhaufen.

Ein Umstand verzögerte indes meine Hinrichtung. Das Fest der Toten oder das Gastmahl der Seelen nahte heran, und es ist bei den Indianern heilige Sitte, während dieser Festtage keinen Gefangenen hinzurichten. Ich wurde daher in meine Haft zurückgeführt und strenge bewacht. Gewiß hielt man auch die Tochter Simagans sorgfältig von mir fern, denn ich hatte seit jenem Abend Aetha nicht mehr gesehen.

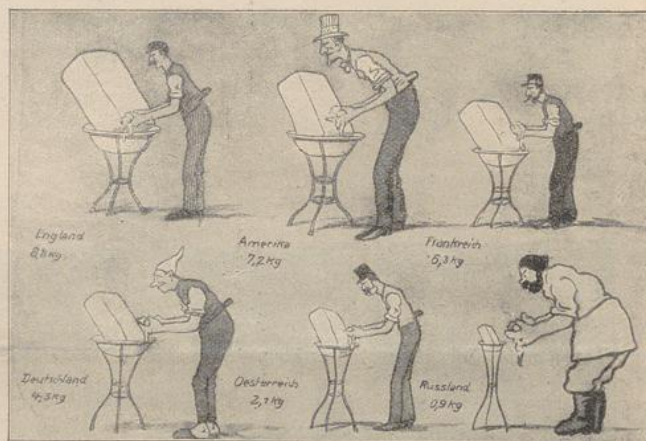
Der große Tag brach an. Von 300 verschiedenen Ortschaften in der Runde kamen die Stämme in Menge heran, demselben beizuwohnen. Am genannten Tage grub jede Hütte die Ueberreste ihrer Vorfahren aus, und nach Ordnung der Familien wurden die Gebeine in einem eigens hiefür erbauten Saale geordnet. Draußen heulte der Sturmwind, die Baumwipfel und die Wasser rauschten, drinnen aber schlossen die Vertreter der einzelnen Ortschaften und Stämme Schutz- und Trugbündnisse ab über den Gebeinen ihrer Väter.

Dann ordnete man die Leichenspiele. Der Priester ruft den Geist der Gewässer an und erzählt den versammelten Indianern die Heldentaten der großen Männer der Vorzeit. Er erzählt auch vom Wunder der Sündflut, wie auf Geheiß des großen Geistes die Wasser herabkamen, und der fromme Massu allein gerettet wurde in seinem Rindenbark und wie er den Raben ausschickte zur Entdeckung der Erde. . . . Er erzählte der laufenden Menge von der schönen Endä, die aus dem Lande des Todes zurückkehrte, gerufen durch die süßen Gefänge ihres trauernden Gatten.

Nach diesen Spielen und Reden schickte man sich an, den Vorfahren ein ewiges Grab zu bereiten. Am Ufer des großen Flusses, der seine Wasser am Apalatscha vorüberwälzt, steht ein uralter, wilder Feigenbaum. Er galt den Indianern als heilig; an seinem Fuße hatte

man ein großes Grab ausgeworfen, die gemeinschaftliche Ruhestätte der Vorfahren. Vom Leichenhaale aus bewegte sich der Zug unter Absingen des Todeshymne dem Baume zu. Jede Familie trug einige geheiligte Ueberreste, die das gemeinsame Grab aufnehmen sollte. Die Reliquien werden hinabgesenkt in die Gruft und durch Viber- und Bärenfelle getrennt. Dann fällt schwere Erde nieder, ein mächtiger Grabeshügel beginnt sich zu wölben, und zuletzt pflanzt man den Baum der Tränen und des Schlafes über der heiligen Stätte.

Sind diese Gebräuche nicht rührend, mein Sohn? Und dennoch, kaum war das schöne Fest vorbei, so verlangten alle, selbst die Frauen, die mich früher so reichlich beschenkt und die so eifrig für mein Leben gesprochen hatten, meinen schleunigen Tod. Mit lautem Geschrei begehrt alles meine Hinrichtung, und ganze Stämme verschoben ihre Abreise, um einen jungen, unschuldigen Mann unter den schrecklichsten Qualen sterben zu sehen.



Die Keimlichkeit. Seifenverbrauch pro Kopf und Jahr, gegenüber Bevölkerungsziffer. (Schlichthof, Berlin 68.)

So veränderlich und wankelmütig ist der Mensch! Töricht ein jeder, der seine Hoffnung auf ihn setzt!

In einem Tale gegen Norden, nicht weit vom großen Dorfe entfernt, erhob sich ein Gehölz von Cypressen und Tannen, der *Blutwald* genannt. Mitten im Wald dehnte sich eine Arena aus, wo man die Kriegsgefangenen zu opfern pflegte. Im Triumph führte man mich dorthin. Tausend Hände rühren sich, alles ist geschäftig, mir den Garau zu machen. Der Marterpfahl wird eingerammt, Fichten, Ulmen und Cypressen fallen unter den dröhnenden Schlägen der Art; bald erhebt sich ein riesengroßer Scheiterhaufen, während die fröhlichen Zuschauer aus Zweigen und Baumstämmen sich bequeme Schauplätze bauen. Alles sinnt auf meinen Tod, und jeder erfindet eine neue Marter: der eine nimmt sich vor, mir die Haut von der Hirnschale abzureißen, ein anderer mir mit einem glühenden Eisen die Augen zu blenden usw. Ich kenne das und stimme den Totengesang an:

„Nicht fürcht' ich die Qualen, o Moskogulen,
Denn tapfer bin ich, wie meine Väter,
Der kühne Utagisse und Makulu,
Die aus den Schädeln der Helden tranken,
Der größten eures feigherzigen Stammes.
Nicht einen Seufzer sollt ihr meinem Mund entlocken!“

Gereizt durch mein Lied, griff ein Krieger nach seinem Bogen und jagte mir einen Pfeil durch den Arm. Ich sagte nur: „Bruder, ich danke dir!“

Die Henkersknechte hatten sich zwar sehr bemüht, doch konnten sie die Vorbereitungen zu meiner Hinrichtung nicht vor Sonnenuntergang beenden. Nun durften aber, wie der Oberpriester sagte, die Geister der Nacht nicht gestört werden, und so wurde mein Tod bis auf den kommenden Morgen verschoben. Die Ungeduld der Indianer aber, das seltene Schauspiel zu sehen, war zu groß. Sie verließen daher den Blutwald nicht, sondern zündeten große Lagerfeuer an und hielten Tänze und Gastmahl.

Hatte ich noch einen Funken von Hoffnung auf schließliche Rettung im Herzen? Nein, ich hatte sie längst aufgegeben. Wenn nicht etwas Außerordentliches geschah, war ich verloren. Und siehe, das Unerwartete geschah! — — (Fortsetzung folgt)

Gehet zu Joseph!

Von einer Vergißmeinnicht-Leserin gingen uns folgende Zeilen zu:

„Ich lese das Vergißmeinnicht sehr gerne, besonders aber freut es mich, daß darin dem hl. Joseph solch' innige Verehrung gezollt wird. Auch ich habe die Hilfe dieses großen Heiligen schon oft erfahren. Als Beamtenwitwe habe ich oft recht zu sparen, und zuweilen häufen sich die verschiedenen Zahlungen so, daß ich nur mit Bangen in die Zukunft schaue.

So war ich einmal in der Kirche, hatte den Kopf voll Sorgen und wußte nicht, woher mir Hilfe werden sollte. Da erinnerte ich mich, wie der hl. Joseph schon so vielen aus leiblicher und geistiger Not geholfen, und begann mit großem Vertrauen zu beten, daß er auch mir ein Helfer und Fürbitter bei Gott sein möge. Dies war am Morgen. Mittags um 12 Uhr kommt mein Junge aus der Schule und ruft mir schon unter der Haustüre zu: „Mama, ich habe 10 Mark Stipendium bekommen!“ — Kurz darauf hatte ich eine Rechnung zu begleichen; sie fiel zu meiner Verwunderung um mehrere Mark niedriger aus, als ich erwartet hatte. Ein anderesmal war ich in Verlegenheit wegen Kartoffeln, doch in Bälde bekam ich einen gehäuften Korb voll geschenkt. Das alles sind Kleinigkeiten, und die Weltkinder erblicken darin den reinsten Zufall, mir aber haben diese Vorkommnisse die Liebe und das Vertrauen zum hl. Joseph mächtig gestärkt, und ich rufe allen demütigen, kindlich-gläubigen Seelen zu: „Gehet zu Joseph! Ihn hat der Herr gesetzt über sein ganzes Haus!“

Andacht zum hl. Judas Thaddäus.

Eine Förderin unserer Missionschriften schreibt uns folgendes:

„Wohl wird in unserer Zeit die Verehrung und Anrufung der Heiligen vielfach verworfen, doch der gläubige Katholik hält sich an die Lehre seiner Kirche und findet gerade in der Verehrung der Heiligen großen Trost und mannigfache Hilfe. Ich selbst habe ein großes Vertrauen

gefaßt zu einem Heiligen, der meines Grachtens viel zu wenig verehrt wird, nämlich zum hl. Apostel J u d a s T h a d d ä u s. Schon wiederholt hatte ich gelesen, daß er gerade in recht schwierigen, verzweifeltsten Fällen sich als überaus mächtiger Helfer und Fürsprecher erweise, und Gott habe dies deshalb so gefügt, weil dieser Heilige seines odiosen Namens „Judas“ wegen weniger verehrt werde, als die übrigen Apostel. Sei dem, wie ihm wolle,



Am Heuboden brennt's! Nach einem Gemälde von Julius Klauß.

Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart.

mir selbst hat er, davon bin ich fest überzeugt, in einem schweren Leiden geholfen. Die Sache verhält sich so:

Schon von Kindheit an litt ich an einer sehr mangelhaften Verdauung, einem peinlichen Leiden, das sich mit den Jahren immer mehr verschlimmerte. Sehr oft hatte ich auch an Kopfweh und sonstigen bösen Begleiterscheinungen zu leiden. Natürlich wandte ich mich zunächst an die Ärzte und Doctoren, nahm die denkbar mannigfachen Gegenmittel ein, doch der Erfolg war nur gering

und nie von dauernder Wirkung. Da nahm ich in dieser verzweifeltsten Lage meine Zuflucht zum hl. Judas Thaddäus; und siehe, nach der zweiten, vertrauensvollen Novene, die ich hielt, fand ich Erhörung. Ich bin geheilt und schreibe die Herstellung meiner Gesundheit einzig und allein der Fürbitte dieses großen Heiligen zu. Vielleicht kommen diese Zeilen mancher armen und bedrängten Seele zur Hand. Sie fasse Mut, wende sich vertrauensvoll an den hl. Apostel Judas Thaddäus, und auch sie wird, falls es Gottes Wille ist, Hilfe und Rettung finden."

An Maria.

O himmlische Frau Königin,
Du aller Welten Herrscherin!
Halt du auch deine Mutterhand
Steis über unser Vaterland.
Nimm es in deinen Schutz und Schirm!
Wend ab von ihm des Unglücks Stürm!

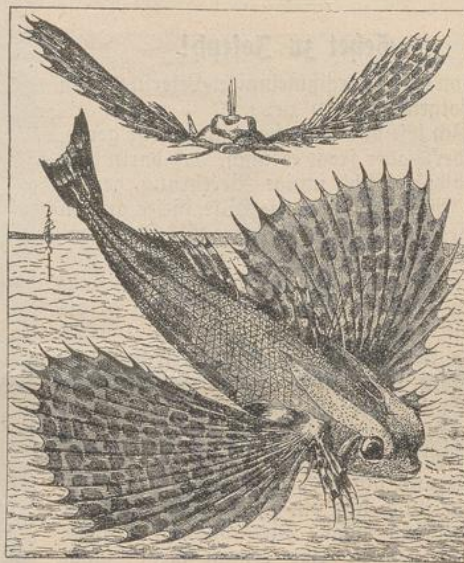
O himmlische Frau Königin,
Du aller Welten Helferin!
Stell dich für uns vor Gottes Thron,
Erfleht uns Hilf bei deinem Sohn,
Der für uns von dem Himmel kam,
Uns hat erlöst am Kreuzestamm.

O himmlische Frau Königin,
Du uns'res Heils Beschützerin!
Laß uns die Uebel dieser Welt,
Zu uns'rer Seele Heil bestellt,
Benutzen auch zu unserm Heil,
Daß einst für Leid werd' Freud zu teil.
Altes Kirchenlied.

Lüge niemals!

Eine in Amerika verheiratete, aus Deutschland stammende Frau trug Verlangen danach, einmal die alte Heimat wiederzusehen und ihre dort noch lebenden Eltern und Geschwister zu besuchen. Ihr Gatte, ein gutsituiert Kaufmann, hatte gegen die Absicht, eine Reise nach Europa zu unternehmen, nichts einzuwenden, nur erklärte er, daß er selbst seiner Geschäfte wegen die Fahrt nicht mitmachen könne. Die Frau erkannte die Nichtigkeit der Gründe, welche die Begleitung des Mannes unmöglich machten, an und entschloß sich, mit ihren zwei Kindern, Mädchen im Alter von drei und fünf Jahren, nach Deutschland zu reisen. Es wurde dann auch der Reiseplan entworfen und den fernen Eltern der baldige Besuch auf heimatlichem Boden angekündigt. Bald nachher bestiegen Frau und Kinder unter den heißen Segenswünschen des Gatten und Vaters in New York einen Lloyd-Dampfer, der sie nach Hamburg bringen sollte. Die Ueberfahrt über den Ozean ging auch glücklich von statten, als aber die Frau, welche sich fröhlich und wohlgenut in New York eingeschifft hatte, in der alten Welt anlangte, bot sie ein Bild des Jammers dar. Totenbleich, mit verweinten Augen und gramgefüllten Zügen, wankte sie, wie gebrochen dahin, mit zitternder Hand ihr fünfjähriges Töchterchen führend; das andere dreijährige Mädchen fehlte, es hatte seinen frühen Tod in den Wogen des Meeres gefunden. Auf welcher schrecklichen Weise, das erzählte die beklagenswerte Mutter in dem Zuge, der sie ihren betagten Eltern zuführte, einem sie teilnahmenvoll nach der Ursache ihres offenkundigen großen Schmerzes fragenden Mitreisenden.

An einem schönen, sonnigen Tage war die Mutter mit ihren beiden Kindern um die Mittagszeit auf Deck gegangen, während die übrigen Passagiere sich im Speisesaal oder in ihren Kabinen befanden. Nach einer Weile zeigte sich das dreijähr. Töchterchen etwas unartig und als es auf wiederholte Ermahnungen hin sein Verhalten nicht änderte, hob die Mutter das Kind empor und sagte zugleich in drohendem Ton zu demselben: „Siehst Du, dort in den Wellen schwimmt eine große Meerfische, der werfe ich Dich zu, wenn Du nicht gleich artig bist.“ Die letzten Worte begleitete die Frau mit einer Bewegung, als ob sie das Mädchen in Flut werfen wolle. Das Kind versprach nun, artig zu sein, und die Mutter setzte es wieder auf den Boden. Die Drohung hatte also Erfolg gehabt. Was sich aber bald nachher ereignen sollte, davon hatte die arme Frau keine



Flughähne (*Daetylopterus volitans*). Schlöthel, Berlin 68.
Wie ein Geschöpf aus vorgeschichtlichen Tagen mutet das über dem Wasser dahinschwebende Tier uns an, geistesfisch, als habe die Natur mit ihm einen Scherz machen wollen.

Ahnung, als sie das Kind mit dem Hinweis auf die Meerfische einschüchterte, sie würde sonst um alles in der Welt nicht jenen Ausspruch getan haben.

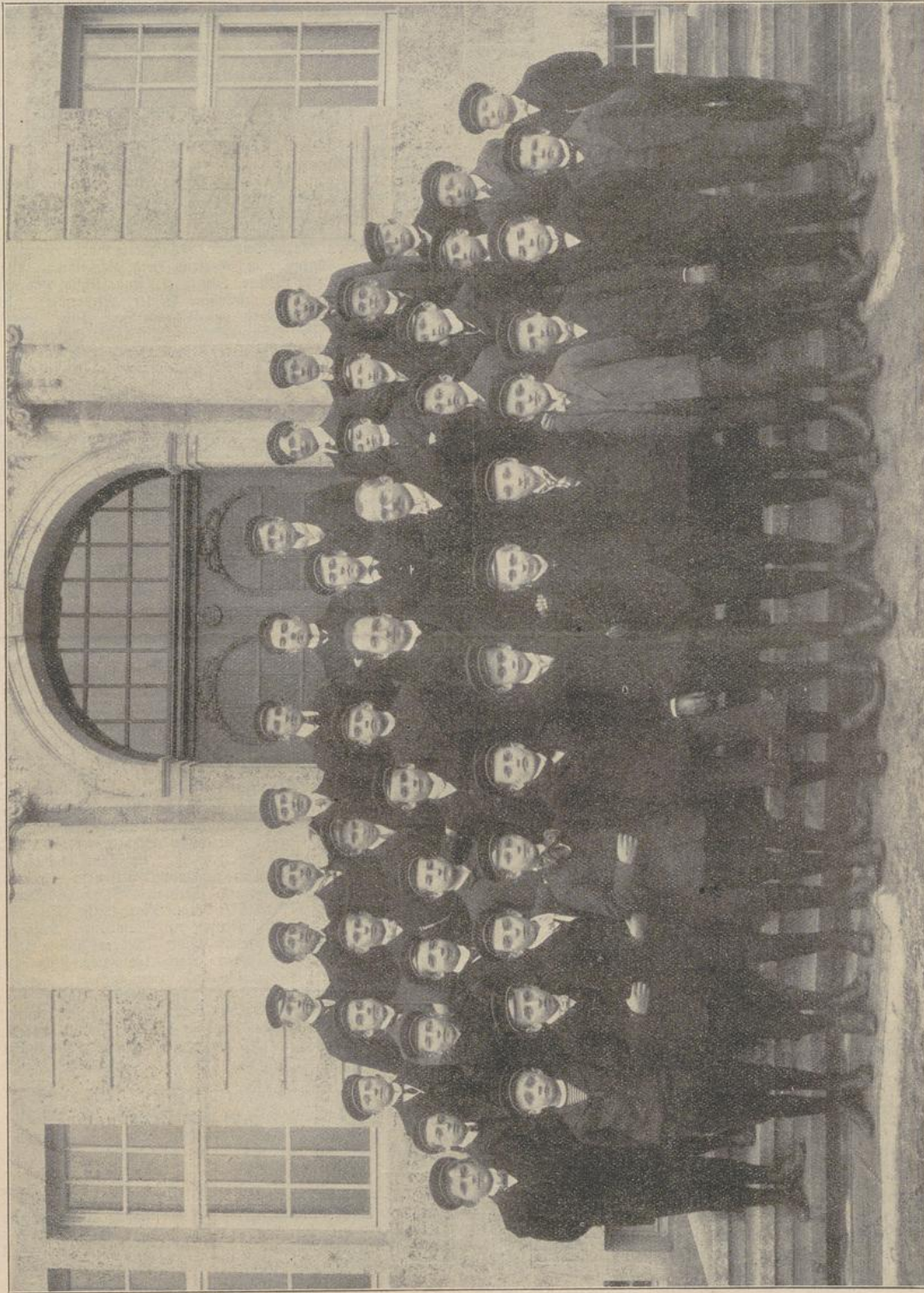
Kurze Zeit nach dem erwähnten Vorfall ging die Mutter, dem älteren Töchterchen einschärfend, genau auf das Schwesterchen aufzupassen, in ihre Kabine, um sich eine Hädelarbeit zu holen. Als sie nach wenigen Minuten mit dem Arbeitskörbchen zurückkehrte, fand sie das fünfjährige Mädchen allein an der Stelle, an der sie von den Kindern weggegangen war. Ein jäher Schrecken befiel die Frau. „Nun, was ist geschehen, wo ist Lilly?“

„Ach, liebe Mama“, antwortete das Kind, „als Du fort warst, war Lilly wieder unartig und da habe ich getan, was Du vorhin schon tun wolltest, ich habe sie der Meerfische hingeworfen!“

In der Tat, das Mädchen hatte die kleine Lilly in's Meer geworfen.

Fast wahnsinnig vor Schmerz lief die Frau auf dem Deck herum und schrie: „Meine Lilly, meine arme Lilly! O rettet mein Kind!“

Sofort wurden von der Schiffsmannschaft alle Anstalten getroffen, das Kind den Wellen zu entreißen, doch alle Bemühungen waren umsonst. Nicht einmal die



Eine Gruppe der Zöglinge des Altonianum in Lohr a. M.

Leide des armen Kindes konnte aufgefunden werden, die Mutter hatte durch ihre unbesonnene Aeußerung, die von Nanny gehört und als eine ernst zu nehmende Drohung aufgefaßt worden war, ihre zärtlich geliebte Lilly für immer verloren. Sie war in heller Verzweiflung und nur mit Mühe gelang es den Offizieren und einigen mitreisenden Damen, sie von dem schrecklichen Vorhaben zurückzuhalten, ebenfalls in den Wellen den Tod zu suchen.

Wird wohl jemals die tiefe Wunde heilen, die sie durch eine unbedachte Aeußerung dem eignen Herzen geschlagen? D'rum, ihr alle, die ihr diese Zeilen leset, lüget nie!

Briefkasten.

Wir suchen für unser Missionshaus „St. Paul“ einen tüchtigen, religiösgeübten Lehrer, der imstande wäre, junge Leute bis zur Ober-Tertia in den herkömmlichen Gymnasialfächern, speziell in Geographie, Deutsch und Mathematik zu unterrichten. Bezüglich der näheren Bedingungen wende man sich an den Hochw. P. Fjemb. Leyendecker, Superior des Missionshauses St. Paul, Post Walbeck, Rheinland.

Der Hochw. P. Erasmus Hörner, Missionär in St. Michael, dankt unsern edlen Wohltätern herzlich für den ansehnlichen Beitrag zur Anschaffung von Gloden. Das neue Geläute bildet die Freude und den Stolz der ganzen Missionsstation, und sowohl von den schwarzen Kindern und Neubekehrten, wie von den beiden Ordensgemeinden wird fleißig für die Wohltäter gebetet.

Gundelungen: R. S. 31, M. G. 26, Th. G. 10: Alles in Ordnung.

L. S. in B.: Nein!

F. M. M.: Dtb. erhalten.

Dsbq., L. G. S.: Betrag erhalten.

Antoniusbrot

für Afrika teils als Bitte, teils als Dank ist eingegangen aus: (Veröffentlichung war versprochen)

Nagelsberg, Senden, Ottersweier, Geisa, Sanden, Steinburg, Weßtrich, Mergshofen, Dhlungen, Schönmach, Greichenbach 2mal, Luzern, Wallenstadt, Hülft, Basel, Müti, Oberjagen, Wylen, St. Gallen, Obermuren, Ushusen, Dären, Brandt, Frauwalllesheim, Derichsweiler, Püg, Bochum, Böffinghausen, Köln, Münster i. W., Lauf.

Dankfagungen

gingen ein aus: Erzingen: Errettung aus großer Gefahr auf Anrufung der hl. Familie, des göttl. Herzens Jesu und des hl. Antonius. Oberwittighausen: Dank dem hl. Antonius, der hl. Rita und den armen Seelen. Mückmohlsheim. Künzelsau: Dank der lieben Muttergottes, dem hl. Joseph, hl. Antonius und sel. Gerard für erlangte Gesundheit. Kappel: Dank der hl. Anna, dem hl. Antonius und hl. Gebhard; Dank dem hl. Basilius und Rochus für Hilfe in Halsleiden; dem hl. Joseph sei Dank für Hilfe im Beruf.

Gebets-Empfehlungen

in verschiedenen Anliegen gingen ein aus: Decorah, Iowa, um Gesundheit; Wangen, Seebach, Böschwoog, Dilsried, Zinnenstadt, Gänzburg, Waghurst, Erlenbach, Kleinfinghofen, Dahlen, Heroldsbach, Gottenheim, Bach, Niederhomburg, Schlierstadt, St. Gallen, Wil, Au, Wallenstadt, Merenschwand, Basel, Kradolf, Amriswil, Zella, Rheinbrohl, Bernkastel, Eupen, Aspelt, Raderborn, Duisdorf, Münster i. W., Duisburg, Montjoie, Aachen (Ausharren im Ordensstande).

Memento!

Von unseren Wohltätern und Mitgliedern unseres Wohltäter-Messebundes sind gestorben und werden dem frommen Gebete unserer Leser empfohlen:

Kath. Bed, Gau Weinheim. Karolina Vertsche, Sulzbach. Franziska Lichtenberger, Ettenbeuren. Frau Rohmann, Würzburg. Marg. Schlör, Holzschirhausen. Maria Geel, München. Christ. Kath. Pir., Hanberg. Kath. Sellmeier, Moosburg. Maria Kirchbauer, Marktöffingen. Karolina Sigwath, Hundsbad. Sr. M. Henriette Diebolt. Elisabeth Böhrer, Straßdorf. Johann Böhm,

Moblos. Agatha Pfleggar, Hagau. Herr Nidert, Mählsbach. Marg. Graf, Langenhofen. Sebastian Scherer, Pögenhof. Witwe Braun, Eickenweiler. Ignaz Zoller, Dehwang. Franziska Schupp, Ottrott. Andreas Zederer, Meßneried. Anna Maria Schurr und Edwina Fischer, Seebach. Walburga Braun, Langenschemmern. Regina Uhlrich, Freudenberg. Franziska Nijser, Hagau. Helena Blum und Franziska Nothiz, Erstein. Maria Bäuerle, Baden-Baden. Michael Bader, Forst. Anna Geißl, Deggenhof. Josef Grein, Mondfeld. Thomas Lettner, Stallau. Anna Maria Lang, Sulzbach a. M. Johann Bader, Rosalia Appel, Elisab. Stolz, Dillshausen. Ludwig Blaz, Freudenberg. Barbara Dorich, Bördorf. Kreszentia Schoner, Theresia Weidhart, Frau Papf, Geisingen. Josef Franz, Wilmersreuth. Theresia Niepl, Regensburg. Maria Apollonia Heiningen, Geiselbach. Maria Anna Spraul, Haslach. Josef Geibert, Buchen. Franz Reihig, Neufang. Theres Stumbach, Niederwald. Augustin Helfrich, Rastdorf. Theres Armreich, Elisab. Geßl, Johanna Wingenfeld, Seßelbach. Kath. Meßler, Konrad und Anna Maria Deschner, Mönchherrnsdorf. Amigunda Pfau, Kötsch. Anton Vog, Gertrud Heil, Kenzelsbuch. Maria Meier, Weiden. Oskar Wehrle, Stuttgart. Anna Ruch, Paprogau. Hedwig Niebeth, Breslau. Jakobine Heßler, Niedermerz. Elise Welsch, Wirsau. Witwe Kath. und Florian Weil, B.-la. Gertrud Troisdorf, Langendorf. Michael Kippen, Bisingen. Jakob Kremer, Sommerum. Marg. Holtrichter, Heimerzheim. Lehrerin Niggeschmidt, Clementine Schlüter, Elise Engels, Geseke. Bern. Meyer, Borringhausen. Maria Feilen-Bisch, Winheim. Katharina Willen, Trier. Pfarrer A. B. Meyer, Bigge. Maria Kaltwasser, Watten-scheid. Frau Schönhofen, Goch. Anna Wagener und Christine Schumacher, Niederwelsenbach. Frau Lehrer Dieterichs, Kalenborn. Friedrich Koster, Frielingsdorf. Bernard Weßeling, Wietringen. Frau Braun, Wilhelmine Hansen, Peter Reich, Walheim. Nikol. Ludes, Ehlenz. Bernardine Feldmann, Holborn. Pfarrer Heinrich Schlauder, Bodenau. Josefine Rieckel, Schwede. Edmund Kardud, Hoengen. Willy Laischer, Noetgen. Kath. Andre, Koblenz. Heinrich Fiedelschulte, Haltern. Michael Rieffen, Holzim. Anna Nijth, Trier. Katharina Schöneke, Milwaukee, Wis. Maria Schneider und Ritus Dennert, Brooklyn, N.-Y. Frau Hardegger, Winterthur. Jakob Ahrlin, Neßken. Maria Stroh, Uznach. Jakob Hüll, Oberbüren. Johann Jung, Schönenbaumgarten. Franziska Ott, Einigen. Karolina Jendner, Goltbach. Ulrich und Ida Rich, St. Peterzell. Jakob Jilja, Zugwil. Pfarrer Condamin, Niederwil. Maria Bruner und Christina Gugwiler, Thernwil. Kreszenz Groß, Kreszenz Scherer, Elisab. Schlumberger, Konrad Vint, Anton Schuhmann, Motten. Theresia Müller, Peterstal. Apollonia Fries und Michael Heller, Tauberrettersheim. Maria Anna Kuhn, Reg-bach. Karl Korfner, Breslau. Regina Neckermann, Dillshausen. Johann Zimmermann, Gänzburg. Peter Gailer, Ebern. Josef Winkler, Farchant. Bauer, Schumann, Bergham. Anna Maria Jidl, Theuern. Marg. Fleischer, Würzburg. Anna Wendt, Gedanten. Theresia Lust, Kienberg. Frau Brogle, Sädlingen. Frau Hofrat Vog, Würzburg. Christine Kottmüller, Unterhaching. Johana Kößler, Hochabrunn. Josefina Kiermeier, Ripsfelsberg. Anna Steinberger, Siegenberg. Agnes Hahnloser, Schlatt. A. Droschta, Sohrau. Theres Amann, Spaltenstein. Karolina Geiser und Josef Fischer, Seebach. Regina Hochmuth, Mittenau. Franziska Narr, Lechhausen. Herr Roberts, Steinau. Mathilde Dubont, Nürnberg. Magdal. Meter, Steinberg. Margaretha Neuhäuser, geb. Rademacher. Anna Kath. Krupp, geb. Bombauer. Katharina Giller, Gilgen. Wilhelm Rombach, Rott. Maria Justine Ködig, Köln. Laurenz Schnigler, Winden. Katharina Knop, Köln-Denz. Toni Nipper. Luise Schulte, Billerbeck. Herr Weber, Strineberg. Helene Meuser, Frimmersdorf. Katharina Schepers, Wyben. Margaretha Lambert. Peter und Anna Gill, Niederzissen. Franziska Dinsken, Rhade. Ferdinandine Baronin Houlton, Bonn. Karoline Engsternberg-Fogen, Schleich. Peter Josef Weber, Schevenhütte. Elisabeth Rauen, Trier. Anton Hillmeier, Westenholtz. Egidius Reuchen.

Grabin'schrift.

Joseph und Josepha heißen wir,

In den Himmel reisen wir.

Wir wünschen den Eltern gute Nacht,

Wollen sehen, was unser Jesus macht.

(In Diebstahl bei Augsburg auf dem Grabe von Biondingen.)

Wir sind ein Volk, vom Strom

der Zeit

Gespält zum Erdeneiland,

Voll Unfall und voll Herzeleid,

Bis heim uns holt der Heiland.

Das Vaterhaus ist immer nah,

Wie wechseln auch die Lese —

Es ist das Kreuz auf Gol-

gatha,

Heimat für Heimatlose.

Eruch auf dem Kirchhof in Solt,
wo die gestrandeten Leichen bestattet werden.

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei vorausgehender Uebereinkunft jedoch gerne gestattet.

Verantwortlicher Redakteur Georg Kropp in Würzburg. — Druck und Verlag der Fränkischen Gesellschaftsdruckerei G. m. b. H., Würzburg.

Vergißmichnicht

Illustrierte Zeitschrift
der Mariannhiller Mission, Südafrika.

Mit Oberhirtlicher Druckerlaubnis und Genehmigung der Ordens-Obern.
Gesegnet von Sr. Heiligkeit Papst Pius X.

Alle Anfragen, Bestellungen, Zahlungen und
Sendungen sind zu richten an die:



Vertretung der Mariannhiller Mission
in Köln a. Rh., Brandenburgerstr. 8.

30. Jahrgang.
Nr. 6.

Erscheint monatlich
und kostet
pro Jahrgang
Mk. 1.50,
direkt franko zu-
gesandt oder von
unsern Befördern
bezogen.

Uebersetzungen
im Interesse der
Mission
sind willkommen.
Probenummern
gratis.

Wer diese Zeitschrift
bestellt, tut gleich-
zeitig ein gutes
Werk zu Gunsten
der armen Heiden
in Afrika.

Bestellungen
auf das
Vergißmichnicht
gehen am ein-
fachsten auf dem
Abschnitt der
Zahlkarte oder
Postanweisung.

Postfach-Konto
Köln Nr. 1652.



Sleißige Gärtner.

Köln a. Rh.
Juni 1912.

Der Reinertrag
dieser Zeitschrift
wird nur für
Missionszwecke,
für die Ausbreitung
unserer heiligen
Religion ver-
wendet, weshalb
der Hl. Vater
Pius X. zu wieder-
holtenmalen allen
Wohlthätern
unserer Mission
seinen apostolischen
Segen erteilt hat.

Beförderer des
Vergißmichnicht
werden an allen
Orten gesucht.

Für die Abonnenten
des Vergißmichnicht
als Wohlthäter
unserer Mission
werden täglich in
der Kollegiatkirche
zu Mariannhill
2, oft 3 hl. Messen
gelesen.



Der Himmel.

Kennst du das Land, wo ew'ge Lenze blüh'n,
Und Früchte purpurrot dem Auge glüh'n,
Unsterblich Licht dem Blick unsterblich strahlt,
Ein neues Lied zu Gottes Thron erschallt?
Kennst du es wohl? — Dahin, dahin
Möcht' ich mit dir, o mein Geliebter, ziehn!

Kennst du das Haus, auf Erden unbekannt,
Mit Perlektor und Säulen von Demant?
Trittst du hinein, so winken Engel dir:
„Verkürter Freund, sei uns willkommen hier!“
Kennst du es wohl? — Dahin, dahin
Möcht' ich mit dir, geliebter Bruder, zieh'n!

Kennst du die Stadt, wo keine Träne quillt,
Weil Gottes Anschau'n jede Klage stillt,
Wo Trennungsschmerz und Leiden unbekannt
Und Todeschauer ewig sind verbannt!
Kennst du sie wohl? — Dahin, dahin
Möcht' ich mit euch, geliebte Freunde, zieh'n!

Kennst du den Berg, gekrönt mit Amethyst,
Von Gottes Weisheit gold'nem Strahl geküßt,
Wo Lieb und Wahrheit ewig sich vermählt,
Und Eden's Pracht erneuten Einzug hält!
Kennst du ihn wohl? — Dahin, dahin
Laßt aus dem Tränental uns freudig zieh'n!

Gott will es!

Gelegentlich einer Missionsversammlung, die am 3. März 1912 in Neuf stattfand, führte der Hochw. Pater Provinzial Assiepe O. M. J. in einer begeisterten Rede über die Heidenmission der Gegenwart und den speziellen Anteil, den die katholischen Frauen und Jungfrauen daran haben, etwa folgendes aus:

„Ein Biograph des hl. Bonifatius sagt von England: „In den ersten christlichen Jahrhunderten war England so reich an christlicher Liebe, daß es eine Segensquelle für das Festland wurde. Der Kirche zollte es seinen Dank, indem es die Völker, welche noch in der Finsternis irrten, dem Glaubenslicht zuführen half.“ Die Dankbarkeit zwingt uns, sein Beispiel nachzuahmen. Ein großes Herz dankt in großen opfervollen Liebeswerken. Und ein wahrhaft katholisches Herz ist ein großes, weites Herz. Dessen muß sich vor allem an das altehrwürdige Castra Novesium, das große Heiden der Nation besitz, erinnern. Das katholische Deutschland beginnt die Dankeschuld abzutragen durch das Liebeswerk der Missionen; in dieser Stadt aber durch die besondere opfermutige, begeisterte Tätigkeit der Frauen in der Missionsvereinigung der katholischen Frauen und Jungfrauen. Der Redner will nicht für seine Genossenschaft sprechen, sondern im Namen aller Missionare und Missionschwester den edlen Frauen und Jungfrauen danken, die schon soviel für die Missionen getan haben und wünscht, daß die Männer und Jünglinge durch ihr Beispiel angeeifert würden. Erweiterung und Vertiefung des Missionsgedankens, das sei der Zweck des heutigen Abends.“

Warum müssen wir die Missionen unterstützen? — Weil es der klar ausgesprochene, der letzte und entscheidende Wille Jesu Christi ist. Das Testament Jesu lautet: „Mir ist alle Gewalt gegeben im Himmel und auf Erden. Darum gehet hin und lehret alle Völker und taufet sie . . . Und siehe ich bin bei euch alle Tage bis ans Ende der Welt.“ — Gott will es. Alle Menschen sind berufen, keiner ist ausgeschlossen. Darum sollen die Voten seiner Kirche zu ihnen gehen. Die Missionstätigkeit bildet nach Jesu Willen den Lebensnerv der Kirche.

Wie müssen wir die Missionen unterstützen? Nach dem Beispiel der heiligen drei Könige, der Erstlinge der Befehrten aus dem Heidentum, durch das Gold der materiellen Opfer, den Weihrauch des Gebetes und die Myrrhen der persönlichen Hingabe.

In begeistert warmen Worten hielt der Hochw. Pater seinen Zuhörerinnen die mutige Maria Magdalena vor

Augen, wie sie als die erste, „als Apostel der Apostel und die erste Missionarin Christi“ die frohe Botschaft verkündete: „Er ist wahrhaftig auferstanden!“ Sie kann als Vorbild gelten unseren mutigen Ordensschwestern im Heidenlande, wie sie dort, wo die Würde der Frau so tief gesunken ist, durch ihr Ansehen, ihre Schultätigkeit, ihren Opfermut am Krankenbett, Licht und Frieden in die ärmsten Herzen tragen.

Noch tiefer führt der Redner seine Zuhörerinnen ein in die Notwendigkeit einer allseitigen Missionsunterstützung, da er von der Ausbildung der Missionare in den Missionshäusern sprach, und wie von der Unterstützung der letzteren das Gelingen des großen Werkes wesentlich abhängt. Leider aber fehle vielfach gerade in besseren Kreisen das Verständnis dafür und es sei Tatsache, daß die Heiden zum meisten ihr Glück der Unterstützung durch die Unbemittelten verdankten. Veronika gab ihren eigenen Schleier hin, um Jesu Antlitz vom Blut zu reinigen, und wie manche Dame gibt Geld und Gelder hin zu unnützer Toilette und eitlem Tand . . . — Der tiefste Grund, warum viele Kreise der Missionsfrage fernstehen, ist die Unkenntnis. Was man nicht kennt, interessiert nicht. Darum die Notwendigkeit, die kathol. Missionszeitschriften zu verbreiten und Missionsvereinen beizutreten. Wie beschämend ist da für uns Deutsche das Ausland und für die Erwachlenen der Kindheit-Jesu-Verein. — Gegenüber der Schwierigkeit, daß im eigenen Vaterland, besonders in der Diaspora, die Not doch selbst so groß sei, ist zu erwidern: einmal gehören auch die Heiden zur Erlösung, dann beweist die Erfahrung, daß in Gegenden, wo der Missionsgedanke blüht, auch viel für die Diaspora getan wird und das katholische Leben am lebendigsten ist.

In den Missionsvereinen wird auch die größte Macht der Religion gepflegt, das Gebet. Wie die frommen Frauen für Christus und die Apostel besorgt waren, so stehen die katholischen Frauen und Jungfrauen als große Gebetsmacht den Missionaren bei. Er erinnerte da an die heilige Theresia; er ließ seine Zuhörerinnen auch in die Ewigkeit blicken, wo manche gereinigte Heidenmutter und -jungfrau bei Gott ihnen dankt.

Wann sollen wir das Missionswerk unterstützen? Heute ist die große Zeit. Frankreich, das früher den größten Teil der Missionen und Missionsalmoosen aufbrachte, leidet furchtbar unter der Verfolgung der Kirchenfeinde.

Wir deutschen Katholiken haben die Verfolgung glücklich überstanden, unser Land befindet sich in einer



Christus und die Samariterin. Nach dem Gemälde von R. Blochhorst.

Periode aufsteigenden Wohlstandes, an dem auch wir Katholiken unsern Anteil haben. Sollen wir uns etwa von den Protestanten überflügeln lassen, die erst seit kurzer Zeit den Missionsgedanken erfaßt und ihn so gewaltig gefördert haben, die trotz ihrer geringen Zahl jährlich 4—5mal so viel für die Missionen opfern als wir?

Niemals war die allgemeine Weltlage, die durch Technik und Wissenschaft errungenen Fortschritte dem Werk der Heidenbekehrung so günstig wie heute. Und wenn wir jetzt mithelfen, die Kraft des Glaubens in der Befehung der Heidenwelt sichtbar zu zeigen, dann wird auch der bedrohte Glaube der Heimat gewinnen an Tiefe und Kraft und Innigkeit.

Deshalb muß jetzt ein Ruf erklingen, wie in den Zeiten, als die Besten unseres Landes das Kreuz ergriffen, um das hl. Land für die Christenheit zurückzuerobern, der Ruf: „Gott will es!“ Hier ist auch heiliges Land. Hier sind Tausende und Millionen unsterblicher Menschenseelen, für die Christus am Kreuze gestorben ist und die noch keinen Anteil bekommen haben an der Freiheit, die er ihnen erworben.

Wir alle wollen dabei sein; wir wollen nicht bloß als müßige Zuschauer die gewaltige Missionsbewegung unserer Tage bewundern. Nein, wir müssen uns eingliedern in die Schlachtreihen der großen Missionsvereine, die Frauen und Jungfrauen vor allem in ihrer Missionsvereinigung, die Männer und Jünglinge außerdem in dem großen allgemeinen Franziskus-Kaveriusverein oder in einem der anderen Missionsvereine der einzelnen Genossenschaften, die Kinder im Kindheit-Jesu-Verein.

Jeder in seiner Art muß mitkämpfen, muß mithelfen, muß miteinstimmen in den aus tiefster Seele kommenden Ruf: „Gott will es! Gott will es!“ —

Die Anfänge des Christentums am Kongo.

(Schluß.)

Der Weggang des P. Antonio fiel den Portugiesen in Ganghella sehr schwer. Sie wollten nicht ohne Priester bleiben und führten deshalb Beschwerde beim Statthalter. Auf dessen Antrag gab der Missionspräfect dem Vater Giovanni Antonio Cavazzi, den unsere Leser schon längst kennen, die Weisung, sich nach Balongona zu begeben, wo Kassange damals sein Lager aufgeschlagen hatte.

Kassange empfing den Missionär, weil er zu dem ihm so verhassten Kapuzinerorden gehörte, sehr kalt und bot ihm nicht einmal eine Wohnung an, sodaß er bei einem Portugiesen ein Unterkommen suchen mußte. Doch P. Cavazzi war nicht der Mann, der sich durch so etwas aus der Fassung bringen ließ, im Gegenteil, als er am kommenden Tag in öffentlicher Versammlung sein Empfehlungsschreiben überreichte, ergriff er mutig das Wort und erklärte offen, er sei gekommen, den Schaggaern den Weg zum Himmel zu weisen, er werde sie von der Falschheit ihres Götzendienstes überzeugen, werde ihnen die Säßlichkeit ihrer heidnischen Gebräuche zeigen und sie zur Uebung christlicher Tugenden anleiten. . . . Da war es beim Könige aus! Er unterbrach ihn mitten in der Rede und schrie ihn an: „Das ist eben die Verwegenheit der Leute deinesgleichen und dadurch macht ihr euch so verhasst, daß ihr einem freien Volke, das nach seinem Willen lebt, ein neues Gesetz aufzwingen wollt! Ich ließ mich von meinem Räte bereben, einen Priester zu verlangen,

aber ich wünschte keinen Kapuziner, sondern einen von jenen, die ichwarz gekleidet sind. Die schönen Betsprechungen, die ihr macht, sind zwecklos, denn ich weiß, wie unbeugsam und hartköpfig ihr seid. Ich sage dir deshalb, wenn auch tausend Missionäre kommen und alles versuchen, mich von unsern alten Gebräuchen abwendig zu machen, so wird das rein umsonst sein. Ich für meine Person bin fest entschlossen, in der Religion meiner Väter zu bleiben; nach dieser leben wir seit undenklichen Zeiten, und sie entspricht unseren Wünschen und Neigungen. Hätte ich gehaut, daß die Satzungen der Christen so strenge seien, so hätte ich mich niemals dazu verstanden, die Taufe zu empfangen, und wüßte ich ein Mittel, um alles ungeschehen zu machen und das Andenken daran für immer aus dem Gedächtnisse zu tilgen, ergriffe ich es sofort. Ja, ich ließ mich taufen, aber ich dachte nie daran, die Vorschriften der christlichen Religion zu befolgen, ich tat es nur, um mir die Freundschaft der Portugiesen zu erwerben. Höre, Cavazzi, ich will dir nicht verwehren, hier mit den Weißen zu verkehren und den kirchlichen Dienst zu verrichten, den eure Religion verlangt, aber unter Todesstrafe verbiete ich dir, das Gesetz und die alten Gebräuche der Schaggaer zu beschimpfen!“

P. Cavazzi ließ sich durch diese Drohungen keineswegs schrecken, er beteuerte laut und freimütig, seine Pflicht gebiete ihm, selbst mit Gefahr seines Lebens alles aufzubieten, dem Christentume im Lande der Schaggaer Eingang zu verschaffen. Er ersuchte den König, ihn öfters besuchen zu dürfen, um sich mit ihm über die Fragen der christlichen Religion zu besprechen. Kassange verweigerte jegliche Antwort und hielt sich auch in Zukunft von dem Missionäre fern. Da alle Bemühungen, ihn eines Besseren zu belehren, erfolglos blieben, und ohne Zustimmung des Königs auch beim Volk jeder Missionsversuch rein unmöglich war, ersuchte P. Cavazzi seinen Präfecten, ihm ein anderes Arbeitsfeld anzuweisen, das auch eine Aussicht auf Erfolg böte.

Als im Oktober 1660 das Abberufungsschreiben endlich eintraf, begab sich der Missionär zum König, um Abschied zu nehmen. Kaum vernahm aber dieser, daß ein anderer Kapuziner demnächst als Ersatz eintreffen würde, da geriet er in förmliche Wut. „Wie?“ schrie er den P. Cavazzi an, „ein Kapuziner geht, und ein anderer kommt? Soll ich denn immer nur Kapuziner um mich sehen? Wut haben diese Leute, das gebe ich zu, aber sie sollen wissen, daß ich künftig mit keinem von ihnen sprechen werde, denn ich verabscheue ihre Lehre und ihren Unterricht. Uebrigens werde ich nicht ruhen, bis man mir einen schwarzen, im Lande geborenen Priester schickt, der meine Leute hübsch in Ruhe läßt!“

P. Cavazzi trat noch am gleichen Tage die Reise nach Massangano an, um sich daselbst seinem Oberen zur Verfügung zu stellen. Auf der gefährlichsten Strecke des Weges bis zum Flusse Lunino wurde er vom Geheimschreiber des Königs, einem sanften, rechtlichen Mann, der zum Christentum übergetreten war, begleitet. Hier stieß er auf seinen Ordensgenossen P. Bento de Lusignano, der sein Amtsnachfolger werden sollte. Als aber dieser von den traurigen Verhältnissen in Ganghella hörte, brach er seine Reise ab und kehrte mit P. Cavazzi nach Massangano zurück.

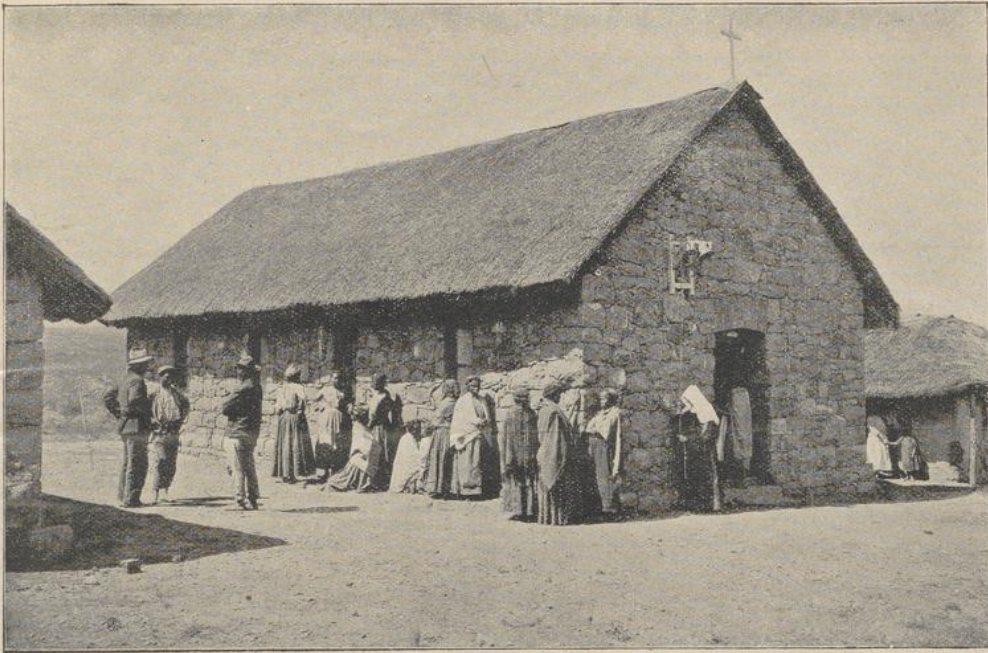
Die Strafe Gottes ließ nicht lange auf sich warten. In allen Teilen des Landes brach eine gefährliche Seuche aus. Die Dörfer füllten sich derart mit Leichen, daß man die Hütten in Brand stecken mußte, um den gefährlichen Modergeruch zu vertreiben. Als die Zau-

berer behaupteten, das Unglück stamme von den Kapuzinern her, denn diese hätten bei ihrem Scheiden einen Fluch gegen das Land geschleudert, da verbrannte man deren Wohnungen und vertilgte jede Spur, die sie zurückgelassen hatten. Vergebens, es folgte eine Missernte auf die andere, was eine solche Hungersnot im Gefolge hatte, daß viele Leute in der Verzweiflung sich selbst umbrachten, während andere raubend und mordend im Land umherstreiften.

Eines Tages erfuhr Kassange, es sei ein Kind im Kriegslager, das noch keine Zähne habe. Das war nun nach den Begriffen der Schaggaer ein entsetzliches Verbrechen, das über das gesamte Volk Unheil und Verderben bringen mußte. Er ließ das Kind in Stücke hauen, den Vater aber mit Stockschlägen traktieren und

kaum hatte er seinen Zweck erreicht, so lebte er wie zuvor. Er ließ zwar die Missionäre ruhig lehren und taufen, als sie ihn aber selbst an sein Taufgelübde erinnerten, geriet er in Wut und wollte keinen von ihnen zu Gesicht bekommen. Eine Weile noch harrten die guten Mönche aus, weil sie noch immer auf eine Sinnesänderung hofften, dann aber kehrten sie enttäuscht nach Loanda zurück.

Endlich sollte auch über Kassange das Gericht Gottes ergehen, nur zu lange hatte er allen Geboten Gottes und der Menschen Hohn gesprochen. Bei einem Einfall ins Land des Königin Jingha wurde er geschlagen und mit dem Reste seines Heeres in einem Walde umringt. Durch die List einiger seiner Diener gelang es ihm zwar zu entweichen, allein er führte fortan ein



St. Emanuel, Filiale von Reichenau.

ausweisen, ihn umzubringen getraute er sich nicht, weil er im Dienste eines Portugiesen stand. Darauf schnitt er, um das Lager zu reinigen, mit eigener Hand einem Neger den Kopf ab, schlachtete ein weißes Schaf und besprengte mit dem Blute der beiden Opfer die ganze Umzäunung.

Um sich und seinen hungernden Leuten Nahrung zu verschaffen, brach er in die benachbarten Provinzen ein, wurde aber mit großem Verluste zurückgeschlagen. In der Verzweiflung wandte er sich an die Portugiesen und bat den Statthalter um Missionäre. Da man seine Abneigung gegen die Kapuziner kannte, wählte man die beiden Karmelitermönche Luis de Santo Antonio und Thomas de Jesu, welche sogleich nach Palongona aufbrachen und auch recht gut empfangen wurden. Ja, der König erklärte sogar in ihrer ersten Predigt, er sei mit allem einverstanden und wolle ihnen willig gehorchen. Höchst erfreut über den ungeahnten Erfolg ihrer Bemühungen berichteten die Karmeliter darüber nach Loanda und hofften, in kurzer Zeit den König und sein Volk in den Schoß der Kirche zurückführen zu können. Doch der schlaue Fürst hatte sich nur verstellt;

elendes Leben. Zuletzt wurde er von einer fürchterlichen Krankheit heimgesucht, bei der ihm das in Fäulnis übergehende Fleisch in Stücken vom Leibe fiel. Der Geruch der Wunden war so entsetzlich, daß selbst seine treuesten Diener ihn verließen. Nach einigen vergeblichen Versuchen, sich selbst das Leben zu nehmen, starb er eines schrecklichen Todes. Gottes Mühlen mahlen langsam, aber sicher.

25 Jahre in Afrika.

Von Schw. Engelberta, C. P. S.

(Fortsetzung.)

Gzenstochau. — Schon längst hatten unsere Schwestern, desgleichen auch unsere schwarzen Mädchen unter Leitung der ehrw. Schwester Philippine Treumund, welche ihr Jubiläum schon im Jahre 1910 gefeiert hatte, ein kleines Spiel eingeübt. Manch' kostbarer Augenblick der im Kloster so kurz bemessenen freien Zeit wurde zum Lernen und Einüben der verschiedenen Rollen geopfert. Die Brüder dagegen, sowie die schwarzen Schulknaben übten unter der Leitung des Hochwürdigen

P. Thomas Neuschwanger auf ihren Trompeten, Flöten, Pauken und Trommeln die schönsten Stücke und Märsche ein.

So nahte der 7. Januar, unser Jubiläumstag, heran. Am Vorabend, also am Feste der hl. drei Könige, abends 7 Uhr, versammelten sich die Schwestern in einem größeren Lokale ihres Konventes. Auch der Hochw. P. Superior Emanuel Hanisch und P. Thomas fanden sich dabei ein, desgleichen auch einige unserer ältesten Brüder — jeder von ihnen diente schon über 25 Jahre dem Orden, — sollte doch das ganze ein kleines Familienfest repräsentieren.

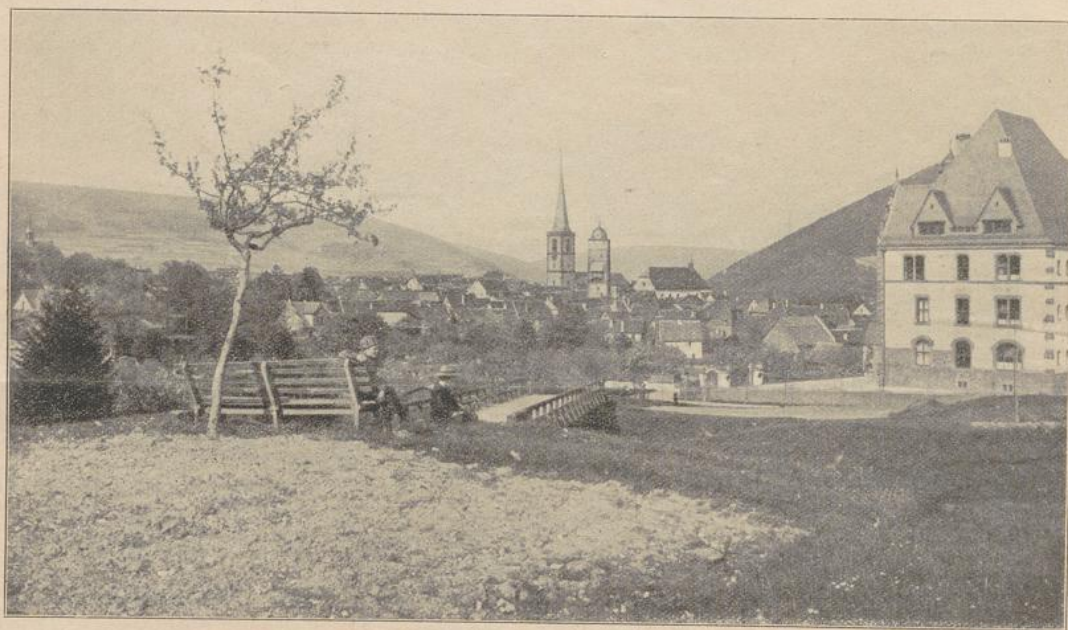
Der Vorhang der schnell inszenierten, mit tropischen Bäumchen und sonstigem Blatterschmuck decorierten Bühne öffnet sich, und Schwester Philippine, die älteste unter der Zahl unserer Schwestern, begrüßte die anwesenden Jubilare mit der folgenden schönen Anrede:

Ein Schatten nur fällt auf unsere sonst so reine, ungetrübte Freude: die Krankheit unserer lieben Mitschwester Coleta. Doch Leiden bilden im Christenleben den schönsten Schmuck; sie sind wie leuchtende Goldfäden im weißen Silberkranze.

Ein Gedenktag, wie der heutige, reich an Gottes Guld und Segen und reich an süßen, teuren Erinnerungen, kann nur ausklingen in ein tiefempfundenes „Te Deum laudamus“ für die Vergangenheit, und in den innigsten Wunsch für die Zukunft „Ad multos annos! auf viele, viele Jahre!“

Dieser unser Wunsch gilt auch den ehrwürdigen Brüdern Meinrad, Servaz und Plazidus, die ihr Jubiläum bereits still und unbemerkt gefeiert haben.“ —

An diesen herzlichen Glückwunsch reihte sich eine dramatische Darstellung, welche zunächst an die heilige Weihnachtszeit, in der wir uns befanden, anknüpfte.



Ansicht der Stadt Lohr a. M. Rechts Seitenansicht des neuen Gymnasiums.

„Hochverehrte, teure Jubilare!

Eine seltene Feier findet uns heute froh vereint. Silberkränze, Symbole treuen Wirkens zu Gottes Ehre und des Nächsten Heil, schmücken die Stirne von vier ehrwürdigen Mitgliedern unserer Mission. Fünfundzwanzig Jahre im Dienste Gottes und des Nächsten, welch' ein Jubel, welch' eine Ehre!

Herzinnigen Dank senden wir mit Ihnen, teure, ehrwürdige Jubilare, zum Spender alles Guten empor, und freuen uns mit Ihnen der süßen Erinnerungen, die Gottes wunderbare Fügung und Leitung in Ihren dankerfüllten Herzen wachruft. Was unsere heutige Festfreude noch wesentlich erhöht, ist der Umstand, daß ein Ort vier Jubilare beisammen sieht, von denen drei fast ihr ganzes Ordens- und Missionsleben dem Gedenken und Aufblühen unserer lieben Missionsstation G z e n f o c h a u geweiht, während die vierte Jubilarin, unsere ehrwürdige Schwester Oberin, an der Wiege Gzenfchohaus gestanden, die ersten Missionschwestern hierher geführt und nunmehr beinahe fünf Jahre hindurch treu ihres heiligen Amtes dahier waltet.

Ganz besonderen Anklang fand hierbei ein sogenanntes „lebendes Bild“. Unser kleiner Tommy, ein Buben von 3 bis 4 Jahren, fungierte als Jesusknabe. Er trug eine Dornenkrone, hatte ein Körbchen mit Nägeln in der Hand und trug ein seiner kleinen Figur angemessenes Kreuz. Neben ihm aber standen, in heiliger Betrachtung versunken, Maria und Joseph und blickten voll Staunen auf das göttliche Kind, während ein Chor von Engeln in süßem Gesang uns alle wie in eine andere Welt entrückte.

An die heiligen, tiefergreifenden Bilder reihte sich später ein kleines, humoristisches Spiel: „Das verkehrte Zimmer bei der Frau Wirtin zur goldenen Gans“, das von unsern jüngeren Schwestern mit großem Geschick aufgeführt wurde. Den Schluß des schönen Abends bildete ein kräftig gesungenes, religiöses Lied.

Am Sonntag Morgen war zunächst eine der seltenen Feier entsprechende Festpredigt. Sie wurde vom Hochw. P. Thomas Neuschwanger in Englisch gehalten. Redner wies auf das schöne Familienfest hin, das wir zusammen begingen, sprach von der Treue und Ausdauer im Dienste des Herrn, von den Arbeiten, Mühen und Opfern des

Ordens- und Missionslebens, aber auch von seinen überreichen Segnungen und Gnaden. Die Welt belohne langjährige treue Dienste mit einer Pension, wir Ordensleute aber hofften, unter Verzichtleistung auf irdischen Lohn, auf eine ewige, überreiche Vergeltung im Himmel oben . . .

Selbstverständlich wurde auch während des hl. Messopfers, bei der heiligen Kommunion und den sonstigen geistlichen Übungen des schönen Tages unser in besonderer Weise gedacht. Ja, es war ein schöner, überaus herrlicher, freudereicher und segensvoller Tag! Unwillkürlich schweifte unser Geistesauge zurück auf die 25 Jahre, die wir in der südafrikanischen Mission erlebt und stellten wir Vergleiche an zwischen Einst und Jetzt. Mein Geist wanderte auch — ich gestehe es offen — zurück in die liebe Heimat, in meine Vaterstadt Wien, und Bilder, die ich längst vergessen glaubte, stiegen leb-

hafter als je in meiner Seele auf. Da fand ich mitten in einem schattigen Park ein schönes Sommerhaus, unter einer breitstämmigen Buche eine stille Ruhebank, und daneben den glatten Spiegel eines Weihers mit prächtigen Wasserrosen darin und großen, silberweißen Schwänen. Fast war es mir, als hörte ich die eiserne Gartentüre knarren und als sähe ich die lieben trauten Gestalten wieder, die schon längst von hinnen mußten. Was sucht ihr mich heim, ihr Bilder, an die ich nur mit Wehmut denken kann? — Ich eile fort, suche im Geiste sogar unsern guten alten Kaiser Franz Joseph heim, und gehe wieder zur Hofburg hinauf wo ich so oftmals aus- und eingegangen, und wo der gute Kaiser von seinem Fenster aus mit so freundlich-gnädigem Blick auf seine treuen Wiener herabschaute. . . .

Immer näher trat mir „die schöne, weiße Frau Erinnerung im Nebelkleide“ und lud mich ein, mit ihr lustwandeln zu gehen an den Ufern der schönen, blauen Donau. Ich sah wieder den mächtigen Strom, seine grünen, rebenumsponnenen Hügel, die lachenden Inseln mitten in seinem Bett, die schmucken Dörfer und Städte, die Villen und Schlösser, dort unten in stillem Versteck ein einfaches, armes Fischerhäuschen und droben auf stolzer Bergeshöhe die Ruine einer mittelalterlichen Burg . . .

Doch wohin führt mich da die unbewachte Phantasie? Bin ich nicht hier in Ezenstochau, in der fernen südafrikanischen Mission und wollte ich nicht unsern Lesern erzählen, wie wir dahier unser silbernes Ordensjubiläum gefeiert? Drum schnell zurück zu unserm Thema!

Sonntag nachmittags, nach feierlich abgehaltenem heiligen Segen, versammelte unser Hochw. P. Superior seine weiße und schwarze Gemeinde. In der Nähe der Knabenschule, in einem großen, von Pinien und mächtigen Eufalyptusbäumen beschatteten Garten wurde Halt gemacht, und alle nahmen in verschiedenen Gruppen ihre Plätze ein.

Zuerst hielt P. Superior auf Raffrisch eine kurze Ansprache an die zahlreich versammelten Schwarzen und erklärte ihnen Grund und Bedeutung des heutigen schönen Festes. Hierauf gab P. Thomas seinem Musik-

chor und Pauken zu einem fröhlichen musikalischen Stücke ein. Die schwarzen Jungen, die noch lauter Anfänger in der fremden Kunst, machten ihre Sache prächtig.

Nun trat eine schwarze Jungfrau, Viktoria Duma, eine unserer staatlich geprüften Hilfslehrerinnen, vor und verlas im Namen aller unserer schwarzen Schulkinder eine selbstverfaßte, recht schöne Adresse, worin sie uns Glück und Segen wünschte zum heutigen schönen Tag, sowie Gottes reichsten Lohn für alle unsere Mühen und Opfer. Sie schilderte sodann in beredten Worten unsere 25jährige Missionsarbeit, speziell unser Wirken und Schaffen im lieben Ezenstochau und sprach uns im Namen aller ihren aufrichtigen, herzlichsten Dank aus. Sie betonte auch die Freude und den innigen Anteil, den alle schwarzen Neubekehrten an unserm Jubiläumsfeste nahmen, nur Eines, sagte sie, — und dabei zitterte ihre sanfte, reine Stimme merklich — nur Eines trübet un-



Neues Gymnasium in Lohr a. M. Erbaut 1906

jere Freude, daß nämlich gerade diejenige Schwester, die uns so viele Jahre hindurch eine wahre Mutter und treubeforgte Führerin und Ratgeberin gewesen, nicht in unserm fröhlichen Kreise weilen kann, sondern einsam ans Schmerzenslager gefesselt ist, nämlich die gute, ehrwürdige Schwester Coleta.

Manches Marienhausmädchen senkte bei dieser Stelle das Köpfchen und mehr als eine wischte sich dabei eine geheime Träne aus den Augen. Nachdem Veronika ihre Adresse verlesen hatte, überreichte sie dieselbe unserer ehrwürdigen Schwester Oberin und trat bescheiden zurück.

Nun setzte die Musikkapelle wieder ein und spielte Stück um Stück, eines schöner als das andere. Dazwischen reichten sich kleine, meist humoristisch gefärbte Spiele. Heriberta, meine ehemalige schwarze Hilfslehrerin in der Tagesschule, gab den „geheimnisvollen Zwerger“ meisterhaft. Sie redete in allen Sprachen, Raffrisch, Lateinisch, Englisch und Deutsch, wie sich's eben traf. Auch die Marienhausmädchen spielten ihre Rollen vortrefflich und ernteten reichen Beifall. Zuletzt traten 15 Wäscherinnen auf den Plan. Sie hatten weiße Kr-

beitschürzen umgebunden, trugen die Ärmel umgestülpt und hatten farbige Bändchen im Haar. Sie sangen zusammen mit glockenheller Stimme, schwagten und klatschten, und ahmten dabei in rhythmischem Takt alle Bewegungen beim Waschen und Ausringen der Kleidungsstücke nach.

Drauf kamen die Buben an die Reihe, sie trugen bunte Fähnchen, spielten Soldaten und sangen dabei auf Englisch und Kaffrisch, daß es eine Art hatte; dergleichen fanden ihre Turnübungen und das neueingübte Exerzieren mit den vielen Fähnchen — jeder Knabe trug deren zwei — vielen Anklang. Den Schluß bildete, englischer Sitte gemäß, die bekannte Königshymne: „God save the king!“ Alles war entzückt über den schönen Verlauf dieses einzigartigen Familienfestes.

So, nun habe ich die ganze Feier wahrheitsgetreu geschildert. Beinahe wäre ich zuguterlegt um mein Manuskript gekommen. Ich hatte es auf einen Stuhl im Gartenhäuschen liegen lassen, als mich die Glocke ins Refektorium rief. Doch was fand ich, als ich nach einem halben Stündchen wiederkehrte? Alle Blätter lagen lose am Boden zerstreut, einige waren sogar zerrissen, und namentlich die schöne, von Schwester Philippine vorgelesene Jubiläumsadresse war übel zugerichtet. Das hatte Hansi getan, der lose, schwarze Junge. Er ist aber auch arg verwöhnt worden von seinem Lehrmeister, dem Bruder Archangelus, bei dem er viele Stunden in der Werkstätte sitzt. Von einer ordentlichen Zurechtweisung des zu allen schlimmen Streichen aufgelegten Burschen habe ich noch selten etwas gehört. Sieh, dort sitzt er, der lose Schelm! Noch hat er einen Fegen vom zerrissenen Manuskript im Schnabel, und dabei sieht er mich so fest und trotzig an und zeigt auch keine Spur von einer Reue! —

Was tun? Ich rette einfach, was zu retten ist, lese sorgfältig alle Blätter und Fegen vom Boden auf und juche wieder einigermaßen Ordnung ins Ganze zu bringen.

Wenn daher der gestrenge Leser zu viele Lücken und einen kleinen Durcheinander in diesem „Festartikel“ findet, so möge er gütige Nachsicht walten lassen. Ich bin unschuldig; die ganze Schuld trifft vielmehr Hansi, die rabenschwarze, arg verzogene Krähc, vor deren Schnabel und Krallen rein nichts im Hause sicher ist.

Aus Maris-Stella.

Vom Hochw. P. Leonhard Siller, R. M. M.

Am 3. Februar 1912. — Dank der edelmütigen Gesinnung und Opferliebe einer unserer Wohltäterinnen, die schon früher unserer Missionsstation zwei schöne Glocken geschenkt hatte, soll nun Maris-Stella in Bälde für die neuerbaute Kirche auch einen neuen Hochaltar erhalten. Gegenwärtig, da ich diese Zeilen schreibe, habe ich zwar von demselben nur eine Photographie in Händen, allein ich hoffe, daß die heißersehnte Spende in absehbarer Zeit glücklich hier eintreffen wird.

Ein neuer Hochaltar! Wie werden unsere schwarzen Christen und Katechumenen staunen und jubeln, wenn sie ihn zum erstenmal in der Missionskirche erblicken werden! Ich werde ihnen dann aber auch gleich sagen, wem sie denselben zu verdanken haben und bin überzeugt, sie werden tiefgerührt ihre schwarzbraunen Hände zum Gebet falten und aus innerstem Herzensgrunde beten für die gute, edle Wohltäterin, drüben überm großen Ozean.

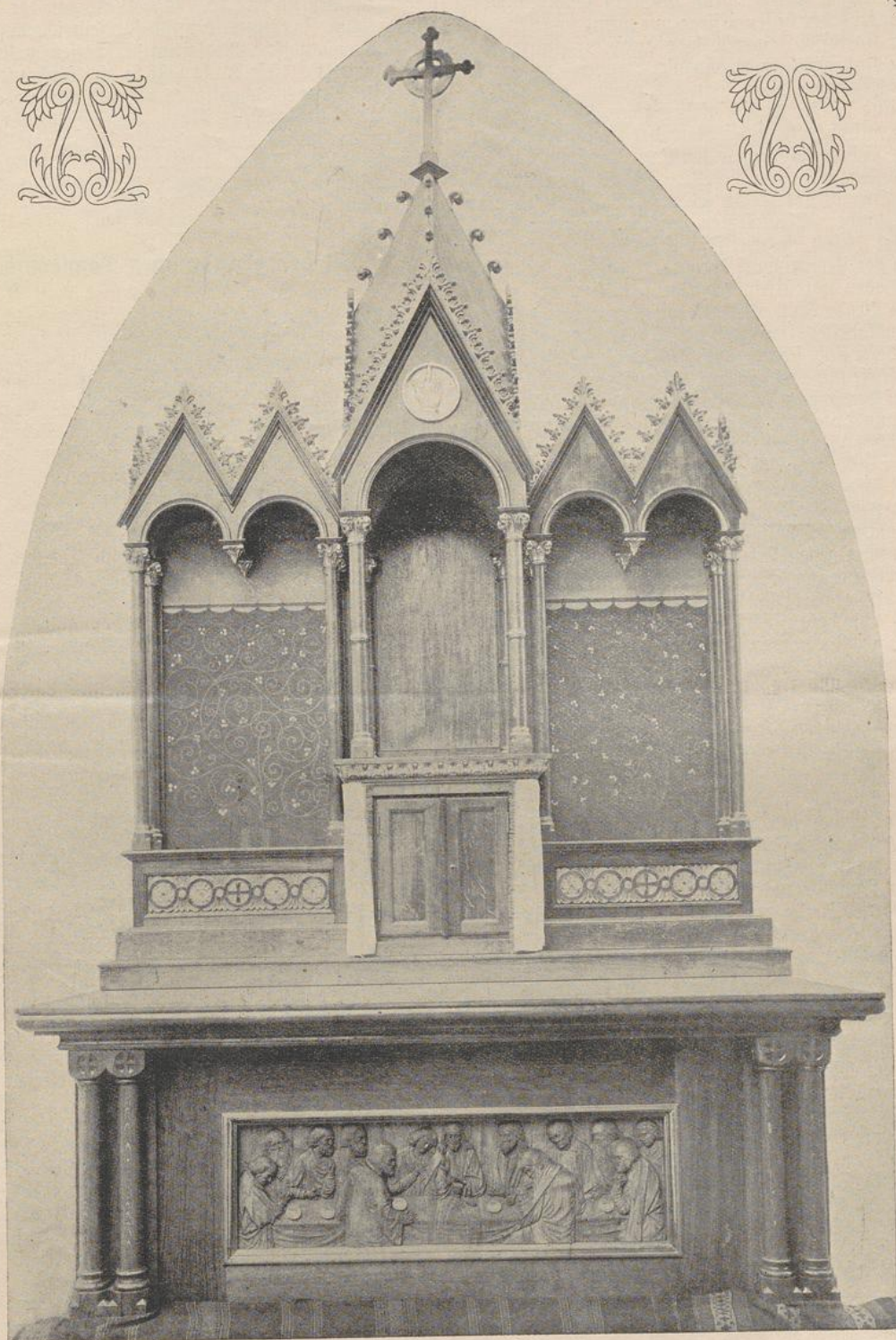
Mit diesen Neuchristen werden aber auch unsere guten Brüder und Missionschwestern sich freuen, und nicht

in letzter Linie, ich gestehe es offen, ich selbst; findet doch der arme Missionär den besten Helfer, Freund und Tröster immer im Tabernakel. Nicht umsonst betet er Tag für Tag beim heiligen Mesopfer: „Ich will hintreten zum Altare Gottes, zu Gott, der meine Jugend erfreut.“ Ja, wir freuen uns, freuen uns namentlich des lieben Heilandes wegen, der nun endlich bei uns eine würdige Wohnung bekommen soll. Ach, wie arm sah es doch jahrelang in unserm Missionskirchlein aus! Der Altar bestand aus einer einfachen Holzkiste, und dem primitiven Käftchen, das als Tabernakel dienen mußte, fehlte sogar der Anstrich. Doch das soll nun gottlob alles anders werden! Wenn ich einerseits auch mit Schmerzen daran denken muß, daß der Heiland vergebens an so mancher Herzenstüre klopft und um Einlaß bittet, so kann ich doch andererseits, wenn er gleichsam als müder Wanderer zu uns kommt, mit Abraham zu ihm sagen: „Herr, kehre ein in unserm Zelt und weile fortan in unserer Mitte als lieber Gast und als geistiger Mittelpunkt unserer ganzen Missionsgemeinde!“

O welchen Dank schulden wir der edlen Wohltäterin, die uns den neuen Altar geschenkt! Ich danke ihr im Namen aller weißen und schwarzen Insassen von Maris-Stella und rufe ihr ein herzinniges, tausendfaches „Vergelt's Gott“ zu. Gottes überreicher Lohn wird da übrigens von selber kommen. Wenn der Herr bei seiner Himmelfahrt zu uns allen sprach: ich gehe hin, euch eine Wohnung zu bereiten, so gilt dies Wort doch ganz vorzüglich jenen, die es als Ehrenpflicht erachteten, ihm selbst im Tabernakel eine würdige Wohnung zu bereiten; und wenn er am jüngsten Tage zu all jenen, die Gott zuliebe einen fremden Wandersmann beherbergt, sagen wird: „Kommet, ihr Gesegneten meines Vaters, und besitzet das Reich, das euch bereitet ist vom Anbeginn der Zeiten her, denn ich war ein Fremdling, und ihr habt mich beherbergt, so wird auch dieses Wort in erster Linie auf jene Anwendung finden, die ihm im Hause Gottes eine seiner Größe und Liebe einigermaßen würdige Herberge zu bereiten suchten.

Ich habe, wie gesagt, den neuen Altar noch nicht gesehen, sondern bloß die Photographie, und nach dieser zu urteilen, ist er recht würdig und schön. Dennoch aber hätte mich beinahe die Versuchung angewandelt, auch noch um ein paar Reliefbilder, etwa das Opfer Abrahams und Melchisedechs, oder die Geburt Christi und die Anbetung der heiligen drei Könige darstellend, zu bitten, nicht etwa, als ob der Altar uns nicht genüge, im Gegenteil, er übertrifft ja all unsern Erwartungen, sondern weil eben rechts und links in den beiden Nischen neben dem Expositionsthronus, wo gegenwärtig kleine Vorhänge hineingemalt sind, so ein passender Platz dafür wäre, und namentlich, weil die Schwarzen gar zu sehr an den Bildern hängen. Stundenlang können sie davor stehen und sinnen und betrachten. Für diese einfachen, schlachten Leuten, die so sehr am Außeren hängen, ist ein gutes Bild, zumal eines mit schönen lebhaften Farben, eine zündende, stummberedte Predigt, die jedesmal aufs neue zu ihnen spricht, so oft sie es zu Gesicht bekommen.

Uebrigens ist unsere Kirche und unsere ganze Missionsstation so arm, daß ich noch um viel Dringenderes zu bitten hätte; fehlt es eigentlich doch noch an allem. Da ist weder ein Seitenaltären, noch Kanzel, noch Beichtstuhl, noch eine ordentliche Kirchenbank, und auch bezüglich der Paramente haben wir nur das Allernotwendigste. Maris-Stella ist eine arme Station. Voriges Jahr raubte uns die Zedenpest all unser Vieh.



Geschenk einer Würzburger Dame.
für die Missionsstation Maris-Stella.

Infolgedessen gibt es hier keine Milch, geschweige denn Butter oder Käse. Auch die Landwirtschaft liefert nur einen geringen Ertrag, denn auf dem sandigen Boden läßt sich trotz der besten Pflege nur wenig erzielen; nicht einmal Kartoffel kommen hier durch. Unsere Wohnungen sind ärmliche Blechhäuser, innen mit einem Bretterverschlag. Man kann sich denken, wie heiß dieselben sind bei der großen afrikanischen Sonnenhitze, wie sie namentlich hier, in der Nähe der Küste, herrscht.

Die Schule und unsere sonstigen Gebäude sind arme Lehmhütten, mit Gras bedeckt. Die Schule ist auf beiden Seiten verankert, da jeder starke Wind sie umzuwerfen droht. Beim letzten starken Regen im Oktober v. J. hat sie sich um zwei Fuß gesenkt, und an zwei Seiten fiel der Lehmwurf herunter. Gegenwärtig ist zwar der Schaden notdürftig repariert, allein der nächste größere Regen kann alles wieder wegwaschen. Die alte Missionskapelle dient jetzt als Schlafraum. Nach der einen Seite ging sie um zwei Fuß aus dem Winkel, weshalb wir sie mit drei großen Baumstämmen stützen mußten, auf der andern fiel ein großer Teil der Wand ein, sodaß nun durch die Löcher unsere Hühner und Enten gemütlich aus- und einspazieren. Die Fenster kann man gar nicht mehr schließen, weil alles aus dem Winkel ist; sie sind übrigens auch kaum mehr notwendig, da durch die vielen Löcher im Dach Licht und Luft genug hereinkommt. Mehllich sieht es in den Stallungen und in meinem eigenen Lehmhäuschen aus; da fehlt es auch an allem, nur für die Ventilation ist genügend gesorgt. Oben auf dem Berg steht ein runder Kraal, der auch uns gehört. Wir haben ihn seit zwei Jahren mit Draht umzogen und Bretter untergelegt, damit er nicht auseinanderfällt. Stellenweise kann man mit der ganzen Hand durch die Wände fahren, so zerrissen und zerklüftet sind sie.

Wahrlich, da kann man erfahren, was es heißt, arm sein. Am meisten bedauere ich, daß ich kein Geld habe, um einen Katecheten anzustellen. Doch ich will nicht klagen, will mich vielmehr auf den neuen Altar freuen, der bald kommen soll, und baue im übrigen auf Gottes Vorsehung, auf die Fürbitte des heiligen Joseph und des heiligen Antonius, und auf die Opferwilligkeit unserer geehrten Freunde und Wohltäter, die gewiß für das arme Maria-Stella auch noch ein Scherlein übrig haben. Für jede, auch die kleinste Gabe, sage ich zum voraus ein herzliches „Vergelt's Gott!“

Aus dem schwarzen Heidentum

St. Michael. — Im benachbarten Springvale wurde vor einigen Monaten ein mysteriöser Todesfall entdeckt. An einem steilen Abgrunde fand man die gräßlich verstümmelte Leiche einer alten Frau. Es fehlten mehrere Glieder, wie ein Arm, ein Fuß usw. Das Gehirn war ausgezogen, man sah Verstümmelungen an den Augen und Ohren, selbst das Mark war aus einigen Knochen und Gebeine ausgezogen. . . .

Gunde kamen mit einem abgerissenen Arm in einen Kraal. Der Hausherr erkennt die Hand als die seiner Mutter, die schon seit längerer Zeit spurlos verschwunden war! — Man wendet sich an die Polizei, ein Arzt wird zugezogen und der Fall an Ort und Stelle untersucht. Alles weist darauf hin, daß hier ein wohl überlegter Mord vorliegt. Ein Unglück, etwa ein Sturz aus der Höhe, ist ausgeschlossen, den man fand die Leiche unter einem überhängenden Felsen und zwar an einem Orte, wohin kaum ein junger kräftiger Mann

klettern konnte. Dazu die auffallenden Verstümmelungen gerade an den Hauptorganen. Der Volksmund spricht allgemein von dem Vorfalle als von der Tat eines heidnischen Zauberers, der sich für sein schwarzes Handwerk abergläubische Medizinen verschaffen wollte.

In welche tiefe Nacht läßt so ein Blick uns schauen! Was ist es doch Schreckliches um das nackte Heidentum, zumal in der grausen Form, in der es uns bei den schwarzen Völkern entgegentritt! Und umgekehrt, welche unermeßlichen Segen bietet da der wahre Glaube und die christliche Kultur, welche solche Dinge einfach unmöglich machen! —

P. Erasmus Hörner, R. M. M.

In der afrikanischen Sonnenhitze.

Vom Hochw. P. Solanus Peterel, R. M. M.

St. Bernard. — Es war am 12. Dezember v. J., also im afrikanischen Hochsommer, als ich in Begleitung meines schwarzen Katecheten mehrere schwerkranke Heiden aufsuchte. Vor längerer Zeit war nämlich von der Hafenstadt Durban aus eine ansteckende Krankheit in die Lokation (ein von der englischen Regierung den Schwarzen reserviertes Gebiet) eingeschleppt worden, die sich in heftigen Kopfschmerzen äußerte, mit Blutabgang verbunden war und meistens mit dem Tode endete.

Weil das Terrain in der Lokation sehr gebirgig ist, sodaß die Pferde auf den schmalen, steinigten Fußpfaden leicht Schaden nehmen können, gingen wir zu Fuß, zumal wir beide gute Fußgänger sind, wenig schwitzen und gesunde Lungen haben. Ich steckte mein Brevier und etwas Brot in die Tasche, hängte diese dem Katecheten um und marschierte dann, einen kräftigen Stod in der Hand, mutig drauf los. Die afrikanische Sonne brannte schon in aller Frühe glühend heiß, doch wir achteten wenig darauf. Habe ich doch während der zwanzig Jahre, seit ich in der Mariannhiller Mission bin, schon manch' heißen Tag erlebt und bin noch immer gesund und wohlbehalten nach Hause gekommen. Daß es heute anders kommen sollte, wäre mir im Traume nicht eingefallen.

Nach zweistündigem Marsch kamen wir zu den ersten Kranken. Ich fragte nach ihrem Befinden und lenkte sodann das Gespräch allmählich aufs geistige Gebiet über, auf die unsterbliche Seele, die Sünde und deren Folgen, auf unsern gemeinsamen Erlöser, auf Bekehrung und Taufe. Da die Kranken abgeschlossen leben müssen, hielt ich es nicht für ratsam, in die verseuchten Kraale hineinzuschlüpfen, um nicht etwa so und so viele Bazillen mit nach Hause zu nehmen und die eigene Missionsstation anzustecken. Ich zog es vielmehr vor, trotz der abnormen Sonnenhitze vor dem Kraaleingang stehen zu bleiben und von hier aus den Religionsunterricht zu erteilen. Auch auf das Sitzkloßchen, das in jedem Heidentraal zu finden ist, wollte ich aus naheliegenden Gründen verzichten. So tat ich bei allen Hütten, in denen sich Kranke befanden. Ihre Zahl war über Erwarten groß, und um von einem Kraal zum anderen zu gelangen, mußte bei dieser schauerhaften Hitze und unter totaler Windstille immer wieder ein Tal durchquert und ein neuer Berg erstiegen werden.

Zuletzt kamen wir zu einem Kraal, in dem sich drei Kranke befanden. Einer davon, ein junger, mit einer Protestantin verheirateter Heide, war dem Tode schon sehr nahe. Ich machte mich daher an diesen, während mein Katechet die beiden anderen zu gewinnen suchte. Der junge Mann war nicht hart und hätte gerne in den Empfang der hl. Taufe eingewilligt, doch sein böses Weib

ließ es absolut nicht zu. Eine volle Stunde lang setzte ich in der brennenden Sonnenhitze stehend alles in Bewegung, sie eines Besseren zu belehren, umsonst, sie verhartete bei ihrem Troß und Eigensinn. Zuletzt gab ich dem Sterbenden Unterricht über die Begierdtäufte und die vollkommene Reue; an diesen Rettungsanker sollte er sich halten und ruhig auf Gott vertrauen. Dann ging ich traurig weiter, während mein Katechet mit den übrigen Protestanten noch immer im eifrigen Disputieren über die wahre Religion begriffen war.

Mittlerweile war es gegen drei Uhr nachmittags geworden. Kein Wölkchen am Himmel, kein Schatten ringsum, kein trinkbares Wasser in der Nähe, nicht einmal ein Stücklein Brot, denn dieses war in der Tasche des Katecheten, und der wollte und wollte nicht kommen.

jedoch auf dem oberen Weg, denn ich fand auch da einen Baum und eine Quelle. Noch immer aber fehlte mir die Kraft, laut in die Schlucht hinabzurufen und meinem Katecheten zu melden, daß ich hier sei, damit er heraufkomme und mir etwas Brot bringe.

Glücklicherweise hatte ich mein Brevier unter dem Arme mitgenommen, und so begann ich denn unter jenem Baume sitzend die Tagzeiten zu beten.

Gegen Abend, als es schon etwas kühler geworden war, kam endlich mein Katechet aus dem Busch heraus und sah mich zu seiner großen Freude oben sitzen. Er eilte sofort herbei, und nun teilten wir zusammen in christlicher Liebe das Brot, das er trotz seines Hungers noch nicht angerührt hatte. Inzwischen kam auch der Bote mit dem Pferd und dem Zitronenwasser. So war



Grableichnamsprozession in Mariannhill.

Ich ging inzwischen langsam weiter, doch siehe, da wurde es mir plötzlich ganz schwarz vor den Augen, todschwach sank ich ins hohe Gras, unfähig noch einen Schritt zu machen.

Es wurde vier Uhr, und der Katechet war noch immer nicht da. Endlich sehe ich ihn unten im Tale gegen einen Busch zu gehen und darin verschwinden. Ich schaute und schaute, ob er bald auf der anderen Seite herauskäme, doch er kam nicht. Nun wußte ich, daß auch er tief ermüdet war und im kühlen Schatten an einer Quelle ausruhe. — Ich konnte aber weder gehen, noch laut rufen.

Da schickte mir Gott eine gute Seele zu; die bat ich, eilends nach der Missionsstation zu gehen und mir von dort ein Pferd und eine Flasche Zitronenwasser zu bringen. (Wir haben nämlich in „St. Bernard“ mehrere sehr gute Zitronenbäume, die noch jetzt, im Dezember, voller Früchte hängen.) Das geschah auch.

Gegen Abend kam eine kühle Brise vom Meere her. Ich fühlte allmählich wieder etwas Kraft in den Gliedern und schleppte mich langsam gegen jenen Busch zu, in dem mein Katechet verschwunden war. Ich blieb

uns plötzlich aus aller Not geholfen; noch vor Einbruch der Nacht waren wir wieder daheim, in unserem lieben „St. Bernard“, und dankten Gott, daß schließlich noch alles so gut abgelaufen war. Immerhin aber bin ich um eine Erfahrung im afrikanischen Missionsleben reicher geworden.

Eine Rundreise in Südafrika.

Von Dr. Maurus, R. M. M.

(Fortsetzung.)

Ich befand mich also auf unserer Missionsstation Dettling, am Fuße des Inkhlof-Berges, etwa 167 Kilometer von Mariannhill entfernt. Es gefiel mir daselbst vom ersten Tage an ausnehmend gut. Ganz besonders erbaute mich die echte, ungeheuchelte Frömmigkeit der schwarzen Kinder und Neubekehrten. Sie waren so still und ruhig in der Kirche, wie Statuen standen und knieten sie da, hatten die schwarzbraunen Hände so schön zum Gebete gefaltet und wandten kein Auge vom Priester und Altare. Die Schulkinder wohnten nicht nur täglich der hl. Messe bei, wozu sie schon durch die Tagesordnung angehalten werden,

sondern beteten ganz aus freien Stücken fast täglich den Kreuzweg oder den hl. Rosenkranz.

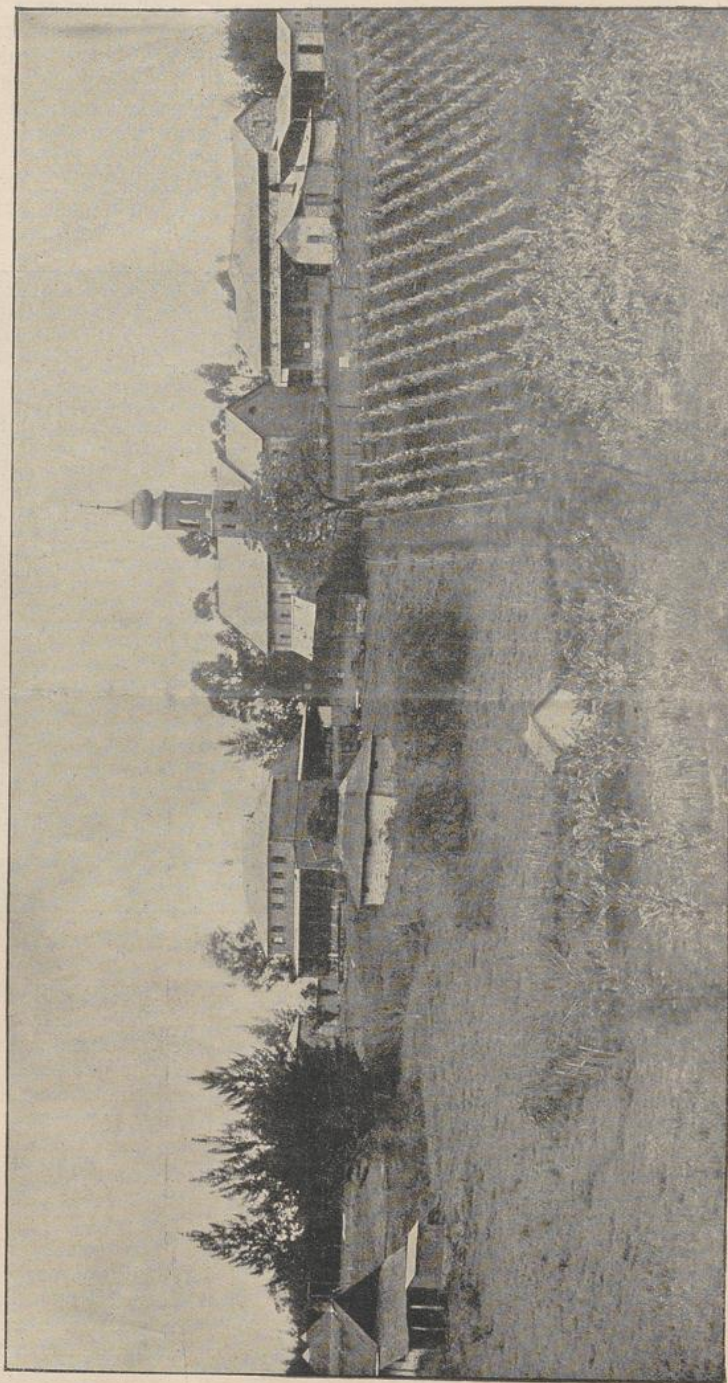
Besonders schön war es jeden ersten Sonntag im Monat, dem sogenannten Herz-Jesu-Sonntage. Fast alle unsere Christen, in Mariannhill sowohl, wie auf den Stationen sind Mitglieder der Herz-Jesu-Bruderschaft und gehen daher am genannten Sonntag zur heiligen Kommunion, wobei sie ein zierliches Herz-Jesu-Bild auf der Brust tragen. Die ganze Kirche war dabei immer voll von Andächtigen, denn auch die auswärts Wohnenden kamen zahlreich herbei und traten in langen Reihen heran zum Tische des Herrn. Der Hochw. P. Ambrosius, der schon seit zehn Jahren die dortige Mission leitete, hielt dabei jedesmal eine ergreifende Ansprache, die Schwestern richteten ein schönes Herz-Jesu-Altärchen her und die Kinder und Erwachsenen sangen davor ihre schönsten Lieder. Die meisten von ihnen beteten zur Dankagung noch freiwillig den heiligen Kreuzweg. Ja, so was erbaut, und ich wollte nur, unsere geehrten Leser und Wohltäter könnten Zeuge dieser schönen Gottesdienste sein.

Jeden Sonntag hielt P. Ambrosius eine deutsche Ansprache an die Brüder und Schwestern, um 10 Uhr war kaffrische Predigt in Verbindung mit der Hochmesse und nachmittags sakramentaler Segen. Recht erbauend ist auch der Gesang dieser Kinder. Sie haben so helle klingende Stimmen und treffen auch ohne Orgel- oder Harmonium-Begleitung ganz sicher. Der Hochw. P. Ambrosius und Schwester Sebastiana, die Lehrerin, gaben sich allerdings auch viele Mühe mit den Kindern. Ohne Mühe und Arbeit gedeiht keine solche Schule.

Diese guten schwarzen Kinder sind auch recht genügsam. Trotz der mannigfachen Arbeiten, zu denen sie im Haus und Feld, in den Gärten und Werkstätten etc. angehalten werden, geben sie sich doch zufrieden, wenn sie nur Maisbrei oder Bohnen und einige Früchte haben. Brot kennen sie fast nicht. Auch ihre Wohnungen, Schlafräume usw. sind sehr ärmlich; meist schlafen sie, in ein paar Decken eingewickelt, auf dem bloßen Boden. Allerdings sind sie das von ihrem früheren Kraalleben her längst gewöhnt.

Auch mehrere Beerdigungen kamen vor. Man begräbt hier die Leiche in der Regel schnell, ohne sie ein

paar Tage liegen zu lassen. Für die Schwarzen bestehen da keine polizeilichen Vorschriften; die bei der großen Hitze schnell eintretende Verwesung läßt auch ein langes Warten nicht zu. Für die Inassen der eigentlichen



Missionsstation Oetting.

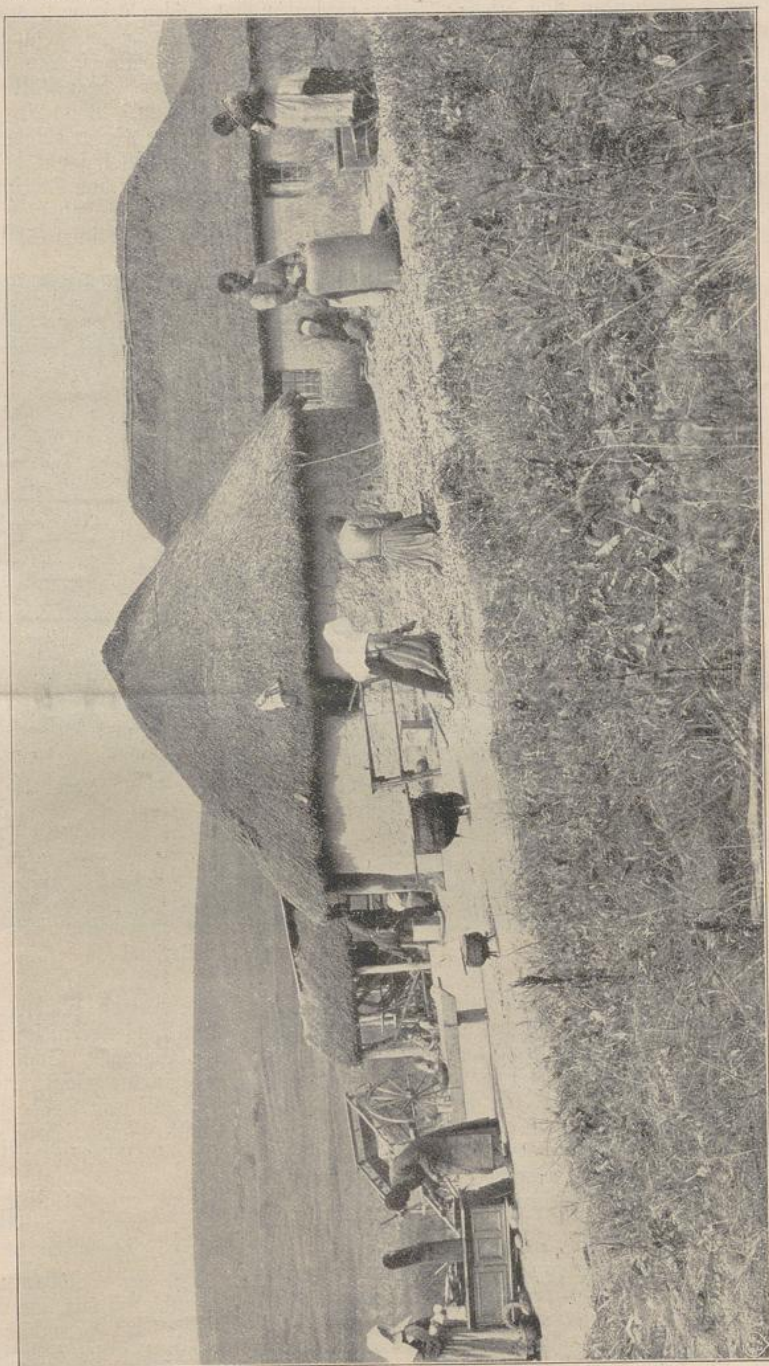
Station machen unsere Brüder einen einfachen Sarg; die Schwestern schmücken ihn mit Blumen und frischem Grün, und die Kinder legen eine Menge buntfarbiger Bildchen auf die Leiche, sodaß sich das Ganze recht hübsch und rührend ausnimmt. Die auswärts Ster-

henden dagegen werden meist in bloße Tücher eingehüllt und auf einer primitiven, aus ein paar Stangen und Grasstricken hergestellten Tragbahre zur Missionsstation gebracht. Die Leichenbegleitung bilden nur die nächsten Verwandten und Nachbarn. Der Kaffee fürchtet den Tod und alles, was damit zusammenhängt, überaus und will daher mit diesen Dingen nicht mehr, wie absolut sein muß, zu schaffen haben.

Die Brüdergemeinde in Detting ist klein; meist waren wir bloß zu drei oder vier. Bruder Prosper, der Schaffner, mußte sich viel plagen; denn außer den vielen Arbeiten im Feld machte ihm der Bau der neuen Kirche viel zu schaffen. Dazu kam dann noch eine böse Viehpeste, welche ihm fast alle Zugtiere hinwegraffte; doch darauf komme ich vielleicht später noch zu sprechen. Besonders aber erbaute ich mich an unserm Bruder Hilarion. Noch nie in meinem Leben habe ich einen solchen Mann getroffen. Er ist etwa 88 Jahre alt, arbeitet aber noch von morgens früh bis abends spät. Er ist Landwirt, Schreiner, Zimmermann, Winzer und weiß Gott was alles zugleich. Mit mehr als 60 Jahren trat er in Mariannhill als Jungeselle ein, und arbeitet nun seit 25 Jahren in der Mission. Meist war er auf den Stationen. Mit 75 Jahren legte er hier in Detting einen Weinberg an, ungefähr drei Morgen groß und besorgt ihn noch mit allem, was drum und d'ran hängt, bis zur Stunde. Er geht noch kerzengerade einher, liest ohne Brille, hört gut und besitzt eine Kraft, daß ich oft laut aufschreien mußte, wenn er mich scherzweise etwas derbe an den Händen oder Armen anfaßte. Er ist aus Mörs, bei Achern im badischen Schwarzwald gebürtig, lebt sehr einfach und genügsam und hat dabei ein Gemüt, so heiter und fröhlich, wie ein Kind. Ich habe ihn ungemein lieb gewonnen und wünsche nur, daß seine seltene Frische und Rüstigkeit noch viele Jahre anhält.

An Arbeit fehlte es mir gottlob auch nicht. Wohl war mir manche derselben ungewohnt, denn ich war in Mariannhill drei Jahre lang in der Küche gewesen, und die afrikanische Sonne setzte mir daher anfangs hart zu, allein man gewöhnt sich schließlich an alles, und im Kloster heißt es überdies: „Der Gehorsam gibt Kräfte“. Meine erste Beschäftigung bestand darin, daß ich vier Tage hindurch vor dem alten, dem Einsturz nahen Kirchlein Erde und Schutt wegräumte. Der Bau war aus

Holz und Lehm aufgeführt und schon lange baufällig, denn alles Holz war abgefaut; und dennoch wurde viele Jahre hindurch hier der Gottesdienst gehalten, und wohnte der liebe Heiland im Tabernakel wie in einem zweiten Bethlechem.



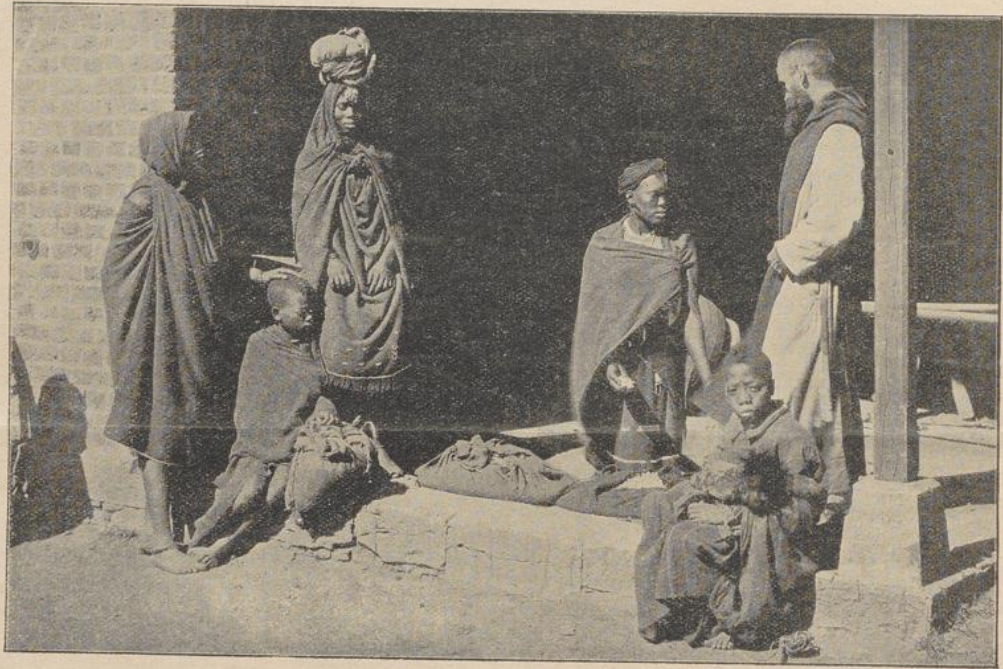
Bohnen-Ernte auf einer Missionsstation.

Fürwahr, der Bau einer neuen, solideren Kirche war in Detting zur unabwiesbaren Notwendigkeit geworden. Sie wurde, wie alle unsere Kirchen, von unseren Brüdern mit Hilfe einiger Kaffern aufgeführt. Fundamente und Sockel sind aus Bruchsteinen gebaut, das übrige aus gebrannten Ziegeln; Gott allein aber weiß,

welche Mühe das alles speziell unserem guten Bruder Schaffner kostete, denn die Natursteine mußten alle mühsam gebrochen und auf Schlitten vom hohen Inholts-Berge zum Bauplatz heruntergeschafft werden. Dazu mußte man das Bauholz aus weiter Ferne holen und die vielen Tausenden von Ziegeln selber machen und brennen. Nun, jetzt ist das Kirchlein fertig, ein hübscher, solider Bau, aber wie schon in der vorigen Nummer des „Vergißmeinnicht“ angedeutet, im Innern noch recht fahl und leer. Da stehen bloße Notaltäre und findet man weder Kanzel, noch Kommunionbank, noch eine Orgel oder ein Harmonium. Wie viel Geld wird noch vielfach auf den Schmuck und die komfortable Einrichtung von Privatgebäuden verwendet, während der liebe Heiland in so manchem Missionskirchlein gar

hat nun aufgehört; zur Not behelfen wir uns mit vier kleinen Eseln und zwei Kühen. Weit kommen wir damit nicht, denn die Wege sind schlecht, das Gelände gebirgig und die Wagen schwer. Bekanntlich werden hier in Südafrika an einen einzigen Wagen 16 bis 18 Ochsen gespannt, und selbst damit bleibt man noch oftmals stecken. Züngst hofften wir eine gewisse Fracht innerhalb 10 Stunden zur Missionsstation schaffen zu können, doch statt 10 Stunden brauchten wir deren dreißig. Von 20 Zentnern Fracht mußten wir die Hälfte wieder abladen, die Stränge rissen, und einer der vier Esel lief uns davon; wir fanden ihn erst wieder in der Nähe von Detting. Da kann man Geduld üben und hl. Armut und viele andere Tugenden dazu.

Auf kleinen Stationen fehlt es uns auch vielfach an



Maisverkauf in Mariatal.

ärmlich wohnen muß. Gilt nicht auch für manche Christen die beschämende Klage, die der Herr im alten Bunde gegen die Juden kurz nach der Rückkehr aus Babylon erhob: „Ihr wohnet in Palästen aus Zedernholz, aber mein Haus steht öde da!“ In der Heidenmission ist in der Regel alles arm: der liebe Heiland im Tabernakel, der Missionär und die Brüder und Schwestern, die ihm zur Hilfe beigegeben sind, und endlich die Schwarzen, an deren Bekehrung sie arbeiten. So ist es auch hier, in Detting. Die Brüder und Schwestern wohnen sehr einfach und begnügen sich mit dem Notwendigsten. Sämtliche Kinder hat uns die Beulenpest oder das Ostküstenfieber hinweggerafft. Wir haben keinen Tropfen Milch mehr; daher trinken wir unsern Gerstentee schwarz und essen ein trockenes Stück Brot dazu. Die beste Würze ist der Hunger, hat man bis zum heißen Mittag in der afrikanischen Sonnenhitze gearbeitet, dann stellt sich der Appetit von selber ein. Das Schlimmste für uns ist, daß uns nun für die Landwirtschaft die nötigen Zugtiere fehlen. Bisher hatten wir stets Ochsen verwendet, sowohl zur Bestellung der Felder, wie zur Beförderung von Lasten. Doch das

den nötigen Handwerkern. Da muß man dann selbst den Tausendkünstler machen: Schreiner, Wagner, Sattler, Spengler, Schmied usw., wie es sich gerade trifft. Bis in die nächste englische Stadt ist es meist zu weit, und auf dem Lande gibt es diese Handwerker nicht. Da heißt es dann: „Hilf dir selbst, und es wird dir auch der liebe Gott helfen“.

(Fortsetzung folgt.)

Aus Triashill.

Vom Hochw. P. Abalbero Fleischer, R. M. M.

In der Oktobernummer 1911 des Vergißmeinnicht erlaubte ich mir, um milde Beiträge für unsere Mission, speziell zur Heranbildung tüchtiger Katecheten zu bitten. Heute sage ich heißen Dank all denen, die auf meinen Notruf hin mir so hochherzig zu Hilfe kamen. Ich sage Dank für jede Gabe, groß und klein, die in den verflossenen Monaten über Erwartung reich mir zugesandt wurden. Die Geber mögen versichert sein, Tag für Tag steigen unsere Gebete zum Himmel empor, sowohl aus dem Munde der heilsbegierigen Schwarzen in der rauhen Neger Sprache, wie in den geliebten Lauten der deutschen

Muttersprache von Brüdern und Schwestern. Wir fühlen hier bitter, wie wir auf mildherzige Unterstützung angewiesen sind, wenn das hoffnungsvolle Missionswerk nicht stocken soll, und es fällt nicht schwer, aus tiefstem Herzensgrunde für alle lieben Wohltäter zu beten. Es fehlen auch nicht die göttlichen Heimsuchungen, die das Missionswerk hier auf eine harte Probe stellen und uns schön demütig erhalten, auf das wir dessen nie vergessen möchten, in dessen Hand allein Segen und Gedeihen gelegen.

Nachdem uns vergangene Weihnachten das letzte Stück unserer Viehherde niedergeschossen worden wegen Verseuchung, welche der amtliche Viehinspektor konstatierte, und wir uns mit Hilfe des lieben Mutterhauses Mariannhill eine Reihe Esel für unsern riesigen Ochsen-

tief ausgefahrene Wagenfurchen gekommen und wollte nicht mehr vorwärts. Endlich, nachdem ich selber mit dem Burschen tüchtig zugegriffen hatte, ging es wieder flott. Später blieben wir noch einmal stecken. Wir waren durch einen Bach gefahren, von dem aus der Weg steil emporführt. Der Esel wollte um keinen Preis emporklettern. Schon sagte ich, wir müssen etwas abladen, auf daß der Wagen leichter wird, da — nach langem Bemühen — zog der Esel auf einmal kräftig an, wir halfen aus Leibeskräften mit und schnell waren wir oben.

Gegen 10 Uhr etwa machten wir Halt und zündeten ein Feuer an. Redlich teilten wir auch unserm Esel von dem Vorrat mit und dann ging's wieder weiter, durch die Nacht. Bald überfiel mich heftig der Schlaf,



Im Waschhause in Lourdes.

wagen angeschafft hatten, kreperte uns ein Esel nach dem andern, so daß wir zuletzt den großen Wagen verkauften und mit einem kleineren fuhren, den die Esel ziehen konnten. Als ich kürzlich von unserem Generalkapitel in Natal zurückkehrte, kam ein neuer Schlag über uns. Einer der 2 Esel unseres Wägelchens, mit dem ich gedachte, von unserer Bahnstation Rufapi aus nach Triasshill zurückzukehren, lag am Verenden im Stall auf dem Boden. Schnell ging ich zum Tierarzt, der gerade in der Nähe war. Doch sein Urteil lautete hoffnungslos. So beschloß ich denn, mit dem einen Esel allein heimzureisen. Es war eine traurige Fahrt. Im Hotel wurde gerade der Tisch gedeckt, doch ich hatte keinen Appetit. Ich kaufte mir Licht, sowie Brot und Käse und machte mich auf den Weg. Es war schon 7 Uhr abends und es begann zu dunkeln. Der Kutscher, einer unserer schwarzen Burschen, nahm den Esel vorn am Stricke und führte ihn; ich ging hinterher und trieb ihn mit der Peitsche. Bald ging es durch Wasser, ich zog meine Schuhe und Strümpfe aus und lief nun barfuß. Auf einmal stak unser Wagen fest. Er war in eine alte,

ich konnte mich kaum mehr wehren. Ich tappte neben dem Wagen her und stieß bald am Esel, bald am Wagen schlaftrunken an. Noch jetzt muß ich Gott und meinem lieben Schutzengel danken, daß ich mir dabei nicht weiter weh getan habe. Mitternacht ging vorüber. Schweigend und betend zogen wir unseren Weg voran; allmählich begann es zu dämmern. Zuweilen ging es etwas bergab, dann versuchten wir mit unserm Einspanner einen kleinen Trab, was aber meist schlecht gelang. Er zeigte keine Lust. Ob er sich wohl nach seinem Kameraden sehnte? Jetzt stieg die Sonne langsam am Himmel empor, wir kamen unserer Farm näher. Etwa um 1/8 Uhr bogen wir auf den zu unserer Station führenden Seitenweg ab. Ich zog nun Schuhe und Strümpfe wieder an und begann dem Wagen vorauszuweichen, der mit seiner, wenn auch kleinen Ladung, doch ziemlich hinter mir zurückblieb. Um 1/9 Uhr ungefähr war ich daheim, um die neue traurige Kunde von dem Verlust des Esels zu überbringen.

Es läßt sich denken, daß unter solchen Umständen die gegenseitige Begrüßung nach mehr denn sieben-

wöchentlicher Abwesenheit etwas einsilbig vor sich ging. Ich begab mich baldigst in unser armes Kirchlein, um dort die hl. Messe zu lesen und mit Gott wieder zu beginnen; Arbeit gab es in Hülle und Fülle. Da waren zunächst 49 Kandidaten für die hl. Erstkommunion, die nach mehrere Monate langem eingehendem Unterrichte nun zum erstenmale das hochwürdigste Sakrament empfangen sollten. Sodann mußten die ungemein zahlreichen Anmeldungen zum Taufunterrichte genau geprüft und je nachdem bestätigt oder abgewiesen werden. Es ist dies eine Arbeit, die nicht Tage, sondern Wochen lang dauerte und jetzt noch nicht abgeschlossen ist. Es sind besonders die Verhältnisse der Mädchen, die oft gar große Schwierigkeiten machen. Manche Mädchen haben ihre Burschen in andersgläubigen Schulen, den evangelischen oder amerikanischen (Methodisten); wieder andere sind längst an heidnische Männer mit mehreren Weibern vergeben und haben sich auf die härtesten Kämpfe seitens ihrer Eltern und Männer gefaßt zu machen. Es läßt sich sodann leicht denken, daß der Taufunterricht aller dieser von hier und 6 Außenschulen stammenden Taufkandidaten keine kleine Mühe veranlaßt. Sowohl die Priester wie die Taufkandidaten haben weite, beschwerliche Wege zu machen, bald bei Sonnenglut, bald bei gießendem Regen, damit der genügende Unterricht herauskomme. Sie bekommen ihren Unterricht teils auf der Hauptstation hier, teils auf der jeweiligen Außenstation. O wie not täten weitere Priester! Was fände hier ein eifriger Priester für ein wahrhaft apostolisches Arbeitsfeld und neben großen Opfern auch reiche Genußtutung! Wie sehr not tut uns auch das gläubige Gebet vieler frommer Christen!

Ringsum, weithin zerstreut gibt es schon Hunderte von Neu-Christen, darunter etwa 100 Kommunikanten, sowie viele Hunderte von solchen, die Christen werden wollen. Wie muß da die göttliche Gnade herabgerufen werden, damit sie Wunder wirke und all' diese auserwählten Seelen unter tausend Gefahren, inmitten verstockter und in Lastern alt gewordener Heiden, stark und rein erhalte! Ich meinstenfalls setze in dieser Beziehung das größte Vertrauen in den häufigen guten Sakramentenempfang. Durchschnittlich alle acht Tage leide ich die jungen Christen hier an, das hl. Bußsakrament zu empfangen; so oft sie die hl. Messe hören, sage ich ihnen, sollen sie auch mit dem Priester die hl. Kommunion empfangen. Die Kommunikanten, die hier als Jünglinge wohnen, empfangen denn auch das allerheiligste Sakrament durchschnittlich alle Tage, andere dreimal oder weniger oder öfter die Woche, je nachdem sie die hl. Messe hören können. Wir haben auch kleine Kommunikanten mit erst 7—8 Jahren; alle gehen mit erbaulicher Andacht zum Tische des Herrn. Ich fühle stets eine große Beruhigung, wenn ich sie so andächtig zur Kommunion gehen sehe. Ich sage mir, so lange sie das Brot der Starken essen und geweidet werden vom allerbesten Seelenhirten, so lange wird es gut und auf's beste mit ihnen stehen. Meine Aufgabe wird es nur sein, sie gut auf den Empfang der hl. Sakramente vorzubereiten und ihren Empfang zu überwachen.

Nun möchte ich noch der Wahrheit gemäß Rechenschaft ablegen über die Verwendung der bisher eingegangenen Katechetengelder. Ich habe bis jetzt (November 1911) noch keinen Katecheten angestellt in dem Sinne, wie ich es in meinem ersten Brief angedeutet habe, daß er mir gewissermaßen überallhin vorausgehen und die Wege bereiten soll. Aber Burschen

wurden seit der Zeit eine ganze Reihe hinausgeschickt, auf neue Plätze, um Schule und Katechese zu beginnen. Zwei unserer Burschen haben in einem rings abgeschlossenen Tale, zwei Tagereisen von hier entfernt, an zwei verschiedenen Plätzen, „St. Benedikt“ und „St. Bernhard“ genannt, begonnen. Auch zu Ehren von Maria und Josef sollen zwei Schulen in allernächster Zeit errichtet werden, je drei und vier Stunden weit von hier weg. Auch St. Franz Xaver, der große Heidenapostel, ist als Schülking eines viele Stunden von hier entfernten Unterrichtsplazes aufgestellt worden, — möge er lieblich sein Auge und seine Hand über die ihm geweihte Stätte halten! Ein weiterer Platz, „St. Patrik“, wo einer unserer schwarzen Lehrer von seiner Schule „St. Cassian“ aus hingeht, droht wieder einzugehen. Die Alten lassen die Jungen, besonders die Mädchen, nicht zur Schule kommen, da sie fürchten, die Mädchen könnten ihnen, beziehungsweise ihren Männern, davonlaufen und sich zu unseren Schwestern flüchten. Nun, vielleicht wendet es sich auch wieder günstiger für uns.

Was aber jene eigentlichen Katecheten betrifft, derentwegen ich meinen ersten Brief geschrieben, die nämlich als unmittelbare Helfer des Priesters hier am Platze wohnen, von diesem in ihrem Katechetenfach einen beständigen, möglichst tiefgehenden Unterricht empfangen, nach Bedarf und in einer gewissen Reihenfolge dann ringsum die weiter entfernten alten, schwachen, sterbenden Christen besuchen und auf den Empfang der hl. Sakramente vorbereiten und endlich dem Priester selber als seine Vertrauensmänner Aufschluß über so manche wichtige aber mehr verborgene Dinge bei den Heiden geben sollen, — solche Katecheten denke ich mir den einen auf Weihnachten und einen weiteren dann Ostern auszusenden. Seiner Zeit werde ich dann wohl wieder einmal Nachricht geben und über ihre Verwendbarkeit und Nützlichkeit berichten.

Ein geistlicher Herr aus Baden hat mir wahrhaft lindernenden Balsam auf das Herz gegossen mit seinem Brief, in dem er mir für die drei nächsten Jahre je 170 Mark als Katechetengeld zusicherte. Diese Liebespende soll als Erstlingslohn den Katecheten ausgehändigt werden. Ich muß nämlich glatt zugestehen, daß andere bisher gesandte Katechetengeld ging in unserer leer gährenden Kasse unter. Doch vernehmen Sie mich in Geduld; ich glaube, Sie werden mir nicht böse werden, Sie alle, die so hochherzig für Katecheten Almosen gegeben haben! (Schluß folgt)

Auf der Achrenlese beim Amakusa-Stamm.

Von Dr. Gerold Heller, R. M. M.

(Fortsetzung.)

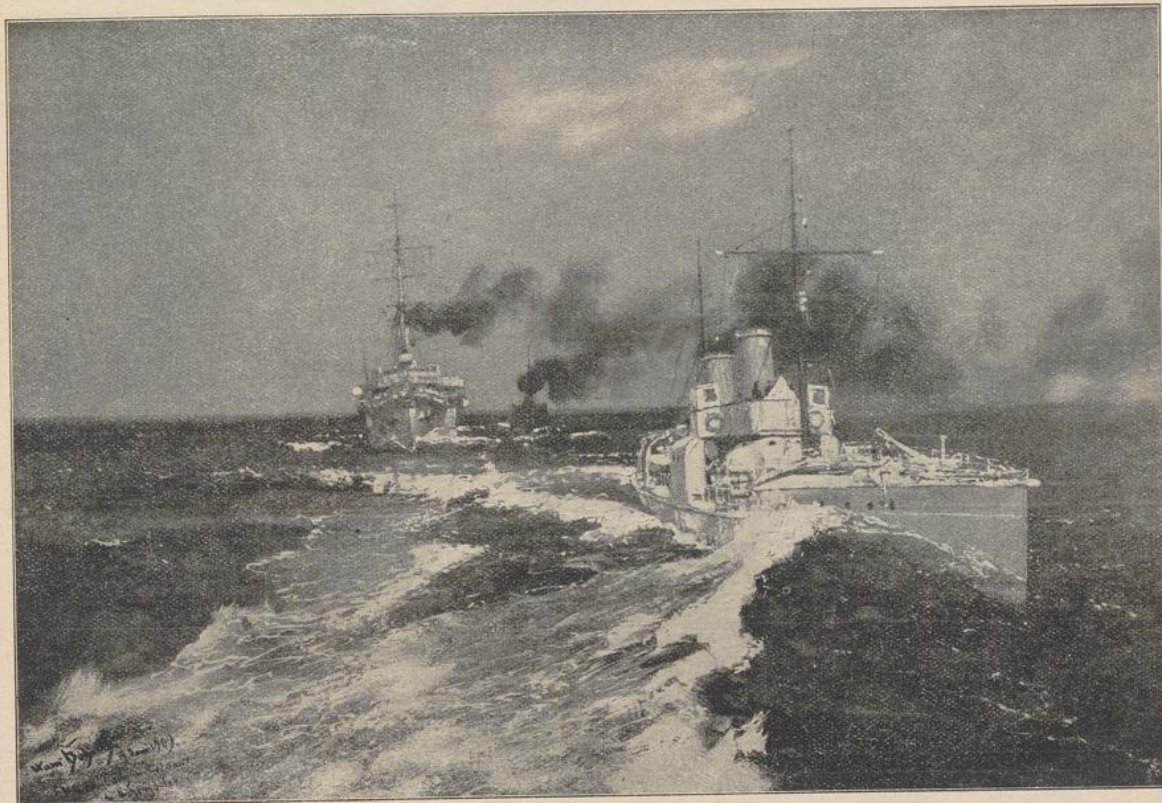
Gzenstochau. — „Es träumte mir,“ begann der Neubefehrte, „ich befinde mich mit noch vielen anderen meines Stammes in einem großen, tiefen See. Wegen das sehr steil emporragende Ufer zu reichte uns das Wasser bis an die Brust, weiter gegen die Mitte hin wurde es immer tiefer und ging uns bald bis an den Hals, zuletzt aber ging es in eine schaurige Tiefe hinab. Auch war dort ein gefährlicher Strudel; in zuerst weiten, dann immer enger werdenden Vogen freiste um ihn das Wasser und riß eine Menge Leute in die Tiefe hinab.“

Die Mehrzahl aber — darunter befand ich mich selbst — watete dem Ufer entlang. Manchmal hoben

wir einander in die Höhe, um herauszukommen; doch des hohen, steilen Ufers wegen gelang es keinem einzigen.

In der Not schaue ich überall umher, ob denn nicht irgendwo ein Ausgang wäre, denn meine Augen waren nicht blind, wie jetzt, da ich vor euch sitze, sondern rein und klar, wie in meiner Jugendzeit, und ich kannte viele von denen, welche der Strudel in die Tiefe riß. Nach langem Umherschauen gewahrte ich plötzlich an einer entfernten Stelle eine Menge Kinder und auch einige Erwachsene. Ich suchte sie auf und blieb bei ihnen, denn hier war das Wasser gar nicht tief. Ferner fand

Von dem entsetzlichen Falle ganz betäubt, setzte ich mich auf die unterste Stufe der Treppe nieder und stützte den Kopf in beide Hände. — Da höre ich jemand über mir sprechen. Die Stimme erscheint mir bekannt und doch auch wieder fremd. Ich schaue auf und erblicke da einen schönen weißen Mann. Sein Kleid reicht vom Halse bis zu den Füßen und wird um die Mitte des Leibes von einem Gürtel zusammengehalten. Er sprach mit den todfranken Kindern und betete; alsdann bekleidete er zwei derselben mit einem Gewande; das war weiß wie der Schnee und funkelte wie die Sonne. Zuletzt nahm er sie auf seine Arme und trug sie durch das



S. M. Kreuzer „Hamburg“ und Dampfschiff „Sleipner“ im Kielwasser der „Hohenzollern“. Gemälde von Hans Bohrdt. Eglthotel Berlin 68.

ich zu meiner Verwunderung eine schmale, ins Ufer gehauene Treppe, die nach oben führte. Darauf saßen einige franke, dem Tode nahe Kinder. Ich hatte Mitleid mit den armen Geschöpfen und stieg zu ihnen hinauf, um ihnen vollends herauszuhelfen. Doch da war ganz oben ein enges Türchen, durch das nur eine einzelne Person hindurchschlüpfen konnte. Das Türchen war angelehnt, doch nicht verschlossen.

In dem Augenblick, da ich es öffnen will, rennt ein böser, zorniger Mann mit drohender Gebärde auf mich zu. Er war schwarz wie Steinkohlen und hatte Augen wie Feuerflammen. „Was willst du da heroben?“ schrie er mich an, „hinunter mit dir, hinab in die Tiefe, wo du hingehörst!“ Dabei packte er mich wie mit eisernen Armen und warf mich die Treppe hinab, zurück in den See. Der wilde Mann hatte auch mehrere große Hunde bei sich; die rannten um ihn herum und bellten mir nach. Ihr Geklaff schallte mir in die Ohren wie die Stimme des Donners bei einem noch fernen Gewitter.

kleine Türchen in eine große, herrliche Stadt. Sie war auf einem sanft ansteigenden Hügel erbaut und leuchtete und glänzte schöner als der Regenbogen und herrlicher als das Morgenrot. Der schöne weiße Mann versprach, wiederkommen, um all jene, die auf der Treppe waren, zu holen.

Als er wieder kam, nahm er außer Kindern auch einzelne Erwachsene mit. Da entstand unter den Entfernteren eine Bewegung, und viele wateten dem Ufer entlang gegen die Treppe zu; denn der weiße Mann winkte ihnen mit einer glänzenden Fahne und verscheuchte den Bösen samt seinen Hunden. Er kam allmählich öfter und nahm immer mehr Leute mit, die er alle zuvor mit einem weißen Gewande bekleidete. Auch manche alte und franke Leute erhielten, wenn sie ihn darum baten, das weiße Kleid und durften dann mit ihm in die schöne, herrliche Stadt.

Eines Tages kam er wieder, und da er mich so elend und traurig dastehen sah, bot er auch mir ein weißes

Kleid an. Ich aber schlug es aus; ich sagte, ich wolle mich nicht von meinen Stammesgenossen trennen und entgegnete immer: „Nein, ich will noch keines! Ich will mir die Sache zuvor reiflich überlegen und mir bei noch Älteren, als ich bin, Rats erholen.“ Ich lief sogar von der Treppe weg und watete mehr der Tiefe zu, denn dort hoffte ich meine alten Freunde zu finden. Wie ich so umherwate und die Gesuchten nicht finden kann, geht mir das Wasser plötzlich bis an den Hals. Immer näher und näher komme ich dem Strudel und merke es nicht, denn Irrlichter umgafelten mich und blendeten meine Augen. Da — ein Ruck! — ich verliere den Boden unter den Füßen, das Wasser reißt mich mitfort und schneller und schneller dreht's mich im Kreise dem Strudel und gähnenden Abgrund zu. —

Ich rufe um Hilfe, doch es erscheint kein Mensch. Noch ein paar Augenblicke, und ich bin im Strudel, im Grabe! — Da, in der höchsten Not erscheint der

umgewandelt. Noch am gleichen Morgen schickte ich zu den Ama-Roma und ließ sie bitten, sie möchten zu mir kommen und mir das weiße Kleid geben, das ich im Traume gesehen, und das jeder haben muß, der in die schöne Stadt, in den Himmel, eingehen will.“ —

So erzählte der gespannt lauschenden Menge der blinde, neugetaufte Balthasar. Auch der Hochw. P. Thomas hörte mit stets wachsender Verwunderung zu und pries dann mit mir die Erbarmungen des Herrn, der durch einen tiefen, bedeutungsvollen Traum den leiblich Blinden geistig sehend gemacht hatte.

(Schluß folgt.)

Das 25jährige Jubiläum unserer Missionsstation Reichenau.

Im Spätherbst 1911 waren es 25 Jahre, daß Mariannhill mit der Gründung auswärtiger Missionsstationen den Anfang machte. Reichenau am Poela, etwa 120 engl. Meilen vom Mutterhause entfernt, eröffnete den Reigen. Die eigentliche Besetzung geschah im November 1886, und weil später die dortige Missionskirche dem hl. Apostel Andreas geweiht wurde, wählte man den 30. November zur Feier des Jubiläums.

Am Tage vor St. Andreas traf der Ehrw. Vater Abt vom nahen Revelaer hier ein. Die HH. PP. Superioren von Revelaer und Clairvaux, sowie eine Anzahl Brüder und Schwestern aus verschiedenen Nachbar-Filialen schlossen sich als willkommene Gäste an. Citeaux, Impendhle, St. Anna, Revelaer, Emaus und Bourdes waren je ein Mann stark vertreten. Von Citeaux hatte sich auch die Schuljugend eingefunden. Leider war es dem

Hochwürdigsten Herrn Bischof nicht möglich, die in baldige Aussicht gestellte Visitation mit der Feier dieses Tages zu vereinen. An den Abendstunden des 29. Novembers verkündete ein dreimaliges Geläute aller Glocken von der Höhe des Turmes den Beginn des Festes. Der Himmel zeigte zwar kein freundliches Gesicht in dieser Stunde, dem abendlichen, starken Regenschauer folgte aber ein heiterer Jubiläumsmorgen. Zur Feier des Tages hatte natürlich die ganze Station ihr bestes Festgewand angelegt. Kranzgewinde, Flaggen und Fahnen schmückten Kirche, Schule und Brüderwohnung, und namentlich jenen historischen, einfachen Bau, der vor 25 Jahren als erstes, und für längere Zeit einziges Missionshaus errichtet worden war und noch heute den zirka 20 Schwestern zur Hauptwohnung dient.

Zum eigentlichen Festsaal mußte man in Ermangelung eines geeigneteren Raumes die Knabenschule einrichten, welche ehemals — 12 Jahre hindurch — die Kapelle von Reichenau gewesen war. Dieser Umstand bot einzelnen Stationsmitgliedern zu teuren Erinne-



Interessante Gesteinsbildungen: Der kleine Waisen-Felsen im Hangtsekiang. Der Felsen liegt in der Mitte des Stromes, etwa zwei Meilen von der Stadt Vi-Hung-Chang entfernt. Auf der Südseite des Felsens liegt ein Kloster. (Schluß folgt, Berlin 68.)

weiße Mann auf der Treppe. Er hat meinen Ruf gehört und sieht meine traurige Lage. Schnell senkt er an einer langen, langen Stange seine weiße Fahne in den See. Ich klammere mich mit beiden Händen daran fest, komme, indem der Weiße die Fahne langsam zurückzieht, wieder aus dem Strudel heraus und nähere mich wieder der Treppe. Mein Retter fragt mich, ob ich nicht aus dem gefährlichen See heraus wolle, und bietet mir abermals das weiße Kleid an. Ich aber konnte nicht antworten; ich war wie stumm und alle meine Glieder wie gelähmt; ohnmächtig drohte ich zu seinen Füßen zusammenzubrechen. — Da fing er mich in seinen Armen auf, warf mir das weiße Kleid über den Kopf und trug mich hinauf in die große, herrliche Hügelstadt.

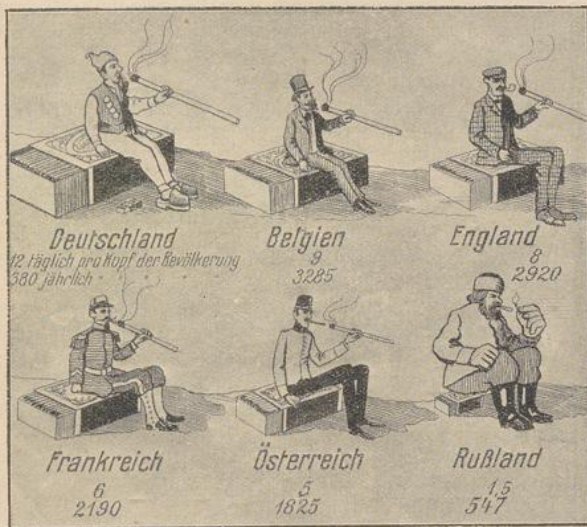
Nun wachte ich auf. Nach Art der Blinden tastete ich eine Weile umher, erkenne, daß ich auf meiner Winzenmatte liege, und gewinne nach und nach die Ueberzeugung, daß das alles nur ein großer, schöner Traum gewesen. Doch der Eindruck, den er auf mich gemacht, war tief; ich fühlte mich in meinem Innersten wie

rungen Anlaß. Auch unter den anwesenden Gästen in braunem und rotem Habit waren mehrere, die früher eine Reihe von Jahren die Leiden und Freuden der Polela-Station geteilt und deren Gründung mitgemacht hatten. Manche konnten sich beim Wiedersehen des

Mit Beendigung des Festgottesdienstes hatte sich der zur Feier geladene Magistrat von Bulwer J. F. Clark, Esq., nebst Familie eingefunden, desgleichen einige benachbarte Farmer. Die 22jährige Tochter eines katholischen Ansiedlers von Indowana, welche unlängst in Reichenau die erste hl. Kommunion empfangen, nebst einer dem Katholizismus sehr geneigten Boerenfamilie waren ebenfalls anwesend.

Alle Gäste nahmen mit dem Ehrw. Vater Abt, den hochw. Patres und den Brüdern am festlichen Mahle teil. Gegen Ende der Mahlzeit erhob sich der Magistrat von Bulwer zu einer längeren Rede, in welcher er seiner Bewunderung über die einfache, aber geschmackvolle Arrangierung des Festes Ausdruck gab, seinen herzlichen Dank für die freundliche Bewirtung aussprach und den großartigen Fortschritt der Station Reichenau, sowohl beiseits der Missionierung als der landwirtschaftlichen Entwicklung hervorhob. — „Ich war,“ sagte er u. a., „bei dem Erscheinen der Trappisten in Natal ein junger Mann und hatte hinsichtlich der Leistungsfähigkeit derelben keine großen Hoffnungen. Nachdem ich aber längere Zeit durch meine amtliche Tätigkeit in näheren Verkehr mit denselben getreten bin, kann ich nicht umhin, ihr Wirken sowohl in der Mission unter den Kaffern, als auch in der kulturellen Entwicklung Natals die vollste Anerkennung zu zollen.“ — Seine Rede endete in einem Toast auf das weitere Wachsen und Gedeihen der Station Reichenau.

Unmittelbar darauf erhob sich der Hochwürdigste P. Abt, um dem hochlöblichen Magistrat für seine schönen Worte zu danken und seine große Freude auszudrücken, daß er als Gast zur Feier des Jubiläums erschienen war. Unser erster Oberer entwarf nun ein kurzes Bild von Reichenau von „Einst und Jetzt“, ein Versuch, der ihm

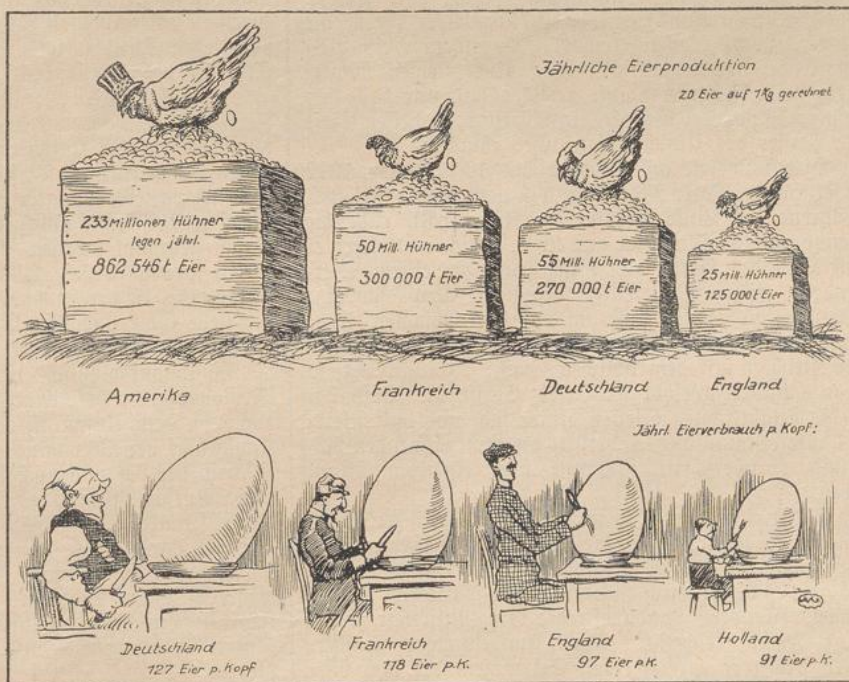


Die Erleuchtung.

alten, nunmehr bedeutend gewachsenen und verschönerten Heims der Tränen nicht enthalten, so z. B. Schwester Angela, die vor 24 Jahren als erste Vorsteherin hier angetreten und seit mehr als einem Jahrzehnt Reichenau nicht mehr besucht hatte. Auch die Ehrw. Mutter Natalia, Generalvikarin, war zum Feste eingetroffen. Umrahmt von schönen Baumpflanzungen, Gärten und Feldern bot das heutige Stationsbild in seinem Jubiläums-Schmuck allerdings einen weit freundlicheren Anblick dar als früher.

Gegen 10 Uhr begann unter weißer und schwarzer Assistenz das Pontifikalamt. Den gut besetzten Sängerkhor dirigierte der Stationsobere selbst, R. P. Sixtus, der gerade am heutigen Tage vor sechs Jahren die Station übernommen hatte. Der Chor erfüllte seine Aufgabe mit meisterhaftem Geschick, und die Messe wurde mit großer Präzision und warmer Begeisterung gesungen.

Nach dem Evangelium nahm der hochwürdigste Zelebrant auf dem Throne Platz, und der Festprediger legte in herabden Worten den zahlreich versammelten Zuhörern die hohe Bedeutung des seltenen Festes dar.



Statistik der Eierproduktion und des Eierverbrauchs in den Hauptstaaten.

Phot. Berliner Illust. Ges.

bei seiner beständigen Verbindung mit dieser Station und seiner genauen Kenntnis von Land und Leute vorzüglich gelang. Zum Schlusse richtete auch der Superior von Reichenau, der Hochw. P. Sixtus Wittenkind, einige Worte an die Gäste. Dem Magistrat dankend für sein bisheriges Wohlwollen bat er ihn, dasselbe ihm und seiner Station auch in Zukunft nicht entziehen zu wollen. Nur so könne die „Eingebornenfrage“ gelöst werden, wenn Staat und Kirche, die geistliche und weltliche Obrigkeit zum harmonischen Wirken sich vereinigen.

Die Kaffern ihrerseits erfreuten sich bei etwas Fleisch und Bier durch heitere Volksstänze, durch Ballspiel usw., und brachten zum Schluß dem Magistrat ein Nationalständchen dar.

Am Abend war sakramentaler Segen, dem auch der Magistrat und einige der übrigen (protestantischen) Gäste beiwohnten.

Besonderen Effekt machten die über dem Altar, den Fenstern des Presbyteriums und am Chorgewölbe angebrachten Lichterbögen. Obgleich von billigen Sicarinkerzen höchst einfach hergestellt, wirkten sie in ihrer symmetrischen Ordnung mächtig auf den Besucher des Gotteshauses. Selbst unsere englischen Gäste hatten Derartiges am entlegenen Polela nicht erwartet. Eine kleine Illumination außerhalb der Kirche unter den Gefängen der Schulkinder schloß die schöne, seltene Feier ab.

Ein gefährlicher Missionsritt.

Von F. C.

Mariannhill. — Die meisten unserer Leser kennen wohl aus Wort und Bild den Mariannhiller Kreuzweg, der zwischen dem Schwesternkonvent und der Mühle vom Hochw. Abte Franz, dem Stifter Mariannhills, persönlich angelegt wurde. Einer steilen Berghalde entlang wurde mit Art und Säge mitten durch wildes Schlinggewächs und afrikanisches Gehölz eine schmale Bahn gebrochen und daneben in primitiver Form die 14 Kreuzwegstationen errichtet. Es ist nun ein vielbetretener, hochromantischer Weg, links steilen mauerartig steile Felswände auf, rechts gähnt, nur halb von grünem Buschwerk verdeckt, ein Abgrund, in dessen Tiefe die Wasser des Umschlatusanflusses rauschen.

Hier nun ritt am Morgen des 14. Januar 1912 unser Hochw. Vater Marzellin, ein noch junger Priester. Während die Linke stramm die Zügel hält, ruht die Rechte unterm Stapulier auf einer Bursa, in welcher er den Leib des Herrn als Wegzehrung zu einem Sterbenden trägt. Zeitweilig begegnen ihm schwarze Christen; sie lehnen sich, um auf dem schmalen Wege Platz zu machen, hart an die Felsenwand und grüßen den Priester mit dem üblichen Gruß: „Madunyiswe u Jesu Christo, Gelobt sei Jesus Christus“. Bald hat er die gefährlichsten Stellen hinter sich, und das Pferd, das mit erstaunlicher Sicherheit an dem gähnenden Abgrund vorübertritt, beginnt nun einen murteren Trab.

Es ist ein heißer Tag mitten im afrikanischen Hochsommer, je höher die Sonne steigt, desto heißer und erbarmungsloser brennt sie auf Roß und Reiter herab. So geht es dahin durch eine wilde, mit spärlichem Baumwuchs bestandene Landschaft, die dem Missionär zuletzt ganz fremd erscheint. Nach stundenlangem Umherirren findet er endlich einen Schwarzen, der ihm über den gesuchten Kraal Auskunft zu geben weiß. Ein erneuter anstrengender Ritt, bergauf und bergab über eine mit Steinen und Felsblöcken besäte Hochebene, und der

Priester sieht sich am Ziel. Er reicht dem Kranken die heilige Wegzehrung, spendet ihm die übrigen Tröstungen unserer heiligen Religion und macht sich sodann auf den Heimweg.

Etwas um zwei Uhr Nachmittags sehe ich ihn an der Mühle vorbeireiten und eine halbe Stunde darauf kommt schon ein Kaffernmädchen in atemloser Hast dahergerannt und bringt die Kunde:

„P. Marzellin ist tot!“

„Was ist geschehen?“ frage ich in großem Schrecken.

„Draußen am Kreuzweg ist er plötzlich kopfüber in die Schlucht hinabgestürzt!“

Schnell eile ich der Unglücksstätte zu. Da stehen zwei Kaffernknaben und blicken stumm und ratlos in die Tiefe. Unten am Abgrund liegt regungslos der Missionär. Vorsichtig arbeite ich mich durch Dornen und Gestrüpp zu ihm hinab.

Da liegt er, bleich und starr; am Kopf und Arm sind blutende Wunden. Am seinem Halse hängt die offene Bursa, das Korporale aber liegt nebenan am Boden. Er atmet schwer, und von der Stirne rinnen dicke Schweißtropfen auf die von der Sonne gebräunten Wangen.

Ich ergreife seine schlaffe Hand und rufe ihn bei seinem Namen: „P. Marzellin, P. Marzellin!“ — Mit leiser, gebrochener Stimme antwortet er: „Woza! woza! Komm her! komm her!“, offenbar glaubte er, ein Eingeborener sei in seiner Nähe. — Ich bemühte mich, seinen zerشلagenen und erschütterten Leib in eine etwas bequemere Lage zu bringen, doch ein schmerzliches Stöhnen des Verunglückten unterbrach mich schnell von meinem Vorhaben wieder ab.

Inzwischen sind mehrere Kaffernknaben herbeigeeilt. Sie schauen vom Fußpfade aus traurig in die Tiefe hinab und rufen zeitweilig: „Baba, Baba, Vater, Vater!“ — Ich teilte ihnen kurz mit, daß der verunglückte Priester das Allerheiligste bei sich habe; da zogen sie ehrfurchtsvoll ihre Mühen ab und beobachteten das tiefste Stillschweigen, das nur zeitweilig durch ein Stöhnen des Verunglückten unterbrochen wurde.

Ich stehe ratlos da; allein kann ich den Gestürzten, einen großen, schweren Mann, nicht die steile Anhöhe hinauftragen; die Kaffernknaben können mir auch nicht helfen. Auch wäre der Versuch nicht ohne Gefahr gewesen, denn wenige Meter unter mir rauscht der Umschlatusan. Wäre der Missionär nicht beim Hinunterfallen durch einen Baum gehemmt worden, so wäre er sicher von vorne herein in den Fluß gerollt und in der Ermattung und Betäubung, in der er war, elendiglich ertrunken. Doch der liebe Gott und sein heiliger Schutzengel haben ihn vor solchem Lose bewahrt.

Da kommt plötzlich der Hochw. Vater Cyprian, der Missionspfarrer von Mariannhill, den man inzwischen auch von dem Unfall in Kenntnis gesetzt hatte, daher. Kaum hört der Verunglückte dessen Namen, da stammelt er, halb bei sich und noch halb in der Fieberphantasie: „Die Bursa, Vater Cyprian, die Bursa! Ich muß zu einem Kranken; juchen Sie die Bursa, es ist das Allerheiligste darin!“ — Vater Cyprian nimmt ihm die Bursa vom Hals und steckt das Korporale hinein, während Vater Marzellin mit Aufbietung all seiner Kraft sich ein wenig aufzurichten sucht. „Jesus, Jesus“, flüstert er einigemal und sinkt dann wieder kraftlos nieder.

Endlich kommt Hilfe! Der Krankenwärter von Mariannhill erscheint mit einigen kräftigen Kaffernburschen auf dem Plane. Sie haben eine Tragbahre

bei sich, heben den Verunglückten auf, tragen ihn die steile Anhöhe hinauf und betten ihn sorglich auf die Bahre, die nun abwechselnd von den Burschen getragen wird. Der Missionär aber war blaß und regungslos wie eine Leiche.

Auf dem Wege zum Kloster begegneten uns noch ein paar alte Kaffernmütterchen. Sie schlossen sich traurig dem Zuge an und weinten manche stille Träne um ihren armen Seelenhirten.

Zum Glück erholte sich Vater Marzellin unter der liebevollen Pflege des braven Krankenwärters schnell wieder von seinem schweren Sturze und heute geht der seeleneifrige Missionär, wenn auch noch etwas schwach und hinkend, seinen mannigfachen Berufspflichten nach.

Bilder aus dem Missionsleben.

Vom Hochw. P. Joseph Biegner, R. M. M.

Emaus, 19. Juni 1910. — Heute wurden dahier vier Personen getauft, ein schon ziemlich erwachsener Knabe, zwei Mädchen und eine Frau. Die drei Erstgenannten sind Geschwister und gehören einer braven Familie an, deren Mitglieder nun alle getauft sind mit Ausnahme des Vaters. Bekehrter ist dem Christentume auch nicht abgeneigt, allein er sagt, um getauft werden zu können, müßte er so viel lernen, und das bringe er in seinen alten Kopf nicht mehr hinein. Nun, schließlich, wenn's einmal zum Sterben geht, wird er schon noch um die Taufe bitten.

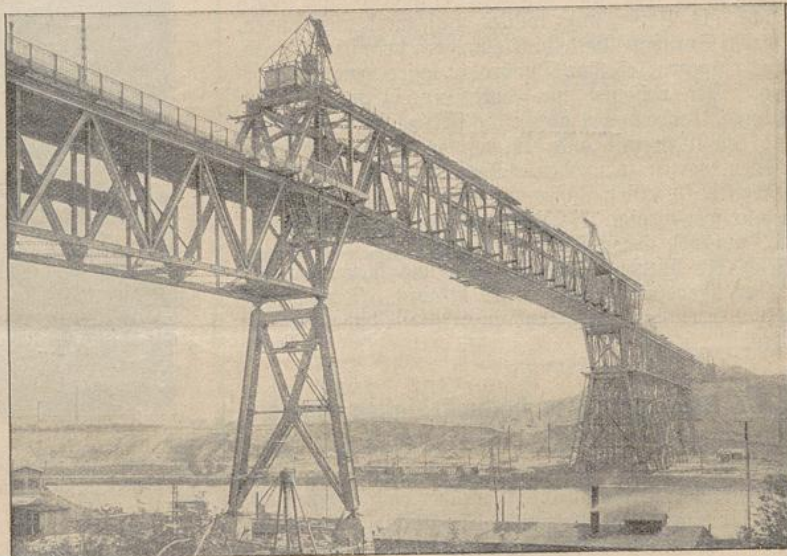
Der vierte Täufling ist eine Witwe. Ihr Mann ist jüngst gestorben, und da fürchtet sie nun, der Bruder ihres Mannes möchte kommen und sie kaffrischer Sitte gemäß als Weib beanspruchen. Sie aber will von einem solchen Verhältnis absolut nichts wissen. Jetzt ist sie getauft, und ich zweifle nicht, daß sie ihren Pflichten als Christin getreu und pünktlich nachkommen wird. Sie ist ein „starkes Weib“, deren Ruhm auch in der heiligen Schrift verkündet wird. Spr. 31. 10.

Emaus, 21. Juni 1910. — Heute, am Alfonsiusstage, sind es genau 30 Jahre, daß wir 33 Mann stark vom Trappistenkloster Mariafern in Bosnien nach Südafrika abreisten. Voller 15 Jahre hindurch hatten wir in Mariafern, das zur Zeit seiner Gründung noch auf türkischem Gebiete lag, gelebt, gekämpft und gelitten. Es waren vielfach harte Zeiten, die wir da durchgemacht hatten; jetzt aber ist uns die Erinnerung daran überaus teuer, und wir wollten jene Opfer und Leiden gegen alle Freuden und Genüsse dieser Welt nicht vertauschen.

Um drei Uhr morgens nahmen wir in Mariafern Abschied von unsern Brüdern; wir waren alle fröhlich und wohlgemut, ging doch unsere Reise nach dem „Kap der guten Hoffnung“, wo wir mitten im Heidenland ein neues Kloster gründen wollten. Bis Algradiska fuhren wir mit unsern Effekten auf schweren Lastwagen. Wir kamen erst gegen Abend dort an, und dann mußte unser

Gepäck auf kleinen Booten über die Save geschafft werden, was keine geringe Arbeit war. Dann ging es auf dem großen, breiten Flusse nach Sissek, einer kleinen Stadt Slavoniens, wo wir über Nacht blieben. Wir fanden aber keine Herberge. Endlich wies man uns in einen leeren Saal, in dem ein einziges Bett oder vielmehr eine Bettstelle und ein Piano war. Hier lagerten wir uns auf dem nackten Boden. Gekocht wurde nicht, zu essen brachte man uns auch nichts, doch hatten wir von Mariafern her noch etwas Schwarzbrot bei uns. Das aßen wir mit Appetit und tranken klares Wasser dazu.

Am Morgen ging es mit der Eisenbahn nach Marburg, wo wir bei den Franziskanern und im Priesterhause gastlich aufgenommen wurden. Auch in Innsbruck wurde gut für uns gesorgt. Wir erhielten einen „Wirler“ (dicken Brei) mit Kirichen, auch gab man uns von den Kirichen noch einige Körbe voll mit auf den Weg. Dann ging es über Aufstein nach München, woselbst wir von unserm Wohltäter, Herrn Trappentreu, im Ge-



Ein Triumph moderner Brückenbaukunst: Die Holtzenauer Brücke über den Nord-Offsee-Kanal. Die neue Brücke überspannt mit ihren kühnen Eisenkonstruktionen den Kanal in einer Höhe von 45 Metern, so daß selbst die größten unserer Kriegsschiffe ungehindert unter ihr passieren können.

jessenhause auf's beste bewirtet wurden. Von anderen Haltepunkten erwähne ich nur noch Mainz und Köln, wo wir überall gute Leute und das freundlichste Entgegenkommen fanden. Später ging es über Maastricht nach Antwerpen; hier logierten wir bei den Franziskanervätern.

Dann ging es hinaus auf die hohe See. In London wartete auf uns Bischof Riccards von Grahamstown in Südafrika, der einen eigenen kleinen Dampfer für uns gemietet hatte. Acht Tage später waren wir in Madeira, wo wir einer heiligen Messe beiwohnten und die schöne Insel in Augenschein nahmen. Dann hatten wir volle drei Wochen lang nur noch Himmel und Wasser vor uns, bis wir endlich in Kapstadt landeten, wo wir in unsern langen Habiten nicht wenig angestaunt wurden. Unsere Endstation war aber erst Port-Elisabeth; hier stiegen wir ans Land, überaus froh, endlich wieder festen Boden unter den Füßen zu haben. Uebrigens hatten wir auf dem Schiffe fast täglich den Trost der hl. Messe gehabt, denn wir

waren mit Bischof Riccards sechs Priester. Manche davon wurden allerdings von der Seekrankheit stark heimgesucht, am meisten unser Führer, Prior Franz, der nicht ein einzigesmal zelebrieren konnte.

In Port-Elisabeth wurden wir von den dortigen Katholiken feierlich empfangen und mit Bischof Riccards an der Spitze mit Kreuz und Fahnen in die Kirche geführt, wo der Bischof den sakramentalen Segen hielt, und wir Trappisten mit urkräftigen Stimmen das Te Deum laudamus sangen. In der Herberge kamen die Leute in Verlegenheit, was sie uns eigentlich vorsetzen sollten, denn sie hörten mit Staunen, daß wir kein Fleisch essen. Man gab uns zuletzt gelbe Rüben und Orangen, die wir uns gut schmecken ließen.

Am nächsten Morgen ging es mit der Bahn nach Blue-Cliff, das wir nach ein paar Stunden Fahrt erreichten. Hier stiegen wir aus und wanderten unter zeitweiligem Abhängen religiöser Lieder zu Fuß nach Dunbrody. Nur der Hochwürdigste Herr Bischof, Prior Franz und P. Josef fuhren in einem kleinen Wagen. Die Gegend war nicht besonders einladend; wir sahen nichts als Sand und wildes Buschwerk mit langen, scharfen Dornen. Bald winkte uns ein primitives Blechhaus entgegen; es war Dunbrody, unser neues Kloster. Wir richteten uns darin ein, so gut wir eben konnten, beobachteten genau die strenge Trappistenregel und bemühten uns aus dem wilden Dornenfeld einen schönen Garten zu machen. Doch der Regen blieb aus; es regnete im ersten Jahre nur an zwei Tagen, und auch da nur sehr wenig. Nachdem wir uns über zwei Jahre in Dunbrody abgemüht hatten, zogen wir nach Natal. Welch' ein überreicher Gottessegens uns hier erwartete, ist der Mehrzahl unserer Leser bekannt. Drum nicht uns, o Herr, nicht uns, sondern deinem Namen gib die Ehre!

Die Aussetzung des hochwürdigsten Gutes.

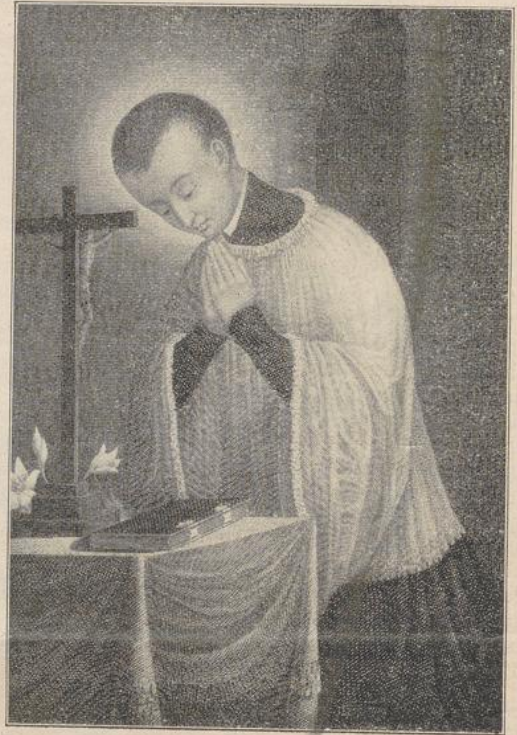
Der Monat Juni bringt uns das hochheilige Fronleichnamsfest mit seiner herrlichen Prozession und der gnadenreichen Oktav, während welcher das Allerheiligste Tag für Tag ausgesetzt wird. Es ist diese Aussetzung eine Wohltat von unschätzbarem Werte, wie überhaupt alles, was durch unsere heilige Mutter, die Kirche, aus dem göttlichen Herzen Jesu kommt.

Zunächst ist sie eine bedeutende Unterstützung unseres schwachen Glaubens. Körperliche und geistige Dinge erscheinen uns in dem Maße näher gerückt, als auch die leiblichen Augen sie gegenwärtig bekunden; der äußere Blick gibt der inneren Ueberzeugung neue Kraft und Lebendigkeit. Durch die Aussetzung wird ferner die Zerstreuung gehoben und die Andacht vermehrt. Die Seele wird zum Gebete förmlich hingerrissen, sobald sie in geziemender Reinheit und mit gutem Willen unter dem belebenden Einflusse der eucharistischen Gnaden-sonne steht. Denn jetzt ist ihr gestattet, die Augen unmittelbar auf die heiligen Gestalten zu heften, die mit Jesus enger verbunden sind als ein Gewand und die eben mit ihm die anbetungswürdige Eucharistie ausmachen.

Einer der wichtigsten Gründe, weshalb die Kirche den Gläubigen die Aussetzung gewährt, ist sicher dieser, dem lieben Heiland im Tabernakel die gebührende Guldigung zu erweisen. Darum auch die Pracht der Zeremonien, der Schmuck des Altares, der Thronhimmel an hervorragender Stelle, die Lichtfülle, der Kristall und das strahlende Gold. Durch all das soll das erhabene

Geheimnis der hochheiligen Eucharistie in möglichst hohem Glanze erscheinen und die Aufmerksamkeit der Gläubigen auf sich lenken.

Benütze diese Gnade, mein Christ, und wohne dem sakramentalen Segen bei, so oft du nur immer Zeit und Gelegenheit dazu hast!



Hl. Alonſius.

Du wirſt eine herrliche Krone in der Hand des Herrn ſein, ein königliches Stirnband in der Hand deines Gottes. *Iſaias 62, 3.*
Eigentum u. Verlag von G. J. Manz in Regensburg.

Zum Feſte des hl. Alonſius.

(21. Juni.)

O du himmelholder, hehrer,
Tugendebler Fürſtenproſſe,
Reiner Seelen Hort und Lehrer
Und der Engel Spielgenoſſe!
Alonſius, wir preiſen
Heut' in feſtlich frohen Weiſen
Deiner Unſchuld Lilienſglanz,
Deiner Tugend Siegeskranz!

Schon ein Held als zarter Knabe,
Trugeſt du mit feſtem Schritte
Deiner Unſchuld Himmelsgabe
Durch der Weltgefahren Mitte.
Du, als Kind ſchon wahrhaft weiſe,
Wie viel Tauſend kaum als Greiſe,
Gabſt der irdiſchen Größe Tand
Hin für ewigen Adelsſtand.

Seraph, voll der reinſten Liebe!
Adler, ſtrebend kühn zur Sonne
Aus dem niedern Weltgetriebe:
Gottes Näh' war deine Wonne!

Leuchtend Vorbild strengster Buße,
Knieend an des Kreuzes Fuße
Demutsvoll, den Sündern gleich:
Du, so rein und tugendreich!

Sieh' auf diese Kindercharen,
Die mit Lilien heut' dich grüßen!
Die, umgeben von Gefahren,
Kindlich fleh'n zu deinen Füßen:
„Mojisius, hilf uns hüten
Uns'rer Herzen Lilienblüten,
Daß wir einst im ewigen Licht
Schauen Gottes Angesicht!“

E. J. Schmitz.

Gehet zu Joseph!

Von einem Vergißmeinnichtleser gingen uns folgende Zeilen zu:

„Ende Januar 1912 war ich, nicht ohne eigene Schuld, in großer finanzieller Bedrängnis. Ich wandte mich dahin und dorthin, fand aber nirgends die ersehnte Hilfe.

Da nahm ich zur Zeit der größten Not meine Zuflucht zum hl. Joseph mit dem Versprechen, es im „Vergißmeinnicht“ zu veröffentlichen, wenn ich durch seine Fürbitte bei seinem göttlichen Pflegerohne in meinem Anliegen erhört würde.

Mein Vertrauen wurde belohnt! Anfangs Februar erhielt ich von einem edlen Wohltäter Hilfe in Rat und Tat, sowie eine kräftige geistige und moralische Anregung. Mit Freuden erfülle ich zu Ehren des hl. Joseph mein Versprechen und füge bei: Gehet alle zu Joseph! Habt ein inniges, felsenfestes Vertrauen zu ihm; er wird euch sicher helfen, denn groß, überaus groß ist die Macht seiner Fürbitte bei Gott!“ R. R. — B. G.

Eine Vergißmeinnichtleserin aber schreibt: „Ich befand mich in einer recht unangenehmen Lage. Es handelte sich um eine größere Geldsumme, und hätte sich der Sachverhalt nicht rechtzeitig aufgeklärt, so wäre ein Unschuldiger in großen Schaden gekommen. Ich wandte mich vertrauensvoll an den hl. Joseph, sowie an unsere liebe Frau vom guten Rat und an den hl. Klemens Hofbauer, und versprach im Falle der Erhöhung Veröffentlichung im „Vergißmeinnicht“. Und siehe, es ward mir geholfen! Dadurch blieb viel Unfriede und ein großer materieller Schaden erspart. Drum tausend Dank den lieben Heiligen, die mir durch ihre Fürbitte bei Gott geholfen! — Der hl. Joseph hat mir schon oft geholfen, daher rate ich jedem, nächst der allerseeligsten Jungfrau recht vertrauensvoll zu ihm die Zuflucht zu nehmen.“

Ein braver Erstkommunikant.

Ende März l. J. erhielten wir von Wiedede a. Ruhr folgendes Brieflein:

„Ueberjende Ihnen hiermit 10 Mark, damit mir der liebe Gott die Gnade einer recht würdigen heiligen Kommunion verleihen möge. Das Geld wollen Sie gütigst zu Missionszwecken verwenden. Gedenken Sie meiner in Ihren Gebeten.

J. St.“

Der brave Erstkommunikant erhielt von uns einen Rosenkranz und ein paar Duzend farbige Bildchen.

Darauf schickte er unterm 10. April einen zweiten Brief folgenden Inhaltes:

„Meinen herzlichsten Dank für den schönen Rosenkranz! Die mir zugesandten Bildchen haben eine kleine Nachbarin und ich verkauft. Wir haben dafür 7 Mark herausgeschlagen und schicke ich Ihnen heute den Betrag durch Postanweisung ein. Es würde mich freuen, wenn Sie der kleinen Freundin auch einen so schönen Rosenkranz schicken würden. Ihre Adresse ist: E. R., Schülerin, Wiedede a. Ruhr.

Ihr

ganz ergebener
J. St.“

Wer will an diesen beiden Kindern, die einen so rührenden Eifer für die katholische Mission bekunden, ein Beispiel nehmen? Rosenkränze und Bildchen haben alle unsere Vertretungen auf Lager, und sind wir auf Verlangen gerne bereit, davon zu schicken.

Warnung vor Schwindlern.

Es ist schon wiederholt vorgekommen, daß Leute unehrlichen Charakters unter dem falschen Vorgeben, sie seien Mariannhiller Missionäre und reisten in diesem oder jenem Auftrage unserer Genossenschaft, sich von gutherzigen Personen eine Unterstützung zu verschaffen wußten.

Wir möchten hiermit vor solchen Schwindlern dringendst warnen. Man unterstütze keinen, der sich nicht auf legale Weise über seine Person und Sendung ausweisen kann.

Mein Kind, sprich: was heißt leben?
Genießen heißt es nicht.

Es heißt: stets weiter streben
Und treu sein seiner Pflicht.

Mein Kind, und was heißt lieben?
Nicht ist's ein süßer Wahn.
Es heißt: im Dienst sich üben,
Mehr geben, als empfangen.

Mein Kind, und was heißt sterben?
Nicht heißt es untergehn.
Es heißt den Himmel erben,
Es heißt: auferstehn.

Marie Calm.

Briefkasten.

Die Fortsetzung der Erzählung „Dem Gelübniß treu“ mußte wegen Raummangel für nächste Nummer zurückgestellt werden.

An Herrn A. Hofer in Rempten. — Tausend Dank und ein herzlichstes Vergelt's Gott aus unserer südafrikanischen Missionsstation Clairvaux! Geld, Briefe und Bildchen sind glücklich angekommen. Statt eines silbernen Halskreuzchens kauften wir für das Kaffernmädchen Mwenduka einen warmen Schal. Wir werden nicht ermangeln, mit unsern Kindern fleißig für Sie zu beten.

Malkammer: Erhalten. — Ludwigshafen: Dd. erhalten. — M. P., Holz: Betrag Dd. erhalten. — Neunburg: Betrag erhalten.

Aus Goch: Betrag für ein zu tausendes Heidentind dankend erhalten.

Den Erstkommunikanten in Eggertskirch für die gesandte Gabe für die armen Heidentinder tausendfaches Vergelt's Gott!

Hochw. H. Pfr. L. und Frl. Schwester (Bruchsal): Betrag für Heidentind und Herz-Jesu-Bild dankend erhalten.

Adressenänderungen, welche nach dem 15. des Monats eintreffen, können für den nächsten Monat selten mehr berücksichtigt werden.

Silberpapier, Flaschenkapseln, altes Kupfer und Zinn, Zigarrenabschnitte, Briefmarken u. nehmen wir stets dankbar an. Damit dieselben aber an Wert nicht verlieren, so empfiehlt es sich, diese Sachen nicht untereinander zu mischen.

N. N.: Sie fragen, ob es in Mariannhill oder auf einer unserer größeren Stationen keine Muttergottes-Statue gebe, wo man füglich eine Krone anbringen könnte? Es ist mir kein derartiges Bildnis bekannt, dagegen sind wir für Ihr zweites Anerbieten, uns gelegentlich eine Statue der gekrönten Himmelskönigin spenden zu wollen, sehr dankbar.

Aus Gzenstochau, Natal: Den beiden langjährigen Vergißmeinnicht-Vereinen aus Salzburg herzlichen Dank für die schönen Sachen! Alles ist noch gut brauchbar; die Mädchen hatten die rechte Größe. Sie haben uns damit eine große Freude gemacht.

Gebetsempfehlungen, Namen von Verstorbenen usw. können in der Regel erst 2 bis 3 Monate nach deren Einreichung zur Veröffentlichung im Vergißmeinnicht gelangen, weil für jede Nummer der Redaktionschluss schon 2½ Monate vorher stattfinden muß. Die betreffenden Notizen sollten, wo möglich, auf einem eigenen Zettel, getrennt von den sonstigen Mitteilungen, eingelebt werden.

Einige Adressen-Veränderungen wolle man schon in der ersten Hälfte des Monats bei unsern Missions-Vertretungen melden, denn wenn sie erst nach dem 15. einlaufen, können sie bei der Verlebung der betreffenden Nummer des Vergißmeinnicht nicht mehr berücksichtigt werden. Auch ist es uns lieb, wenn die alte Adresse in Klammern beigelegt wird. Name und Post wolle man immer recht deutlich schreiben, bei Städten auch mit Angabe der Hausnummer.

Bei Wertsendungen wolle man uns jedesmal gleichzeitig eine auflärende Notiz über deren Bestimmung zugehen lassen. Desgleichen wolle man bei der Abonnementszahlung angeben, ob der Betrag für einen neuen Abonnenten gelte oder für einen, der schon bisher das Blättchen bezogen hatte.

Antoniusbrot

für Afrika teils als Brote, teils als Dank ist eingegangen aus: (Veröffentlichung war versprochen)

Niedersekt, Neukirch-Höhe, Gilsching, Weisketten, Konnersreuth, Penzberg, Furtwangen, Sinshelm, Tannesberg, Niggerding, Hitters, Duisburg-Laar, Bierwinden, Commlingen, Elberfeld, Gelsenkirchen, Cordel, Hagen, Eichhofen, Altenahr, Emmerich, Oldenburg, Würdingen, Winnenden, Kleinmarin, Ushusen, Münster, Oberndingen, Oberkitt, Hemberg, Löstorf.

Dankfagungen

gingen ein aus: Kottalmünster; Walldorf: Dank dem hl. Joseph; Motten: Dank dem hl. Joseph für Erlangung der Gesundheit zweier Kinder; Wiedenbach; Graßau: Dank dem hl. Joseph und Antonius, möge deren Fürbitte weiter helfen; Breslau: Dank dem hl. Herzen Jesu, der hl. Jungfrau und dem hl. Joseph; Kottweil: Auf Anrufung des hl. Judas Thad. in schwerer Krankheit plötzliche wunderbare Hilfe erlangt, K. J.; Engstorf: Dank der allerl. Jungfrau und dem hl. Joseph für Hilfe in einem Unglücksfalle; Buch: Dank dem göttl. Herzen Jesu, der Muttergottes, dem hl. Antonius, dem Prager Jesukind und den armen Seelen; Böttmes: Für Erörderung; Persee: Dank dem hl. Joseph; Landshut: Dank der lb. Muttergottes, dem hl. Joseph und Antonius; Köln: Dank dem hl. Joseph für glückliches Beistehen des Examen; Dank der lieben Mutter Gottes von Lourdes für Heilung eines schweren Halsleidens. Linz, Wilpian, Werdorf, Gnas (Jüngl.), Edelsbach, St. Veit am Rogau, Neumarkt in Krain, Steindorf, Graz, Braz, Klostertal, Mojono, Solnof.

Gebets-Empfehlungen

in verschiedenen Anliegen gingen ein aus: An a. Jun, Donau-eichingen, Moos, Klingenberg, Rauenberg, Mannheim, Reichenbach, Karlsruhe, St. Ludwig, Bieberach a. Riß, Habacht, Hodeberg, Theilheim, Rosenbach, Buch, Breitenbach, Reusang, Tannesberg, Smal, Seitenberg S. G., Wadthurn, Niggerding, Fagshurst, Neubrunn, Nothenburg, Willisau, Odernbach, Turin, Adorf, Jährich, Oberndingen, Kirchberg, Horriwil, Ettingen, Menhaus, Lomis, Adlsweil, Schur, Moerel, Altdorf (Schweiz, schweres Augenleiden), Bekrührung eines Vaters, Oberursel (verschiedene Anliegen), mehrere kranke Wohltäter. Winn, Stehr, Linz, Domeschau, Braz, Klostertal, Tepitz, Rann, L. J. bittet um eine Robene zum göttl. Herzen Jesu. Jägerndorf.

Memento!

Von unseren Wohltätern und Mitgliedern unseres Wohltäter-Messbundes sind gestorben und werden dem frommen G. b. te unserer Leser empfohlen:

Agatha Schuler, Gorgenzell. Frau Urbanski, Ramsau. Maria Eva Jädl. Maria Bertha Haas und Josef Grein, Mondfeld. Louise v. Goradam, Paris. Frau Panther, Ulm. Frau Kuhn, Altmannsdorf. Genovefa Weber, Simmershausen. Karolina und Elise Trost, Geismar. Anna Maria Stenger, Geiselbach. Babette Bittl, Neudtting. Katharina Sturm, Dahlen. Thomas Vettner, Stallau. Franz Keller, Hagau. Anna und Johanna Freida, Laumesfeld. Rosalia Empl, Schönbach. Emilie Schenkel, Obergriesbach. Lorenz Vogler, Kessenheim. Josef Geiger, Sulz. Gg. Hagereimer, Stadlern. Fr. Grimm, Steinbach. Maria Köbler, Dittersweier. Elisabetha Wegmann, Theilheim. Josef Salie, Zp-hofen. Kresz. Bild, Sindelsdorf. Emma Appel, Eberstal. Ursula und Eva Hechel, Kleinrinderfeld. Kath. Vofchert. Joachim Kiehl, Oerried. Rosalia Empl, Oertraufkirchen. Nob. Kiel, Pf., Salz-schlier. Josef Kluder, Anton Thoma, Anna Haag, Heinrich Jun-terer, Johann Ledermann, Josef Kug, Georg Krad, Wilhelm Freisenegger, sämtl. von Oberammergau. Rosina Weiß, Regbad. Qualbert Kuhn, Ebringen. Kath. Schedlbauer, Viechtach. Josef Stöhr, Würzburg. Anna Drtner, Wang. August Ditt, Jährze. Walburga Vogl, Donauwörth. Franz Josef Andres, Wingenheim. Kreszeng Kraper, Gänzburg. Veronika Schafroth, Parieskirchen. Maria Ditsch, Unterpredtal. Leo Baumbach, Epahl. Walburga Angel, Lindau. Franz Rabung, Althim. Kreszeng Lindbauer, Kernaigen. Rudolf Jakob, Weingarten. A. Drasticht, Sohran. Katharina Sonntag, Hagau. Egidius Keudchen, Brand. Maria Ganfer-Wego, Dürren. Frau Jeldhof, Eller. Frau Baele, Wänfen. Heinrich Buys, Biffel. J. Alferts Eder, Velen. Christina Krieger, Ulmbach. Josef Penner, Neustadt. Math. Müller, Kettlersteich. P. Jos. Bongard, Kollesbroich. Franziska Klose, Al.-Kramfen. Johann Giesen, Kendenich. Katharina Janz, n. Obliens. Elisabeth Koop, Cloppenburg. Johanna Wimmer, Brand. Paul Linke, Al-bagen. Karl Küpper, Horst-Emscher. Heinrich Burticheid, Kommer-tirchen. Margaretha Pfeiffer, geb. Naaf, Godesberg. Frau Wolter, Brand. Franziska Kleinjorge, Söllinghausen. Hubert Gillschütz, Bechtrop. Maria Gnd, Derichswiler. Frau Franziska und Fr. Franziska Klose, Al.-Kramfen. Theresia Brunner, Westenduberg. Regina Nedermann, Dittelhausen. Franz Göjer, Lindau i. B. Eva Gläger, Herr Schreut, Ulm. Jos. f. Alfoser, Saal a. D. Lu-bwig Schuh, München. Frau Brogli, Sädungen. Josef Jeller, Pfarrer, Aßling. Ferd. Spath, Pfarrer, Forbach. Heinrich Hoff-mann, Pfarrer, Großtaubern. Helene Obermeier, Pfeffenhausen. Theresie Vogler, Landsberg. Maria Zamboz, Troitzberg. Karolina Müller, Schliersee. Pauline Schurr, Gmünd. Theresie Lust, Kien-burg. Leonh. Meidel, Pfarrer, Poppenhausen. Eleonora Wöhler, Strahoborf. Antonie Schmadl, Schrobenghausen. Karolina Pirsch, Bruchsal. Kreszentia Schoner und Theresia Meidhart, Kirchen-hausen. Eugenie Meier, Theilheim. Barb. Williger, Eins. Frau Ott, Morichach. Gschw. Müller, Wil. Ambros Müller, Gschwil. Josef Köpfe, Meggenhausen. Georg Däffner, Cleveland, Ohio. Mrc. Steinich, Philadelphia, Pa. Kaspar Sand, Nebraska City, Neb. Jakob Haunreiter, Winlof, Wash. Anton Horn, Garrett, Ind. Erz. Friedr. v. Albert, Erzbischof von Bamberg. Anna Eichler, Marburg a. Drau. Agnes Darnit, Seimschuh bei Leipzig. Wol-tonia Brithaler, Kri-glach. Schw. Magdalena, Ursulin, Laibach. Regina Schmied, Groß-Klein. Maria Auer, Feldbach. Adelheid Schweghofer, Groß-St. Florian. Anna Herlitich, Graz. Peter Wirsberg, Seynilt. Johann Egger, Lienz. Josefa Berger, Graßlau. M. Philonilla Dollhäubl, Linz. Wenzel Schreier, Königsberg. Schw. Lucilla Lengeder, Linz. Schw. M. Anna Schillhuber, Linz. Aloysta Ruch, Kleinfstätten. Sr. Benjaminina Brimesberger, Goflern. Rosa Gredler, Zug. Anna Lorenz, Breitenberg. Katharina Schnei-der, Barzdorf. Franziska Streicher, Frankenburg. Klara Ternitz, Rein. Maria Visslinger, Böcklabrud. Josef Hampel, Nieder-Ehrenberg. Johann Kröll, W. Matriel. Agnes Gartner, Pfalzen. Maria Pogacnik, Krainburg. Maria Zuegg, Lienz. Theres Kuppel-wieser, St. Pantraz. Rosa Veder, Görtau. Mathilde Ulmer, Haisfanden. Rosine Koch, Salzburg. Ludwig Schuh, München. Schw. Justina Schneider, Linz. Elise Schulz, Jglau. Barbara Söhradl, Kremsmünster.

Grabinschrift

Es werden gar viele im Leben sich fragen:
Wo findet der Mensch sein Glück und die Ruh? —
Da wird eine Stimme vom Himmel ihm sagen:
„Die Pforten des Todes verhelfen dazu!“

Schloß Ambras.

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei vorausgehender Uebereinkunft jedoch gerne gestattet.

Verantwortlicher Redakteur Georg Kropp in Würzburg. — Druck und Verlag der Fränkischen Gesellschaftsdruckerei G. m. b. H., Würzburg.

Vergißmichnicht

Illustrierte Zeitschrift
der Mariannhiller Mission, Südafrika.

Mit Oberhirtlicher Druckerlaubnis und Genehmigung der Ordens-Obern.
Gefegnet von Sr. Heiligkeit Papst Pius X.

Alle Anfragen, Bestellungen, Zahlungen und
Sendungen sind zu richten an die:



Vertretung der Mariannhiller Mission
in Köln a. Rh., Brandenburgerstr. 8.

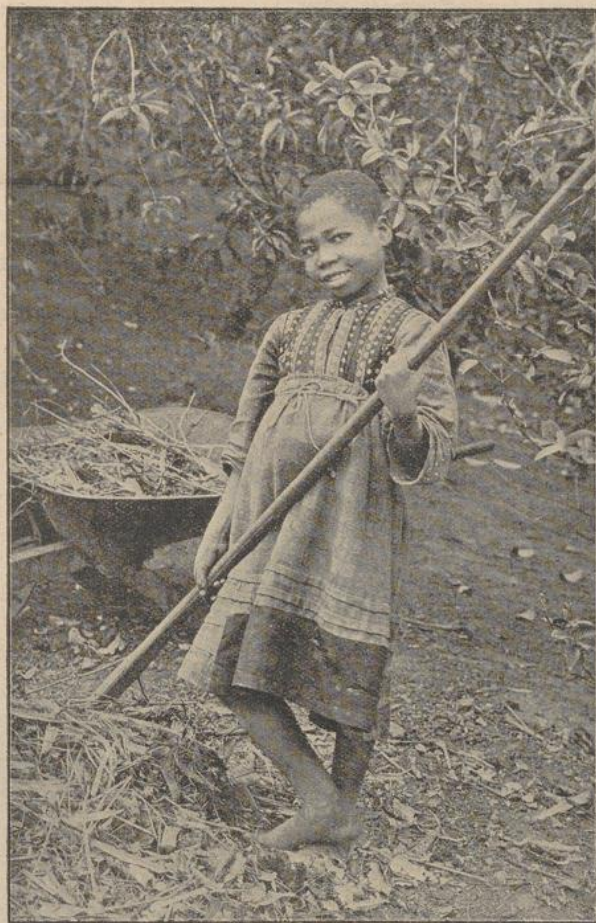
30. Jahrgang.
Nr. 7.

Erscheint monatlich
und kostet
pro Jahrgang
Mk. 1.50,
direkt franko zu-
gesandt oder von
unsern Beförderern
bezogen.
Ueberzahlungen
im Interesse der
Mission
sind willkommen.
Probenummern
gratis.

Wer diese Zeitschrift
bestellt, tut gleich-
zeitig ein gutes
Werk zu Gunsten
der armen Heiden
in Afrika.

Bestellungen
auf das
Vergißmichnicht
geschehen am ein-
fachsten auf dem
Abschnitt der
Zahlkarte oder
Postanweisung.

Postfach-Konto
Köln Nr. 1652.



Die kleine Gärtnerin.

Köln a. Rh.
Juli 1912.

Der Reinertrag
dieser Zeitschrift
wird nur für
Missionszwecke,
für die Ausbreitung
unserer heiligen
Religion ver-
wendet, weshalb
der Hl. Vater
Pius X. zu wieder-
holtenmalen allen
Wohlthätern
unserer Mission
seinen apostolischen
Segen erteilt hat.

Beförderer des
Vergißmichnicht
werden an allen
Orten gesucht.

Für die Abonnenten
des Vergißmichnicht
als Wohlthäter
unserer Mission
werden täglich in
der Kollegiatkirche
zu Mariannhill
2, oft 3 hl. Messen
gelesen.



Das lieblichste Gedicht.

Jedes Tröpflein Morgentau,
Das erglänzt auf Flur und Au,
Funkelnd in dem Sonnenlicht,
Ist ein liebliches Gedicht.

Jedes Blümlein auf der Flur
Trägt des Schöpfers lichte Spur
Lächelnd auf dem Angesicht,
Ist ein liebliches Gedicht.

Jedes Vögelein, das singt
Wonnig, wie das Glöcklein klingt,
Alte Weisen, schön und leicht,
Ist ein liebliches Gedicht.

Doch ein Kindlein, hold und rein,
Schuldlos wie ein Engelein
Und mit Neuglein klar und licht,
Ist das lieblichste Gedicht.

W. Edelmann.

Ein Jahr nach der Gründung.

Von P. Dominikus Frey, R. M. M.

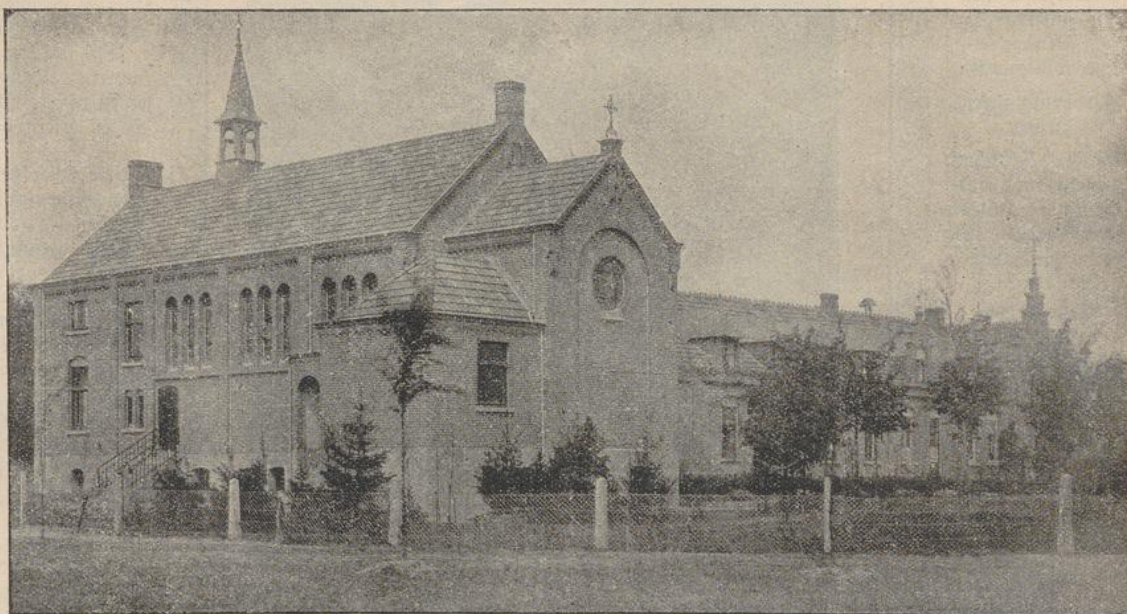
St. Paul, 1. Mai 1912. — Heute ist's ein Jahr, daß unser Missionshaus „St. Paul“ eröffnet wurde. Wie viel hat sich seitdem geändert! Schon vorigen Sommer, zu einer Zeit, da unser Kirchlein eben unter Dach war und man bei den Dekonomiegebäuden kaum angefangen hatte, die Fundamente zu graben, rief ein holländisches Bäuerlein, das auf Besuch hierher gekommen war, voll Verwunderung ein übers anderemal aus „Verandering, Verandering!“ Was würde er erst jetzt sagen? Denn seitdem ist wieder vieles anders, ganz anders geworden.

Das zeigt der erste Blick auf unser Haus und seine Umgebung. Wo früher der Pferdestall war, ist nun das Refektorium, unser Speisesaal, das alte Refektorium ist zum Postulantenzimmer geworden, die erste Notkapelle nebst Sakristei zum Vestiarium (Kleidertammer), ein ehemaliges Magazin zur Küche usw. Die Priester haben jetzt eine eigene, bescheiden eingerichtete Wohnung; in dem vorher leeren Dachraum sind für mehr als 30 Personen primitive Schlafzellen eingerichtet worden. Unsern Hauptschmuck aber bildet das neue Kirchlein, in welchem an Ostern ein schöner Altar aufgestellt wurde, während die beiden Seitenaltäre noch provisorischen Charakter tragen. Kurz, aus dem ehemaligen Pächter-

hause ist ein Klösterchen geworden, zwar klein und bescheiden, doch immerhin ein religiöses Haus, das seinen Insassen ein stilles, friedliches Obdach bietet.

Allzu hohe Ansprüche dürfen letztere allerdings nicht machen. So wohnt z. B. der Schuhmacher und Bäcker im Keller, zeitweilig auch noch der Schreiner und sein Gehilfe, obschon er bereits Vorkehrungen getroffen hat, sich demnächst im alten Kuhstall häuslich niederzulassen. Auch der Schmied muß sich vorläufig noch mit einer in Eile aufgestellten Holzbude begnügen.

Nordwestlich vom eigentlichen Klösterchen sind die neuen Stallungen und Dekonomiegebäude. Ihr Bau ergab sich von selbst. Wie schon mehrfach erwähnt, mußte beim Umbau des früheren Pächterhauses vor allem der Pferdestall, der genau den vierten Teil vom ganzen Hause einnahm, geräumt werden. Wohin nun mit den Pferden? Zunächst in den Kuhstall. Anfangs ging das schon, denn vom Mai bis November waren die Kühe und das meiste Jungvieh Tag und Nacht auf der Weide. Nur zum Melken wurden Morgens und Abends einige Kühe hereingeholt. Wie aber im Winter? Bis dahin mußten offenbar neue Stallungen da sein. Man baute sie etwas größer, denn es sollten darin zugleich die Futtervorräte untergebracht werden können. Letztes Jahr wußten wir z. B. nicht, wo wir unsern Roggen und Hafer bergen sollten und sahen uns genötigt, im



Missionshaus St. Paul (von der Südostseite).

Freien mehrere Getreidehaufen anzulegen; ähnlich war es uns auch bei der Heuernerie ergangen. Das sollte künftig vermieden werden, zumal hier, in Holland, wo man mit so vielen Niederschlägen zu rechnen hat.

Eine wohl eingerichtete Oekonomie ist überhaupt für ein Missionshaus von großem Nutzen. Die Mehrzahl unserer Brüder-Postulanten sind ihrem früheren Berufe nach Landwirte, Gärtner und Handwerker, finden somit in einem derartigen Kloster eine ihren Kräften und Kenntnissen angemessene Beschäftigung und können zur Herbeischaffung der nötigen Subsistenzmittel vieles beitragen. Ist auch gegenwärtig unsere Gemeinde nicht gar groß — durchschnittlich 35—40 Personen —, so wird sie doch voraussichtlich unter Gottes Segen wachsen und sich mehren, zumal da künftig auch das Noviziat von Mariannhill nach „St. Paul“ verlegt werden soll, und wir uns mit dem Gedanken tragen, in absehbarer Zeit zur Heranbildung von Missionspriestern dahier ein eigenes humanistisches Gymnasium oder Scholaistica zu errichten.

Vom jetzigen „St. Paul“ hoffen wir in Bälde unsern geehrten Lesern eine photographische Abbildung zeigen zu können. Ich denke, das Bild kann sich sehen lassen. Nicht gut macht sich z. B. auch die über den neuen Oekonomiegebäuden angebrachte Windmühle. Sie repräsentiert für die Niederlande, wo man wegen des geringen Gefälles der Bäche und Flüsse mit einer gewöhnlichen Mühle nicht rechnen kann, die billigste Motorkraft und soll außer einer Schrottmühle auch noch eine Wasserpumpe, eine Dresch- und Säckselmaschine, sowie eine Band- und Kreissäge usw. in Betrieb setzen. Die Leistungsfähigkeit ist bei mittlerem Wind auf fünf Pferdekkräfte berechnet.

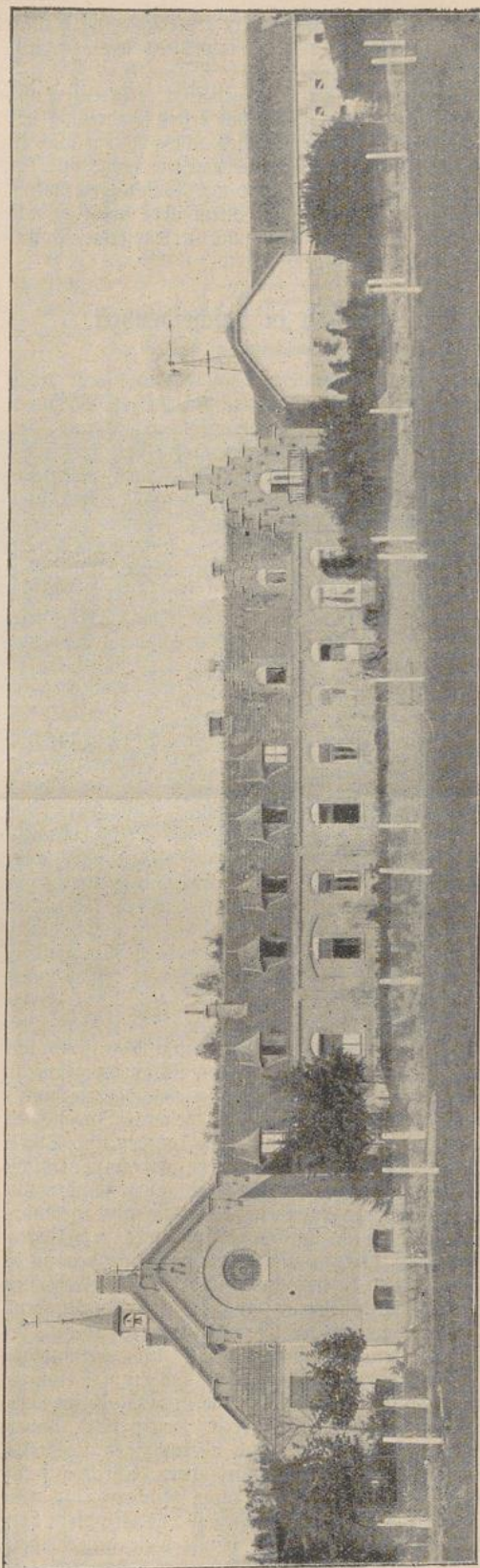
Auch die Straßen, Gärten und Felder rings um das Haus haben ein neues, besseres Aussehen bekommen. Der Gemüsegarten wurde um mehr als die Hälfte vergrößert. Hart daneben wurde ein Obstgarten angelegt, während rings um das eigentliche Klosterchen ein kleiner, schattiger Park kommen soll, der gegenwärtig allerdings faum zur Hälfte fertig ist.

Alle diese Garten- und Feldarbeiten haben unsere Brüder und Postulanten mit Hilfe einiger weniger Tagelöhner ausgeführt. Laienbrüder aus Mariannhill, die zum Teil schon 20 Jahre und darüber in der afrikanischen Mission tätig waren, sind es gegenwärtig 9, Postulanten 20. Zwei der letztern wollen sich der Mariannhiller Mission als Priester eingliedern; der eine war bisher Weltpriester, der andere Kunstmaler und Photograph mit dem Reisezeugnis des Gymnasiums.

Von den 18 Brüder-Postulanten waren der früheren Beschäftigung nach 4 Landwirte, 2 Gärtner bzw. Garten-techniker, 1 Apotheker, 1 Klempner, 1 Fleischer, Sattler, Maurer, Maler, Schneider, Schlosser und Schreiner, 1 Maschinist und 1 Maschinenmeister für Illustrationen und Farbendruck.

Dazu kommen noch als Quasi-Postulanten 4 Studenten, fogen. verspätete Berufe, die von zwei hiesigen Priestern, dem S. S. Kanonikus Petrus Hochhardt und dem oben erwähnten Postulantenpriester, in dem humanistischen Fächern unterrichtet werden, während 10 andere, jüngere Leute, als Zöglinge des Alumnats in Lohr a. M. ihre Studien am dortigen Gymnasium betreiben.

Missionspriester, die mit der materiellen und geistigen Leitung des Hauses beauftragt sind, sind es gegenwärtig erst zwei. Ein dritter, speziell für den Unterricht im Englischen und Kaffrischen bestimmter Missionar soll



Missionshaus St. Paul (von der Spitze), im Mai 1912, ein Jahr nach ihrer Eröffnung. Das Bild zeigt, wie aus einem vorhandenen holländischen Landhaus durch Umbau und Anbau einer Kapelle (links) ein Klosterchen geworden. Rechts im Hintergrunde liegen die neuen Stallungen für den Oekonomie-Betrieb.

Mitte Juni l. J. aus Afrika hier eintreffen, wird also, bis vorliegende Zeilen im Druck erscheinen, schon in „St. Paul“ sein.

„Bis hierher hat der Herr geholfen!“, so rufen wir voll Dank gegen Gott heute, am ersten Jahrestag der Gründung unseres Missionshauses, aus. Möge auch in Zukunft Gottes Segen über uns walten, möge uns der Herr die alten Gönner, Freunde und Wohltäter erhalten und viele neue zuführen, vor allem aber möge er uns schenken recht brave, tüchtige und seeleneifrige Postulanten! Das wolle Gott! —

Eine Umschau in Bescheidenheit.

Nach Max Steigenberger, b. g. N.

Zun voraus sei bemerkt, daß es uns ferne liegt, eine unbescheidene und indiskrete Razzia auf Missionsalmoſen anzustellen. Nein, wir erlauben uns nur, den Finger auf dies und das zu legen, in der tröstlichen Hoffnung, es würden sich dann die nötigen guten Gedanken und Vorsätze bei verständigen und edelgesinnten Herzen von selbst einfinden.

Da gibt es zunächst **S a b e n**, **d i e a u s g e s l o g e n** s i n d. — Ähnlich jenem Professor, dessen Zuhörer in großer Zahl das Kolleg geschwänzt hatten, könnten wir auch von vielen Missionsgaben sagen: „Wir sehen viele, die nicht da sind!“ Wir denken hier an die vielen und großen Summen, die alljährlich von Tausenden rein zu ihrem leiblichen und geistlichen **S c h a d e n** verbraucht werden.

Was wird oft zwecklos, ja zu direktem Ruin der Gesundheit verwendet auf Zigarren und Zigaretten, auf Räschereien, auf gewisse Arten von Spiel und Sport, auf Kleiderpracht und sonstigen eitlen Tand, . . . fürwahr, wollte man all diese, zum großen Teil zwecklosen, ja direkt schädlichen und sündhaften Auslagen aller Klassen und Stände eines ganzen Landes für ein einziges Jahr zusammenstellen, man erhielte als Resultat Millionen und Millionen, die man alle mit viel besserem Nutzen und unendlich höherem Gewinn für Kirchen, Schulen, Missionen und sonstige charitative Zwecke hätte verwenden können.

Wir wollen damit keineswegs ein **e r l a u b t e s** Vergnügen bekritteln und verwerfen, kurz nicht, was mit Maß und Ziel, innerhalb der rechten Schranken geschieht. „Ein Vergnügen mit Ehren, kann niemand verwehren“. Namentlich die Kinder und die gesamte Jugendwelt wollen und sollen ihre unschuldigen Freuden und Spiele haben. Es ist nicht gut, Kindern gar keine irdische Freude zu gönnen, es ist auch nicht gut, Kinder nur zur Sparsamkeit zu erziehen; wenn sie aber gemahnt und gewöhnt werden, sich etwas Unnötiges zu versagen, um mit dem Ersparnis eine Wohltat zu spenden, so ist das eine vortreffliche Erziehung und auch die Missionen fahren nicht schlecht dabei. Auch bei „älteren Knaben“ klopft unser Wort an, bei überdurftigen „Studios“, bei starken und teuren Rauchern, wie bei verständigen Damen, die selbständig genug sind, um einmal eine gesundheitsschädliche oder leichtfertige neue Mode zu überhüpfen, bei besonnenen Müttern, welche statt unnützig reichen Spielzeugs und übermäßigen Vekereien des ohnehin immer mehr entartenden „Christbaumes“ einiges Geld reservieren, um ihren Kindern eine neue Mark oder einen goldenen Fuchsen in das Kripplein oder ins Östereikörblein zu legen, damit diese den Heidenkindern eine wahre Weihnachts- oder Osterfreude zu machen imstande seien.

Wir kannten einen Gelehrten, der hatte sich zu einer großen Ferienreise ein paar hundert Mark hergerichtet, die er als wohlverdiente Remuneration erhalten hatte. Einige Zeit vor der Abreise kam ein Missionsbischof aus China zu ihm und erzählte von der Not der Mission. Da gab der edle Mann sein ganzes Feriengeld dem Bischofe und begnügte sich für dieses Jahr mit der guten Luft seines Gartens und den Spaziergängen in Feld und Wald seiner Heimat. Es war das eine heldenmütige Liebestat und wir haben kein Recht, zu erwarten, daß dieses Beispiel in so hochherzigem Umfange Nachahmung finde; aber es hat sich dabei der Gedanke an so manche losgelöst, die ohne Ende zu ihrem Vergnügen reisen, reifen und reifen. Wer weiß, wenn sie jemals an die oft himmelschreiende Not in den Missionen dächten, ob sie nicht hie und da ein größeres Vergnügen darin fänden, mit einem Teil ihres Ersparten Seelen für das Reich Gottes gewinnen zu helfen, als alle Reiche der Welt zu durchlaufen, um schließlich vielleicht innerlich doch nichts zu gewinnen, oder gar leerer heimzukommen, als sie ausgezogen.

Wir glauben auch, daß von manchen christlichen Vereinen durch die Nichtnachahmung weltversunkener Korps und Gesellschaften noch etwas zu erübrigen wäre für den Durst und Hunger, die Krankheit und das Elend der Millionen naher und ferner hilfsbedürftiger Mitbrüder. Für den Katholiken lassen sich bei Vereinsfesten und Jubiläen auch edlere und seelenvollere Stiftungen denken, als dies meist der Fall zu sein pflegt. Die Beschränkung der Reise- und Festwut — welch' eine große Summe könnte das geben! Aber — „ich sehe sehr viele, die nicht da sind“.

Herzlichen Dank!

Für die vielen frommen Spenden und freundlichen Beiträge zum Unterhalte eines Lichtleins vor der Herz-Jesu-Statue in Mariannhill sagen wir unsern geehrten Wohltätern und Wohltäterinnen unsern tiefsten, aufrichtigsten Dank und ein herzliches „Vergelt's Gott!“

Wir gestehen offen, wir hatten die diesbezügliche Bitte in der Weihnachtsnummer des „Vergißmeinnicht“ mit einigem Bangen gestellt, denn wir wissen recht wohl, daß auch in vielen anderen Anliegen der Mariannhiller Mission an den bewährten Opferfinn unserer Wohltäter appelliert wird. Unser Staunen und unsere Freude war daher um so größer, als uns der ehrwürdige Vater Abt mitteilte, es seien auf unser Bittgesuch von verschiedenen Seiten ansehnliche Beiträge fürs ewige Lichtlein vor dem Herz-Jesu-Altar unserer Stiftskirche eingetroffen.

O, nun brennt es wieder, dieses traute Liebesflämmchen, leuchtet und funktelt Tag und Nacht als Ehrenwächter vor dem göttlichen Herzen Jesu, und mahnet uns wie ein lebendiges „Sursum corda“ an den Spender alles Glückes und Trostes, an dessen liebe-glühendem Herzen alle Menschenkinder Ruhe und Frieden finden, wenn sie nur wollen. Welch' ein Trost für uns alle, sagen zu können, wir haben im Tabernakel ein getreues, sorgendes, mitfühlendes und uns innigst liebendes Herz, das heiligste Herz Jesu!

„Ein getreues Herz zu wissen,
Ist des höchsten Schazes Preis.
Der ist selig zu begrüßen,
Der ein solches Herze weiß.
Mir ist wohl im höchsten Schmerz,
Denn ich weiß ein treues Herz!“

Wenn die Weltfinder schon von einem menschlichen Herzen also reden, wie viel mehr gilt dies dann vom besten und liebevollsten aller Herzen, vom heiligsten Herzen Jesu!

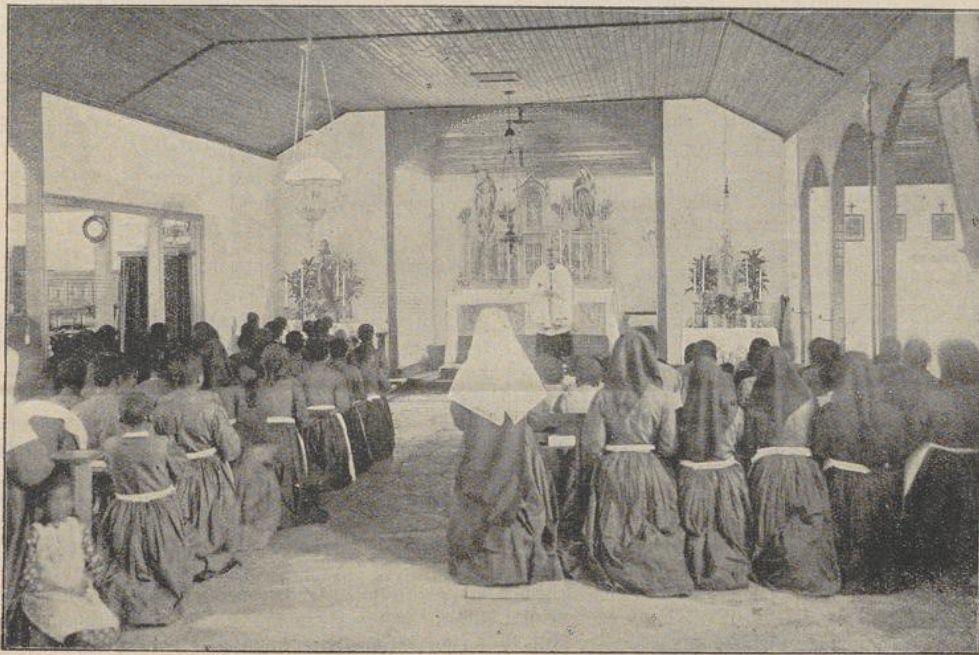
Geehrte Wohltäter, Ihr habt Euch das göttliche Herz Jesu zum Schuldner gemacht. Möge es Euch diese Schuld mit hundertfachen Zinsen zurückbezahlen! Brechen trübe, bange Stunden über Euch herein, so denkt an das ewige Lichtlein, das Ihr im Heidenland vor einem Herz-Jesu-Altare angezündet habt und fasset wieder neue Hoffnung, neuen Mut. Jedes von Euch mag dann beten:

„Mir ist wohl im höchsten Schmerz,
Denn ich weiß ein treues Herz!“

Aber auch u n s habt Ihr zu Schuldnern gemacht, und wir werden es als heilige Pflicht erachten, namentlich vor dem Herz-Jesu-Altare diese unsere Dankeschuld

balb darauf nach L o a n d a. Hier wurden sie von einer zahllosen Volksmenge, Weißen und Schwarzen, mit unbeschreiblichem Jubel empfangen, man umarmte sie, küßte ihnen die Kleider und führte sie im Triumph der Kirche zu. Die vornehmsten Leute der Stadt stritten sich um die Ehre, sie zu beherbergen. Sie aber zogen es vor, sich in ihr Kloster zurückzuziehen, wo sie einige Wochen rasteten, um sich allmählich an das neue Klima zu gewöhnen. Später verteilten sie sich über das ganze Land.

Ueber den Erfolg ihrer Mission liegen keine speziellen Nachrichten vor, wohl aber blieb eine interessante Reisebeschreibung erhalten, welche von zwei hochverdienten Missionären stammt und die wir im Nachstehenden unsern Lesern wieder erzählen wollen. Die beiden eifrigen Priester heißen Michael Angelo Quattini von Regio und Dionysio Carli von Piacenza. Es ist erstaunlich,



Predigt in der Missionskapelle in Mariatal.

(Das Kirchlein ist aus Wellblech erbaut und innen mit dünnen Brettern verkleidet.)

abzutragen und fleißig für Euch zu beten, daß der Herr Euch segne im Leben und im Sterben und daß er einst uns alle zusammenführe zur „ewigen Anbetung“ im Himmel oben. Das gebe Gott!

Die dankbaren Brüder von Mariannhill.

Missionsreisen im Kongoland in alter Zeit.

P. Cavazzi, der uns schon so vieles über die Anfänge des Christentums am Congo erzählte, kehrte im Jahre 1666 nach Europa zurück. Man hatte ihn wegen seiner großen Verdienste zum Missionsbischofe machen wollen, doch der demütige Kapuzinerpater lehnte solch' ein An-sinnen entschieden ab. Im Jahre 1692 starb er hochbetagt in einem Klosterlein seines Ordens zu Genua.

In der Zwischenzeit, nämlich am hochheiligen Christfest des Jahres 1667, traf eine Gesellschaft von 16 Missionären, alle Söhne des großen heiligen Franziskus, in Benguela ein. Des ungesunden Klimas wegen zogen sie

was diese Männer in dem fremden heißen Lande alles durchgemacht haben; doch lassen wir das dem Hochw. P. Dionysio Carli selbst erzählen. Er schreibt:

„Wir schifften uns, mit den nötigsten Reisebedürfnissen versehen, auf einer Barke ein und segelten hart der Küste entlang bis zum Flusse Dande, der die Grenze des Königreiches Angola bildet. An seiner Mündung hatten die Portugiesen eine Festung erbaut. Wir überreichten dem Kommandanten unsere Empfehlungsschreiben und ersuchten ihn um Träger für die Fortschaffung unseres Gepäcks. Er engagierte sogleich dreißig Neger, die nicht nur unsere Habseligkeiten sondern auch uns selbst in sogenannten Hamaks tragen sollten, weil es uns nach seiner Versicherung unmöglich war, in dem heißen Lande in unserer schweren Ordensstracht zu Fuß zu gehen.

Nach einem Aufenthalte von zwei Tagen machten wir uns auf den Weg. Straßen gibt es natürlich in diesen wilden Gegenden nicht, sondern nur schmale Fußpfade, sodaß man immer im Gänsemarsche, einer schön hinter'm

andern, marschieren muß. Einige mit dem Gepäck beladene Gäste gingen voraus, dann kam Michael Angelo in einem Samak, ich selbst in einem Netz, denn das scheint mir die bequemste aller Sänften zu sein, endlich die übrigen Neger, die bestimmt waren, die vorderen abzulösen, wenn sie sich müde fühlten. Wir konnten uns nicht genug über die Schnelligkeit wundern, mit der diese Schwarzen trotz der schweren Last, die sie trugen, voranschritten. Sie trugen zu unserer Verteidigung auch Pfeile und Bogen bei sich und sollten uns bis zum nächsten Dorf — hiezulande Libatte genannt — bringen; dort sollten wir mit neuen Trägern versehen werden.

Der Makolonte oder Bürgermeister der Libatte, wie man ihn füglich nennen kann, kam uns sogleich entgegen und wies uns zwei der besten Hütten zur Wohnung an. Im ganzen Königreich gibt es fast keine aus Stein erbauten Häuser, sondern nur armselige, mit Stroh oder Blattwerk gedeckte Lehmhütten, bei denen die Türe zugleich die Stelle der Fenster versehen muß. Die einzige rühmliche Ausnahme hievon bildet nur die Hauptstadt San Salvador, wo sich die Portugiesen nach europäischer Art eingerichtet haben. Die Kleidung des Herrn Makolonte bestand aus einem Lappen von Palmfasern, der ihm als Lendenschurz diente, und aus einem bis auf den Boden reichenden Mantel aus europäischem Stoff von blauer Farbe, welcher letztere hier besonders beliebt ist. Seine Beamten und die Dienerschaft trugen schwarze Lendenschürzen, die übrigen Bewohner aber nichts als Palmblätter oder Affenfelle. Draußen auf dem Feld und unter den Bäumen, wo sie auch vielfach lagen, begnügten sich viele mit dem bloßen Adamskostüm. Das Dorf selbst war ziemlich groß und zählte etwa hundert in bunter Unordnung durcheinander liegende Hütten. Uebrigens halten sich die Bewohner fast nur des Nachts hier auf. Unter Tags gehen die Männer und Burschen, die stets lustig und fröhlicher Dinge sind, spazieren, setzen sich wohl auch zusammen, lachen und schwätzen, oder singen und tanzen und vollführen dabei auf ihren armseligen Instrumenten eine greuliche Musik. Die erwachsenen Frauen dagegen müssen hinaus aufs Feld, die Acker und Gärten zu bestellen. Die Mütter haben nicht selten ein Kind auf dem Rücken und ein zweites und drittes neben sich am Boden. Die übrigen Kinder, die schon ordentlich rennen und laufen können, treiben sich ohne jegliche Aufsicht, weiß Gott wo, herum, und Vater und Mutter kümmern sich so wenig um sie, als ob sie ihnen gar nicht gehörten.

Gewöhnlich beschenken wir, wenn wir in ein Dorf kamen, den Makolontes mit einem Rosenkranz aus Glasperlen, von den Eingeborenen Miffangas genannt. Er hängte ihn in der Regel um den Hals; Taschen haben eben diese Leute keine. Nach Austausch der üblichen Höflichkeitsformen schickte er dann einen Neger im ganzen Dorfe umher mit der Weisung, die kleinen Kinder zur Taufe zu bringen, denn die größeren waren, da unser Orden schon gegen dreißig Jahre hier ansässig ist, bereits getauft. Wenn die Bewohner hörten, die Kapuziner, von ihnen Gramga-Komet genannt, seien gekommen, dann eilten sie voll Freuden mit ihren Kindern herbei, sie taufen zu lassen. Als Almosen gaben sie Schürzen aus Palmfasern, kleine Muscheln, die hiezulande statt des Geldes dienen, wohl auch Hühner. Letztere waren einst von den Portugiesen in großer Zahl eingeführt worden, waren aber infolge der zahlreichen feindlichen Einfälle der Schaggaer sehr geschwunden.

Wir tauften am ersten Tage mit großer Freude gegen dreißig Kinder; es waren die ersten schwarzen Kinder,

an denen wir diese heilige Handlung vornahmen. Dann bat ich den Makolonte, er möge für den folgenden Tag die nötigen Vorbereitungen zur Feier des heiligen Meßopfers treffen. Er schickte sogleich seine Leute aus, um Holz zu fällen und Palmblätter zu holen, woraus sie sehr geschickt ein schmuckes Kapellschen nebst einem Altar erbauten. Die nötigen Paramente aber bringen wir Missionäre stets in einer eigenen Kiste mit.

Während mein Gefährte die heilige Messe las, ging ein Bote in der ganzen Gegend umher, die Leute zur seltenen Feier zu holen. Bald kamen sie in hellen Haufen daher. Die Kapelle war allerdings viel zu klein, sie alle zu fassen, allein da sie auf der Spitze eines Hügels stand, konnten wenigstens alle den Priester am Altare sehen. Nach der Messe stellten wir das Volk in zwei Reihen auf und hielten eine Predigt, welche von einem kundigen Dolmetscher sofort in die Landessprache übersetzt wurde. Dann spendeten wir den heiligen Segen und traten mit neuen Trägern die Weiterreise an. Das schwarze Völkchen aber hüpfte und tanzte vor Freude, spielte auf seinen Instrumenten, daß man es wohl eine Stunde weit hören konnte und gab uns eine Strecke weit unter endlosem Singen und Spielen das Geleite.

(Fortsetzung folgt)

Aus Clairvaux.

Von Schw. M. Maximiliana Diefenbeck, C. P. S.

Am 30. Januar 1912. — Am 2. Weihnachtsfeiertage 1911 gingen dahier 38 Erstkommunikanten zum Tische des Herrn, und am gleichen Tage empfingen 7 Katechumenen die heilige Taufe.

Die Kommunikanten hatten während ihrer Vorbereitungszeit einen seltenen Eifer in Erlernung des Katechismus gezeigt. Oft bis gegen Mitternacht saßen die Schulkinder beim kleinen Petroleumlichtlein ihres Schlafraumes und lernten mit allem Eifer die oft so langen und schweren Katechismusfragen auswendig. Von den älteren Frauen aber, die natürlich des Lesens nicht kundig waren, kamen manche im Laufe des Tages daher und baten, ihnen ein Schulkind zu überlassen, um sich mit dessen Hilfe das Nötige einzuprägen.

Am ihrem Ehrentage selbst trugen die Knaben einen gelben Kattunanzug und ein Straußchen lebender Blumen auf der Brust. Die Mädchen gingen natürlich in Weiß; manches ihrer Kleider hatte allerdings bei ähnlichem Anlaß wohl schon zehnmal Dienste getan. Frisch gewaschen und gebügelt machen sie sich immerhin noch gut, wenn auch die Dauerhaftigkeit zu wünschen übrig läßt. Am meisten vermifften wir anständige K o p f f r ä n z e n; unser diesbezüglicher Vorrat ist klein, und überdies sind die Sachen so verblühen und verschliffen, daß man sie kaum mehr in Ehren verwenden kann.

Bzüglich der kirchlichen Feierlichkeiten, wie das Abholen in Prozession, die ergreifenden Ansprachen und schönen Lieder, das erbauliche Verhalten der Kinder usw. will ich mich mit der bloßen Andeutung begnügen, denn all das ist den Lesern des Vergißmeinnicht aus ähnlichen früheren Berichten schon längst bekannt. Allgemeines Mitleid erregte beim Gang zur heiligen Kommunion ein etwa 16jähriger Junge, denn er mußte sich, weil bresthaft, auf zwei Knien zur Kommunionbank schleppen.

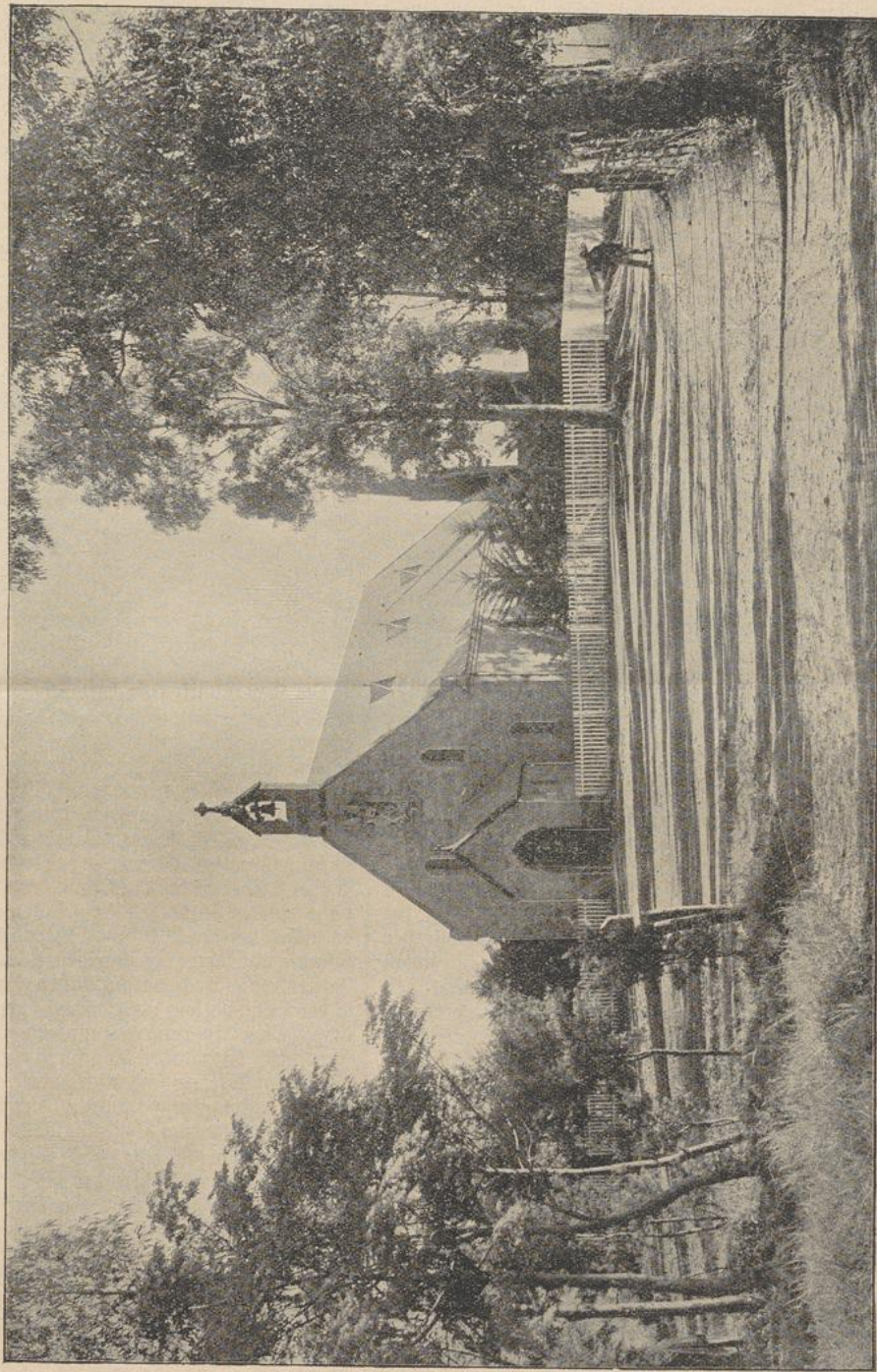
Am dem bescheidenen Mahle, das näher stattfand, nahm auch unser Hochw. Vater Superior Ildesons Wohlgenannt und der Missionär unserer Nachbarstation „St.

Anna" teil. Im Laufe des Nachmittags aber fand sich im Festlofale fast die ganze Station ein und beglückwünschte die Kinder durch Ueberreichen von Bildchen usw. Ja, es war eine schöne, gnadenreiche Feier, die uns allen unversehrlich bleiben wird auf immer.

Leider kam uns bei diesem Anlaß die Armut unseres Missionskitchleins wieder so recht zum Bewußtsein; denn es besteht nur aus vier Lehmwänden mit einem Strohdach darüber, und letzteres ist so alt und morsch, daß an vielen Stellen der Regen durchdringt. Wir hätten gerne von weither frisches Deckgras geholt, allein die alten Wände sind so baufällig und schwach, daß sie keine neue Last mehr ertragen. Schon vom jetzigen Strohdach sind die dünnen Wände so schief und krumm gebogen, und b. i. jedem Regenwetter wird wieder eine gute Portion Lehm hinweggeschwemmt. Auch der Steinboden läßt viel zu wünschen übrig; er hat so viele schadhafte Stellen und Löcher, daß schon mancher Neuling darauf zu Fall gekommen. Ist wirklich niemand mehr da, der für unser bethlehemitisches Kirchlein noch ein Scherflein übrig hätte?

Endlich — man verzeihe mir meine Unbescheidenheit — möchte ich der Opferliebe unserer geneigten Leser und Leserinnen auch unsere armen schwarzen Schulknaben empfehlen. Wenn man von afrikan. Verhältnissen liest, denkt man vielfach bloß an die große Hitze, die dort herrscht, und die meisten übersehen wohl, daß es in Süd-afrika, zumal auf den Bergen und auf den im Innern gelegenen Stationen zur Winterszeit bitter kalt

werden kann. O wie frieren da oft unsere armen Kinder in ihren dünnen, fadenscheinigen Hemdchen und Röckchen! Dazu gehen die meisten barfuß, und von einem Ofen ist bei uns keine Rede. Welche Wohltat wäre es



Missionskirche in St. Michael.

daher für dieselben, wenn ihnen jemand recht warme, wollene Kleider oder auch etwas Wollgarn zu Socken und Strümpfen schicken würde! Die Sachen bräuchten keineswegs neu zu sein, es genügt, daß sie warm und gut erhalten sind. Minderwertige Kleidungs-

stücke dagegen würden sich bei den großen Transportkosten und den sonstigen Gebühren, die wir am Landungsplatz in Durban dafür entrichten müssen, nicht mehr lohnen. Man gestatte uns diese freimütige Bemerkung.

Für die Sommerszeit aber wäre uns mit einem größeren Quantum Baumwollstoffes schon sehr gedient, denn auf einer Missionsstation gibt es eben gar viele und mannigfache Anliegen und Bedürfnisse. Für das Zuschneiden und das Nähen dieser Sachen wollten wir Schwestern schon selbst mit Freuden sorgen.

Soffentlich habe ich nun mit all dem keine vollständige Fehlbille getan. Für jede, auch die kleinste Gabe sage ich zum voraus in meinem eigenen Namen und in dem unserer armen schwarzen Schulkinder ein herzliches „Vergelt's Gott“.

Eine Eisenbahn-Katastrophe.

Mariannhill. — Pinetown ist bekanntlich unsere nächste Eisenbahnstation und ich hatte von dort als langjähriger Klosterkutscher schon unzählige Gäste, fremde und einheimische, nach Mariannhill zu befördern. Am 26. Juli 1910, also am Feste der heiligen Mutter Anna, hatte ich die Ehre, unsern Hochwürdigsten P. Abt nebst drei anderen unserer Missionspriester abzuholen.

Der von der Hafenstadt Durban kommende Zug lief pünktlich um 1/27 Uhr abends ein, unsere Reisenden bestiegen den Wagen, und nun ging es in flottem Trab, dem eine gute Wegstunde von hier entfernten Kloster zu. Nun kreuzt unsere Straße noch hart bei Pinetown die von Durban nach B. Maritzburg führende Bahnlinie, die hier ein doppeltes Schienengleise aufweist. Wohl bei 70 Büge fahren hier Tag für Tag auf und ab, und es heißt hier beim Passieren des doppelten Schienensstranges wohl aufpassen; denn es wurde da zwar einmal eine Schranke angebracht, allein seit Jahren kümmert sich auf der, meist von Kulis bedienten Bahn kein Mensch darum, ob sie auch rechtzeitig geschlossen werde. Bei Tag und Nacht, jahraus, jahrein steht vielmehr die Barriere offen, und jeder Passant hat für seine Sicherheit selbst zu sorgen. Dazu kommt noch der Umstand, daß die von Maritzburg her kommende Bahnlinie kurz vor der genannten Kreuzung eine starke Biegung macht, sodaß man den zwischen einer hohen Böschung daherkommenden Zug erst in den letzten zwei Minuten zu Gesicht bekommt.

So kamen auch wir an jenem Abend kurz nach Verlassen der Bahnstation an die mehrerwähnte, gefährliche Kreuzung. Ich fand einen Zug auf dem Gleise; es war derselbe, mit dem meine vier Fahrgäste gekommen waren; er stand hier, denn es gab noch einige Wagen zu rangieren.

Kurz darauf war die Bahn frei. Ich treibe also die Pferde an und fahre hinüber. Aber, o Schrecken, in demselben Augenblicke, da ich mit dem Wagen und den zwei Pferden noch auf dem ersten Bahngleise bin, taucht in der Richtung von Maritzburg her das Ungetüm einer Lokomotive auf, die in rascher Fahrt, ohne ein Reichen zu geben, der Station Pinetown zufährt! — „Schnell, schnell, ein Zug kommt!“ ertönt es von den Lippen des P. Bernard, der als Letzter im Wagen saß. —

Was tun? Umkehren kann ich nicht. — Vielleicht ist es der von Johannesburg kommende Schnellzug, er fährt auf dem ersten Gleise, drum schnell hinüber aufs zweite! Instinktmäßig greife ich zur Peitsche und treibe die Pferde an. Doch nein, ich habe mich getäuscht, es

ist nicht der Schnellzug, sondern ein auf dem zweiten Gleise daherkommender Güterzug. Schon sind Pferde und Wagen beinahe hinüber, da erfährt und zertrümmert die Lokomotive noch das rechte Hinterrad unseres Wagens. Die beiden Patres Bernard und Apollinaris werden rücklings hinuntergeschleudert, — ein zweiter Stoß, und auch mich, den Kutscher, wirft es herunter! Wo ich liege, weiß ich nicht, ich fühle nur, wie einen Moment eine schwere Last entsetzlich auf mich drückt. Es ist die Nabe des zertrümmerten Rades. Mit Ausbietung aller Kraft suche ich mich des Ungetüms zu entledigen, das mir fast die Brust eindrückt. Es geht, noch halb betäubt stehe ich auf und eile zu den Pferden. Erst jetzt fühle ich einen brennenden Schmerz und merke, daß mir das Blut überall vom Kopfe rinnt. Ich höre, wie aus der Ferne, meinen Namen rufen. Es ist der Hochwürdigste P. Abt und sein Begleiter, P. Balduin Meiner, die sich meiner liebevoll annahmen. Ein paar Augenblicke später kommen auch die beiden andern Patres, die ich schon verloren glaubte, herbei; ich atme erleichtert auf, denn ich sehe, wir sind alle gerettet. Da schwindelt mir plötzlich abermals die Besinnung; wie ich endlich wieder zu mir komme, sehe ich mich im Hotel zu Pinetown und erblicke den Dr. Knight vor mir, den man eiligst herbeigerufen hatte. — Nun, ich konnte Gott danken! Diese Nacht mußte ich zwar in Pinetown bleiben, doch schon am nächsten Tag konnte ich nach Mariannhill zurück, und einige Tage später ging ich wieder meinen Berufsgeschäften nach, als wäre nichts geschehen. Wenn ich jetzt, nach mehr als Jahresfrist, die ganze Katastrophe an meinem Geistesauge vorüberziehen lasse, kommt mir immer klarer zum Bewußtsein, in welch' hohem Grade wir uns damals des Schutzes Gottes und seines hl. Engels zu erfreuen hatten. Was wäre geschehen, wenn die Lokomotive unsern Wagen um eine einzige Sekunde früher erfaßt hätte? Wie wäre es den beiden Patres Bernard und Apollinaris ergangen, wenn sie bei ihrem Sturze vom Wagen zwischen die Räder des Eisenbahnzuges hineingekommen wären? Wie kam es, daß ich, der Kutscher, bei meinem Salto mortale durch das ganze Gewirre der Stränge und Stangen des Wagens glücklich hindurchkam, und daß mir die Radnabe nicht vollends den Brustkasten eindrückte? Wie kam es auch, daß bei all dem Schrecken die sonst so scheuen Pferde mit dem dreirädrigen Wagen und den beiden Patres, die noch darauf saßen, und die keine Zügel in der Hand hatten, nicht durchgingen und blindlings dem nächstbesten Abgrund zuwanden? — Selbst die protestantischen Engländer, die sonst eine Sache sehr kühl zu beurteilen pflegen und nicht leicht an Wunder glauben, konnten nicht genug staunen, daß der Katastrophe kein Menschenleben zum Opfer gefallen war.

Ich selbst schreibe die Rettung meines Lebens namentlich der Fürbitte der hl. Mutter Anna zu. Ich hatte sie am Morgen des genannten Tages innig angerufen, sie wolle mich vor einem jähen, unversehnen Tod bewahren, allerdings, ohne zu ahnen, daß mir die Gefahr eines plötzlichen Todes so nahe stände.

Eines habe ich dabei neuerdings gelernt, wie schwer es nämlich sei, in einem solchen Augenblick einen Akt vollkommener Reue zu erwecken, wie das ja von allen Geisteslehrern für die Todesstunde angeraten wird. Ich frage jeden, der diese Zeilen liest, hat man bei einem so urplötzlich hereinbrechenden Unglück Zeit und die nötige Geistesgegenwart, sich durch fromme Akte auf den Tod vorzubereiten? Ich meinerseits gestehe offen, ich dachte damals an nichts anderes, als an meine Passa-

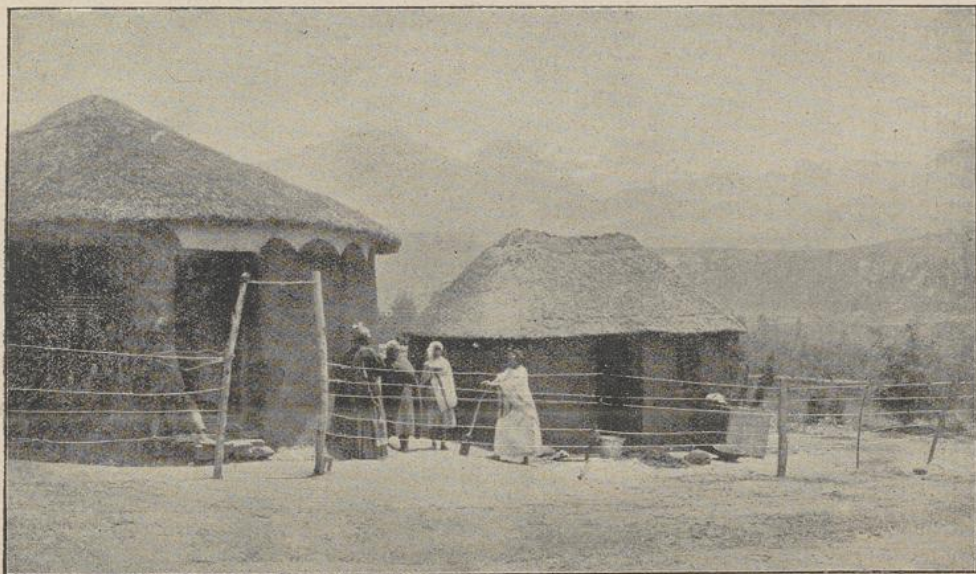
giere vor dem Ungetüm der schnaubenden Lokomotive zu retten. Da heißt es eben rechtzeitig sich bereit halten auf den großen Schritt, wollte man die Vorbereitung auf die Sterbestunde verschieben, wär's oft zu spät. Empfehlen wir uns auch an jeden Morgen dem Schutze Gottes und seiner Engel und Heiligen, und wenn wir bei diesem Gebete auch jener gedenken, die im Laufe des Tages in eine große Lebensgefahr geraten werden, so üben wir dadurch sicherlich ein Werk wahrhaft christlicher Nächstenliebe.

Bruder Majot, R. M. M.

Nachtrag. Wollte schon längst aus Dankbarkeit gegen die hl. Mutter Anna unsere merkwürdige Rettung im „Vergißmeinnicht“ erzählen, allein es kam immer wieder etwas dazwischen; jetzt aber, da bald der zweite Jahrestag jener Begebenheit nahe ist, glaubte ich damit nicht länger zögern zu dürfen.

hörte. Bald erschien der Stationschaffner, Bruder Michael Meirner, hieß mich freundlich willkommen und brachte mir frischen Apfelwein, der mir ausgezeichnet mundete. Es war der erste Apfelwein, den ich in Afrika zu kosten bekam. Dann suchte auch ich den Strohsack auf, fand aber lange keinen Schlaf; denn um diese Zeit (Dezember und Januar) ist es in Südafrika außerordentlich heiß, und ich hatte mich auf der Reise stark erhitzt.

Am nächsten Morgen stärkte ich mich durch die hl. Kommunion und sah mir dann die Station näher an. Sie gefiel mir ganz ausnehmend gut. Das Kirchlein ist zwar etwas niedrig und nur aus Wellblech aufgeführt, aber hübsch geschmückt und recht praktisch eingeteilt. Die Brüder haben eine gesunde, lustige Wohnung, hart an der großen Landstraße, die von Kokstad über Tzopo nach



Christenwohnung bei Mariatzell.

Eine Rundreise in Südafrika.

Von Br. Maurus, R. M. M.

(Fortsetzung.)

Am 11. Dezember 1910 mußte ich wieder den Wanderstab ergreifen und Abschied nehmen von Detting. Ich hatte nämlich inzwischen Order bekommen, nach Loteni oder „St. Anna“, in der Nähe der Drakensberge, zu gehen, das gegen 30 Stunden von dort entfernt ist.

Von High-Platz bis Tzopo benützte ich die schon früher erwähnte schmalspurige Bahn, die recht bequeme, lustige Wagen hat und sich in beständigen Schlangenwindungen durch die vielen Berge und Täler hindurchwindet. Es war schon abends 7 Uhr, als ich in Tzopo ankam. Von da hatte ich eine gute Wegstunde bis Mariatal, früher Blyberg genannt, denn es hat eine hohe Lage und schaut weit in die Lande hinein. Ich ging zu Fuß und griff tüchtig aus; das Gepäck hatte ich auf der Bahnstation zurückgelassen. Dennoch war es Nacht, als ich müde und durstig auf der Missionsstation anlangte.

Die Brüder hatten sich schon zur Ruhe begeben; tiefes Schweigen herrschte auf der ganzen Station, nur der wachsame Haushund lärmte gewaltig, als er mich kommen

Pietermaritzburg führt, während die Schwesternwohnung unten im Tale liegt. Die Kinder, zumal die Schwestern, wohnen dagegen in einfachen mit Stroh gedeckten Notbauten. Die bescheidenen Mittel erlaubten eben bisher nichts Besseres. Rings um die Station sind ansehnliche Pflanzungen und Waldanlagen, meist Bappelbäume aufweisend, und mitten darin liegt der schöne, stille Friedhof, in dem Brüder, Schwestern und eine Menge schwarzer Neubekehrter in friedlichem Verein den Tag der Auferstehung erwarten. Auch einen Weinberg fand ich, desgleichen einen, ziemlich großen Obst- und Gemüsegarten. Letzterer stand unter der Pflege der Schwestern. Nur der Eingeweihte weiß, welche Mühe und Arbeit es kostet, um in der afrikanischen Wildnis all dies ins Leben zu rufen und auf die Dauer zu erhalten.

Gegen Mittag wanderte ich hinab nach St. Isidor, einer Filiale von Mariatal, das, eine Wegstunde davon entfernt, unten im Tzopotale, liegt. Es herrschte gerade eine afrikanische Hitze, und ich mußte ordentlich schwitzen. Doch reute es mich keineswegs, den kleinen Abstecher gemacht zu haben, denn ich fand daselbst ein recht nettes, idyllisch gelegenes Heim: eine schöne Mühle, Stallungen, ein kleines Missionshaus und ein hübsches

Kapellchen mit einem eigenen Priester. In St. Isidor wird zum Unterhalte der Schulen in Mariatal meist Landwirtschaft getrieben. Die drei Brüder, denen es an Arbeit keineswegs fehlt, bauten Mais, Bohnen, Kürbisse und Kartoffeln. Sie leben in ihrer Einsiedelei überaus glücklich und friedlich zusammen, und würden, glaube ich, trotz ihrer Armut mit keinem Könige tauschen. Ich habe mich an allem recht erbaut und wanderte gegen drei Uhr nachmittags die steile Anhöhe hinauf wieder Mariatal zu.

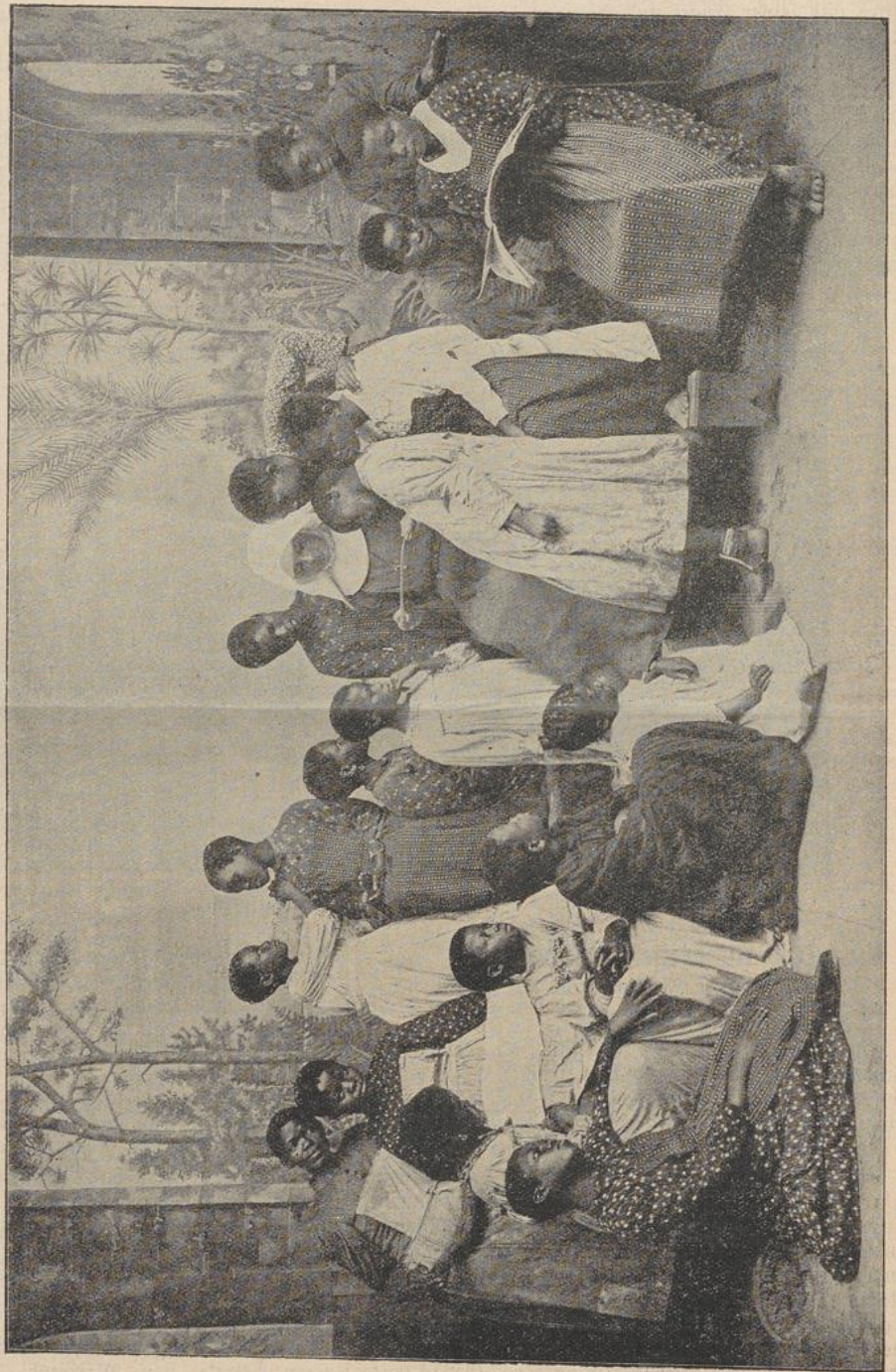
Am nächsten Tag ging es sogleich nach der hl. Messe nach Tzopo, der nächsten Bahnstation. Der Zug ging meist durch Weideland; zeitweilig kam eine englische Farn mit etwas Wald und Feld zum Vorschein. Der Hauptbestand war Vieh, zum Teil sehr schönes, von England importiertes, Devons und Schorthorn. Leider hat inzwischen die sogenannte Beckenpest oder das Ostküstenfieber

furchtbar damit ausgeräumt. Von vielen Hundert Stück Vieh ist kaum ein Duzend übrig geblieben. Den Boden fand ich ziemlich gut. Das beste Land ist immer von den Weißen in Beschlag genommen. Die Schwarzen aber sind meist in abgelegene Schluchten und Täler zurückgedrängt, wo sie in einfachen, riesigen Bienenkörben nicht unähnlichen Kraals wohnen und neben-

an etwas Land kultivieren. Sie leben arm, sind dürrftig gekleidet, scheinen sich aber ruhig in ihr Los zu fügen.

Um 11 Uhr war ich in Donnybrook, von hier hatte ich noch eine kleine halbe Stunde zu Fuß nach unserer

Missionsstation Revelaer. Revelaer liegt sehr schön, wenige Schritte von der nach Polela führenden Straße und ist rings von Obstgärten und einem Bammelwäldchen umgeben, was ihm einen eigenartigen Reiz verleiht.



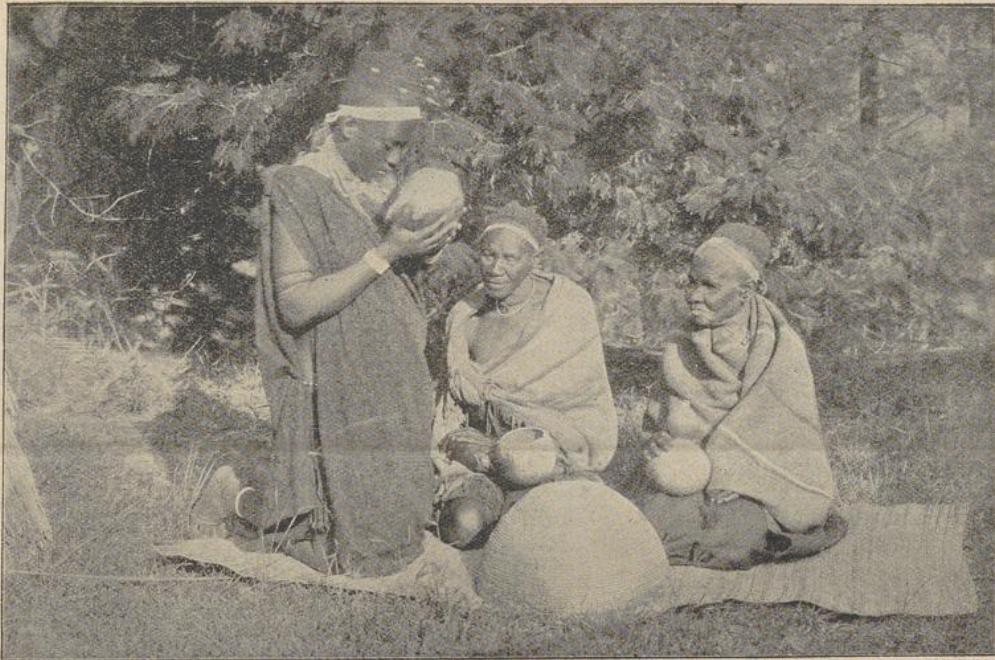
Squ. Martiniana und Mädchengruppe.

Es hat ein neues schönes Kirchlein, wo sich's so gut beten und betrachten läßt, und ein einfaches, kleines Missionshaus, während sich die Schwestern mit recht primitiven Räumlichkeiten begnügen. Auch eine kleine Schule ist dort, deren Kinder mich durch ihr freund-

liches, wohlgefügtes Benehmen ebenso erbauen, wie jene in Detting und Mariatal. Ich wäre recht gerne hier geblieben, doch der Ordensmann hat keinen freien Willen; meine Obedienz lautete nach Loteni, oder „St. Anna“, wie es inzwischen umgetauft wurde.

Donnerstag, den 15. Dezember, ging es nach Reichenau; von dort war es noch eine gute Tagereise nach Loteni. Ich machte den Weg hoch zu Ross in Begleitung des Hochw. P. Gereon, Superiors von Revelaer. Es sollte ein kleiner Bußritt für mich werden. Beim Aufsteigen kam ich schon zu Fall, denn ich war mit dem langen Habit am Sattel hängen geblieben, und als es später bald im Trab, bald im Schritt langsam fürbaß ging, ritt ich mich schon in der ersten Stunde wund und mußte trotzdem noch weitere drei Stündchen

bestellten Gärten und Felder. Man baut dort Weizen, Gerste und Hafer, pflanzt Kürbisse, Bohnen und Kartoffeln, allein unter vielen Schwierigkeiten und Opfern. Der Reingewinn ist wahrlich nicht groß. Der Weizen zum Beispiel ist in den Mehren recht klein, auch die Körner sind klein und eingeschrumpft. Der Bruder Müller sagte mir, daß er zu einem Sack Mehl drei Sack Weizen brauche. Sehr oft richtet der Polelafluß, der die ganze Farm in unglaublichen Windungen durchzieht und daher bei Hochwasser leicht über die Ufer tritt, großen Schaden an. Ein andermal vernichtet ein schwerer Hagelschlag die ganze Ernte, oder man hat Mühe, die Frucht einzuheimsen, weil gerade um die Erntezeit, im Monat Januar, die schwersten Regengüsse niedergehen. Kurz, der Hindernisse gibt's genug.



Kaffernweiber mit Trinkgefäßen.

auf meinem hohen Sitze aushalten. Wie gerädert, ganz steif und lahm kam ich endlich nach Reichenau. Hier nahm mich Bruder Ephrem, der dortige Krankenwärter, in die Kur, doch dauerte es noch geraume Zeit, bis die schlimm entzündeten Wunden vollständig geheilt waren. Ein Gutes hatte übrigens mein Uebel doch: Propst Gerard in Mariannahill nahm Abstand, einen solchen Reiterhelden nach dem fernen, gebirgigen Loteni zu schicken, und beorderte mich wieder heim nach Mariannahill, wo ich hinter dem Kuchtopf viel sicherer stehe und in allem viel besser daheim bin, als irgendwo auf einer unserer Stationen. Uebrigens blieb ich noch mehrere Wochen im schönen Reichenau und hatte somit Zeit genug, mir alles genau anzusehen.

Reichenau liegt im großen, weiten Polelatal, hart neben einem schäumenden Wasserfall. Seine schönste Zierde ist die von unsern Brüdern aus Sandstein aufgeführte Kirche; auch die übrigen Gebäude sind meist aus Bruchsteinen aufgeführt, denn zur Ziegelfabrikation fehlt es am nötigen Brennholz. Für den Fleiß seiner Bewohner, der Brüder und Schwestern sowohl, wie der Schulkinder und schwarzen Arbeiter zeugen die wohl-

Das Klima ist gesund, zur Winterszeit allerdings etwas kalt und rauh, fällt doch zuweilen der Thermometer bis zu 10 oder 12 Grad unter Null. Immerhin ist Schneefall selten, denn im Winter (Mitte Mai bis Ende August) gibt es nur ausnahmsweise Niederschläge, und falls es schneit, pflegt der Schnee in wenigen Stunden wieder zu schmelzen, wenigstens unter Tags, sobald die Sonne höher steigt. Auf den nahen Drakensbergen dagegen, die sich mit ihren zackigen Gipfeln in langer Kette der ganzen Nordseite entlang erstrecken, sieht man oft mehrere Monate hindurch, zuweilen sogar noch in den Sommermonaten November und Dezember schwere Schneemassen liegen. Uebrigens verleihen gerade diese Berge der ganzen Missionsstation ein ganz eigentümliches Gepräge; ich habe selten ein schöneres Panorama gesehen, als hier, in Reichenau.

(Schluß folgt.)

Heimweh.

Von Schw. Engelberta, C. P. S.

Gzenstockau. — Die Liebe zur Heimat ist jedem Volke eigen. Bei einigen Nationen scheint sie allerdings

ganz besonders stark und übermächtig ausgeprägt zu sein. Heimweh kann zur förmlichen Krankheit werden, ja zum Tode führen. Von der Sehnsucht nach dem fernen Heimatlande singt der Dichter:

„Sie ist's, die mit herber Flamme
Des Polen-Flüchtlings Herz verzehrt,
Und die dem Sohn von Judas Stamme
Im Tod die Füße ostwärts kehrt.“

Und von dem Schweizer, der zu Straßburg auf der hohen Schanz den heimatischen Gruß des Alphorns zu hören wähnt, fügt er bei:

„Von den Klängen, von den Tönen
Wird er in seinen Tod gezogen.“

Sätte Geibel unser schwarzes Volk gekannt, so hätte er in seinem vielzitierten Gedichte wohl auch die Zulus genannt, denn auch ihre Heimatliebe ist erstaunlich groß. Wie oft sehen wir das bei unsern schwarzen Schülern. Kommt da so ein kastanienbraunes Kaffernbübchen oder Mägdlein aus freiem Antrieb und den denkbar schönsten Gründen zur Missionschule. Sein Entschluß, hier zu bleiben, um zu lernen und ein Kind Gottes zu werden, steht felsenfest. Doch siehe, kaum ist es vom elterlichen Hause —, in der Regel eine alte, rauchgeschwärmte Kaffernhütte! — einige Tage fort, da beginnt schon der jangesfrohe Mund zu verstummen, das Köpfchen senkt sich tiefer und tiefer, und aus den Augenlein stiehlt sich Träne um Träne. Armes Kind, wie traurig blickt es doch in die Welt! Es schmeckt ihm weder Essen noch Trinken, es kann nicht beten, nicht arbeiten, nicht ruhen, und Nachts kommt kein erquickender Schlaf mehr in seine Augenlider, es hat nur noch einen Gedanken: fort, fort von hier, zurück in den trauten, heimatischen Kraal, zurück zu Vater und Mutter und den lieben Geschwistern! — Gottes Gnade allein vermag solche an Heimweh kranke Kinder zu halten, und bei manchen dauert es lange, bis dieser schwere innere Kampf ganz und für immer überwunden ist.

Manche kehren auch zurück. Tobi z. B., unser aller Liebling, von dem ich früher einmal erzählte, konnte es hier beim besten Willen auf die Dauer nicht aushalten. Eines Tages lief sie aus der Schule fort, mit Allgewalt zog es sie heim, heim ins liebe Vaterhaus. Wohl kommt sie jeden Sonntag zur Kirche und bleibt dann vor dem Schulhause, worin sie so viel Schönes und Gutes gesehen und gelernt, eine Weile sinnend stehen, dann aber greift sie wieder nach der Hand der Mutter und geht mit ihr eilends heim.

Auch erwachsene Kaffern bleiben vom Heimweh nicht verschont. Viele Tausende ziehen da hinauf nach Johannesburg, um in den Goldfeldern schnell eine hübsche Summe Geldes zu verdienen, doch mancher von ihnen kommt schon nach kurzer Frist wieder zurück. Die Liebe zur Heimat hat's ihm angetan; er kann in der Fremde nicht weilen. Vor seinem Geistesauge steht beständig der heimatische Kraal. Da kennt er jeden Baum und jeden Strauch, und jeder Fußbreit Landes ist ihm heilig. Ja selbst im Traume umgaulen ihn diese Bilder, er ist wieder daheim bei den Eltern und Geschwistern, geht hinaus in die Isibaya zu seinen Ochsen und Kühen, er trinkt mit der hohlen Hand aus der klaren Quelle und sieht die heimatischen Berge und Täler. . . . Das macht ihn krank, krank an Leib und Seele; drum packt er seine sieben Sachen zusammen und sagt der „Goldstadt“ samt all ihrem schnöden Gewinn für immer Lebewohl. Die Heimat geht ihm über alles.

Es liegen da vor mir zwei Briefe auf dem Tisch, die ebenfalls das Heimweh diktiert hat. Von wem sind sie? Von einer gewissen Willibalda, einem recht guten, verständigen Marienhausmädchen, das von unserm Hochw. P. Superior von Egenstockau nach Mariatal geschickt wurde, um in der dortigen Mädchenschule als Hilfslehrerin zu wirken. Sie fand daselbst die denkbar freundlichste Aufnahme, und alles bemühte sich, ihr das neue Heim so angenehm als möglich zu machen. Trotzdem wurde sie gar sehr vom Heimweh ergriffen. Kaum war sie ein paar Tage fort, da kam schon der erste Brief. Er war an Schwester Koletta, die Leiterin des Marienhauses gerichtet, und wir alle wunderten uns über die blumenreiche Sprache der Schreiberin. Sie hatte vor ihrer Tause „Fühlweise, die Verborgene“, geheißt, und machte diesem Namen alle Ehre, denn sie pflegte sich dem stillen Beilichen gleich mit Vorliebe zurückzuziehen und im Verborgenen zu halten. Wie fand sie nun auf einmal so viele Worte?

„O Ma, meine liebe Mutter,“ so schrieb sie, „wie bin ich doch so fern, so fern von Dir! Wo ist mein Heim, meine schöne, traute Heimat? Tag und Nacht geht dahin, und ich sinne und sinne. Meine Augen finden keinen Schlaf und am hellen Tag ist's mir, als ob ich träumte. — Was ist doch das, was mir die Sonne so dunkel macht, und den Mond so helle? — Es geht mir doch hier so gut, alle sind lieb und freundlich gegen mich, und dennoch will mein Herz nicht warm werden. Es friert mich in innerster Seele. Die Sonne hat hier keine Kraft, die Vögel singen kein munteres Lied, alles ist so stumm und düster. . . . O Mutter, wachend und träumend sehe ich nur Dich und meine lieben Freundinnen im schönen Marienhaus von Egenstockau.“ (Dieses Wort hatte sie mit Pünktchen und Blümchen verziert.)

„Mein Heimweh wächst und wächst! Schon ist es höher als der Umschlakeni-Berg bei Egenstockau, und der Tränen, die ich im stillen, Nachts, ganz heimlich weine, sind so viele, als Blätter auf den Bäumen. Ich weiß nicht, ob ich jeweils werde wieder lachen können, denn meine Glieder sind müde und matt, wie die einer hochbetagten Greisin. O, ich habe keine Lieder mehr. Ngiyini, ngiyini mina? Was ist doch mit mir? Nur einen Punkt sehe ich deutlich und klar, es ist die Straße, der Weg, auf dem ich hierher gekommen, und der auch zurückführt nach meiner schönen, schönen Heimat!“

So lautete Willibalda's erster Brief. Ich dachte wieder an Geibels Gedicht, wo er schreibt:

„Ich saß auf zaß'em Fels und lauschte,
Ob nicht aus Nord ein Lüftchen rauschte. —
Das sog ich durstig atmend ein,
Als ob's mich tief erquickten müßte.
Es konnte ja zur fernem Küste
Ein Gruß aus der Heimat Wälder sein.“

Im zweiten Brief beteuerte Willibalda zunächst wieder, daß sie so liebevoll behandelt würde, und daß auch die Kleinen, die sie unterrichten durfte, so brav und folgsam seien, und ihr viele Freude machten, desgleichen dankte sie der Schwester Koletta für das schöne Bildchen, das sie ihr zum Namenstag geschickt, und für alles Gute, das sie ihr jeweils erwiesen, dann aber fügt sie traurig bei: „Inhliziyo yami ayiko la, mein Herz ist nicht hier, denn es ist erfüllt von schwerem Heimweh. Doch, Mutter, ich hoffe, wir werden uns wieder sehen; und das soll dann eine Freude sein, größer als jede andere. Wie mein Scheiden von der Heimat

der größte aller Schmerzen war, die ich je empfunden, so wird bei meiner Rückkehr die Freude maßlos sein und mir allen Schmerz verflühen und benehmen.

Lebt Schwester M. Engelberta noch? Ich schicke viele Grüße an sie, meine kleine Mutter. Grüße mir auch Viktoria und Emerentia, meine guten Freundinnen im Marienhaus und sage ihnen, daß ich sie um ein „Ave Maria“ bitte. Inkosi ibe nawe, der Herr sei mit dir! Ich bin es, der dieses schreibt, ich, Dein Kind, Willibalda Mfize."

Auf der Fahrt nach Triashill.

Vom Hochw. P. Ignaz Krauspenhaar, R. M. M.

Am 6. Februar 1912 trat ich im Auftrage meiner Obern die Fahrt nach Triashill in Rhodesia an. Vor

Weise bemerkbar gemacht und durch ihr Krähen und Gackern die Nachtruhe gestört hätten.

Sonst ging es, zumal im Anfang, ganz gut. Die Nacht war wunderschön! Die Sterne leuchteten am dunkeln Firmament, im Gras und Busch blitzten und leuchteten ganze Scharen großer und kleiner Leuchtkäfer auf. Das war ein Funkeln und Flimmern so feenhaft, als ob der Sternenhimmel einen Silber- und Goldregen über die weite Landschaft ausgegossen hätte. Allmählich begann das Bild des bekannten südafrikanischen Urwaldes: viel niedriges, zwerghaftes Gebüsch mit Grasparzellen dazwischen. So ging es lange fort.

Einer nach dem andern von uns Passagieren richtete sich ein Plätzchen zum Einschlafen zurecht, und bald schienen sie alle dieser Welt entrückt zu sein. Ich selbst hatte es mir auf einem Säckchen bequem gemacht, merkte



Ein kühles Plätzchen in der afrikanischen Sommerhitze.

Durban bis Beira, wo ich Montag, den 12. Februar, mit der Flut in die Reede einlief, ging es per Schiff; von hier bis Rusapi sollte ich die Bahn benützen, doch ging der nächste Passagierzug erst Freitag, den 16. genannten Monats, ab. —

Was tun? Sollte ich vier Tage in Beira müßig sitzen bleiben, oder etwa den nächsten Güterzug nehmen und auf eigenes Risiko 30 Stunden im Gepäckwagen zubringen? Ich wollte möglichst bald am Ziele sein und entschloß mich, das fieberreiche Beira schnellstens zu verlassen. Mit etwas Proviant versehen, nahm ich um 6 Uhr abends auf einer Kiste des Gepäckwagens Platz. Ich hoffte, der einzige Passagier zu sein, doch siehe, außer einigen Herren, die ich schon vom Schiff her kannte, saßen in einer Ecke, hart eingezwängt, noch eine ganze Anzahl gefiederter Reisegenossen, gegen die ich gewiß nichts einzuwenden gehabt hätte, wenn sie sich nicht für die Geruchsorgane in sehr unangenehmer

aber leider erst am kommenden Morgen, daß es mit Salz gefüllt war, das, weil es etwas im Regen gelegen hatte, einige unwillkommene Abdrücke auf den Kleidern zurückließ.

Ich sah hinaus in die weite Landschaft; immer noch dasselbe Bild: afrikanischer Urwald in der ganzen Runde, soweit das Auge nur reichte. Nur war das Gehölz jetzt viel dichter und höher geworden. Wahre Baumriesen ragten da aus dem undurchdringlichen Dickicht auf, und ich will gerne glauben, daß hier noch Elefantenherden ihre breiten Straßen ziehen, das Nashorn durch das Dickicht schleicht und der Löwe auf nächtliche Raubzüge ausgeht. Der Zug fuhr ziemlich schnell. Bahnstationen oder sonstige Haltestellen gab es nicht viel. So ging es fort den ganzen Tag und die folgende Nacht, bis wir endlich 4 Uhr morgens nach Rusapi kamen.

Ich fuhr aus dem Halbschlummer auf, und als ich

die Türe öffnete, empfing mich ein jugendlicher Missionär, unser guter P. Bonaventura Jäckel, der eigens von Monte-Cassino herabgekommen war. Wir fuhrten noch einige Meilen weiter bis in die Nähe einer kleinen Missionsstation. Hier hat sich eine Gemeinde von Katechumenen gebildet, die sich ein eigenes Kapellchen erbaut hatten. Heute sollte das erste hl. Meßopfer darin gefeiert werden. So kam ich also gerade zur Kirchweihe!

Es war noch ganz finster, als wir ausstiegen. Es ging querfeldein; ein Engländer, an dessen primitiver Farm wir vorüberkamen, ließ uns trotz der nächtlichen Ruhestörung bereitwilligst eine Laterne. Weiter ging es durch Sumpf und Moor und hohes Gras eine englische Meile nach der andern, bis wir endlich das neue Padua, wie die Station heißen soll, erreichten. Das Kapellchen ist nach den landesüblichen Begriffen

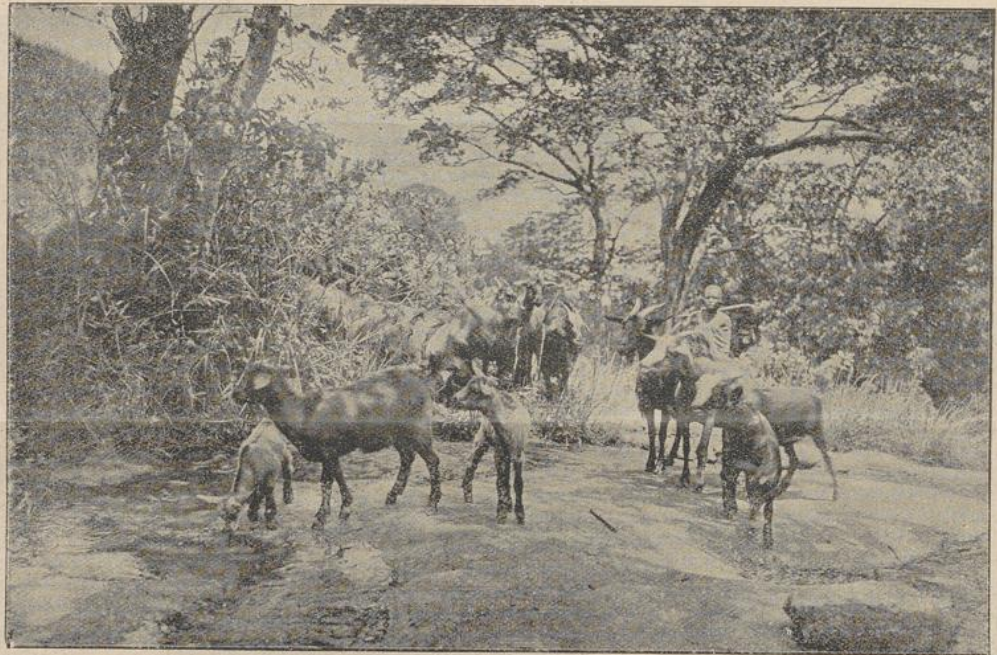
Schupp Patron erweisen möge. Erst am Nachmittag trafen wir Bruder Maximin mit dem Maulfesselgespann in Rusapi, das uns beide glücklich nach Triashill brachte, von wo aus ich den geehrten Lesern des „Vergißmeinnicht“, vor allem meinen lieben Freunden und Bekannten in der Heimat die besten Grüße sende.

Aus Triashill.

Vom Hochw. P. Adalbero Fleischer, R. M. M.

(Schluß.)

November 1911. — Es ist heuer ein bitteres Notjahr hier, rings weitumher. Die armen Schwarzen müssen harten Hunger leiden. Ihre Maisvorräte sind bereits vielfach zu Ende und noch ist nicht einmal der so ersehnte Regen eingetreten, um die neue Ernte zu be-



Siegenidyll in Natal.

ganz nett, sauber aus Lehm gebaut, mit Stroh gut gedeckt und mit Sand und Kuhdünger zementiert.

Bald kamen auch die Schwarzen aus nah und fern herbei, legten ihre Hüte aufs Kirchendach, stellten die Affagais an die Wand und gingen dann hinein, um mit ihrem Katechisten das Morgengebet zu verrichten. Dann hielt Vater Bonaventura eine Ansprache, der zwei hl. Messen folgten. Während dieser ganzen langen Zeit verhielt sich das schwarze Volk so still und lautlos, daß es jedermann erbaute. Die Deutschen scheinen überhaupt recht guten Willen zu haben. Es kommt ja manchmal vor, daß sich ein Schwarzer mehr des zeitlichen Vorteiles willen dem Christentume nähert, doch hier dürfte das kaum zutreffen. Einen Lehrer, einen braven, eingeborenen Burschen, haben sie ständig bei sich, allein sie verdienen, daß auch ein Priester sie öfters besuche, als das bisher wegen Mangel an Missionspersonal der Fall war. Möge der Herr Arbeiter in seinen Weinberg senden!

Das war also die Kirchweihe unserer neuen Außenstation Padua, an der sich der hl. Antonius als mächtiger

stellen. Wie viele Monate wird noch bitterer Hunger gelitten werden müssen! Schon jetzt, wenn ich hinausgehe auf die Außenstationen, begegne ich vielen hungerigen Wanderern, die mit leeren Säcken ihres Weges ziehen und auf die Frage „wohin?“ zur Antwort geben: „Zu unsern Verwandten und Freunden, denn wir haben zu Hause nichts mehr zu essen.“

Vor ein paar Tagen waren drei Leute auf meinem Zimmer, darunter auch ein kleines Schulkind. Die Sprache kam auch auf das Essen und die Hungersnot. Auf meine Frage erfuhr ich, daß keines von ihnen — sie waren aus verschiedenen Hütten — noch das Geringste am Tage gegessen hatte. Es war aber etwa 3 bis 4 Uhr nachmittags. Uebrigens bin ich überzeugt, daß es so sehr vielen ergeht, nicht bloß einzelnen. Die nächste Zeit wird aber die Lage nicht bessern, sondern eher verschlimmern. Die Schwestern sagten mir kürzlich, daß die Schulkinder vor Hunger den Schweinen das Futter aus dem Eimer wegnehmen. Ich habe denn auch den Auftrag gegeben, daß in dieser teuren Zeit den Schweinen kein Mais mehr gegeben werde.

Dagegen habe ich mich im Vertrauen auf gute Herzen in Europa dazu entschlossen, etwas zu tun in der Notlage. Etwa 100 Säcke Mais hat uns unsere Schwesterstation Monte-Cassino besorgt, aber das reicht bei weitem nicht bis zur nächsten Ernte. Ich habe deshalb jetzt nochmals 100 Säcke gekauft — auf Schulden —, was freilich über 1000 Mark macht. Auf diese Weise denke ich unsere Zöglinge, fast 100, durchzubringen. Würde ich sie heimschicken, so würden sie bloß ihren hungernden Angehörigen die spärlichen Bissen wegessen. Auch würde ihr Seelenzustand keinen geringen Schaden dadurch erleiden; bei uns sind sie in christlicher Atmosphäre, draußen in den Kraals wären sie wieder allem Einflusse und allen Gefahren des Heidentums ausgesetzt.

Aber nun bitte ich auch im Namen und um des Herzens Jesu willen: Helft den Hungernden! Es ist kein Geringerer als Jesus selbst, der in ihnen leidet, der durch sie fleht. Denkt an den Tag des furchtbaren Gerichtes, wo Jesus dann zu Euch sagen wird: „Kommt zu mir; denn ich war hungrig und ihr habt mich gespeist.“ Ich bitte also, mich zu entschuldigen, wenn ich unter solchen Umständen die als Katechetengeld bisher zugesandten Beträge als zur Stillung der Hungernöte anrechne. Sollte aber ein Wohltäter mit dieser meiner Abänderung nicht einverstanden sein, so bin ich auf Mitteilung hin ohne weiteres bereit, seine Gabe zum ursprünglich bestimmten Zwecke aus unserer Kasse wieder zu entnehmen. Ich werde so viel zu helfen suchen in der traurigen Zeit als ich kann. So manches arme Kind von einem Kraal in der Nähe wohnt jetzt bei uns, arbeitet bei uns und ist mit uns. Freilich muß ich den Unsern sagen: „Seid sparsam mit dem Kochen und Essen, sonst muß ich euch nach mehreren Monaten heimschicken.“ Noch möchte ich bemerken, daß die Leute es wahrlich verdienen, unterstützt zu werden. Sie zeigen so guten Willen für den christlichen Unterricht, sind so ergeben in ihr hartes Geschick, kommen so fleißig selbst weite und beschwerliche Wege zur Mission, daß es einem wehe tut, sie hungern zu sehen und ihnen nichts geben zu können.

Was endlich unsere Station am Plage selbst betrifft, so hat sich ihr Aussehen seit etwa Jahresfrist um ein Bedeutendes zu ihren Gunsten geändert. Es herrscht überall reges Leben. Ein weitausgedehntes Gartenland bebauen die Schwestern mit den Mädchen im wasser-



Uebergabe der Schlüsselgewalt an den hl. Petrus, von Colletti.

reichen Tal. Dazu blickt oben auf der Höhe ein ansehender Wald hernieder und verleiht dem ganzen Bilde einen harmonischen Abschluß. Am oberen Ende des Gartenlandes ist die Ziegelei, wo unsere Burschen etwa 70 000 Ziegeln gefertigt haben bis zur Stunde; am

unteren Ende des Gartens steht das kleine Häuschen mit dem Widder für unsere Wasserleitung, an der eben Bruder Zacharias die letzte Hand anlegt. Oben auf der Höhe gegenüber dem Wäldchen sprengt Bruder Cassian mächtige Steinblöcke, um Vorarbeit für unsere künftige Kirche zu tun. In der Schule verrichtet Bruder Negidius solide Arbeit. Konnte doch kürzlich der Herr Schulinspektor uns ein gutes Zeugnis ausstellen und bemerken, daß unsere Schule neben den schon 10 Jahren existierenden englischen und amerikanischen Schulen die größte im Massonaland sei und zugleich mit jenen verdiente, aufgezählt zu werden! F. Mahr aber, der so unermüdlich junge Lehrer auszubilden sucht und Lehr- und Gebetbücher in der Eingeborenen Sprache verfaßt, leistete der Mission unschätzbare Dienste. Noch sind zu erwähnen die beiden Schulschwester, die redlich ihren Teil beigetragen haben zur Ausbildung der Schulkinder und zum Ausfall der guten Prüfung.

Wir dürfen Gott innigst danken, der uns so vorangeholfen hat, obwohl er uns nicht verschont hat mit mancherlei harten Prüfungen. Ja, es hat mich kürzlich der Regierungsbeamte gefragt, ob es denn wahr sei, daß wir unsere Farm wieder aufgeben wollten. Gewiß, es mag wohl manche geben, die es wünschen möchten, wohl am meisten der böse Feind, der Widersacher Gottes und aller heiligen Unternehmungen. Es werden andere auch denken, nach den harten Schicksalsschlägen, die uns der Reihe nach treffen, müssen wir bankrott werden. Doch wir selbst sind weit entfernt von solchen Gedanken. Der alte Gott lebt noch und unsere teure Mutter Mariannhill läßt ihre Tochter in der Ferne, St. Triashill, nicht im Stiche! Ich getraue mir aber auch hinzuzufügen: Und die guten Freunde und Wohltäter unserer armen, aber so hoffnungsvollen Mission werden die alten bleiben und immer wieder den Kreuzer in der Tasche finden, der bei uns so rar ist und der für uns eine wahre Rettung bedeutet.

Nachtrag: Noch muß ich wenigstens ein paar Zeilen schreiben über „St. Barbara“, die größte Nebensation auf unserer Farm. Bruder Flavian opfert sich daselbst ganz auf. Es hat in den letzten Monaten einen so bedeutenden Aufschwung genommen, daß es fast nicht mehr zu erkennen ist. Die alte Schule wurde vergrößert und höher gemacht; sie dient jetzt ausschließlich als Kirche. Daneben, in einiger Entfernung, erhebt sich jetzt die neue Knaben- und Mädchenschule. Auf einer kleinen Anhöhe ist ein prächtiges Steinhäuschen für den Priester gebaut; auch der Kirchhofplatz ist schon bestimmt. Was aber die Hauptsache ist, alt und jung kommen fleißig zum Unterricht, mehr denn 50 werden nächstens auf Weihnachten getauft. Nach Triashill ist durch wochenlange Arbeit all der vielen Schulkinder eine prächtige Straße hergestellt. Eine Brücke über den Fluß, der die Schule von den meisten Kraals trennt und den Schulbesuch in der Regenzeit so sehr behindert, wird in diesen Tagen in Angriff genommen. Gebe Gott zu allem seinen Segen!

Auf der Aehrenlese beim Amakusa-Stamm.

Von Br. Gerold Heller, R. M. M.

(Schluß.)

Ezenstochau. — Balthasar fuhr fort und sagte: „Jetzt bin ich trotz meiner Blindheit und meiner unheilbaren Krankheit dennoch ganz glücklich in meinem Herzen. Das weiße Kleid der Seele, das ich soeben in der hl. Taufe bekommen, will ich wie einen Schatz be-

hüten, um es niemals zu verlieren. Sollte ich jemals von dem Verlangen nach dem Heidentum und seinen schlimmen Gebräuchen angefochten werden, so darf ich nur an die Todesangst denken, die mich erfaßte, als mich der Wasserstrudel in die Tiefe reißen wollte! — Nein, Baba, ich will meinem heiligen Glauben treu bleiben und all' mein Leid mit Geduld tragen, denn ich weiß, in Bälde komme ich hinauf in die herrliche Stadt, in den Himmel. Euch aber, meine Freunde — so fuhr er gegen seine schwarzen Landsleute gewendet fort — euch ermahne ich, daß ihr doch ebenfalls zu den Ama-Roma geht. Ja, gehet zu ihnen in die Predigt und den christlichen Unterricht und laßt euch taufen! Sie werden euch den Weg zu der schönen Stadt zeigen, die ich im Traume gesehen, und werden euch und euren Kindern auch das weiße Kleid geben, ohne das niemand in den Himmel kommen kann.“

Der Kaffer hält bekanntlich ungemein viel auf Träume. Begreiflich also, daß die Worte des Blinden in Verein mit der erhebenden Tauffeierlichkeit, von der sie soeben Zeugen gewesen, einen mächtigen Eindruck auf die Anwesenden machten. Sogleich drängten sich einzelne Mütter mit ihren Kindern an den P. Missionär heran mit der Bitte, er möge die Kleinen taufen, damit sie das weiße Kleid der Seele bekämen.

„Sind sie krank?“

„Nein, das nicht, aber wir haben gesehen, daß von dem Wasser, das du in deinem Fläschchen mitgebracht, etwas übrig geblieben ist; auch sind heute unsere Männer abwesend. Benütze also die Gelegenheit, und taufe die Kinder, denn wenn die Männer zurückkommen, möchten sie es vielleicht nicht erlauben.“

„Nein, meine lieben Leute, so schnell geht die Sache nicht. Bringt mir eure Kinder, wenn sie etwas größer sind, zum Unterricht in die Missionschule. Haben sie dann das Nötige gelernt, so will ich sie gerne taufen nicht aber heute.“

Doch nicht nur Frauen und Kinder, auch einige junge Männer und Burschen baten um die hl. Taufe. „Wie?“ fragte der Missionär erstaunt, „ihr wollt getauft werden? Wo seid ihr denn im christlichen Glauben unterrichtet worden?“

„Unterrichtet hat uns niemand, Baba, aber siehe, wir gehen öfters nach Johannesburg und arbeiten daselbst unter der Erde in den Goldminen. Wie leicht könnte uns da ein Unglück begegnen, sodaß wir sterben müßten, ohne die Taufe empfangen zu haben.“

„An Taufe ist bei euch noch nicht zu denken; christlichen Unterricht aber wollen wir euch erteilen. Jede Woche soll ein Umschiff der Ama-Roma hierher kommen. Wollt ihr seinem Unterrichte beizuhören?“

„Ja, ja, wir wollen es!“

„Und in welchem Kraale soll er lehren?“

„Bei mir, bei mir!“ — Jeder bot seine Hütte dazu an und rühmte deren Vorzüge. Wir benützten mit Freuden die günstige Gelegenheit und wählten eine Hütte aus, die so ziemlich im Zentrum aller Kraale gelegen ist.

Nun war es aber Zeit, daß wir allmählich an die Rückkehr dachten. Zuvor gab es noch allerlei interessante Zwischenfälle. Der blinde Balthasar bedankte sich herzlich für die hl. Taufe, sein gutes Enkelkind aber, das ihn so getreulich versorgte, hatte noch ein großes Anliegen. „Umschiff!“ sprach der Knabe zum P. Missionär, „du bist der Induna (Minister) des großen Königs. Wenn nun mein Großvater stirbt und in die schöne Stadt kommt, die er im Traume gesehen, so

trage doch Sorge dafür, daß er auch immer sein Bier zu trinken bekommt. Siehe, er ist dies gewohnt und es ersetzt ihm zur Hälfte die Nahrung. Bekäme er es nicht, so würde er bald Langeweile bekommen in der großen Stadt." — Man tröstete den guten Jungen, der Großvater würde im Himmel oben alles Gute bekommen, was er nur immer wolle, und würde sicherlich an nichts Not leiden.

Nun trat auch Maligopo heran und erkundigte sich nach den neuen Namen, welche die drei Amateschla bei der hl. Taufe bekommen hatten. Man sagte sie ihm nochmals vor; er fand sie sehr schön und interessant, doch leider konnte er sie nicht gehörig aussprechen. Seine südländische Zunge konnte die vielen „N“ und sonstigen unmittelbar auf einander folgenden Konsonanten nicht nach Wunsch formulieren. Er erlaubte sich daher eine kleine Umänderung und nannte sie: „Kaspala, Meschiale, Balthasa“, was auch bei den übrigen Schwarzen allgemeinen Anklang fand.

Wir ließen uns die Pferde bringen und ritten fort, nachdem wir den guten Leuten versprochen hatten, in Bälde wieder zu kommen. Einige Männer und junge Burschen gaben uns eine gute Strecke weit das Geleite. Auf Wunsch des Missionärs kehrten sie endlich um; nur einer, der 35jährige Piwa trabte traurig noch eine Weile nebenher. Er hatte offenbar noch etwas auf dem Herzen. Auf die Frage, was ihn drücke, erwiderte er treuherzig:

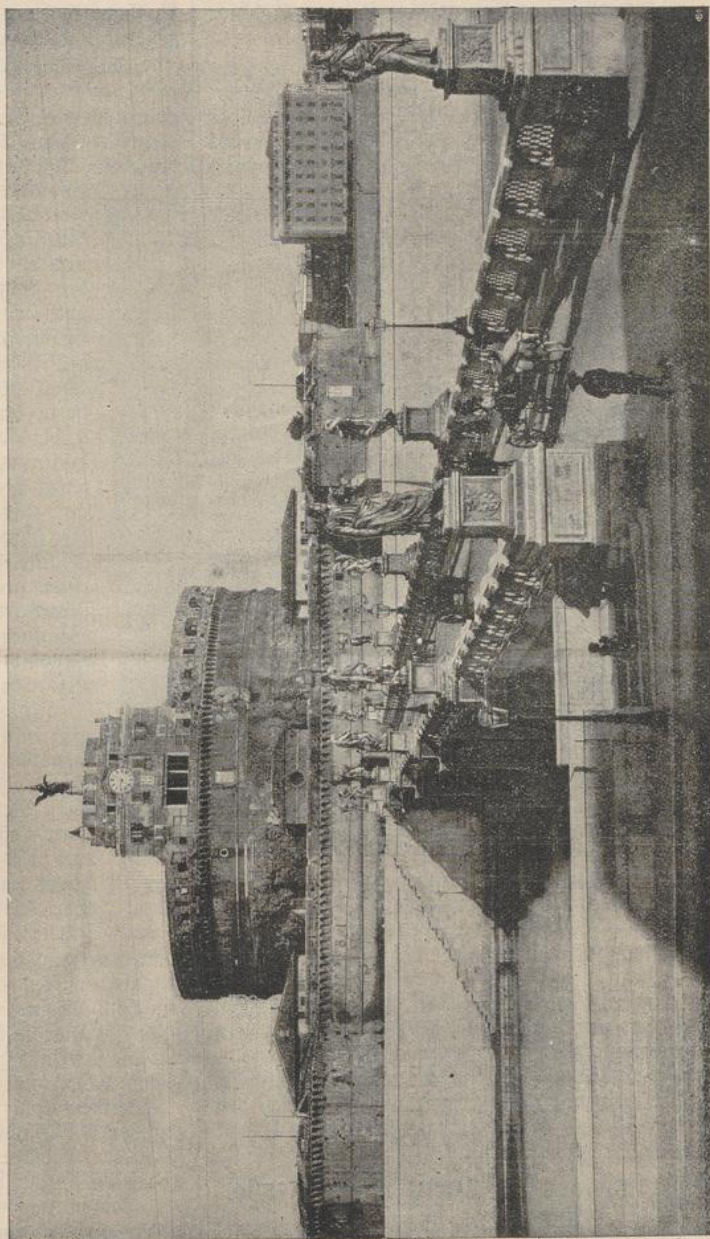
„O Baba, Cica, mein guter Vater, ist vor 14 Tagen gestorben. Er war nur drei Tage krank gelegen. Ich, sein ältester Sohn, wollte euch Ama-Noma rufen, er aber verbot es mit großem Unwillen. So ist er ohne Gott und ohne Taufe gestorben. Ach, ich mußte weinen über das Schicksal meines Vaters, als ich heute das große Glück der drei Amateschla sah. Ich selbst, Baba, bin auch schon krank. Sieh nur meine geschwellenen Füße an; ich werde nicht mehr lange leben. Drum taufe mich gleich heute, damit mir nicht etwa das gleiche Unglück passiert, wie meinem Vater.“

Getauft wurde unser Piwa nun allerdings nicht, aber man gab ihm eine so tröstliche Antwort, daß er beruhigt nach Hause ging.

Seit jenem Tage ist unser guter Anfang für die Mission unter dem Amakusa-Stamme gemacht. Gleich im ersten Monat kamen mehrere Kinder von dort in unsere Missionschule, vier kleinere wurden in Todesgefahr getauft, und die neu errichtete Katecheseinstelle

wird fleißig besucht. Zum Glück ist der gegenwärtige Häuptling oder Chief ein Freund der katholischen Mission und wünscht aufrichtig, daß seine Untergebenen Christen werden und ihre Kinder in die Missionschule schicken.

Einen überaus guten Eindruck macht es immer auf



Die Engelsburg.

die heidnischen Rassen, wenn sie sehen, daß wir uns so liebevoll und uneigennützig der Kranken und der alten Leute annehmen. Das wirkt noch mehr als die beste Predigt. Wollte sich ein Missionär bloß der Jungen und Gesunden annehmen, so würde er bei seinen Arbeiten wohl wenig Erfolg haben. Die Armen und Kranken erleben ihm Gottes Segen; an Gottes Segen aber ist alles gelegen.

Nun will ich für heute Abschied nehmen von meinen geehrten Lesern. Hoffentlich ist es mir gelungen, ein klein wenig ihr Interesse zu gewinnen für den Amakusa-Stamm. Möge es uns gegönnt sein, in Zukunft daselbst nicht nur eine spärliche Aehrenlese, sondern eine reiche, gottgesegnete Ernte zu halten. Zu diesem Zwecke empfehle ich die dortige Mission der Fürsprache und dem besonderen Schutze der hl. drei Könige Kaspar, Melchior und Balthasar.

Nachtrag. — Inzwischen ist einer dieser drei Neubefehrten, Kaspar Mdumela, gestorben. Am 15. Januar 1912 ist er still und friedlich im Herrn entschlafen. Leider war die Entfernung zu weit, als daß man die Leiche hätte auf den christlichen Friedhof nach Egenstockau ver-

tragen durch eine Menge anderer Missionsarbeiten in Anspruch genommen.

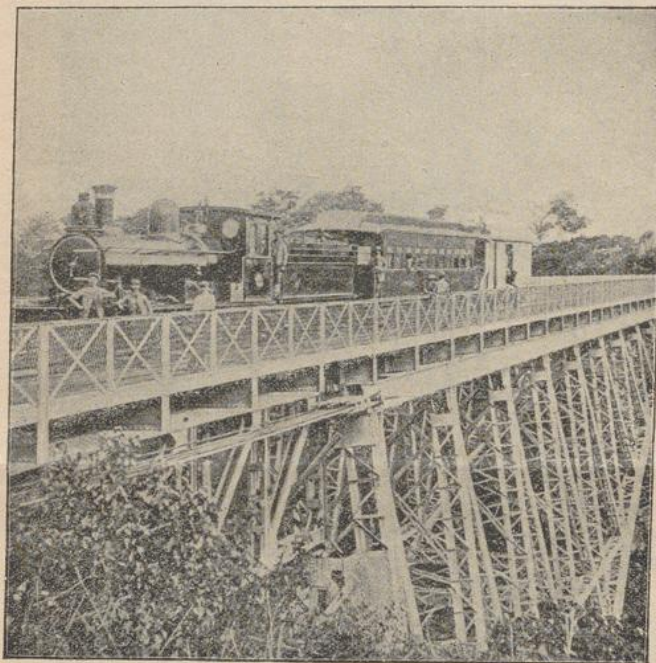
Als die Schwester spät abends zurückkam, berichtete sie mir, sie habe dem Knaben nach Beibringung der nötigsten Glaubenswahrheiten die Nottaufe gespendet, und zwar auf den Namen Joseph Lukas. Der Kleine sei schwer krank und habe sie dringend um die hl. Taufe gebeten, daß sie geglaubt habe, nicht länger zögern zu dürfen. Das war am 18. Oktober 1909. —

„Wie Gott will,“ dachte ich, und ahnte damals noch nicht, wie lange der Knabe noch leiden müsse, um sich eine noch viel schönere Krone für den Himmel zu verdienen. Zehn Tage später kam ich selbst nach Pambinhoni. Ich fand den Knaben in seine Decken eingewickelt am Feuer liegend. Er hatte große Freude, daß ich zu ihm kam, beteuerte, wie glücklich er sich fühle, daß er nun getauft und ein Kind Gottes sei, und zeigte mir auch den Sitz seiner Leiden. Mitten im Rücken hatte er im Kreuz ein mehr als faustdickes Geschwür, das beständig Eiter ergoß. Die gräßliche Wunde ging tief hinein und hatte schon edlere Organe angefrissen. Der Armist hatte Knochenfraß und Rückenmarkschwindelsucht; selbst der Arzt in Umzinto hatte jede Hoffnung auf Rettung aufgegeben. Das Aussehen des Kranken war bleich und hager; er war bis auf die Knochen abgemagert, und die schwarzen Augen blickten aus den eingefallenen Höhlen ganz geisterhaft, wie aus einer anderen Welt hervor. Trotz alledem sprach ein glücklicher Zug aus dem schmalen Gesichtchen. Gottes Frieden wohnte in seinem Herzen und ließ diesen „kleinen Job“ all seine Leiden vergessen.

Ich gewann den guten Knaben bald ungemein lieb, denn er zeigte, obschon erst seit wenigen Tagen getauft, ein ungemein großes Verständnis für die Wahrheiten unserer heiligen Religion. Ich unterrichtete ihn daher noch besser, sprach zu ihm vom lieben Gott und der Herrlichkeit, die seiner im Himmel harre und holte dann die Taufzeremonie nach. Der Kleine war ganz Aug' und Ohr und faltete gar andächtig seine schwarzbraunen

Händchen zum Gebete. Beim Abschied dankte er mir leuchtenden Auges und bat mich, ihn bald wieder zu besuchen. Seiner Bitte schlossen sich auch die noch heidnische Mutter und einige seiner Geschwister an, dann ritt ich fort, auf dem Heimweg bald in diesem, bald in jenem Kraale vorprechend.

Seitdem kam ich öfters in jene Gegend. Es war ein neues Missionsfeld, ich wollte schauen, was mein schwarzer Katechet in der Zwischenzeit gearbeitet habe, und selbst durch Unterricht und persönlichen Verkehr mit den Leuten nachhelfen. Selbstverständlich besuchte ich dabei auch jedesmal unsern kleinen Dulder Joseph Lukas, der sich immer sehr freute, wenn der Umsundisi (Missionär) im weißen Kleide zu ihm kam, um ihn zu segnen und mit ihm zu beten. Ich wunderte mich oft, daß der Kleine überhaupt noch leben konnte, denn die Wunde in seinem Rücken war schauderhaft anzusehen. Welche Schmerzen mußte der arme Knabe haben, und dennoch kam nie ein Wort der Klage über seine Lippen und sah ich nie eine Träne über seine Wangen fließen; im Gegenteil, er lobte Gott und war mit seinem Schicksal ganz zufrieden. Ich kann nicht sagen, wie sehr mich



Eiszug über die große Sambesi-Brücke in der Nähe der Viktoria-Fälle in Rhodesia.

bringen können. Er wurde daher bei seinem Kraal beerdigt.

Bruder Eduard hat sein Grab mit Blumen bepflanzt, schön eingefast, und darauf das Zeichen des Heiles, ein einfaches hölzernes Kreuz, errichtet.

Kaspar war der erste Erwachsene aus jener Gegend, der die hl. Taufe empfing, er war auch der erste, den der Herr zu sich in die Ewigkeit abgerufen. R. I. P.

Die Erbarmungen des Herrn will ich ewig besingen. Ps. 88, 1.

Vom Hochw. P. Erasmus Hörner, R. M. M.
(Fortsetzung.)

St. Michael. — Mitte Oktober 1909 brachte ein Christ hierher die Meldung, bei Bobotscha am Pambinhoni sei ein schwerkranker, etwa zehn Jahre alter Knabe, der die hl. Taufe wünsche. Ich schickte zunächst unsern Katecheten und später eine Missionschwester in Begleitung eines Knaben hin, um zu sehen, welcher Art die Krankheit sei, ob noch Heilung möglich wäre, oder ob Gefahr auf Verzug bestände. Ich selbst war in jenen

der Kleine erbaute; manchmal fühlte ich mich ihm gegenüber geradezu beschämt, denn ich weiß nicht, ob ich ein ähnliches Kreuz ebenso geduldig und starkmütig tragen könnte, wie dieser Kaffernknabe.

War ich manchmal längere Zeit ferne, dann ließ er durch Bekannte und Verwandte bitten, der „Umfundisi omhlope“ (der weiße Missionär), möge doch bald wieder zu ihm kommen, ihn unterrichten, mit ihm beten, mit ihm vom lieben Gott reden und ihn segnen. Was trieb doch den kleinen Joseph Lukas zu solchen Bitten an? Offenbar die Gnade Gottes, die in so hohem Grade in ihm wirksam war.

So verging eine Woche nach der andern, ein Monat nach dem andern. Es wurde Neujahr, es kam die hl. Fastenzeit, und noch immer litt der kleine Dulder auf seinem Schmerzenslager. Am 27. April 1910 feierte ich zum erstenmale das hl. Messopfer in Pambinyoni, und zwar in einer Hütte, die nur zehn Minuten von der Wohnung unseres Kleinen entfernt war und seinen Anverwandten gehörte. Dabei ereignete es sich, daß die Mutter des Kraalbesizers, Mgetschwana mit Namen, im Augenblick der hl. Wandlung ein schönes weißes Kind (Mta ka' Nkulunkulu = Gottes Sohn) zu sehen glaubte, worauf sie nebst mehreren andern sofort ins Katechumenat eintrat. (Siehe Vergißmeinnicht, 29. Jahrgang Seite 36.) Möglich, daß Lukas, der kleine Dulder, vielen seiner Verwandten die Gnade des hl. Glaubens verdiente. Tatsache ist, daß sich in jener Gegend die Christen und Katechumenen beständig mehren.

Gelegentlich eines Besuches im Monat Juli bat mich der Kleine, ich möchte ihn nach unserer Missionsstation St. Michael mitnehmen. Vater und Mutter gaben bereitwillig die Zustimmung, mir aber war es leider unmöglich, auf diesen Wunsch einzugehen, denn wir haben für männliche Personen kein geeignetes Krankenzimmer, geschweige denn ein Krankenhaus. Dazu kam die Unmöglichkeit, den schwerkranken Knaben mit seiner gräßlichen Wunde auf einer primitiven Tragbahre über alle diese Berge und Schluchten drei bis vier Stunden weit zu transportieren. Ich glaube nicht, daß wir ihn hätten lebend hierher bringen können.

Der kleine Dulder sollte übrigens bald auf andere Weise erlöst werden. Der himmlische Vater wollte ihn in die ewige Heimat aufnehmen. Am 24. August 1910 kam ein Bote mit der Meldung: „Lukas liegt am Sterben“; am folgenden Tage, am Feste des hl. Ludwig, schlummerte der Knabe still und friedlich hinüber ins bessere Leben. Ich hoffe an ihm einen kräftigen Zursprecher am Throne Gottes bekommen zu haben.

Als ich wieder die hl. Messe in Pambinyoni las, bat mich seine Mutter, das Grab ihres Kindes einzusegnen. Es lag wenige Minuten vom Kraale entfernt, unter einem schattigen Baume. Ich segnete den Grabhügel ein und richtete dabei an die Umstehenden, die meist noch Heiden waren, einige Worte. Bei solchen Anlässen schlägt jedes Wort besser ein, denn die Herzen sind da weicher und empfänglicher.

Die Mutter des kleinen Lukas hat sich jetzt nach Art der Christen gekleidet und bereitet sich auf den Empfang der hl. Taufe vor. Einige andere aus der Nachbarschaft sind ihrem guten Beispiele gefolgt. Gottes Wege sind

wunderbar; darum die Erbarmungen des Herrn will ich lobpreisen ewiglich!

Wer betet um die Befehrung aller Verwandten des kleinen Lukas ein Vater unser und Ave Maria?

Dem Gelöbniße treu.

5. Kapitel.

Auf der Flucht.

Auf kunstreiche Art gefesselt, lag ich am Boden. Um meinen Hals, meine Arme und Füße hatte man starke Schnüre geschlungen und sie an Pfählen befestigt, die man in die Erde geschlagen hatte. Krieger lagen auf diesen Schnüren, so daß ich unmöglich eine Bewegung machen konnte, ohne daß sie es merkten.

Indessen rückte die Nacht vor. Gesang und Tanz waren verstummt, die Feuer erloschen. In meine er-



müdeten Augen schlich sich der Schlaf, denn die Natur machte ihre Rechte geltend, und meine Seele weilte im Lande der Träume. Es war mir, als löse eine liebevolle Hand meine Fesseln; ich fühlte mich ungemein erleichtert und hätte laut aufjubeln mögen vor Freude. Diese Empfindung wurde so lebendig, daß ich unwillkürlich die Augen aufschlug. — Ein Schrei wollte meiner Brust entfahren, aber eine Hand, die ich augenblicklich erkannte, schloß mir den Mund. Im fahlen Mondlicht stand eine weiße Gestalt über mich gebeugt, eifrig damit beschäftigt, meine Bande zu lösen. Es war Metha.

Nur eine Schnur hielt mich noch fest; aber es war nicht möglich, sie zu zerschneiden, ohne einen Krieger zu wecken, der sie mit seinem ganzen Körper bedeckte. Metha berührte die Schnur, — der Krieger erwacht und richtet sich in die Höhe. Unbeweglich wie eine Marmorstatue bleibt Metha vor ihm stehen. Der abergläubische Indianer schrickt zusammen; er glaubt einen Geist vor sich zu sehen, schließt die Augen und ruft seinen Manitou an. Für den Augenblick bin ich gerettet; meine Bande sind gelöst. Ich erhebe mich vom Boden und folge meiner Befreierin, die mir das Ende eines Bogens reicht, dessen anderes Ende sie selber festhält.

Tausend Gefahren umgeben uns! Bald sind wir daran, schlafende Indianer anzustoßen, bald fragt uns

eine Wache. Aletha antwortet mit hohler, verstellter Stimme. Kinder schreien, Hunde bellen, kurz, ich weiß heute noch nicht, wie wir schließlich durch all diese Hindernisse unbehelligt hindurchkamen.

Raum haben wir den Blutwald verlassen, da erschütterte ein wildes Geheul das ganze Gehölz. Tausend Feuer flackern auf, von allen Seiten laufen Wilde mit Fackeln zusammen. Das ganze Lager ist in Aufregung; man sucht offenbar unsere Spur; wir aber eilen hinweg von diesem Orte des Schreckens, so schnell uns nur unsere Füße tragen. Die Indianer suchten nach Westen zu, wir aber hatten uns nach Osten begeben. Als das Morgenrot die nächste Gebirgskette mit ihrem Purpurglänze färbte, waren wir schon weit von unsern Verfolgern getrennt.

Endlich machten wir etwas Halt. Ich warf mich Aletha zu Füßen und wollte dankend ihre Hand an meine Lippen drücken. Sie aber wies mich stolz zurück mit den Worten: „Rühre mich nicht an, du unwissender Heide! Ich muß dir wohl folgen, weil du ohne mich nicht fliehen willst. Wir müssen fort, weit fort von hier; doch meine Hand werde ich dir nicht reichen, denn ich bin eine Christin und trage den weißen Schleier. Ich habe diese Nacht den Priester durch Geschenke bestochen und deine Fenster mit Branntwein berauscht.“

Aletha hatte zur Vorsicht auch Waffen mitgenommen. Sie übergab mir dieselben und untersuchte hierauf die Wunde an meinem Arme. Sie riß von einem in der Nähe stehenden Melonenstrauche ein Blatt und reinigte sie damit. Während sie damit beschäftigt war, fiel aus ihrem Auge eine Träne darauf. „O Freundin,“ sagte ich, „welch köstlichen Balsam träufelst du mir in die Wunde.“ Sie aber sagte: „Ich fürchte, das ist Gift.“ Dann riß sie ein Stück von ihrem Schleier ab, machte eine Kompresse davon und befestigte sie mit einer Schnur an meinem Arme.

Wohin sollten wir unsere Schritte lenken? Wir nahmen unseren Weg gegen den Polarstern zu und richteten uns nach dem Moose der Baumstämme. Unermeßlich weit dehnte die Wildnis ihre Einöde aus, und oft, wenn ich Aletha betrachtete, dachte ich an die Geschichte von Hagar, die ich in „St. Augustin“ gelesen, und die sich zugetragen in der Wüste Bersabee vor langer, langer Zeit, da die Menschen noch drei Eichenalter lebten. Aletha machte mir eine Fußbekleidung vom Felle der Wisamratte, ich aber trug Sorge für ihren Schmutz. Trafen wir auf dem Wege einen verlassen indianischen Kirchhof, so wand ich einen Kranz aus blauen Malven, womit sie ihr Haupthaar schmückte, oder ich reichte die roten Körner der Azelea zu einer Kette aneinander, die sie lächelnd um ihren Hals legte. Trat uns ein Fluß in den Weg, so baute ich ein Floß, und wenn die Mittagssonne glühend auf unsere Scheitel brannte, suchten wir ein Obdach unter dem Moose der Cedern.

Daheim in deinem Vaterlande, mein Sohn, kennt man das Moos nur als das weiche Polster der alten Waldbriesen, aber hier in unsern Wäldern zeigt die Natur auch in dieser unscheinbaren Pflanze die Fülle ihres Reichthums. Fast alle Bäume von Florida, besonders aber die Ceder und die Steineiche, sind mit einem prachtvollen weißen Moose bedeckt, das schleierartig von den Ästen auf den Boden niederwallt. Sieht man nachts im Silberglanze des Mondes auf der endlosen Fläche der Savanna eine einzelne Steineiche mit diesem Schmutze bekleidet, so glaubt man ein Gespenst zu sehen, das seine langen Schleier hinter sich herischleppt. Aber

nicht weniger malerisch ist der Anblick am hellen Tag, wo eine Menge prachtvoller Schmetterlinge, glänzender Fliegen, Käfer und Kolibris dieses zarte Moos bevölkert, welches dann den Eindruck eines überaus schönen, buntfarbenen Teppichs macht.

Unsere Nahrung war mannigfaltig. Wir aßen Moos, zuckerfüße Birkenrinde und Mai-Aepfel, welche den Geschmack von Pflaumen und Himbeeren haben. Der schwarze Nußbaum und der Ahorn lieferten den Wein zu unserer Tafel, desgleichen der riesige Palmbaum.

Aletha hatte mich gerettet und war mir gefolgt, doch je weiter wir in die Wildnis hineinwanderten, desto klarer wurde mir, daß mich eine unübersteigliche Kluft von ihr trenne. Sie war und blieb mir ein Rätsel. Offenbar liebte sie mich, wie hätte sie sonst solche Opfer für mich gebracht? Sie war eine starke, feurige Seele, doch ein tiefes, dunkles Geheimnis mußte ihre Brust verschließen. Es war nicht bloß der christliche Glaube, der sie von mir trennte, es war noch mehr; doch was es eigentlich war, vermochte ich nicht zu ergründen.

Nach einem Marsche von 15 Tagen kamen wir an die Kette des Alleghani-Gebirges und erreichten einen Arm des Tenasse, der in den Ohio mündet. Auf Alethas Rat baute ich einen Rindentahn, den ich mit Baumharz überzog; dann schifften wir uns ein und überließen uns der Strömung des Flusses, der seine Wasser zwischen steilen Felsenwänden hindurchwälzte. Es war so still und einsam hier und eine eigentümliche Nüchternheit beschlich unsere Herzen. Da fing zu meiner Verwunderung Simagans stolze Tochter plötzlich zu singen an; es war ein rührendes Abschiedslied an die verlassene Heimat:

„Glücklich, wer am heimatlichen Herde weilt und nichts weiß von den Leiden der Fremde! Wie spricht doch die kluge Elster des Mississippi zur stillen Taube von Florida? Was bist du so traurig und warum klagst du so? Hast du hier nicht klares Wasser und eine Fülle von Nahrung, mehr als zu Hause in den dunklen, finsternen Wäldern?“ — „Gewiß hab' ich das, doch mein Nestchen war im Jasmin, und es leuchtet hier nicht die Sonne meiner Savanne.“ — „Ein Fremdling klopft an bei der Hütte; seinen Bogen legt er hinter die Tür und bittet um Gastfreundschaft; aber er hat an einen Felsen geklopft; abgewiesen nimmt er den Bogen wieder und kehrt zurück in die Wildnis.“ — Sind die Stunden des Tages vorüber, so sitzen sie am Herde und erzählen sich wunderbare Geschichten; mit Entzücken lauschen die Söhne und Töchter des Volkes. — O glücklich, wer am heimischen Herde weilt und nichts weiß von den Leiden der Fremde!“

So sang Aletha. Litt sie an Heimweh? Mir schien es so.

„Mutter meines Lebens,“ fragte ich sie, „weshalb trauerst du so sehr um dein Vaterland?“

Da entgegnete sie mir: „Ich trauere nicht deshalb, denn mein Vater stammt nicht aus dem Lande der Palmen.“

„Wie? Nicht aus dem Lande der Palmen? Ist nicht dein Vater Simagan, der Häuptling der Moskogulen?“

„Nein, er ist es nicht. Noch bevor meine Mutter mit Simagan vermählt ward, hatte sie einen Mann aus dem Lande der Weißen kennen gelernt. Er ist mein Vater. Ich habe sein Angesicht niemals gesehen, doch ich weiß, daß er mit seiner Schwester in „St. Augustin“ lebt. Sein Name ist Philipp Lopez.“

Bei diesen Worten stieß ich einen Freudenschrei aus und rief: „Wie, Aletha, du bist eine leibliche Tochter

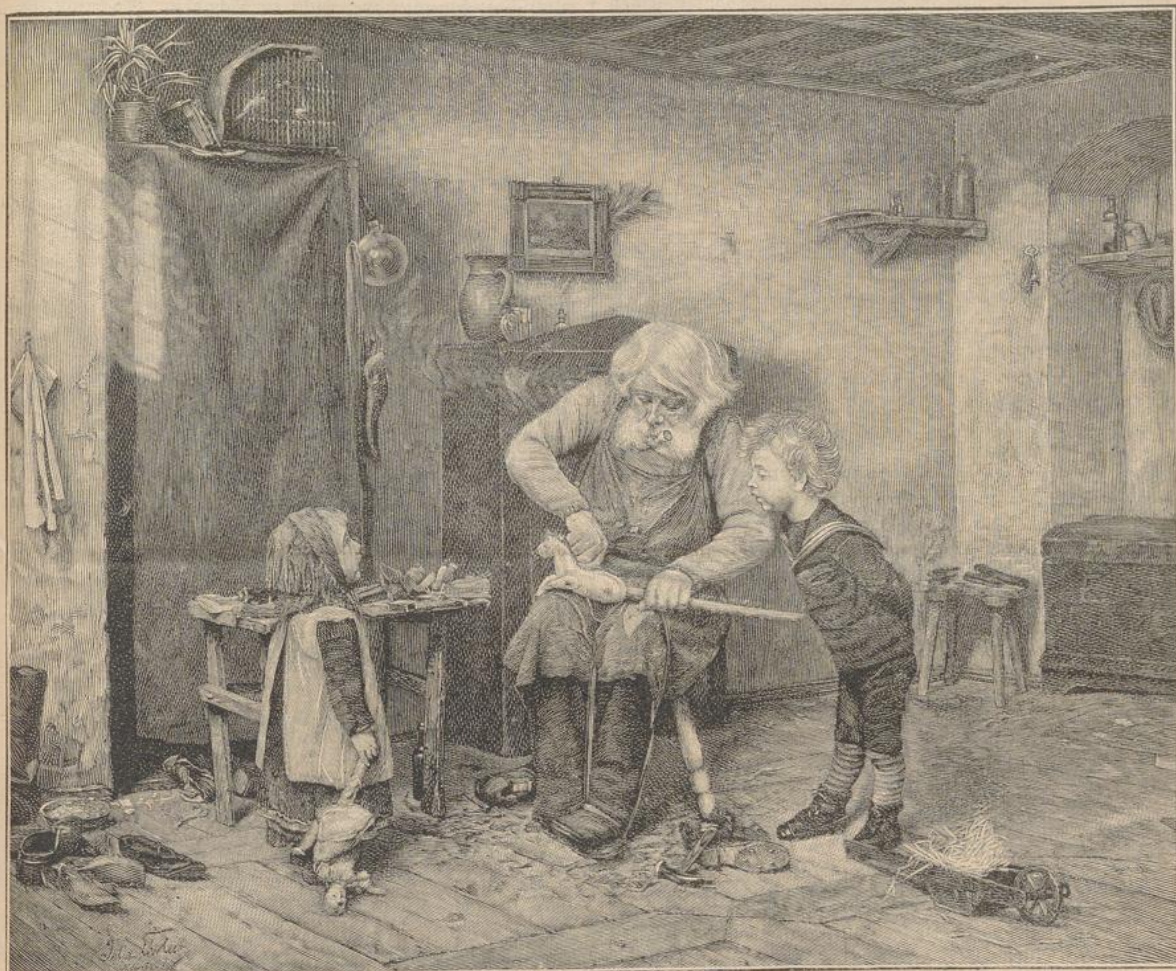
meines edelsten Wohltäters?" Und nun erzählte ich ihr von der Liebe und Großmut, die ich im Hause ihres Vaters gewonnen.

Aletha's Augen leuchteten hell auf, doch ihre Hand bot sie mir nicht. Sie blickte bloß zum Himmel und flüsterte: „O Mutter, was hast du getan!“

Was hatte sie doch beständig mit ihrer Mutter? Denn oft war es mir, als führe sie mit derselben ein geheimnisvolles Zwiegespräch. Zuweilen fragte sie mich

ließen wir unser Boot und suchten Schutz unter dem Laubdach der Bäume. Plötzlich ging es los! Zuckende Blitze leuchteten auf, und Schlag folgte auf Schlag, während der prasselnde Regen in endlosen Fluten vom Himmel stürzte.

Der Blitz entzündete das Gehölz. Es entsteht eine Feuersbrunst; die Wälder speien ganze Wolken von Rauch und Funken aus. Man hört das Krachen stürzender Bäume, das Geheul wilder Tiere und dazwischen die Schläge des Donners in schrecklicher grauen-



Beim O. kel Pferd doktor.

auch, ob ich nicht Flammen aus der Erde aufsteigen sehe und ob ich nicht klagende Stimmen höre? Ich kann nicht sagen, wie sehr mich das ängstigte. Was hatte doch das arme, sonst so stolze und starkmütige Mädchen? Sie magerte auch sichtlich ab und kam immer mehr von Kräften. Sie mußte ein schweres Geheimnis im Herzen haben. Die Beschwerden der Reise ertrug sie leicht; ihr Fuß war so flüchtig wie der einer Gazelle.

Siebenundzwanzigmal hatte jetzt die Sonne die Erde umkreist seit unserer Flucht. Der Feuermomente hatte begonnen und alles zeigte ein Gewitter an. Bald zog sich fernes Rollen des Donners durch den Urwald und brach sich an den Felsen in hundertfachem Echo. Da wir fürchteten, von den Wellen verschlungen zu werden, ver-

erregender Melodie. Aletha zittert an allen Gliedern. Ich ergreife ihre Hand; sie läßt es ruhig zu. Ich war überglücklich! Trotz des fürchterlichen Ungewitters hätte ich laut aufjauchzen mögen, denn ich dachte, Aletha sei nun mein, und die ganze Natur erschien mir in hochzeitlichem Gepränge würdig der Größe meiner Liebe: die ausgetretenen Flüsse und Gebirgsbäche verkündeten rauschend mein Glück; der ganze Wald war mein Brautgemach, und die brennenden Fichten die Hochzeitsfackeln! —

Doch horch! Was ist denn das? Mitten durch die betäubenden Donnereschläge vernehmen wir den Ton eines Glöckleins! Wir lauschen und lauschen. Da trifft das Bellen eines Hundes an unser Ohr. Es kommt näher und näher; jetzt hören wir auch die Schritte eines

cilig nahenden Menschen. Was mag das sein? Unsere Spannung war aufs höchste gestiegen! —

(Fortsetzung folgt.)

Gebet zu Joseph!

Eine Vergißmeinnicht-Leserin schreibt:

„Ich hatte ein Jahr lang mit kurzen Unterbrechungen heftige Zahnschmerzen. In meiner Not wandte ich mich an den hl. Joseph und gelobte im Falle anhaltender Besserung Veröffentlichung im Vergißmeinnicht. Wirklich hatte ich seit drei Monaten von dem hartnäckigen Uebel fast gar nichts mehr zu leiden, ich schob aber die Veröffentlichung immer wieder auf, bis mich erneute Schmerzen an mein Versprechen mahnten. Drum will ich nicht länger zögern und sage dem hl. Joseph für die erlangte Hilfe meinen schuldigen Dank. Hoffentlich verzehrt er mir mein langes Zögern, und kehrt das gefürchtete Leiden nicht wieder.“

Von einer zweiten Abonnentin unseres Blättchens gingen uns folgende Zeilen zu:

„Um Ostern rückte das Examen heran. Ich glaubte zwar meine Pflicht getan zu haben, dennoch aber beschlich mich vor dem entscheidungsvollen Tag eine geheime Angst. Nun hatte ich im Vergißmeinnicht gelesen, wie der hl. Joseph schon oft in ganz augenscheinlicher Weise bedrängten Studierenden geholfen. Ich wendete mich deshalb an ihn, hielt eine Novene zu Ehren des großen Heiligen und versprach im Falle der Erholung die Veröffentlichung im Vergißmeinnicht. Und siehe, der hl. Joseph hat mir geholfen. Sowohl das schriftliche, wie das mündliche Examen bestand ich glänzend, viel besser als ich selbst es erwartet hatte. In einem Fache, das mir sonst die meisten Schwierigkeiten bereitet, bekam ich sogar die Note „Sehr gut“. Das alles schreibe ich der Hilfe des heiligen Joseph zu, und es sollte mich freuen, wenn durch diese bescheidenen Zeilen auch nur eine einzige Seele zu recht großem, kindlichem Vertrauen zu diesem lieben Heiligen angeregt würde.

Joseph wird helfen, o eilet zu ihm,
Fleht mit kindlich-ergebenem Sinn:
„Heiliger Joseph, o hör' mein Gebet,
Niemand zu dir umsonst hat gefleht.
Du hilfst mir sicher, ich baue auf dich,
Heiliger Joseph, erhöhe auch mich!“

Wie wär' das Leben doch so schön!

Begegnet dir auf deinem Pfade
Ein edles Herz, so rein wie Gold,
Betracht' den Fund als Huld und Gnade,
Bewahr' ihn treu und sei ihm hold! —

O wenn die Herzen Herzen fänden,
Sie würden liebend sich versteh'n,
Und wenn die Herzen sich verständen,
Wie wär' das Leben doch so schön! —

W. Gb. Mann.

Der Wirt, ein Mitarbeiter des Seelsorgers.

Neulich hat kein geringerer, als der Hochwürdigste Herr Bischof von Würzburg auf die hohe Bedeutung aufmerksam gemacht, welche die Wirte haben. Bei Gelegenheit der Kirchenvisitation erklärte er in einer herrlichen Ansprache, daß vom Wirt so vielfach das Wohl und Wehe einer Gemeinde abhängt. Möchten nur alle Wirte dies beherzigen! Die Wirte haben einen ganz gewaltigen

Einfluß auf das religiöse, sittliche und wirtschaftliche Leben der Gemeindemitglieder und daher eine furchtbare Verantwortung. Ein guter katholischer Wirt hört daher auf die Mahnungen und Warnungen des Seelsorgers, ist nicht selbstsüchtig nur darauf aus, seinen Geldsack zu füllen, unbekümmert, ob es gerechter oder ungerechter Verdienst ist. Der Gastwirt muß sein Hausrecht wahren und pünktlich die Polizeistunde einhalten. Er hütet sich wohl, einem halb Betrunknen weitere Schoppen einzuschenken. Da ist er unerbittlich und ladet nicht den Fluch der Familien der Trunkenbolde auf sich. Seine Wirtschaft kommt dabei nicht zu Schaden. Auch für ihn ist an Gottes Segen alles gelegen. Ein gut katholischer Wirt, welcher in diesem Bunde der Mitarbeiter des Pfarrers sein will, duldet nie unsittliche Zusammenkünfte, weist die noch christenlehrepflichtige Jugend, statt sie anzulocken, an den Brunnen zum „Gänsewein“, der sehr gesund ist für das Wachstum. Er tritt erschieden auf, wenn ein frecher Mensch es wagen sollte, zu fluchen oder über den hl. katholischen Glauben oder die Priester loszugiehen. Er vergißt nie, daß er Herr im Hause ist und es bleiben will. Wenn auch solche Schreier sein Haus meiden, so hat er nur um so mehr Glück und Segen für seine Familie zu erwarten und ordentliche Gäste gehen um so lieber in seine Wirtschaft.

Ein Wirt, der seine Zeit versteht, hält die antireligiösen und verschwommenen Blätter fern von seinem Hause, wenn sie auch trüben von Freiheit und Gleichheit, von Volkswohl und Aufklärung; er sorgt vielmehr ohne Aniderei, daß wahrhaft katholische Zeitungen auf dem Wirtstisch zur Belehrung des Publikums bereitliegen. Wenn einmal ein liberaler Gast auch die Nase darüber rümpft, so freut ihn das. Er weiß, mag auch die Welt es nicht eingestehen, daß es sich heutzutage ganz besonders um die Religion, um den hl. katholischen Glauben handelt. Die Kirche ist unsere Mutter und wer sie angreift, der greift uns selbst an. So ist auch der Schenkwirt, der Gastgeber, ein Mitarbeiter seines Seelsorgers.

Eine Episode aus dem Leben Pius X.

Als Pius X. Bischof von Mantua war, pilgerte er häufig zu Fuß nach Padua zum Grabe des hl. Antonius. Natürlich ging er ganz inkognito, sodaß niemand den Kirchenfürsten in ihm vermutete. Auf einer solchen Wallfahrt trat er des Morgens in eine Dorfkirche, um die hl. Messe zu lesen. „Haben Sie Ihren Ausweis?“ fragte der Pfarrer. „Leider nicht“, war die Antwort. „Wer sind Sie denn?“ „Ein Priester aus der Diözese Mantua.“ Endlich ließ der Pfarrer den fremden Geistlichen ohne Ausweis Messe lesen.

Nach dem hl. Opfer lud er ihn zu einer Tasse Kaffee ein. Sie gingen zusammen ins Pfarrhaus und hier begann der Landspfarrrer aufs neue seinen Gast auszufragen: „Sind Sie Pfarrer?“ „Nein, das bin ich einmal gewesen, bin's aber jetzt nicht mehr.“ „So, und dennoch sind Sie noch jung, Freund, das ist nicht gut. Sie sind Priester geworden, nicht um nichts zu tun, sondern um zu wirken und zu arbeiten im Weinberge des Herrn. Ein Priester, der in der Kraft seines Lebens nichts tut, kann solches vor Gott nicht verantworten, selbst wenn er sonst brav lebt; er muß Seelen retten und wirken für die hl. Kirche.“ So ging das Gespräch eine zeitlang fort und Bischof Sarto belustigte sich an dem aufrichtigen, ungekünstelten Eifer des guten Dorfpfarrers. Als er schließlich sich erhob, um seine Reise fortzusetzen, nahm ihn der Pfarrer, auf den er sichtlich einen guten Ein-

druck gemacht hatte, bei der Hand und sprach ermahmend: „Beste Auntsbruder! Sie gehen nun nach Mantua zurück. Hören Sie auf den guten Rat, den ich Ihnen erteile: Wenn Sie zu Hause angekommen sind, begeben Sie sich zu Ihrem Bischof und sagen zu ihm: „Euer Gnaden, sehen Sie mich hier, bereit zu arbeiten und mich nützlich zu machen zum Heile der Seelen. Sie können über mich verfügen nach Belieben.“ „Besten Dank, Herr Pfarrer, für Ihren guten Rat. Leben Sie wohl!“ Erst als der Bischof weggegangen war, erfuhr der Pfarrer, wer sein Gast gewesen.

Briefkasten.

Wo findet sich eine junge, staatlich-geprüfte Lehrerin, die speziell für die südafrikanische Mission bei den Schweftern vom kostbaren Blute eintreten will? — Sie wende sich behufs der Aufnahme an die ehrw. Mutter Paula, Generaloberin in Heiligbloed, Post Beek en Donk (bei Helmond), Niederlande.

Mariannhill. — Vielen Dank den „blen Wohltätern, die uns die schönen Tuch-Nestchen schickten! Die Gabe ist uns hochwillkommen; Gott lohne es den hochherzigen Missionsfreunden tausendfach!

„Paket „Walbroe“ erhalten. — Vielen Dank! Gott lohne es den edlen Spenderinnen!

Der Hochw. P. Mansuet Poll, ein Deutsch-Amerikaner, der am 8. Sept. 1887 in Cincinnati zum Priester geweiht wurde und schon seit 23 Jahren in der Mariannhiller Mission tätig ist, feiert heuer sein silbernes Priester-Jubiläum. Die willkommenste Jubiläumsgabe wäre ihm ein Beitrag zum Baue einer Kapelle auf der zu seiner Missionsstation „St. Joseph“ gehörenden Kateseninsel u. s. Frau vom Siege, sowie ein Geldlein für die genannte Ankenstation. Falls die nötigen Spenden rechtzeitig einlaufen, gedenkt er am Feste Maria Geburt, also an seinem Jubiläumstage, in dieser Kapelle die erste hl. Messe zu lesen. Wer will dem guten, seeleneifrigen Missionar diese Freude machen?

A. Sch., Bochum: Paket dankend erhalten.

Rheine: Richtig erhalten.

Von den Abonnenten in E. eine Sendung Kleider erhalten.

Bergel's Gott!

Offenburg: Brief und Betrag dankend erhalten.

Odenheim: Neue Stoffe und Spielsachen erhalten. Bergel's Gott!

Antoniusbrot

für Afrika teils als Bitte, teils als Dank ist eingegangen aus: (Veröffentlichung war versprochen)

Menden, Wirsig, Carben, Naunheim, Eilendorf, Fretter, Effen (Ruhr), Schoppinich, Oberdollenhof, Esdorf, Trier, Bochum, Oberzier, Eicherich, Dpferbide, Eupen, Bättelst, Oedheim, Vilschard, Bruchsal, Zell i. W., Nadelstshofen, Dingselst, Motten (3mal), Fuchshausen, Eßfeldheim, Eurburg, Odenheim, Geiselsdorf, Hohenthann, Würzburg, Willisan, Leud, Kradoh, Steinen, Brischach.

Schweiz: Für Mariannhill bis heute zum ewig Licht fr. 50.—

Für Gloden " 50.—

Für Triaschill: Kirchenbau u. Missionszwecke " 125.—

Dankfagungen

gingen ein aus. Holzkirchen: Dank dem hl. Herzen Jesu; Holzhausen; Breslau: Dank dem hl. Joseph für erhörte Bitte; Doriprogelst: Dank dem hl. Joseph, dem hl. Antonius und den armen Seelen in größter Not in einem Nervenleiden; J. B.; Eurburg; A.: Dank dem hl. Antonius und hl. Joseph für ihre Fürbitte; Mälderhof; Mälderhof: für Erhöhung in einem großen Anliegen; Motten, G.: Dank dem göttl. Herzen Jesu, der lieben Mutter Gottes und dem hl. Joseph für erlangte Hilfe; Dank dem hl. Joseph, Maria, dem Judas Thaddäus und den armen Seelen für verschiedene Anliegen; America: Dank dem hl. Joseph und hl. Antonius für erhaltene Gesundheit (Veröffentlichung war versprochen); Mariazell: Dank dem hl. Joseph für ein glücklich bestandenes Examen; Dethal: für glücklichen Ausgang einer Operation; Trimpelschütte: Dank dem hl. Joseph für wiedererlangte Arbeit; Belsen: Dank für den guten Verlauf einer Operation; Tranterau, Böhmern; Wetmannsteden, Steiermark, 2mal; Weibach; Raab; Triest: Dank dem hl. Clemens Hofbauer, Judas Thaddäus, Gerard, der hl. Katharina und Hilomena für Erhöhung in schwerem Anliegen. Dem göttl. Herzen Jesu, der lb. Gnadenmutter in Antweil, dem hl. Joseph, dem hl. Antonius und Cle-

mens Hofbauer sei tausendfacher Dank für Erhöhung in verschiedenen Anliegen. I. im Pinzgau: Dank dem göttl. Herzen Jesu, der lb. Gottesmutter Maria, dem hl. Joseph und allen Heiligen für Erhöhung.

Gebets-Empfehlungen

in verschiedenen Anliegen gingen ein aus: Untervarz, Willisan, Gersau, Oberägeri, Wohlen, Niedermuhren, Terendingen, Moerel, Kienberg, Balterstwil, Luzern. Glückliche Standeswahl. Verschiedene schwere Anliegen. Gutes Examen. Bättelst, Entschweiler, Bättelst, Bangberg, Vilschard, Neustadt: Um Sinnesänderung einer auf Abwege geratenen Tochter. Nischenroth, München-Harlaching, Wagschur, Menden, Triberg, Breitenbach, Dethal, Augsburg, Gerschheim, Mälderhof, Hochheim, Sierning, Unteriemberg, Pfr. in Haindorf: nach der Meinung zum hl. Joseph und hl. Clemens Maria Hofbauer: um Hilfe in schweren Anliegen. St. Florian, D.-Deth. M. F., N.-Deth. Lustenau, Vorarlberg, Stenndorf, N.-Deth. Dethal, Tirol. Trisfeld, Thurnwalden, Neuz, Oberstall, Dälsdorf, Altenahr.

Memento!

Von unseren Wohltätern und Mitgliefern unseres Wohltäter-Messbundes sind gestorben und werden dem frommen Gebete unserer Leser empfohlen:

Pfarrer Joh. Roth, Oberwald. Karolina Moser, Schwyz. Elisabetha Mary, Lachen. Sophie Wunderli, Reiningen. Emma Schudi, Guthausen. Wwe. Kling, Benken. Frau Schlatter, Wil. Frau Wieland, Stuttgart. Emil Reut, Bunsdorf. Anton Ungert und Kreszenz Streitel, Voppenhausen. Franz Jakob Müller, Altheim. Max Storg, Würzburg. Elise Haus, Erstein. Joh. Kurz, Unterwittighausen. Oberst. Hugo Glauner, Straßburg. Vittoria Schwer, Ottobrunen. Anna Juhl, Köhlarn. Leopold Sebert, Hünningen. Mr. Dittmer, Buffalo, N.-Y. Veronika Wolf, Saffolsheim. Rosalia Empl, Schönbach. Jakob Kappar, Benez. Pessenhausen. Gertrud Kullmann, Buchenrod. Maria Frit, Unterbalbach. Marg. Fingel, Ebern. Theresie Kaindl, Vechhausen. Karolina Beer, Kathar. Armann, Marg. Graf und Mathias Schön, Schwarzenfeld. Christine Mählecker, Birkensbrdt. Barbara Schäfer, Hof. Peter Mothenbuecher, Waldbrunn. Theodor Joserst, Bohlbach. Joseph Bey, Euerhausen. Franziska, Maria Anna und Anton Banderig, Nedarulm. Margaretha Schrems, Reibweid. Emilie Batka, Wimm. Theresie Majer, geb. Pustet, Linz. Leonhard Oberschachner, St. Johann, Tirol. Maria Mairhofer, Linz. Wolf Moese, Grottau. Schw. Remigia Schlenk, Linz. Emilie Fritscher, Krems a. D. Joh. Maurer, Pfr., St. Lorenzen, Tirol. Nam Auer, Neuhofen. Julie Reichberger und Leopold Greiner, Gramastetten. Apollonia Hagenhättl, Weiz. Josef Leitgeb, Josef Hamerl und Maria Beherthofer, Feldbach. Kath. Haas, Graz. Maria Liebmann, Untervogau. Johann Bretterlieber, St. Stefan. Franz Lichtwagner, Schanersberg. Antonia Zerod, Döfleg. Johann Röhr und Arnold Adfeld, Bokal. Kaplan Konrad Deidemann, Vorentreich. Josef Lang, Mülheim. Luise Kreitz, Simmerath. Wwe. Kapedius, Bernkastel. Johann Leijen, Irrel. Anna Kreuzer, Brand. Clemens Lopp, Schaffhausen. Arnold Föfster, Eicherich. Frau Wiskirchen, Frau Giesen und Heinrich Edgel, Effen. Jungfrau Schnellenberg, Wippringsen. Anton Niggemeier, Genglar. Elisabeth Schlär, Mädelst. Josef Schmitz, Lommersum. Maria Gottmann, Wieselburg. Hochw. Prof. Franz Sal. Schwarz, Linz. Adam Nilsen, St. Cloud, Minn. Bernard Wellmann, West-Point, Iowa. Hieronymus Buechner, Cleveland, Ohio. Adelheid Bonit, Albany, N.-Y. Mathias Udelhofen, Cahville, Wis. Ferdinand A. Knips, Brooklyn, N.-Y. Maria Schmidt, Montown, Pa. Johann Jürgens, Claflin, Kanf. John Uebbing, Buffalo, N.-Y. Rose Gauer, Olivia, Minn.

Nachruf.

Am 7. April 1912, am hochheiligen Osterfeste, starb zu St. Lorenzen im Pustertal der Hochw. Herr Pfarrer Johann Baptist Maurer, nachdem er noch am gleichen Tage das feierliche Hochamt abgehalten hatte.

Der Verbliebene war ein großer Wohltäter der Mariannhiller Mission. Sein Ableben wurde telegraphisch nach Mariannhill gemeldet, wo für seine Seelenruhe ein feierliches Requiem abgehalten wurde. R. I. P.

Grabinschrift.

Das ist eine harte Reif,
Wenn man den rechten Weg nicht weiß!
Frag die drei heiligen Leut,*
Sie zeigen dir den Weg zur Ewigkeit.

Unterimthal.

*) Jesus, Maria und Joseph.

Der Mariannhiller Missions-Kalender pro 1913

hat sich auch in diesem Jahre wieder beeilt, unter seinen vielen Genossen und Konkurrenten rechtzeitig auf dem Platz zu stehen. Schon steht er in fertigem Puzze bereit, um an die Türen all' derer anzuklopfen und um freundlichen Einlaß zu bitten, denen er bisher ein willkommener Gast gewesen. Er möchte aber noch weitere Bekanntschaft machen und bittet daher seine alten Freunde und Gönner um gütige Empfehlung und Einführung in neue Kreise.

Auch dieses Jahr gereicht ihm zu besonderem Schmuck ein überaus schönes, tieferbauendes Farbenbild aus der rühmlichst bekannten Firma des Herrn B. Kühlen in M.-Gladbach. Es stellt den hl. Stanislaus dar, wie er auf seinem Krankenlager von Engeln umgeben aus der Hand der hl. Barbara die heilige Kommunion empfängt. Wir wählten mit Absicht ein Bild, das in so ergreifender Weise den Segen des allerheiligsten Sakramentes zur Darstellung bringt, weil unser glorreich regierender hl. Vater gerade für unsere Zeit die Notwendigkeit einer recht oftmaligen heiligen Kommunion betont hat und sogar schon die Schulkinder dazu einladet.

Auch sonst ist der Kalender wieder mit mehr als 50 Bildern, darunter zahlreichen Vollbildern, reich illustriert. Dem bunten mannigfachen Bilderschmuck entspricht der Tert. Es seien aus den vielen Berichten aus unserer Mission und den sonstigen interessanten Erzählungen und Abhandlungen nur folgende erwähnt:

Die Klöster und ihre Bewohner,
Das Negervolk der Schaggaer,
Körper- und Seelenkräfte der Kaffern,
Bilder aus dem Missionsleben,
Die Macht des Rosenkranzes,
Eine merkwürdige Begebenheit aus dem Innern
Afrikas,
Des Christen Freude,
Opfer der Verführung,
Das Ehestands-Protokoll,

Ein Dieb,
Vom lieben Brot,
Die Völkerschlacht bei Leipzig,
Wer würde nicht lügen?
Frage und Antwort,
Der Firmpate auf der Landstraße,
Weiberlist,
Die Wasserstraße vom Rhein nach München,
Der blinde Passagier,
usw. usw.

Der Kalender ist von den Beförderern unserer Mission, sowie von den im „Vergiftheinnicht“ angegebenen Vertretungen unserer Mission zu beziehen und kostet an diesen Stellen für Deutschland 50 Pfennig, für Oesterreich 60 Heller, für die Schweiz 65 cts.

Einzeln per Post zugesandt für Deutschland 60 Pfg., für Oesterreich 70 Heller und für die Schweiz 70 cts.

Gottes reichsten Segen all denen, die sich der guten Sache annehmen!

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei vorausgehender Uebereinkunft jedoch gerne gestattet.

Verantwortlicher Redakteur Georg Kropp in Würzburg. — Druck und Verlag der Fränkischen Gesellschaftsdruckerei G. m. b. H., Würzburg.

Vergißmeinnicht.

Illustrierte Zeitschrift
der Mariannhiller Mission, Südafrika.

Mit Oberhirtlicher Druckerlaubnis und Genehmigung der Ordens-Obern.
Geseget von Sr. Heiligkeit Papst Pius X.

Alle Anfragen, Bestellungen, Zahlungen und
Sendungen sind zu richten an die:



Vertretung der Mariannhiller Mission
in Köln a. Rh., Brandenburgerstr. 8.

30. Jahrgang.
Nr. 8

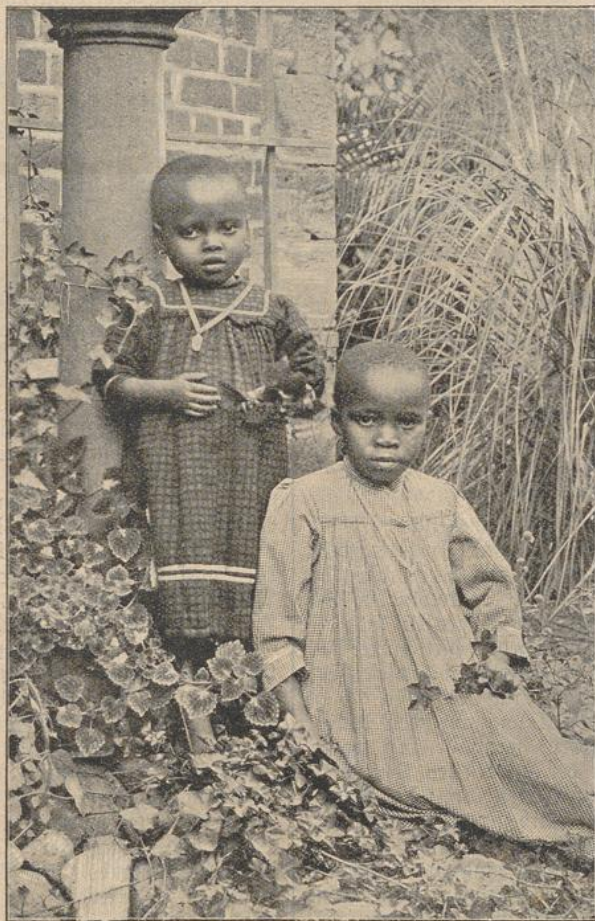
Erscheint monatlich
und kostet
pro Jahrgang
Mk. 1,50,
direkt franko zu-
gesandt oder von
unsern Beförderern
bezogen.

Ueberzahlungen
im Interesse der
Mission
sind willkommen.
Probenummern
gratis.

Wer diese Zeitschrift
bestellt, tut gleich-
zeitig ein gutes
Werk zu Gunsten
der armen Heiden
in Afrika.

Bestellungen
auf das
Vergißmeinnicht
geschehen am ein-
fachsten auf dem
Abschnitt der
Zahlkarte oder
Postanweisung.

Postfach-Konto
Köln Nr. 1652.



Im Blumengarten.

Köln a. Rh.
August 1912.

Der Reinertrag
dieser Zeitschrift
wird nur für
Missionszwecke,
für die Ausbreitung
unserer heiligen
Religion ver-
wendet, weshalb
der Hl. Vater
Pius X. zu wieder-
holtenmalen allen
Wohlthätern
unserer Mission
seinen apostolischen
Segen erteilt hat.

Beförderer des
Vergißmeinnicht
werden an allen
Orten gesucht.

für die Abonnennten
des Vergißmeinnicht
als Wohlthäter
unserer Mission
werden täglich in
der Kollegiatkirche
zu Mariannhill
2, oft 3 hl. Messen
gelesen.



Vater und Sohn.

Eine Erinnerung an 1870.

Um die Höhen von Spichern, in heißer Schlacht,
Da hatte der Tod wohl Ernte gemacht.
Es lagen da weithin die Krieger all',
Und fern noch dröhnte Kanonenschall.
Da lag der Franzose so regungslos,
So friedlich auf deutscher Erde Moos.
Und der deutsche Krieger aus Süd und Nord
Starb freudig den Tod des Helden dort. —
Und als der Mond stieg freundlich herauf,
Nahm alle der Schoß der Erde auf.
Es schmückte ihr Grab kein prunkender Stein,
Nur hie und da stand ein Kreuzelein.
Doch sieh' dort den Feldherrn auf hohem Pferd,
Wie reitet er langsam auf blutiger Erd'! —

Es naht die ernste Heldengestalt
Dort jenem Kreise von Kriegern bald.
Die hatten gesenkt beim Mondenschein
Den toten Hauptmann ins Grab hinein.
Und der greise ernste Feldherr frug
Einen Krieger, der Schmerz im Anitz trug:
„Verlor't ihr viele? — Sag' an, mein Sohn!“
Es folgte ein „Ja!“ mit schmerzlichem Ton.
„Und lebt euer Hauptmann noch? O sprich!“ —
„Er fiel im Kampfe, wo mancher erblich.
Hier senkten wir eben beim Mondenschein
Den toten Hauptmann ins Grab hinein.“ —
Da drang ein tiefer, unnennbarer Schmerz
Dem edlen Feldherrn ins Kriegerherz.

Er starrte den Hügel wohl an gar lang'
Und eine Trän' aus dem Aug' ihm drang.
Es kam aus dem Mund ihm kein Laut, kein Ton,
Und doch war der Hauptmann sein einziger Sohn.
Er gab einen Wink den Kriegern drauf,
Die zogen den Toten gar bald herauf.
Sie wuschen beim blinkenden Mondeslicht
Des Helden entstelltes Angesicht. — —
Lang' ruht auf dem Sohne des Vaters Blick! —
Er war seine Freude, sein Stolz und sein Glück.
„Schlaf wohl!“ spricht er leise, „schlaf wohl, mein Sohn!“
Er sagt es mit zitternder Stimme Ton.
Dann drückt einen Kuß er aufs bleiche Gesicht.
Und reitet von dannen im Mondeslicht.

Der Feldherr war der General v. Mansueti und der gefallene Hauptmann sein Sohn, Kompanie-Chef im 56. Infanterie-Regiment.

Mission und Kolonialpolitik.

Zu diesem gegenwärtig hochaktuellen und vielumtrittenen Gegenstand schreibt Prof. Schmidlin, der Inhaber des missionswissenschaftlichen Lehrstuhls in Münster, im neuen Heft der Zeitschrift für Missionswissenschaft (Münster, Aschendorff), die in katholischen wie protestantischen Kreisen eine überaus günstige Aufnahme gefunden hat, folgendermaßen:

Durch ihre kulturelle Tätigkeit namentlich wird die katholische Mission nicht nur zu einer Kulturträgerin ersten Ranges, sondern auch zu einer hervorragenden Mitarbeiterin und Bundesgenossin der kolonialen Bestrebungen, was um so höher anzuschlagen ist, als die Regierung sich auf dem Kolonialgebiet viel stärker als in der Heimat auf private Mitwirkung angewiesen ist. Die kath. Mission erwirbt sich dadurch Verdienste, die an Wert und Tragweite den rein kolonialisatorischen Unternehmungen in nichts nachstehen, wenn sie auch wegen der geringeren Mittel in der materiellen Leistungsfähigkeit nicht mit allen konkurrieren kann; hierher gehören die Urbarmachung und Verbesserung des Bodens, die Anlage von Gärten und Plantagen, die Hebung von Ackerbau und Viehzucht, die Einführung von Handwerk und Industrie, dann überhaupt die kolossalen Summen, die von den Missionen alljährlich in die Kolonien gebracht und darin verausgabt werden. Ein unschätzbare Kolonialwert schließt ferner die von den Missionen unternommene und mit Erfolg durchgeführte Erziehung

der Eingeborenen zur Arbeit ein, besonders ihre innere Prädisponierung dazu, die kein anderer Kolonialfaktor im gleichen Grad zu erreichen vermag, speziell durch die landwirtschaftlichen und Handwerkschulen der Mission. Dazu kommen die enormen Leistungen auf dem Schulgebiet, durch welche die Kultur in das heranwachsende Geschlecht hineingetragen und der Regierung wie den Kolonisten die Haupt Sorge um die Schule abgenommen wird. Weiter die wissenschaftliche und literarische Missionstätigkeit, die sowohl von den Missionären und Missionsschwestern, als auch von zahlreichen caritativen Missionsanstalten getragen wird und der staatlichen Wohlfahrtspflege ebenfalls eine große Arbeits- und Kostenlast zum Wohle der Kolonien abnimmt.

Was aber am wichtigsten ist, die Mission ist in erster Linie befähigt und berufen, die Eingeborenen in ihrer individuellen wie sozialen Haltung psychisch umzugestalten und auf ein höheres sittlich-religiöses Niveau zu erheben, sie vor allem instand zu setzen, die durch unsere europäische Zivilisation ihnen übermittelten höheren Güter und Bedürfnisse, das verfeinerte Lebensglück und den verfeinerten Lebensgenuß ohne Schaden sich anzueignen und zu genießen. Die materielle Kultur allein ist nicht imstande, den Wilden zu einem gesitteten Menschen zu erheben, auch nicht die intellektuelle Erziehung, falls sie nicht durch die christliche Moral ergänzt wird; dadurch wird im Gegenteil der in den heidnischen Religionen noch wirksame letzte Halt zerstört und das Laster verstärkt, wie die Erfahrung lehrt; nur wenn der

Fetischismus durch etwas Besseres ersetzt wird, wenn zu den kulturellen Segnungen die Pflege des Gewissens und Übung des Willens hinzutritt, kann sie für Leib und Seele der Eingeborenen wahrhaft wohlthätig wirken.

Diese Gewinnung und Hebung der inneren Persönlichkeit ist aber in erster Linie Sache des Christentums, also der christlichen Mission. Die Mission ist es, die unsere Kolonien geistig erobert und innerlich assimiliert, soweit eine solche Assimilation in Anbetracht der tiefgreifenden Verschiedenheiten überhaupt durchführbar ist. Der Staat vermag die Schutzgebiete sich wohl äußerlich an- und einzugliedern; das tiefere Ziel der Kolonialpolitik, die innere Kolonisation, muß ihm die Mission vollbringen helfen. Durch Strafen und Gesetze kann der Staat den physischen Gehorsam erzwingen, die seelische Unterwürfigkeit und Anhänglichkeit der Eingeborenen

Ein Blick ins volle Koffernleben:

Der Krieg.

(Fortsetzung.)

Auch die Geister seiner Ahnen pflegt der Kaffer, bevor er in den Krieg zieht, um Hilfe anzurufen. Er scheint sogar vielfach der Ansicht zu sein, der Krieg spiele sich mehr ab zwischen den feindlichen Armeen der Verstorbenen, als der sichtbar auf dem Schlachtfeld kämpfenden Krieger. Während die einen unten am Boden kämpfen, streiten die andern in der Luft; gewinnt aber der Schwarze einmal die Ueberzeugung, die Ahnen seien auf seiner Seite und verhelfen ihm zum Sieg, dann ist er in seinem Anlauf einfach unwiderstehlich; er stürzt sich blindlings in die Gefahr und rennt alles über den Haufen.



Der Dom zu Aachen, wo der diesjährige Katholikentag abgehalten wird.

bringt die Mission zustande . . . Dieser moralische Einfluß des Missionärs wurzelt vor allem darin, daß er nicht wie die meisten übrigen Kolonisten durch persönliche, bzw. wirtschaftliche Motive, sondern durch solche rein idealer Natur, durch ethische und religiöse in die Kolonien geführt und zu seiner Berufstätigkeit bestimmt worden ist, daß er nicht gekommen ist, um Schätze und Reichtümer für die Welt zu sammeln, sondern um die Seelen für Gott zu gewinnen und den Nebenmenschen Gutes zu tun, daß er mit heroischem Opfersinn, unter den aufreibendsten Anstrengungen und Entbehrungen sich dieser Arbeit widmet, ein Heroismus, der jedermann Bewunderung einflößen muß und namentlich den katholischen Glaubensboten nicht abgesprochen werden darf.

Schon aus Dankbarkeit für all diese Wohltaten und Großtaten wird eine verständige Kolonialpolitik und Kolonialregierung den katholischen Missionsbestrebungen und Missionsunternehmungen freundlich und wohlwollend gegenüberstehen müssen. Sie wird dieselbe nach Kräften schützen und unterstützen. Sie wird ihnen vor allem die gebührende Selbstständigkeit und Freiheit des Handelns zu gewähren."

Ist endlich die ganze lange Zeremonie des „Dokterns und Verzauberns“ glücklich vorüber, dann springen alle Krieger mit wildem Geheul in die Höhe, schwingen drohend ihre Waffen und versichern, daß sie keinen Feind auf Erden fürchten. Begeistert drängen sie sich um ihren Fürsten und prahlen, wie er bald von ihren Heldentaten hören werde. Sollten sie aber, was gänzlich ausgeschlossen, besiegt werden, so wollten sie mit ihrer ganzen Familie und all ihrer Habe zeitlebens seine Sklaven sein. Bei solchen Anlässen werden oft ganze Dörfer dem Häuptling überwiesen. Manche brechen auch vor ihrem Inkoßi (Landesfürsten) einen Stab entzwei. Es ist das eine symbolische Handlung und will sagen: „Sollte ich besiegt werden, so handle mit mir nach freiem Belieben.“

Diese Inaugurations-Zeremonien dauern oft viele Tage; und während dieser ganzen Zeit müssen sich die Krieger im Freien oder im Buschwerk aufhalten und täglich fasten, damit sie die zum Kampfe nötige Elastizität erlangen. Die Schluszeremonie wird, wenn alles zum Abmarsch bereit ist, vom Könige selbst vorgenommen. Der Doktor bringt nämlich des Königs Kalabasse herbei, die ganz besonders wirksame Medizin

enthält. Der König nimmt sie in die Hand und beginnt sie heftig zu schütteln. Schäumt die Medizin kräftig auf und fließt sie in reichem Erguß über den Rand des Gefäßes herab, so ist dies ein gar gutes, tröstliches Zeichen; denn die eigene Partei wird unfehlbar siegen. Kommt dagegen nur wenig Schaum, so muß man für heute mit dem Kampfe warten, und morgen die Zeremonie aufs neue beginnen.

Manchmal schüttelt man auch zwei Kalabassen, eine schwarze und eine weiße. Die schwarze repräsentiert den Feind, die weiße das eigene Heer. Die Partei, deren Gefäß zuerst überschäumt, siegt, d. h. für heute, wenn man jetzt gleich in den Kampf zöge. Ist daher das Zeichen ungünstig, so heißt es einfach warten und die Probe solange wiederholen, bis sie den eigenen Sieg in Aussicht stellt. Der Inyanga oder Kafferdoktor steckt zuweilen auch zwei Speere leicht und sachte in die Erde; auch sie repräsentieren die beiden Armeen. Kommt nun ein Wind und neigt den feindlichen Speer, oder bringt er ihn gar zu Fall, so bricht die ganze Armee jubelnd auf in den Krieg, denn der Sieg ist ihr gewiß! —

Selbstverständlich muß aber nicht bloß der gemeine Mann „gedoktert“ werden, sondern vor allem auch der Häuptling oder Fürst. Ihm überreicht der Inyanga ganz ausgesuchte Medizinen und Kräuter von seltener Stärke und Heilkraft. Der Fürst geht damit an den Fluß und zerreibt sie auf einem Stein, bis etwas Saft herauskommt. Nun hält er die Kräuter über sein Haupt und läßt von dem heilbringenden Saft etwas über seine Arme und den Rücken laufen, was ihn wunderbar stärkt, während zu gleicher Zeit der feindliche Chief elendiglich geschwächt und entnervt wird. Zuletzt nimmt der Häuptling wieder das Gefäß, stellt es auf den Boden und reibt und mischt darin die geheimnisvollen Medizinen mit den Worten: „Nun vernichte ich meinen Feind! Er ist bereits vernichtet; hier liegt er in meinem Gefäß, er ist überwunden, besiegt, entkräftet! Ich zertrete ihn! Durch Zaubermacht habe ich ihn überwunden, ich sehe es deutlich am Aufschäumen der Medizin in diesem meinem Gefäß!“ — Kann er noch eines Gegenstandes habhaft werden, der dem feindlichen Häuptling gehört, so muß er unfehlbar in den Topf; denn dadurch wird der Gegner am wirksamsten gefnebelt und unter die Füße getreten.

Sind die Vorzeichen gut, — und sie müssen es sein, denn sonst werden sie einfach so oft wiederholt, bis es stimmt, — dann bestreichen die Krieger ihre Augenbrauen mit rotem Ocker und ziehen in den Kampf. Die Zulufassern kämpfen mit bewunderungswürdiger Tapferkeit und Ausdauer. Davon können auch die Buren und Engländer erzählen! Alles hängt jedoch bei ihnen vom Vertrauen auf die eigene Sache ab. Winnt ihnen der Sieg, so sind sie einfach unwiderstehlich, schwindet diese Zuversicht, so ist bald das ganze Unternehmen als ein verlorenes anzusehen. Der Kaffer kann beides sein, mutig, tapfer und tollkühn bis zum Erzeß, aber auch lächerlich abergläubisch und furchtsam. Daher der widerstreitende Erfolg: staunenswerte Siege und schimpfliche Niederlagen kurz nacheinander.

Ist der Krieg zu Ende, so wird der überwundene Häuptling in den Königsstraal des Siegers gebracht. Dieser ruft einen Zauberer herbei, daß er ihm einen stärkenden Trank verabreiche. Der Gegner ist zwar besiegt und gebunden, aber dennoch erscheint es nicht ratsam, ihm ohne den Schutz eines Zaubermittels gegenüberzutreten; denn auch gebunden verfügt er vielleicht noch über geheime Kräfte. Steht der gefesselte Feind

vor dem Sieger, so springt dieser dreimal in die Luft und bohrt sodann seinen Mßlaga in die Brust des Gegners, nicht nur einmal, sondern zehn- und zwanzigmal; denn er soll auf immer in Grund und Boden hinein vernichtet werden. War der Erschlagene ein starker, mutiger Krieger, so ist es sehr vorteilhaft, aus gewissen Teilen seines Leibes, wie aus Herz und Leber, stärkende Medizinen zu bereiten und sie zu verzehren, denn dann gehen all seine trefflichen Eigenschaften auf den Sieger über. Der Schädel des Gegners wird aufbewahrt und zu einem Medizinofaße verarbeitet; denn hier halten sich die Zaubermittel vorzüglich gut und gewinnen bedeutend an Kraft und Wirksamkeit.

Bei einigen Stämmen müssen die Krieger, die in der Schlacht verwundet wurden, sowie jene, die einen Feind getötet hatten, einen Reinigungsprozeß durchmachen. Sie dürfen ihrem Fürsten nicht unter die Augen treten und keine Milch genießen, bevor sie „gedoktert“ wurden. Der Prozeß ist übrigens einfach: der Inyanga oder Doktor schlachtet einen Ochsen, nimmt die Galle und sonstige Eingeweide und siedet sie mit einem Gemisch bitterer Kräuter. Jeder verwundete Krieger muß dreimal einen Schluck von dem appetitlichen Gebräu nehmen unter der weisen Mahnung des Doktors, nicht zu gierig zuzugreifen. Der Rest der Medizin wird als Heilwasser über die Anwesenden ausgegossen. Sodann nimmt jeder Verwundete einen Stoß, spuckt dreimal darauf und wirft ihn gegen die feindliche Grenze zu mit den Worten: „Sei vernichtet!“ Ein kräftiges Purgiermittel vollendet die leibliche Reinigung.

Im Beichuanaland schneidet jeder Krieger, der einen Feind erlegt hat, in der Magergegend ein Stückchen aus dessen Haut. Die Beute gilt als Beweis, wie viele Feinde er erlegt und öffnet ihm jegliche Tür, selbst die des obersten Häuptlings. Der Doktor aber macht in die Brust des Siegers ebenso viele Einschnitte, als er Beweise vorlegt, und so ein Denkzeichen trägt er mit ebensoviel Stolz, wie ein Europäer etwa das Eisene Kreuz oder das Zeichen der Ehrenlegion.

Missionsreisen im Kongoland in alter Zeit.

(Fortsetzung.)

Auf der Weiterreise bekamen wir viele Arten uns unbekannter Tiere zu Gesicht. Da war vor allem eine Menge kleiner Affen von verschiedenen Farben, die sich wie lose Jungen auf den Gipfeln hoher Bäume tummelten, ferner zwei Bakaffen, Tiere, welche den Büffeln gleichen, aber wie Löwen brüllen und immer paarweis zusammengehen. Sie sind weiß mit schwarzen und roten Flecken, haben eine halbe Elle lange Ohren und gerade Hörner. Sie fliehen vor dem Menschen nicht, fügen ihm aber auch kein Leid zu, falls sie nicht gereizt werden. Hoch oben auf einem Berge sahen wir eine wilde Bestie mit gelb und schwarz gestreiftem Fell; der Dolmetscher sagte uns, das sei ein Leopard, der zähle zu den wildesten Raubtieren des ganzen Landes. Am besten gefielen uns die Zebras; sie kommen an Größe und Gestalt etwa einem Maulesel nahe und haben rings um den ganzen Leib weiße und schwarze Streifen, als wären sie von einem Maler angestrichen worden. (Siehe Bild S. 178.)

Einmal stießen wir auf dem Marsche auf ein schlafendes Tier. Von dem Lärm, den unsere Träger machten, wachte es auf, sprang mit einem mächtigen Satz in die Höhe und entfloß in die Wildnis. Dem Körperbaue nach würde ich es für einen Wolf gehalten haben, doch es hatte einen unverhältnismäßig großen,

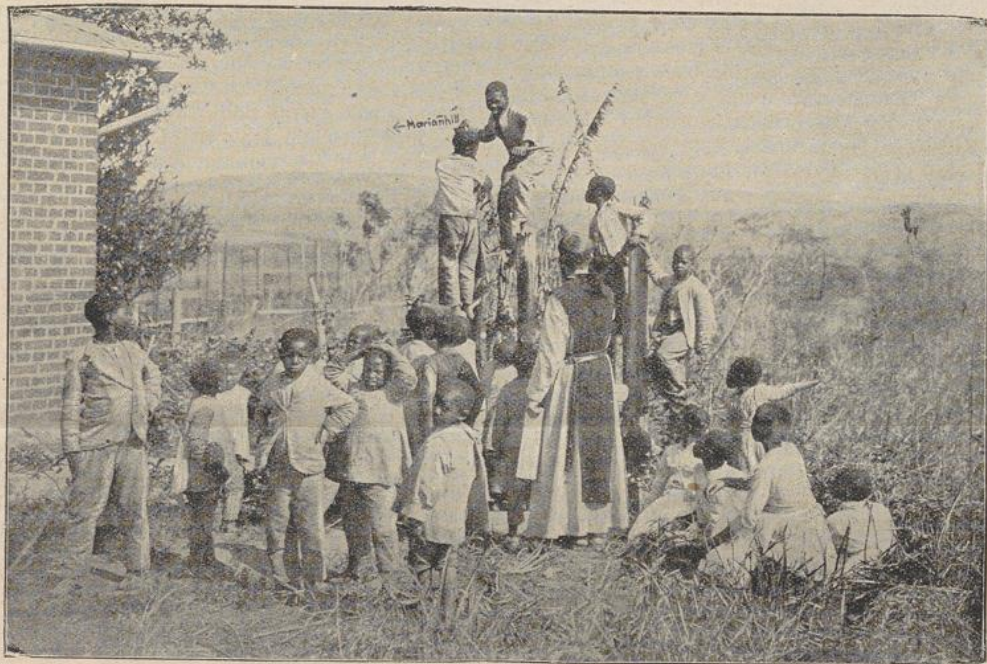
häßlichen Kopf; wahrscheinlich war es eine Hyäne. Sehr häufig beobachteten wir eine Art einheimischer Ziegen; sie ergriffen vor uns die Flucht und blieben dann eine Weile stehen, um aufeinander zu warten. Wilde Hühner fingen wir in Menge; sie waren weit größer als unsere Haushühner und ihr Fleisch schmeckte wie das der Hasen.

Als wir am dritten Tag wieder in eine Libatte (großes Dorf) eingezogen waren, schloß man hinter uns das Tor. Es bestand aus wildem, dürrer Dornengebüsch, während lebendige Dornhecken die einer starken Mauer gleichende Umzäunung bildeten. Man wies uns zwei Hütten zum Nachtlager an. Da aber die Hitze da drinnen ganz unerträglich war, zog ich es vor, unter freiem Himmel zu schlafen. Ich befestigte nämlich das eine Ende meines Hamaks (einer Art Tragsänfte) an der Dachspitze der Strohhütte, das andere an zwei kreuz-

obschon ich offen gestehe, daß mir zuweilen vor Furcht das Herz in der Brust mächtig klopfte.

Am nächsten Morgen suchte ich meinen Gefährten auf und fragte ihn, ob er auch solche Todesängsten aus- gestanden habe, wie ich. Er aber versicherte mir, er habe in seiner kühlen Hängematte so gut geschlafen, wie noch nie und habe rein gar nichts gehört. — „Du Glücksvogel,“ sagte ich, „Vater Michelangelo, hätten die Löwen den Zaun durchbrochen, so wärest du ins Paradies gekommen, ohne zu wissen, wie.“ — Er aber entgegnete: „Die göttliche Vorsehung wacht immer über die ihrigen und gibt sie nicht der Wut unvernünftiger Tiere preis.“

Nachdem wir einen Vortrag gehalten und einige Kinder getauft hatten, setzten wir unsere Reise fort. Um die Mittagszeit kamen wir an einen Bach mit gutem Trinkwasser. Wir machten Halt, legten uns in den



P. Isenbard mit Kaffernknaben in Mariannhill.

weis aufgepflanzten Pfählen und legte mich hinein. Michael Angelo folgte meinem Beispiel und machte es ähnlich an einer zweiten, nicht allzuweit von mir entfernten Hütte.

Da nahen gegen Mitternacht drei Löwen. Ihr Gebrüll glich buchstäblich dem Donner, und es war, als ob alles rings herum vor Schrecken zitterte und bebe. Erschrocken fuhr ich aus dem Schläfe auf, und wäre der große, dicke Dornzaun nicht gewesen, so hätte Dionysio Carli seine italienische Heimat nicht wieder gesehen. Der Mond schien hell; ich richtete den Kopf ein wenig in die Höhe, ob ich etwa die Bestien sehen könnte, allein der Zaun war so breit und stark und so dicht belaubt, daß ich nichts von ihnen entdecken konnte, obschon sie sehr nahe waren; denn sie brüllten hart vor dem Tore und bewegten sogar einigemal das Gebüsch. Anfangs hatte ich im Sinn, mich in die Hütte zurückzuziehen, dann aber erwog ich, daß der Zaun doch zu hoch und breit sei, als daß sie ihn überspringen könnten. So blieb ich also bis zum Anbruch des Tages in meinem Hamak,

Schatten eines großen Baumes und ruhten aus, während sich die Neger daran machten, Brennholz zu suchen, um uns aus einer Art Hirse, von ihnen Massomantui genannt, ein Mittagessen zu bereiten. Als sie zurückkehrten, zog mein Gefährte seinen Stahl hervor, um Feuer anzuschlagen, der Neger aber, welche die Stelle des Roches versah, bedeutete ihm, sich diese Mühe zu ersparen, nahm ein ungefähr zwei Finger dickes Brettchen, in dem mehrere, nicht ganz durchgehende Löcher saßen, steckte in eines derselben einen dünnen Holzspahn und drehte ihn zwischen beiden Händen mit großer Schnelligkeit hin und her, bis es plötzlich hell aufflammte. Indessen hatten die andern Schwarzen Hirse ausgeklopft und machten sich daran, in mehreren großen Töpfen eine kräftige Suppe zu kochen. Als Zuspäße aber dienten geröstete Süßkartoffeln, die in jenem Lande in unglaublicher Menge wachsen.

Während wir so gemütlich beieinander saßen, kam plötzlich ein riesiger Elefant dahergetrabt. Er war nicht viel kleiner, als ein beladener Heuwagen und schien

nicht mehr jung zu sein, denn es fehlte ihm ein Zahn und er ließ ganz bedenklich den Kopf hängen. Die Schwarzen sprangen erschrocken auf und schossen nach ihm mit vergifteten Pfeilen. Ein anderer aber war klüger; er ergriff einen Feuerbrand und zündete schnell eine der nahen Strohütten an. Durch die mächtig aufblühende Flamme erschreckt und von drei Pfeilen getroffen, nahm der Elefant Reißaus, aber leider verbreitete sich das Feuer hinaus ins dürre Gras und verzehrte eine Meile weit alle Bäume und Gesträuche. Die darin verborgenen Tiere ergriffen eiligst die Flucht, wir aber kamen gegen Abend ungefährdet zum nächsten Dorf. Doch während der Nacht träumte ich noch wiederholt von dem kolossalen Tier, das mir durch sein unerwartetes Auftreten keinen geringen Schrecken eingebracht hatte.

Am nächsten Tag hatten wir ein neues, nicht minder schreckliches Abenteuer. Da kam uns nämlich auf dem Marsche eine gewaltige, riesengroße Schlange entgegen. Ich lüge nicht, wenn ich sage, sie war sicher ihre 25 Fuß lang, denn ich habe später die Haut einer ähnlich großen Schlange gesehen und gemessen, die mein Freund Michael Angelo als Merkwürdigkeit an seinen Vater nach Europa sandte. Der Kopf des Tieres, der oft übers Gras hervorragte, war so groß wie der eines Kalbes, und unser Schrecken war um so größer, als das Ungeheuer gerade jenen Fußpfad innehielt, auf dem wir selbst marschierten.

Die Neger erhoben bei diesem Anblick ein furchtbares Geschrei, sprangen zur Seite und liefen eiligst einem nahen Hügel zu, um der Schlange Zeit und Raum zu lassen, in Ruhe ihres Weges zu ziehen. Wir beobachteten von der Höhe aus genau, wie sie vorankroch. Die hohen Grashalme hoben und senkten sich, als ob eine Kolonne von etlichen zwanzig Mann hindurchmarschierte. Wir warteten länger als eine Stunde, bis sie vorüber war und suchten dann behutsam wieder unsern Fußpfad auf.

Bei diesem Anlasse aber habe ich neuerdings gesehen, daß auf die Schwarzen im Falle der Not absolut kein Verlaß ist. Sie fürchten sich wie kleine Kinder, und jeder denkt nur daran, die eigene Haut zu retten. Wie sehr bedauerte ich, daß wir uns nicht mit einer guten Büchse versehen hätten; sie hätte uns bei vielen Anlässen vortreffliche Dienste getan. So aber waren wir bei jeder Gefahr seitens wilder Tiere nur auf die Schnelligkeit unserer Füße angewiesen, oder mußten es versuchen, das Gras in Brand zu stecken. Doch wir setzten unsere Hoffnung auf den Herrn; wir wußten uns in Gottes Hand und sind in dieser unserer Hoffnung nie zu Schanden geworden.

(Fortsetzung folgt.)

Missionsverhältnisse in „St. Joseph“.

Vom Hochw. P. Mansuet Poll, R. M. M.

Es sind nun bald 1½ Jahre her, daß ich das letztemal aus meiner dem hl. Joseph geweihten Missionsstation ein Lebenszeichen gegeben; drum heute wieder einige Zeilen.

Zunächst ein Wort über die Charaktereigenschaften der hiesigen Kaffern. Es kommt hier allerdings viel auf den einzelnen Stamm und die betreffende Gegend an, in der eine Missionsstation liegt. Die einen Kaffern sind eifrig und treu, zu jedem Opfer bereit und scheuen keine Mühe, fleißig zur Kirche zu gehen und ihre Kinder zum Schulbesuche anzuhalten. Andere hingegen sind nur schwer fürs Christentum zu gewinnen, oder lassen es an

der nötigen Festigkeit und Ausdauer im Guten fehlen. Dabei kommt es natürlich auch viel auf den einzelnen an; in jedem Stamme, auch bei einem tiefgesunkenen, gibt es gute, ja vortreffliche Seelen, wie es umgekehrt auch in der besten Christengemeinde einzelne Schwache und Abtrünnige geben kann.

Im allgemeinen glaube ich nun von den in meiner gegenwärtigen Mission, hier in der Nähe von Ladysmith, wohnenden Schwarzen sagen zu müssen, meine ersten diesbezüglichen Berichte seien etwas zu optimistisch gefärbt gewesen. Ins Gesicht reden hier die Leute gar freundlich mit dem Missionär und sagen zu allem „Ja und Amen“, doch wenn es gilt, Ernst zu machen, so bleiben die meisten bei ihrem heidnischen Aberglauben oder den protestantischen Irrtümern. Es wird noch viel Geduld brauchen, viel Arbeit und Gebet, bis dieses ganze Volk katholisch wird.

Mir scheint, die Buren, unter deren Botmäßigkeit diese Schwarzen viele Jahrzehnte hindurch gestanden und zum Teil noch stehen, haben durch ihre harte und rücksichtslose Behandlung wesentlich dazu beigetragen, sie zu solchen Schmeilern und Augendienern zu erziehen. Lüge und Diebstahl kommen in hiesiger Gegend häufig vor, und von den mannigfachen Verstößen gegen das 6. Gebot will ich lieber schweigen. Christliche Mädchen, die weit entfernt von der Missionsstation im elterlichen Kraale leben, kommen oft in große Gefahr, Glaube und Unschuld zu verlieren, weshalb ich mich nur schwer dazu entschließen kann, sie zu taufen, bevor es mir nicht möglich ist, ihnen hier, in „St. Joseph“, ein sicheres Asyl anzubieten.

Gottlob kann ich den Kaffern, die in beträchtlicher Entfernung von hier wohnen, ein weit besseres Zeugnis ausstellen, und es ist mir mit der Gnade Gottes gelungen, hier ein Notkirchlein zu erbauen und da und dort eine feste Katechistenstelle zu errichten, sodaß gegründete Hoffnung vorhanden ist, mancher dieser Bläse werde sich im Laufe der Zeit zu einer eigentlichen Missionsstation entwickeln. Es sei mir gestattet, einige derselben namhaft zu machen.

Die erste und bisher einzige Außenstation, wo im letzten Winter ein Notkirchlein erbaut wurde, ist der lieben Mutter Gottes unter dem Titel „Pons coeli, Himmelsbrücke“, geweiht. Der Titel mag vielen neu erscheinen, doch bin ich keineswegs der erste, welcher die allerseligste Jungfrau so genannt hat. Die Genesis dieses Kirchleins ist folgende:

Etwa sechs englische Meilen oberhalb Ladysmith, an der Bahnlinie, die von dort nach dem ehemaligen Orange-Freistaat führt, liegen ziemlich viele Kaffernkraale, deren Insassen bei meinen gelegentlichen Besuchen recht guten Willen zeigten. Ich suchte nun mit der Zustimmung meines Obern von einem dortigen gutgesinnten Lutheraner zwei englische Acres für Missionszwecke zu pachten, was mir auch gelang. Welchen Namen sollte ich nun der neuen Filiale geben? Es befinden sich in nächster Nähe drei starke Brücken; zwei derselben, eine Straßenbrücke und eine Eisenbahnbrücke, führen über den Klip-River, eine andere Bahnbrücke über den Spruit- oder Reißbach. Da glaubte ich nun, diesen drei Brücken eine vierte, und zwar eine „Himmelsbrücke“ in Gestalt eines Kirchleins hinzufügen zu müssen.

Das Kirchlein, bloß aus Holz und Wellblech erbaut, muß zugleich als Schule dienen. Unweit derselben hat sich eine katholische Kaffernfamilie niedergelassen, und ein bei dieser Familie wohnendes, gut geschultes Mädchen muß vorläufig als Lehrerin fungieren. Im Kirchlein

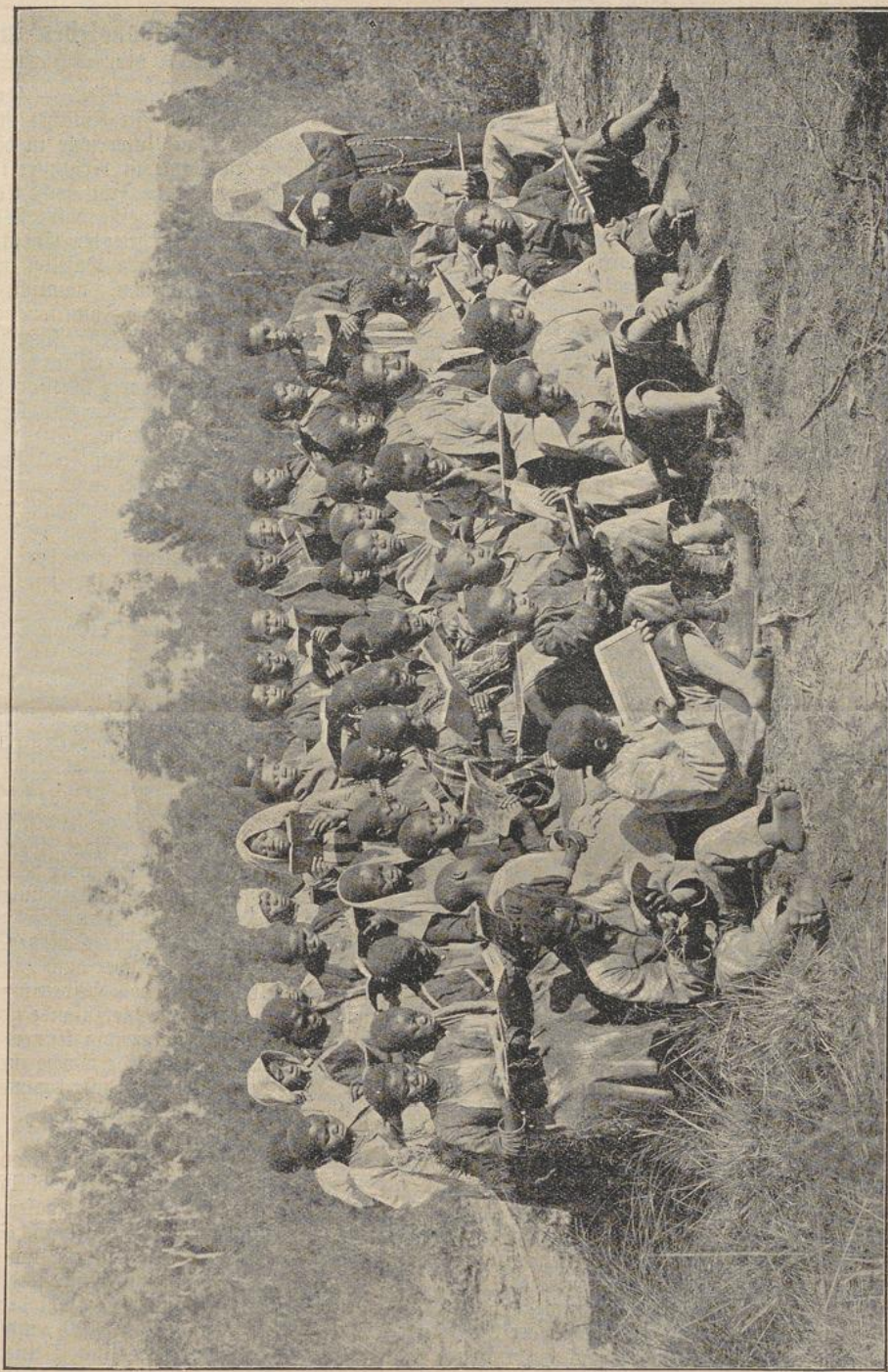
selbst sieht es noch einfach genug aus. Ein aus Brettern zusammengeklagener Altartisch, ein Kredenz-Tischlein, eine Kniebank und ein kleiner Beichtstuhl bilden die ganze innere Ausstattung. Für den Unterricht sind auch noch die nötigsten Schulutensilien da. Hier und da, so oft mir eben die knappbemessene Zeit es erlaubt, lese ich dort die hl. Messe, erteile religiösen Unterricht und spende die heil. Sakramente.

Auch auf einer zweiten Katechistenstelle haben wir zum Bau eines Kirchleins und einer Schule, sowie für einen kleinen Gottesacker einen Acre Land erworben. Der Platz ist etwa sieben englische Meilen nordwestlich von Ladysmith gelegen. Ungefähr zwanzig Katholiken wohnen schon daselbst, und es sind noch viele andere Schwarze da, die für unsere hl. Religion ein reges Interesse bekunden. Ich habe jene Gegend unter den Schutz unserer lieben Frau vom Siege gestellt, und ich hoffe, falls die ersehnte Hilfe nicht ausbleibt, noch im Laufe dieses Jahres daselbst ein Kirchlein aus Holz und Wellblech erbauen zu können. Bisher habe ich

dort die hl. Messe in einer niedrigen runden Rasenhütte unter einem Strohdach gelesen.

Ein dritter Platz, wo ich einigemal im Jahre in einer elenden, rauchgeschwärzten Hütte das hl. Messopfer feiere und den dortigen Katholiken und Kate-

chumenen christlichen Unterricht erteile, befindet sich zu Emangwaneni, jenseits des Tugela in der Nähe der Drakensberge, deren kolossale Obelisk, Pyramiden und Felsenwände in allen möglichen Formen majestätisch zum



Schwester Avellina hält im südafrikanischen Kevelaer Schule im Freien.
Die Schule ist zu klein, daher bei guter Witterung der Unterricht in Gottes freier Natur.

Himmel ragen. Diese hochromantische Gegend erscheint mir wie ein lebendiges „Sursum corda“, weshalb ich sie unter den Schutz der Regina coeli, der Himmelskönigin, stellte. Es wohnen daselbst in tiefgelegenen Schluchten noch gar wilde, stockheidnische Rassen, deren Befehrung

überaus schwer hält. Mein Hauptzweck bei Errichtung jener Katecheseinstelle war allerdings, die von Toteni oder „St. Anna“ dorthin gezogenen Katholiken zu pastoren; nebenbei versuche ich aber auch mit jenen wilden Heiden nähere Verbindung anzuknüpfen, obgleich es, wie gesagt, ein gutes Stück Arbeit voraussetzt, so ein ungebundenes, nur zügellose Freiheit liebendes Naturvolk dem süßen Joche Christi zu unterwerfen.

Eine vierte Katecheseinstelle, wo ich zeitweilig im Hause eines Katholiken Gottesdienst halte, liegt jenseits des Tugela-Flusses. Ich weihte den Platz, der von den Protestanten Bethany genannt wird, der Mater Dolorosa. Einen fünften Platz nannte ich „St. Peter“; mein stiller Wunsch ist, er möge in der Folge in „Roma“ umgewandelt werden und dem katholischen Namen in jener, zurzeit fast ganz protestantischen Gegend alle Ehre machen. Gottesdienst halte ich dort im Hause einer alten katholischen Engländerin, und es finden sich dabei außer den umwohnenden Katholiken immer auch einige gutgesinnte Protestanten ein. Es ist dort kürzlich von einem Syndikat eine große Farm angekauft und vermessen worden, wobei ein katholischer Kaffer nicht weniger als drei Plätze zugemessen erhielt, darunter einen Acre als „stand“ in dem dort anzulegenden Kafferdorf (township). Es wäre nun von größter Wichtigkeit, dieses Plätzchen für den Bau einer katholischen Schule und Kirche anzukaufen oder wenigstens zu pachten, damit auch die katholische Kirche in dieser noch vorwiegend protestantischen Gegend festen Fuß fasse.

Mit was für Leuten man dort zu tun hat, möge folgender kleiner Zwischenfall illustrieren: Die oben erwähnte Katholikin machte mich auf eine Heidin aufmerksam, die schwer krank darniederlag. Sofort nach der heiligen Messe beilte ich mich, sie in ihrem Kraale, der nicht allzu weit von dort entfernt ist, zu besuchen. Aussicht auf Genesung war nicht mehr vorhanden, wohl aber bestand Gefahr auf Verzug. Da die Kranke guten Willen zeigte und die heilige Taufe begehrte, schickte ich mich an, ihr zuvor den nötigen religiösen Unterricht zu erteilen.

Doch kaum hatte ich damit begonnen, als auch schon in feierlichem Gänsemarsch eine Anzahl schwärmerischer Kaffernweiber dahergehritten kam, die sich samt und sonders ohne weitere Anmeldung in der Hütte der Kranken postierten. Es waren das sogenannte „Dmenyane“ oder Klageweiber, und eine darunter, welche das große Wort führte, war ihre Inkosifazi oder Vorsteherin. Sie fing sofort an, mich zu unterbrechen und heftige Widerreden zu führen, als ich die Kranke auf ihre Pflicht aufmerksam machte, ihre Kinder katholisch erziehen zu lassen. Zuletzt wurde sie so laut und frech, daß ich ihr mit ernststen Worten ihre Unbescheidenheit verwies und ihr Stillschweigen gebot.

Eine kleine Weile war sie still, dann aber begann sie aufs neue und meinte, ich hätte nun lange genug unterrichtet, jetzt wolle sie selbst der Kranken in ihrer Art vorbeten. — „All das Beten, Schreien und Singen der Dmenyane,“ erwiderte ich ihr, „vermag der Kranken nicht den Himmel zu erschließen, wohl aber die heilige Taufe, die ich nun erteilen will.“ Ich hatte noch einen harten Strauß mit dem frechen Weibe auszufechten, bis ich endlich die Kranke in Frieden taufen konnte. Kaum hatte ich aber die Hütte verlassen, als die Schwärmerinnen schon anfangen, mit sentimentalem Pathos ein religiöses Lied zu singen. Offenbar wollten sie damit die Neugetaufte in ihrem katholischen Glauben wankend

machen, doch, wie die spätere Erfahrung zeigte, ohne Erfolg. Die Kranke blieb ihrem Taufgelübde treu, und jene famosen „Klageweiber“ haben sie auch nacher in Ruhe gelassen. (Fortsetzung folgt.)

Aus dem Missionsleben in Triashill.

Vom Hochw. P. Adalbero Fleischer, R. M. M.

Triashill, 2. Januar 1912. — Frohgemut kann ich heute mitteilen: Der erste Katechet ist da und ist heute zum erstenmale zum Unterrichte in die Kraals hinausgezogen! Sein Name ist Noah; er ist ein junger, eifriger Christ, seine brave Frau heißt Cäcilia.

Er wird demnächst eine halbe Wegstunde von hier entfernt in dem neuangelegten Christendörfe „St. David“ eine Hütte bauen. Dasselbst wohnt eine Reihe waderer Christenfamilien, nämlich David, Bernard und Moisi mit ihren Familienangehörigen, lauter Musterchristen, darf ich sagen. Von unserm Dreifaltigkeitsberge aus können wir auf sie hinabschauen; sie aber hören das Glöcklein unserer Missionsstation, vereinigen ihr Gebet mit dem unsrigen und kommen fleißig zum Gottesdienst zu uns herauf.

Ich sage hier ein herzinniges „Vergelt's Gott“ dem Hochw. Herrn Pfarrer R. in B., aus dessen großmütig gewährtem regelmäßigem Zuschuß der Katechet seinen Monatsgehalt in der Höhe von 10 Mark bezieht. Der neue Katechet muß alltäglich in der Frühe beim Gottesdienst erscheinen, damit ich ihm seinen jeweiligen Dienst zuweise. Wenigstens dreimal jede Woche muß er seine Rundtouren machen; geht er noch öfter, so bekommt er eine spezielle Vergütung.

Ich habe mit ihm abgemacht, daß er nicht mehr in die Stadt zum Arbeiten geht, denn soviel verdient er mit seinem Katechetenamte doch, daß er neben der jährlichen Tage seine Kleidung und die sonstigen Bedürfnisse bestreiten kann, zumal da er nebenbei noch Zeit genug hat, um seine Felder zu bestellen. Ich lege Gewicht darauf, daß er, einen gelegentlichen kürzeren Besuch bei seinen Verwandten abgerechnet, schön zu Hause bleibt; denn ich gedenke mich eingehender mit meinem Katecheten abzugeben und sie gründlich zu unterrichten, damit sie beim Volk das nötige Vertrauen genießen und eine wirkliche Stütze des Priesters werden.

Andererseits hoffe ich aber auch von ihnen manches zu lernen in Bezug auf das Heidentum und seine Sitten und Gebräuche, wie sie hierzulande noch üblich sind, und die der Missionär notwendig kennen muß. Der gegenwärtige Katechet muß jede Woche mehrmals, sei es am Tag, sei es am Abend, zu mir kommen, um solch gegenseitigen Unterricht zu betreiben.

Daß es ihm aber auch sonst an Arbeit nicht fehlt, mag man daraus ersehen, daß jetzt auf Weihnachten 206 Personen getauft wurden, sowohl hiesige Knaben und Mädchen, wie Leute in den Kraalen ringsum und von den Außenstationen St. Barbara, St. Paul, St. Michael, St. Anton, St. Cassian und St. Bonifaz. An sieben Plätzen stehen nun Altäre und wird zeitweilig die heilige Messe gelesen. Die Zahl der Täuflinge ist auf 500 gestiegen und über 100 empfangen die heilige Kommunion, darunter sind kleine Schulkinder und Leute mit grauen Haaren. Es vergeht kein Tag, ohne daß Schwarze sich dem Tische des Herrn nahen und das Brot des Lebens empfangen. Am Sonntag kommen sie fast immer alle, am Mittwoch und Freitag die in der Nähe von Triashill Wohnenden, und die übrigen, wenn der Priester im Laufe der Woche zu ihnen kommt und

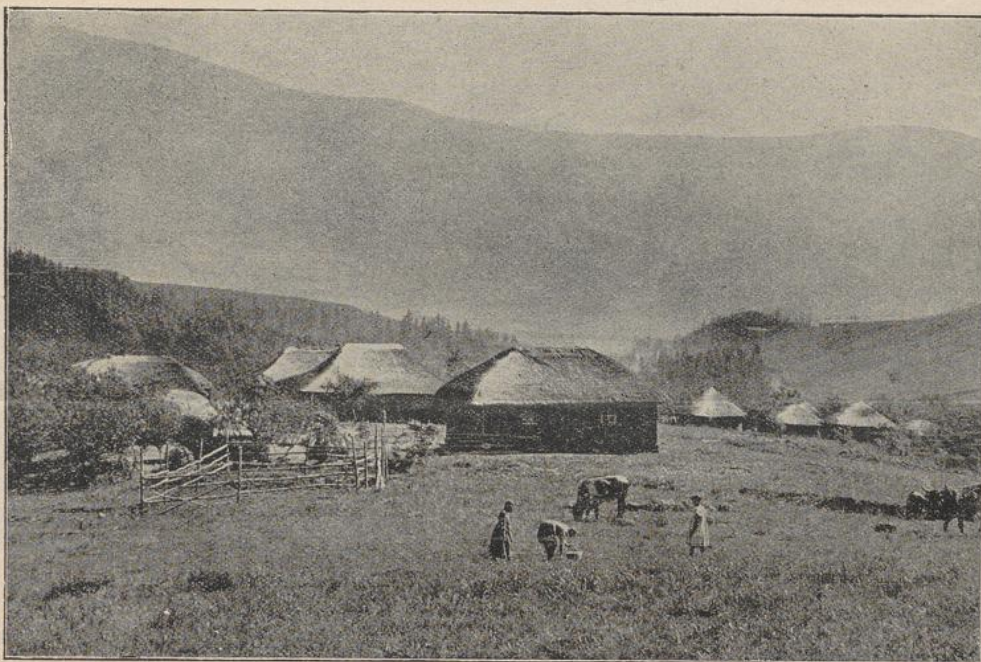
die heilige Messe bei ihnen lies. Es ist das eine hohe Freude für das Priesterherz, aber es erfordert auch eine Summe von Arbeit!

Sowohl der Priester wie die Neubekehrten und Katechumenen müssen weite Wege machen, um den nötigen Unterricht erteilen oder empfangen zu können. Der Priester macht allwöchentlich ringsum seine Besuche in den verschiedenen Schulen, und die Christen und Katechumenen ihrerseits haben fleißig zur Katechese und zum Gottesdienst zu gehen. Hier erlaube ich mir die herzliche Bitte beizufügen, doch fleißig für unser Missionswerk zu beten. Wie bei allen Unternehmungen, so gilt namentlich in der Heidenmission der Satz: Ohne Gottes Segen kein Gedeihen; alle unsere Arbeiten und Mühen und auch alle Almosen und sonstigen materiellen Unterstützungen sind umsonst, wenn nicht der Herr seinen Segen dazu gibt.

so lustig und froh, wie bei anderen Leuten, die eine Hungersnot nur vom Lesen oder vom Hörensagen kennen.

Uebrigens darf ich trotz aller Not die Katechesefrage nicht außer acht lassen. Der eine, wie gesagt, hat seine Arbeit schon begonnen, ein zweiter wird ihm bis Ostern folgen, denn ein edelmütiger Pfarrer hat mir versprochen, monatlich 10 Mark und darüber zu spenden, um einen Katecheten halten zu können. Damit ist dann zwar ein erfreulicher Anfang gemacht, aber die Sache selbst noch keineswegs erledigt, denn wir haben einen großen, weitausgedehnten Missionsbezirk mit einem förmlichen Kranze von Außenstationen.

Wie notwendig wäre z. B. eine Katechetenstelle auf der Bahnstation Rufapi, das 30 englische Meilen von Triashill entfernt ist. Der hiesige Priester muß oft dorthin, ist dann genötigt, im teuren Hotel zu über-



Ein Teil des kaffrischen Christendorfes bei Tzenkothau am Umzimkulu.

Von der allseitigen Not, die infolge der schlechten Ernte hier herrscht, habe ich schon früher gesprochen. Gestern, am Neujahrstag, mußte ich unsern Burschen die Bitte um Mais zum Mittagessen abschlagen. Ich hatte zwar, wie in der Juli-Nummer angedeutet, einen größeren Vorrat gekauft, doch der war schnell verbraucht; denn als die Leute hörten, daß man in Triashill Mais verkaufe, — wir gaben ihn zum Selbstkostenpreise an die Schwarzen ab, — da stürmten die hungrigen Leute haufenweise nach Triashill, und ich mußte wohl oder übel die Rolle des ägyptischen Joseph übernehmen, die Schakfammer öffnen und austeilen, soweit eben der bescheidene Vorrat reichte. Gegenwärtig sind nur wenige Sack mehr da, und da heißt's eben sparen, bis die nächste Wagenladung von Rufapi eintrifft. So mußten unsere Burschen den ersten Tag im neuen Jahr hungrig anfangen. Sie nahmen die Kleie des bereits gemahlten Maises her und mahlten sie nochmals durch; der Bruder gab etwas vom Sack dazu, und so ging der Neujahrstag auch vorüber, wenn auch nicht

nachten, hat keinen Raum, die hl. Messe zu lesen, keinen Ministranten usw. Dem allem wäre abgeholfen, hätten wir in Rufapi einige bescheidene Räumlichkeiten, deren Besorgung ein zuverlässiger schwarzer Bursche übernehmen könnte für uns den Koch und Ministranten und so weiter machen und überdies bei den dortigen Schwarzen als Katechet und Lehrer dienen.

Dann die Goldbergwerke in Benhalonga, wovon ich schon in der April-Nummer unseres Blättchens berichtete. Was könnten wir dort, wo gegen 6000 Schwarze beschäftigt sind, Großes wirken, falls wir in der Nähe eine Kirche und eine Schule usw. hätten, mit den nötigen Missionären, Brüdern und Schwestern, alle beseelt vom Geiste eines hl. Vinzenz von Paul! Doch das sind vorläufig müßige Wünsche. Aber einen schwarzen Lehrer und Katecheten könnten wir hinsetzen, damit er dort unsere Interessen verrete, und ein Priester oder ein Bruder könnte von Zeit zu Zeit dort nachsehen. Es ist das ein dringendes Bedürfnis für uns, weil unsere beiden Hauptkonkurrenten im Missionswerk, die englische

Hochkirche und die amerikanischen Methodisten, daselbst in nächster Nähe ihre Hauptlager und in Benhalonga selbst schwarze Lehrer haben. Welch' ein gutes Werk daher, für einen solchen Zweck etwas beizusteuern!

Doch es würde zu weit führen, wollte ich alles aufzählen, was es da noch zu tun gäbe, was uns aber alles Schwierigkeiten macht, und zwar nicht zuletzt wegen der leidigen Geldfrage. Da ist z. B. unsere Außenstation „St. Barbara“ mit ein paar Lehrern, die nun einen kleinen Gehalt bekommen sollen, ebenso in „St. Anton“ und „St. Michael“. Ferner ist von uns vor einiger Zeit in Scotsdale, zwei Tagreisen von hier entfernt, eine Mission begonnen worden. An zwei verschiedenen Plätzen, in „St. Benedikt“ und „St. Bernard“, geben unsre Burichen Unterricht. Weiterhin gibt es ein „St. Joseph“ und „St. Maria“, zwei im Werden begriffene Außenstationen; ein „St. Xaver“ wird von

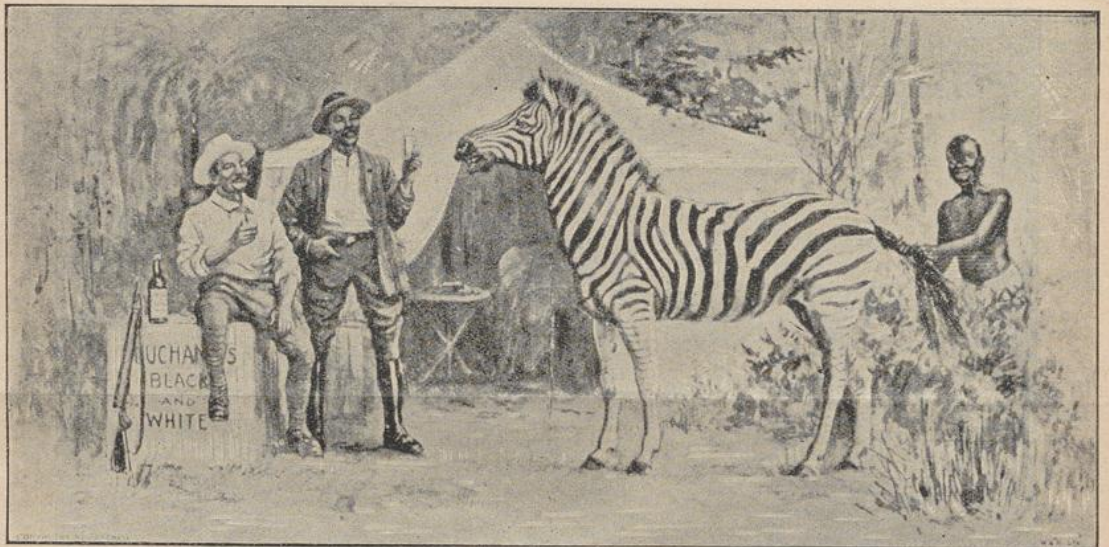
Eine Rundreise in Südafrika.

Von Dr. Maurus, R. M. M.

(Schluß.)

Als ich in Reichenau weilte, war gerade Erntezeit. Es war kurz nach Weihnachten, also im afrikanischen Hochsommer. Das Wetter war prächtig. Da ging nun ein Schaffen und Arbeiten los, wie ich es emsiger, bunter und mannigfaltiger weder in Deutschland noch in Amerika je gesehen habe.

Zunächst wurde mit der Sense rings um jedes Getreidefeld eine Bahn gemäht, damit die nachfolgende Mähmaschine ungehindert Zugang bekäme. Diese Arbeit traf mich selbst. Ich tat es gerne, obschon ich dabei schwitzte, daß ein Tropfen den andern schlug. Dann kam Bruder Winfried, der Schmied, und setzte mit der Mähmaschine ein. Er ist Meister in seinem Fach, ver-



Ein Zebra (schwarz und weiß gestreift) kommt auch in Deutsch-Südafrika vor.

„St. Antonius“ aus besucht, ein „St. Patric“ von „St. Cassian“ aus. Alle diese Plätze werden von mehreren unserer Burichen abwechselnd besorgt, zumeist umsonst oder um eine geringe Entschädigung; aber nach und nach müssen wir doch an den verschiedenen Plätzen feste Lehrer anstellen und ihnen einen geziemenden Gehalt geben, daß sie davon anständig leben können. Die in der Nähe wohnenden schwarzen Lehrer protestantischer Kirchen übertreffen die unserigen, was die Gehaltshöhe anbelangt, bei weitem. Dagegen sagen wir unseren Katecheten, daß sie eine Art Mithelfer des Priesters sind und daß sie durch ihre Unterichte ein großes, heiliges Werk verrichten. Sie verstehen dies auch und sind zufrieden. Möge ihnen der liebe Gott diesen Geist erhalten! —

Auch die übrigen schwarzen Christen halten sich gut. Es ist eine wahre Freude für ein Priesterherz, wahrzunehmen, wie die jungen Christen nach und nach auch ihre Eltern und sonstigen Verwandten zum Unterricht und zum Empfange der heiligen Taufe bewegen. Doch genug; mögen die treuen Wohltäter des armen Triaschill nicht vergessen, wie auch wir derselben in unseren Gebeten stets eingedenk sind.

steht die Arbeit und kennt seine Maschine. Da geht es flott voran, und die Maschine legt das Getreide, wenn es schön aufrecht steht, so glatt und proper nieder, daß man es mit der Hand nicht schöner fertig brächte. Falls das Getreide liegt, ist die Maschine weniger am Platz; da arbeiten dann Sense und Sichel besser.

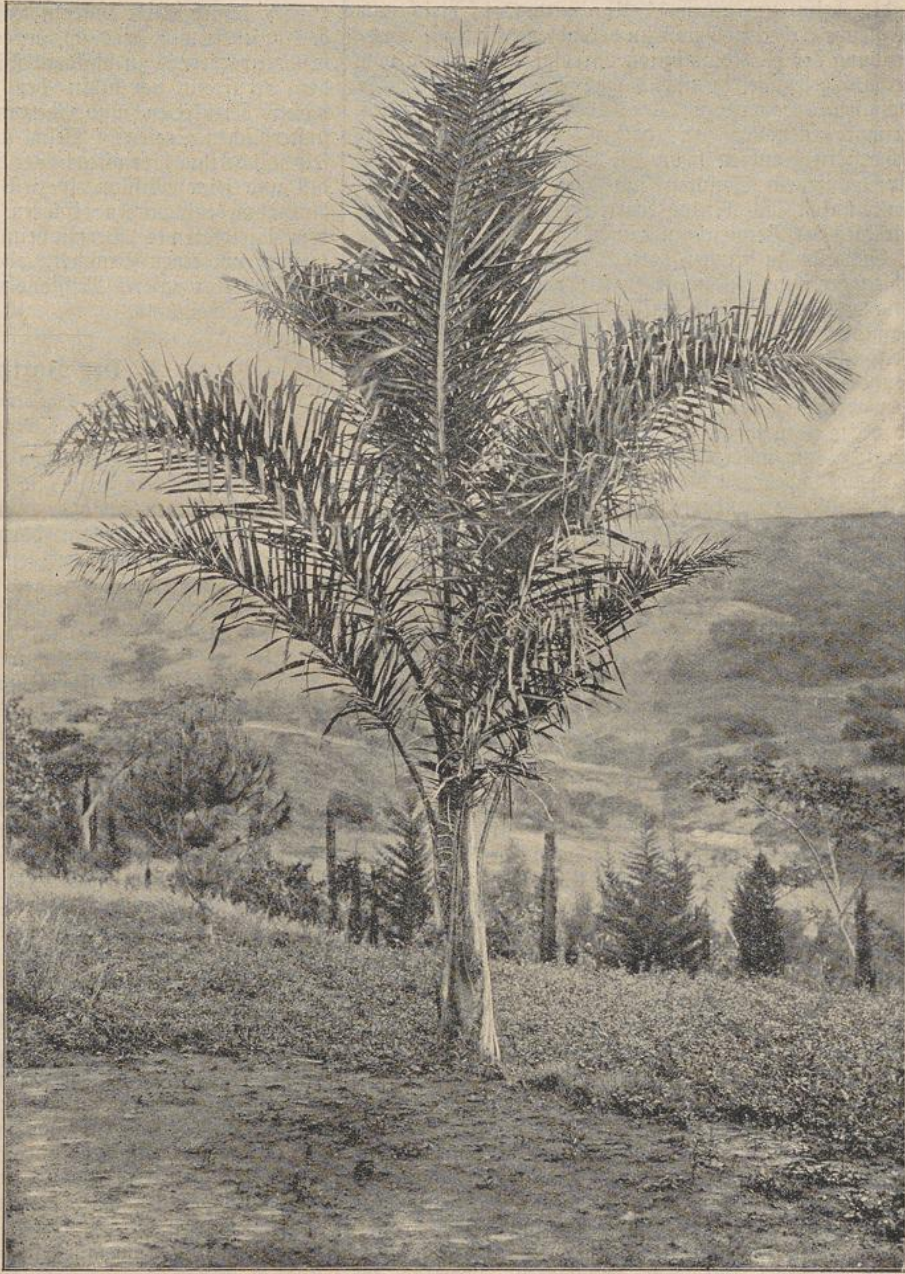
Das abgemähte Getreide wird sofort gebunden. Zu diesem Zweck pflanzen sich hinter der Maschine zwei Missionschwestern mit etwa sechzig Schulmädchen auf, die eine Hälfte rechts, die andere links. Die Garben sind verhältnismäßig klein, kaum halb so groß, wie man sie in Deutschland macht; allein es arbeitet sich so leichter. Als Bänder benützt man Stiele aus langem Gras, die von Kaffernmädchen unter der Oberaufsicht einer Schwester mit unglaublicher Geschwindigkeit hergestellt werden. Während hier gemäht und gebunden wird, laden dort Brüder, sowie schwarze Knechte und Tagelöhner die Garben auf die bereitstehenden Wagen. Zu meinem Erstaunen sah ich die Kaffern große, schwere Getreidewagen ebenso schnell und sicher laden, wie unsere Brüder. Diese Kunst hatten sie offenbar erst bei uns gelernt, denn auf den kleinen Parzellen, die der Kaffer in der Nähe seines Kraales bebaut, geht die Erntearbeit sehr primitiv vor sich. Da bedarf es keinen

schweren, hochbeladenen Wagens, um die Frucht nach Hause zu schaffen. Zudem baut er nur Amabele, eine Art Hirse, und Mais. Von beiden aber wird zur Erntezeit nur die eigentliche Frucht abgeschnitten oder abgerissen, während der übrige lange Stengel stehen bleibt.

Gedroschen wird zu Hause, und zwar gleich am selben Tag. Diese Arbeit geschieht mittels einer Dreschmaschine, die durch Wasserkraft in Gang gesetzt wird. Auch hier arbeiten Brüder und Schwarze in schönem Verein. Ich selbst half zwei Tage lang beim Einlegen der Garben, und staunte, wie ruhig und sicher, wie gewandt und unverdrossen diese schwarzen Neubekehrten vom frühen Morgen bis zum späten Abend ihrer Arbeit oblagen. Nicht minder fleißig und tüchtig arbeiteten die schwarzen Mädchen auf dem Felde. Der heidnische Kaffer ist kein Freund von schwerer Arbeit, noch weniger kennt er dabei eine Ausdauer. Dieses aber waren Christen, und die Haupttriebfeder ihres Fleißes war nicht die Aussicht auf den Lohn, sondern der heilige Glaube. Nicht gering muß natürlich auch das gute Beispiel unserer Brüder und Schwestern angeschlagen werden. Auch hier heißt es: Worte bewegen, Beispiele aber ziehen.

Wenn in unsern Missionschulen auch hoher Wert auf den Unterricht in den Elementarfächern, sowie auf gediegene Ausbildung in verschiedenen Handwerken und allen Haus- und Feldarbeiten gelegt wird, so nimmt die erste Stelle doch immer die Pflege des religiösen Lebens ein. So fand ich es auch hier in Neichenau. Ich sah die Kinder in der freien Zeit oft ganz aus freien Stücken zur Kirche gehen und hier in außerordentlich guter Haltung geraume Zeit vor dem Taber-

nakel knien. Auch zu den heiligen Sakramenten gingen sie häufig und mit großer Andacht. Der dortige Missionär, P. Sigtus Wittekind, tut aber auch alles, was nur immer in seinen Kräften steht, um den religiösen Sinn seiner Schutzbefohlenen zu nähren und zu pflegen. An schwerer Arbeit fehlt's da nicht. Ich will nur einen Fall erwähnen. An einem Sonntag war er allein; denn der Hochw. P. Beda, der zweite Priester, hielt gerade eine Volksmission in Maria-Ratschitz. Nun gehört aber zu Neichenau die über fünf Wegstunden davon entfernte Filiale St. Emanuel, wo unsere Neuchristen und Katechumenen allwöchentlich in beträchtlicher Zahl zum



Eine schöne Palmenart in Mariannhill.

Diese Palme, Ateca Baueri genannt, stammt aus den Norfolkinseln.

sonntäglichen Gottesdienst zusammenkommen. Somit mußte der Priester binieren, d. h. am gleichen Tage zwei heilige Messen lesen, wozu er in solchen Fällen immer die kirchliche Erlaubnis hat. P. Sixtus ritt also am Samstag Nachmittag nach St. Emanuel, hörte am nächsten Morgen Beichte, spendete die hl. Kommunion, las die hl. Messe, hielt eine Predigt, erledigte noch eine Reihe Privatangelegenheiten — denn der Schwarze bringt alle seine Anliegen vor den „Baba“, seinen geistlichen Vater, und benutzt mit Vorliebe dazu die Zeit nach dem sonntäglichen Gottesdienste — und ritt dann endlich, als die Sonne schon ziemlich hoch am Himmel stand und ihre Strahlen recht heiß und glühend niederfielen, heim, um gegen 11 Uhr mittags in Reichenau die gleiche Arbeit nochmals zu verrichten: Hochamt, Auspendung der hl. Kommunion, Predigt, Schlichtung von Privatangelegenheiten usw., was bis gegen 1/2 2 Uhr nachmittags dauerte, und dies alles nüchtern, ohne das geringste genossen zu haben! Wir Brüder und Schwestern glaubten schon ein Opfer zu bringen, weil wir an jenem Sonntag mit dem Empfange der hl. Kommunion bis Mittag warten mußten, allein was war dies im Vergleich zu dem Opfer, das unser guter P. Superior zu bringen hatte? Und solche Arbeitstage zählen bei ihm keineswegs zu seltenen Ausnahmefällen, denn wer in der Heidenmission etwas ausrichten will, muß oftmals auf den denkbar schlechtesten Wegen im afrikanischen Sonnenbrande hungrig und durstig viele Stunden weit reiten und darf nie müde werden, die Schwarzen aufzusuchen, zu unterrichten, zu trösten und zu allem Guten anzuhalten. Ich erwähne das nur nebenbei, um unsern Lesern und Wohltätern zu zeigen, wie wohl angebracht die milden Gaben sind, die sie für Missionszwecke spenden.

Inzwischen hatte für mich abermals die Stunde zum Abschied geschlagen, denn Freitag, den 13. Januar 1911, sollte ich wieder zurück ins liebe Mutterhaus Mariannhill. Unter herzlichem Dank nahm ich Abschied von den guten Brüdern, die ich so lieb gewonnen, und ritt in früher Stunde wieder gegen Kevelaer zu. Bruder Jintan, der Hauschaffner in Reichenau, hatte mir in brüderlicher Liebe noch etwas Proviant ins Ränzchen gesteckt; und somit war ich wohl versorgt. Mit dem Reiten ging es diesmal gleichfalls gut, denn ich war allein und konnte mir die nötige Zeit gönnen. So kam ich zwischen 9 und 10 Uhr vormittags gesund und wohlbehalten in Kevelaer an. Hier machte ich ein Stündchen Rast und eilte dann zu Fuß nach der Bahnstation Donnybrook, die noch eine halbe Stunde davon entfernt ist. Es hieß, ich müßte schnell machen, denn der Zug, der einzige, der überhaupt auf jener Strecke geht, komme schon um 10,45 Uhr an. Ich lief daher mit meinem Paket unterm Arm, was nur das Zeug hielt. Schweißtriefend kam ich an, hatte aber dafür den Trost, noch ein Viertelstündchen auf den Zug warten zu müssen. Nun, lieber kam ich 15 Minuten zu früh, als eine halbe Minute zu spät.

Die Bahn führt über Pietermaritzburg. Es war eine hochinteressante Fahrt. Bis Deepdale ging es immer bergab zur Umkemaas-Brücke, um kurz darauf in beständigen Schlangenwindungen steil bergauf zu steigen bis Glandslop, von wo es wieder abwärts geht bis gegen Maritzburg zu. Wir kamen an schönen Weidenplätzen und wohlgepflegten Gärten und Feldern vorbei, sahen Edentale mit dem imposanten Zwartkop im Hintergrunde, passierten Sutherlands und „St. Augustin“, eine unserer jüngsten Missionsstationen, und

kamen endlich gegen 5 Uhr abends nach Pietermaritzburg, der Hauptstadt von Natal. Ich fand mich überall schnell zurecht, denn ich bin in meinem Leben schon viel gereist; dazu sind die Engländer überaus nobel und entgegenkommend und geben rasch den nötigen Aufschluß. Aufpassen muß man wohl, denn da wird weder ein Zug noch eine Station ausgerufen; es ist, als verstände sich das alles von selbst.

Es kam die letzte Tour: von Pietermaritzburg nach Pinetown, die ich mit der Bahn in 3 1/2 Stunden zurücklegte. Am Bahnhof wartete schon Bruder Majol mit einem Gefährt, und um 1/2 11 Uhr abends war ich wieder in Mariannhill.

Ist keiner unter unseren Lesern, der persönlich all das ansehen will, was ich, ein armer, schlichter Laienbruder, vergebens zu schildern mich bemühte, keiner, der den Beruf in sich fühlt, den Mariannhiller Missionären beizutreten und mitzuwirken am Heile der unsterblichen Seelen? Welch' großes, schönes Arbeitsfeld stünde ihm hier offen! Wer Näheres über Mariannhill und seine Mission, speziell auch über die näheren Aufnahmebedingungen erfahren will, bitte bei der auf dem Titelblatt des „Bergzweignicht“ angegebenen Vertretung um einen Prospekt, oder wende sich direkt an den Superior unseres Missionshauses „St. Paul“, Post Walbeck, Rheinland.

Der Barthel.

Von Schw. Engelberta, C. P. S.
(Siehe Bild Seite 181.)

Ezenstochau. — Unter den 74 Schülern und Schülerinnen unserer Dorfschule gibt es viele recht geweckte und talentierte Kinder, ich habe aber auch ein geistig ganz zurückgebliebenes Bublein darunter. Der Junge ist schon zehn Jahre alt, aber sein Verstand ist kaum so weit entwickelt, als der eines normalen fünfjährigen Knaben. Er ist der Sohn christlicher Eltern und heißt Bartholomäus.

Als der dicke Barthel zum erstenmal mit einem Stück zerbrochener Schultafel unterm Arm, und angetan mit einem langen, ärmellosen Hemd aus grobem Sackstoff in die Schule kam, lachten die übrigen Kinder laut auf und meinten, ich werde diesem in ihren Augen ganz unbrauchbaren Schüler sofort die Türe weisen. Der Barthel selbst aber sah mich mit seinen großen, freundlichen Augen ganz vertrauensfelig an und schien an seiner Brauchbarkeit fürs gestrenge Schulschach nicht im mindesten zu zweifeln. Als ich ihn aber vollends gleich in die erste Bank mitten unter die tapfersten A-B-C-Schützen setzte, erkannte er, welch' ein Ehrenplatz ihm geworden, blickte triumphierend im Schulkloster umher und zeigte lachend zwei Reihen der schönsten, weißen Zähne.

„Willst du recht fleißig sein und gern lernen?“ fragte ich den Knaben. „Ja“, gab er mir zur Antwort, „aber die anderen Kinder lachen über mich und sagen, ich könne nicht lernen.“ Bei diesen Worten schimmerten seine großen Augen in feuchtem Glanze.

„O glaube das ja nicht“, warf ich rasch entgegen. „Du wirst schon auch etwas lernen, und ich werde dich manchmal eigens, ganz allein, unterrichten, noch viel besser als die übrigen Schüler. In Zukunft soll auch keines mehr wagen, dich auszulachen; denn ich würde das empfindlich strafen.“ — Das wirkte; mancher vorlaute Knabe und manches altfluge Mädchen senkte beschämt das Köpfchen und wagte kaum mehr, mich anzusehen.

„Wie heißt du denn eigentlich?“ fragte ich weiter, obgleich ich den Kleinen seit vielen Jahren recht gut kannte. Er erwiderte traurig: „Die Kinder nennen mich „Nfilima“ (Schwachkopf).

„Auch dies muß in Zukunft aufhören“, entgegnete ich ernst. „Ich weiß, du bist auf den schönen Namen „Bartholomäus“ getauft, und so soll man dich auch nennen. Höchstens kann man, weil der Name gar so lang ist, dafür auch kurzweg „Barthel“ sagen. Kinder, habt ihr's gehört? Euer neuer Mitschüler, der Barthel, will hier fleißig lernen und niemand darf ihn mehr verspotten. Er ist ein Kind Gottes und daher in den Augen Gottes so viel wert, wie ihr. Ja, vielleicht hat ihn der liebe Gott noch viel lieber; denn er hat noch nicht so viele Sünden begangen, wie manche von euch, weil er es nicht so verstanden hat, wenn er einmal etwas Unrechtes tat.“

Nun begann der Unterricht. Barthel tat wacker mit; laut und kräftig nannte er mit den übrigen die fünf Vokale: a = e = i = o = u und wenn er auch manchmal danebenschlug, so fand er mitten hinein auch wieder das Richtige, just wie ein blindes Täubchen auch zuweilen ein Körnlein findet. Weniger glücklich war er mit seinen ersten Schreibversuchen. Man wußte wirklich nicht, was es Griechisch oder Chinesisch, was er da auf die Schiefertafel kriegelte. Er selbst jedoch war mit seinen Leistungen hoch zufrieden und trabte nach Schluß des Unterrichtes stolz nach Hause.

In der freien Zeit kamen auch ein paar größere Mädchen herbeigeschlichen und wollten sich wegen ihres bisherigen Benehmens gegen den armen Barthel rechtfertigen. Als echte Evastöchter suchten sie die ganze Schuld auf den Knaben zu wälzen. Er sei boshaft und zornmütig, sagten sie, und werfe mit Steinen. Sogar, wenn sie ihre kleinen Geschwister auf dem Rücken getragen, habe er schon nach ihnen geworfen. Doch mit solchen Reden fanden sie bei mir kein geneigtes Ohr. Ich wies sie kurz mit dem Bemerkung zurück: „Seid ihr gegen den armen Knaben freundlich und gut, und er wird euch kein Leid antun. Wenn er bisher manchmal nach euch geworfen hat, so tat er es sicherlich nur deshalb, weil ihr ihm zuvor den häßlichen Schimpfnamen „Nfilima“ gegeben habt.“

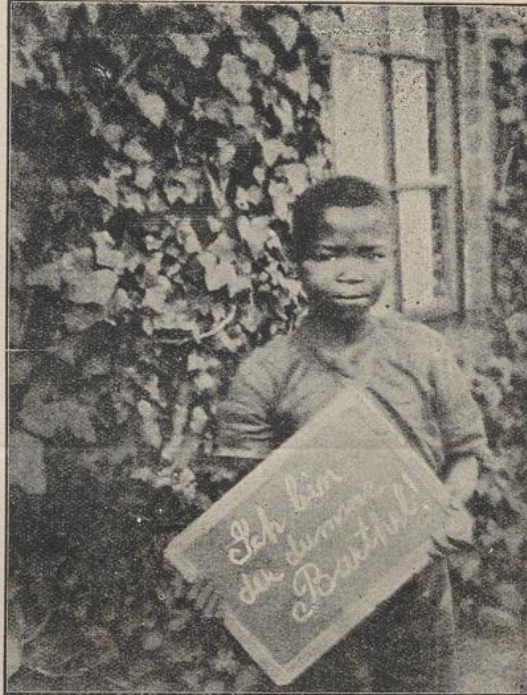
Später fand ich in der Tat heraus, daß der schwachsinnige Knabe keineswegs ein böses Naturell besitze, wie man ihm vielfach nachsagte, er ist im Gegenteil herzensgut. Mich selbst liebt er wohl mehr, als seine eigene Mutter; denn selbst die eigenen Eltern hatten ihn vernachlässigt und als einen „Schwachkopf“ den übrigen Kindern zurückgesetzt. Eine ganz besondere Liebe hegt er zu seinem vierjährigen Schwesterchen Ignatia und wacht mit großer Sorgfalt über sie. Etwas schwerer tut er sich mit seinem erst einige Monate alten Brüderchen „Eduard“, bei dem er die Stelle einer „Kindsmagd“ versehen muß. Viele Stunden trägt er den Kleinen auf dem Rücken, und wenn sich der kleine Schreibhals trotzdem nicht beschwichtigen lassen will, dann nimmt ihn wohl der Barthel von seinem Thronitz herunter, legt ihn neben sich ins Gras und heult nach Kräften mit.

Barthel ist jetzt seit 1½ Jahren in der Schule. Gelernt hat er zwar noch nicht sonderlich viel, obgleich sich sein Verstand mehr und mehr zu entwickeln scheint. Die Hauptsache ist, er bemüht sich, fromm und brav zu sein und betet recht gern. Beim gemeinsamen Gebet hört man seine glockenhelle Stimme aus allen heraus. Nicht geringe Mühe hatte er, bis er das heilige Kreuzzeichen

machen konnte. Ich sah ihn oft an allen Enden und Ecken stehen und im geheimen das Kreuzzeichen probieren; jetzt aber hat er's prächtig los!

Den alten Sack, mit dem er anfangs in die Schule kam und der ihm ein gar so komisches Aussehen gab, habe ich ihm auch bald ausgezogen und ihm dafür ein Hemd und ein ordentliches Höschen geschenkt. Barthel fühlte sich überglücklich darob und gestand mir, daheim habe man gesagt, er sei gar keine Hoje wert; ein Sack sei gut genug für ihn, denn er verschleiß doch gleich alles.

Die Richtigkeit dieser elterlichen Behauptung habe ich freilich auch bald herausgefunden, und ich habe mich dann nicht mehr so gewundert, weshalb ihn seine armen Eltern, die vier Kinder zu erziehen haben, einfach in einen Sack steckten. Ja, der Barthel braucht viele Kleider; ich weiß



oft wirklich nicht, wie er es anstellt, jedes Höschen so schnell „durchzuarbeiten“, und doch möchte ich den armen Knaben nicht in so lächerlichem Aufzug in der Schule haben. Vielleicht kommen gelegentlich von Europa oder Amerika her wieder Stoffreste für ein Höschen zugeflogen. Aber der Barthel würde eine Freude haben! Ich wollte es ihm dann schon begreiflich machen, ein solch seltenes und kostbares Geschenk, das eigens für ihn aus so weiter Ferne gekommen, mit gebührender Achtsamkeit und Schonung zu behandeln!

(Fortsetzung folgt)

Bilder aus dem Missionsleben.

Vom Hochw. P. Joseph Wiegner, R. M. M.

Emaus, 23. Mai 1910. — Letzten Samstag hatten wir hier eine Taufe und die Feier der ersten heiligen Kommunion. Unter den Täuflingen befand sich auch der alte Tuluempi, der sicherlich schon seine 75 Jahre zählt. Der gute Mann hat lange warten müssen, bis er endlich zur heiligen Taufe zugelassen werden konnte. Er hatte nämlich zwei Weiber, die er nicht entlassen wollte.

Die eine davon war protestantisch getauft, die andere schwer krank und auf einer Seite ganz gelähmt.

Ich kann nicht sagen, wie oft er mich bat, letztere zu taufen; denn er fürchtete immer, sie möchte eines Tages plötzlich als Heidin hinwegsterben. Wohl ein duzend-

und ließ nie ein Wörtchen darüber fallen, daß ihm die Frau, die schon seit Jahr und Tag zu keiner Arbeit mehr fähig war, zur Last sei. Einmal hatte sie einen besonders schweren Anfall; da erteilte ich ihr die heilige Taufe und schenkte ihr, die sich bloß in eine alte Wolldecke



Im alten Bishra.

mal ging ich auch in den betreffenden Kraal; ich fand die Kranke immer auf demselben Plätzchen liegend, elend, lahm und abgezehrt, allein solange keine unmittelbare Todesgefahr vorhanden war, konnte ich mich nicht entschließen, das zweite Weib eines Katechumenen zu taufen. Tulwempi selbst sorgte für sie, so gut er konnte

eingewickelt hatte, ein Hemd, das uns von Wohltätern geschickt worden war. Es war das erste und zugleich das letzte, das sie in ihrem Leben getragen, denn kurz darauf erlöste sie der Tod von ihrem armseligen Leben.

Damit war Tulwempi, der schon seit langer Zeit den sonntäglichen Gottesdienst und christlichen Unter-

richt mit großer Pünktlichkeit besucht hatte, frei geworden; seiner Laufe stand fortan kein Hindernis mehr entgegen. Auch sein protestantisches Weib wollte katholisch werden, und wurde bedingungsweise getauft. Die beiden ehrwürdigen Alten erhielten dabei die schönen Namen „S o a c h i m u n d A n n a.“

Der dritte Tausling war ein junger Mann, der schon seit zehn Jahren auf einer unserer Missionsstationen arbeitet. Er ist sehr still und bescheiden, dabei ungemein arbeitssam und fleißig. Unser Bruder Schaffner ist mit ihm ganz außerordentlich zufrieden, verwendet ihn bald zu dieser Arbeit und bald zu jener, weil er für alles ein seltenes Geschick zeigt. Das Schönste an unserm M a t h i a s aber ist seine wahre, ungekünstelte Frömmigkeit. Kürzlich sagte einer, er habe an ihm während des ganzen Jahres noch keinen Fehler entdeckt, der eine läßliche Sünde genannt werden könnte.

Zwei andere Arbeiter gingen am genannten Tag das erstemal zur heiligen Kommunion. Der eine von ihnen heißt Anton. Ich hatte ihn früher, als er schwerkrank darniederlag, getauft. Wieder genesen, arbeitete er bei uns gegen entsprechenden Lohn. Gestern händigt er getreulich seiner armen Mutter ein, die eine Witwe ist. Der zweite Erstkommunikant heißt Florian. Auch ihm, der ebenfalls bei uns schon lange in Arbeit steht, kann ich ohne Bedenken hohes Lob spenden. Denn er geht nicht nur jeden Sonn- und Feiertag zur Kirche, sondern auch an jedem Werktag. Tag für Tag kommt er in aller Frühe daher und wohnt, während sich andere noch dem Schlafe überlassen, jeder heiligen Messe bei, die hier in Emaus gelesen wird. Oft sind es deren zwei bis drei und darüber. Eine solche Hochschätzung des heiligen Messopfers seitens eines schwarzen Arbeiters will schon etwas heißen.

Emaus, 29. Mai 1910. — Heute taufte ich ein altes Männchen, das ebenfalls schon lange auf die heilige Taufe gewartet hatte. Er heißt Kofemann, kommt seit Jahren mit bewundernswerter Pünktlichkeit zum christlichen Unterricht, kann aber nichts mehr behalten. Kaum das Vater unser und apostolische Glaubensbekenntnis will in dem alten Kopf haften. Sonst ist er die Gutmütigkeit selbst, und da muß man bei seinen hohen Jahren schon Milde und Nachsicht walten lassen. Gedächtnisschwäche ist ja keine Sünde, und noch längeres Zuwarten hätte hier auch keinen Zweck. Ich taufte daher den guten Alten, der schon bei so vielen gemeinsamen Taufgelegenheiten übergangen worden war, auf den Namen „Philipp“. Zugleich schenkte ich ihm ein schönes, neues Hemd, sicherlich das erste, das er in seinem Leben getragen hat.

Seine Freude war groß; er fühlte sich wie neugeboren. Am darauffolgenden Sonntag kam er mit seinem schneeweißen Hemd in die Kirche. Den alten

zerrissenen Rock, den er seit Jahren getragen, hatte er verächtlich zu Hause gelassen. Den hatte er als S e i d e getragen, da er noch Kofemann hieß; jetzt aber war aus ihm ein christlicher P h i l i p p geworden, und dazu paßte nur das neue weiße Hemd. Er trug es frei und offen über seiner alten Hose und schien die Winterkälte, die gerade herrschte, gar nicht zu achten.

Eine besondere Freude kann man dem alten Philipp auch machen, wenn man ihm etwas Tabak schenkt. Eine Prise Tabak ist ihm, wie den meisten Kaffern, ein Hochgenuß. Leider versteht er ihn nicht zu pflanzen, zum Kaufen aber hat er kein Geld, und somit ist er stets auf die Güte und Mildtätigkeit eines freundlichen Nachbarn angewiesen. Ich selber schnupfe nicht, habe aber solch' alten Leuten doch schon manche Prise Tabak vermittelt.



Papst Pius X. auf einem Spaziergang im Garten des Vatikans.

Bienenzucht in Reichenau.

Von Dr. Joseph Wegel, R. M. M.

Gibt es denn im afrikanischen Reichenau auch Bienen? Gewiß, und zwar ganz muntere Völker, die sich sehen lassen können, sowohl mit den Millionen Einwohnerzahl, wie den vollen Honigtöpfen. Lebt doch unter uns ein alter, ums Wohl der Station hochverdienter Bruder, der seit Jahr und Tag größtenteils von Honig lebt. Nebenbei treiben wir dahier auch etwas Milchwirtschaft, und so uns nicht etwa die leidige Beckenpest einen Strich durch die Rechnung macht, könnte schließlich unser schönes Reichenau noch zum Lande werden, „das von Milch und Honig fließt.“

Uebrigens hat die Reichenauer Bienenzucht ihre höchst interessante Geschichte, die schon einer speziellen Erwähnung wert ist. Die Sache verhält sich nämlich so: Vor etwa 15 Jahren — es war, glaube ich, im Jahre 1897 — hatte jemand einen alten Kessel, so wie ihn die Kaffern zum Pallisch-Kochen und Utschwalabrauen zu benützen pflegen, in unsern Garten geworfen. Der Kessel lag umgestülpt auf dem Boden, und statt des dritten Beines, das abgebrochen war, ragte ein Loch in die freie Luft. Diesen günstigen Umstand nun

erspähte ein heimatlos umherstreichendes Bienenvölkchen, kroch in die Oeffnung und ließ sich in dem stillen Heim, daß einem kleinen Kaffernkraal auf ein Haar glück, häuslich nieder.

Bruder Alpius aber, der Reichenauer Schmied, betrachtete von seiner Werkstätte aus mit wachsendem Interesse das interessante Schauspiel und fand bald einige Honigwaben in dem seltsamen Topf. Das zündete; fortan war er Feuer und Flamme für seine braven, fleißigen Jöglinge! Er schleppte eine alte Holzkiste herbei, stülpte sie über den massiven Bienenkorb, und die zweite Etage des neuen Bienenheimes war fertig. Bald dehnte der eifrige Bienenvater seine Sorge auf alle umherirrenden süßen Waisenkinder aus und holte sich eigenhändig aus allen Richtungen der Windrose seine lieben Völker herbei.

Schlug zuweilen auch ein Anschlag fehl, so tat das der Liebe und dem rastlosen Tatendrang unseres braven

ganzen Bienenstand zwar nicht auf seinen Rücken, wohl aber auf den Steinwagen und setzte ihn genau an derselben Stelle nieder, wo in illo tempore der originelle Honigtopf gestanden hatte.

Nun ging es an die innere Ausstaffierung des improvisierten Bienenpalastes, wobei dem Zmfer der alte Bruder Joachim mit Rat und Tat zur Seite stand.

Eine Scheidewand trennte den Raum in zwei Hälften. Die größere, ringsum von Holzplanen geschützt, bildete das Laboratorium der Honigfabrikanten. Die kleinere war nach Sonnenaufgang offen und für die Fluglöcher bestimmt. Diesen schattigen Vorplatz umfriedigte eine hohe Flechtwand von Korbweiden, damit die unaufhörlich aus- und einziehende geflügelte Arbeiterschär an stürmischen Tagen vor Beginn ihres wichtigen Geschäftes in und außerhalb der Zellen ein stilles Ruheplätzchen habe. Im Inneren baute man nach und nach zwei Reihen regelrechter Bienenstöcke auf nach dem bekannten praktisch einfachen

System des großen Bienenfreundes v. Warleppsch. Neben gewöhnlichen Kistenbrettern verwandte man zu den Bienenkästen mit Vorliebe das geruchlose und harzfreie Gelbholz, welches zu diesem Zwecke brauchbarer ist, als europäische oder Nadelhölzer. Wegen der hiesigen Winterkälte mußten die Brut- und Honigräume etwas massiver hergestellt werden als in Mariannhill und anderen wärmeren Stationen.

Seit 1902 gab es also in Reichenau zwei übereinanderstehende Reihen Bienenstöcke; das macht zusammen eine ganz ansehnliche Honigfabrik, und eine Etage nach der andern füllte sich langsam im Laufe der nächsten Sommer mit fleißigen Arbeiterinnen, Waben, Zellen und Honig. Gegenwärtig sind 9 Völker, darunter 6 sehr starke und lebenslustige, an der Arbeit. Sämt-

liche Völker haben eine kräftige, noch kein Jahr alte Königin. Außerdem sind zwei starke Weisel- oder Königinnenzuchten eingerichtet. Und alle diese geflügelten Völker summen und wohnen weit friedlicher unter einem Dach, als die zivilisierten Nationen Europas in ihren großen Stätten.

An das ehemals mobile Bienenhaus ist längst eine kleine Extra-Werkstatt als Arbeitswinkel für den Zmfer angebaut. Freilich ist es nur ein kleiner Notraum von wenigen Quadratfuß, aber mit den ephemerumrankten Wänden und den vielen geschäftigen Bienen mitten im blühenden Obstbaumgarten hat diese primitive Honigfabrik ihren eigenen idyllischen Reiz.

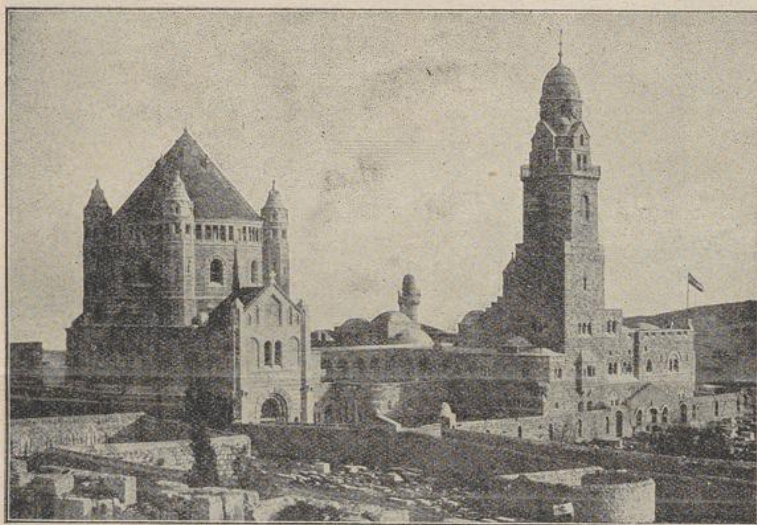
(Schluß folgt.)

Dem Gelöbniße treu.

6. Kapitel.

P. Ignatius.

Im nächsten Augenblick kommt aus dem Gebüsch heraus ein schöner, langhaariger Hund und wirft sich, vor Freude bellend, zu unseren Füßen nieder. Ihm folgt, mit einem langen Stabe in der Hand, ein ehrwürdiger, hochbetagter Missionär. „Gott sei Dank!“



Die Kirche „Maria Heimgang“ in Jerusalem.

Schlöthotel Berlin 68.

Zmfers keinerlei Eintrag. Auch der Schreiber dieser Zeilen schloß sich am St. Bernadusfeste 1899, mit Leiter und Fangkiste bewaffnet, dem Bienenvater auf einem Feldzuge an. Br. Alpius hatte nämlich gehört, es befände sich irgendwo auf dem eine starke Wegstunde von Reichenau entfernten Mahaquaberge in einem hohlen Baumstamm ein Bienenschwarm. Den mußte er natürlich haben. Nicht ohne Strapazen, doch stark in der Hoffnung, erreichten wir die Fangstelle. Wir fanden zwar den Baum, doch keine Honigbienen; Leiter und Kiste erwiesen sich also als reine Luxusartikel. Vielleicht war es eine gerechte Strafe des Himmels, daß wir uns am Feste des „honigsliebenden Lehrers“ hatten von einem Gelüsten nach irdischem Waldhonig anwandeln lassen.

Trotz mancher Mißerfolge brachte es der Reichenauer Zmfer schon im Jahre 1900 zu einem regelrechten Bienenhause. Es bestand aus einheimischen Sneeewoodpfosten, Gelbholzschwarten und alten Wagenteilen, und war mit solidem Strohdach überwölbt. Der Bau wurde im Pfirsichgarten, der Frühlingsweide der Bienen, aufgestellt, etwa dreihundert Schritte von der Schmiede entfernt. Weil aber der Weg dorthin dem vielbeschäftigten Bruder auf die Dauer zu weit war, so lud er den

rief er bei unserem Anblide aus, „daß ich euch doch noch gefunden. Ich suchte euch geraume Zeit, denn mein treuer Hund hatte euch schon lange gewittert. Guter Gott, wie jung ihr seid! O meine armen Kinder, was müßt ihr bei diesem Unwetter gelitten haben! Hier habe ich ein Bärenfell mitgebracht; es ist für die junge Frau. Auch habe ich in meiner Kürbisflasche etwas stärkenden Wein. Gelobt sei der Herr, denn seine Barmherzigkeit gehet über all seine Werke und währet in Ewigkeit!“

Meiha lag zu den Füßen des Missionärs. „Mein Vater,“ sagte sie, „ich bin eine Christin, und der Himmel hat dich gesandt, mich zu retten!“

„Meine Tochter,“ entgegnete liebevoll der Greis, indem er Meiha aufzustehen gebot, „wir läuten einem uralten Gebrauche gemäß die Missionsglocke des Nachts und während eines Gewittersturms, denn so tun seit Jahrhunderten unsere Brüder auf den Alpen und am Libanon; auch haben wir unsere Hunde abgerichtet, verirrete Wanderer aufzusuchen.“

Ich aber, der Heide, stand offenen Mundes da und starrte den Missionär an. Solche Nächstenliebe war mir fremd und überstieg weit meine Begriffe. Der Greis aber, von dem ich kein Auge abwenden konnte, war stark und hochgewachsen, sein langer Bart war schneeweiß, Hände und Füße waren ihm stellenweise von den spitzen Dornen wund gerissen, und auch sein langes, schlichtes Kleid hatte mehrere Risse.

„Guter Greis,“ rief ich endlich aus, „welch starkes Herz schlägt doch in deiner Brust! Hast du dich bei solchem Unwetter nicht gefürchtet?“

„Gefürchtet?“ fragte der gute Vater mit Wärme, „ich sollte mich fürchten, wenn Menschen in Gefahr sind und ich ihnen nützen kann? — Da wäre ich fürwahr ein sehr unwürdiger Diener unseres Herrn und Meisters Jesus Christus.“

„Aber bedenke, ich bin kein Christ.“

„Junger Mensch,“ entgegnete der Missionär,

habe ich etwa nach deiner Religion gefragt? Christus hat nicht gesagt: „Mein Blut wird diesen waschen, jenen aber nicht. Er starb für alle, und sah in allen Menschen seine Brüder. Was ich heute für euch tue, ist ganz unbedeutend und kaum der Erwähnung wert. Was sind wir Priester anders, als unwürdige Werkzeuge des himmlischen Meisters? Und welcher Soldat wäre feige genug, die Fahne zu verlassen, wenn der oberste Kriegsherr, das Kreuz in der Hand und die Stirne mit einem Dornendiadem gekrönt, vor ihm hergeht, den Menschen Hilfe zu bringen?“

Diese Worte ergriffen mein Herz, Tränen der



Maria mit dem Jesukind von Janssen.

Rührung und höchsten Bewunderung füllten meine Augen. Der ehrwürdige Greis aber fuhr fort:

„Meine lieben Kinder, ich leite hier in diesen Wäldern eine kleine Herde eurer Brüder. Meine Hütte ist droben im Gebirge, nicht gar weit von hier. Kommt und wärmert euch bei mir! Ihr werdet zwar dort nicht allzu viele Bequemlichkeiten finden, doch ist es ein gastlich' Heim und gewährt euch ein schützend' Obdach. Wir müssen auch dafür der göttlichen Vorsehung danken, denn es gibt viele Menschen, die das nicht haben.“ —

Wie ein Blumengarten süßen Wohlgeruch ausströmte und mit seinem Dufte den stillen Wandersmann erfreut, so, mein Sohn, verbreiten die Gerechten himmlischen Frieden in ihrer ganzen Umgebung. Da stand er vor mir, der heiligmäßige Mann, der nichts Höheres kannte, als in Demut und aufopfernder Nächstenliebe seinem göttlichen Meister nachzufolgen, und ich fühlte, wie bei seinen Worten der Sturm sich legte in meinem Herzen und Ruhe zurückkehrte in meine Seele.

Das Ungewitter am Himmel hatte sich inzwischen verzogen und erlaubte uns, den Wald zu verlassen. Wir traten hinaus und folgten dem P. Missionär, der seinen Weg ins Gebirge nahm. Der Hund lief freudig voraus, bellte und schien sich zu freuen, daß er zwei verirrte Wanderer gefunden. Der edle Greis aber sprach auf dem Wege noch manch' belehrendes Wort und blickte zeitweilig zu uns zurück. Auf seiner Brust trug er das Zeichen des Heiles, ein Kreuz; sein Angesicht war blaß und eingefallen, und die tiefen Furchen auf seiner Stirn bekundeten, daß auch er schon viel Hartes und Bitteres hatte verkostet müssen. Wenn er mit seinen klaren, friedlichen Augen uns ansah, flößte er uns tiefe Ehrfurcht und kindliche Liebe zugleich ein. Heute noch sehe ich ihn im Geiste mit einem Stabe in der Hand und das Kreuz vor der Brust durch die Wildnis dahinziehen, ein lebendiges Bild des christlichen Wanderers auf Erden.

Nach etwa halbstündigem, ziemlich anstrengendem Marsche über das Gebirge kamen wir vor der Grotte des Eremiten an und traten in die kleine, etwas dunkle Wohnung ein. Während der gute Greis sich bemühte, ein Feuerchen anzuzünden, sah ich mich in der Behausung etwas um. Sie enthielt nichts als eine Matte von Melonenblättern, eine Kürbisflasche, um Wasser zu holen, einige hölzerne Gefäße und einen Spaten. An der Fensteröffnung hing in einem hölzernen Käfig ein munteres Vögelchen, und auf einem quadratförmigen Steine, der als Tisch diente, lag die hl. Schrift, das große Buch der Christen.

Als das Feuerchen lustig brannte, zerrieb er zwischen zwei Steinen Maiskörner, machte einen Brei daraus und überreichte uns das goldgelbe Gericht in einem Thongefäße. Hungrig, wie wir waren, griffen wir hastig zu. Nachdem wir uns gestärkt hatten, folgten wir dem Missionar vor die Grotte und ließen uns am Eingange nieder. Ein herrliches Panorama bot sich unserm staunenden Auge dar. Der Himmel war wieder heiter; nur im fernen Osten bemerkten wir noch einen Rest des Gewitters, und zuckte zeitweilig aus dunklem Gewölk noch ein greller Blitzstrahl auf. Es brannte ein Stück Wald zu unseren Füßen, aber der Sturm schwieg. Einige Fichtenstämme lagen am Fuße des Berges niedergedrückt und der schäumende Fluß rollte seine schmutzigen Wasser in wildem Laufe dem Ohio zu.

Nun begann Metha dem Diener Gottes unsere Geschichte zu erzählen. Unsere Leiden rührten ihn tief, und mehr als einmal rollte eine große Träne in seinen schneeigen Bart.

„Mein Kind,“ sprach er zu Metha, als sie geendigt, „opfere deine Leiden dem lieben Heiland am Kreuze auf! Er hat dich bis jetzt wunderbar gestärkt, und wird dir in Bälde die volle Ruhe wiedergeben. Seht, wie die Wälder rauchen, wie die Wasser zum Strombette eilen, und die Wolken sich zerteilen! Glaubet mir, der Herr, der einem solchen Unwetter gebietet, vermag auch einem bedrängten Menschenherzen rasch den Frieden zu geben.“ Er schwieg einen Augenblick und fuhr dann fort. „Wenn ihr keinen anderen Zufluchtsort habt, meine lieben Kinder, so biete ich euch einen Platz in meiner Missionsgemeinde an. Ich will Madonda, falls er es verlangt, im Christentume unterrichten, will ihn taufen und dir, Metha, zum Gatten geben, so er deiner würdig ist.“

Bei diesen Worten fiel ich dem Vater Missionär zu Füßen und vergoß Tränen der Freude; Metha aber wurde bleich wie der Tod. Der Greis hob mich mit Milde auf und erst jetzt bemerkte ich, daß seine Hände verstümmelt waren. Metha erkannte mit mir sofort die Ursache und rief unwillkürlich aus: „O diese Unmenschen!“

„Meine Tochter,“ erwiderte der Greis mit stillem Lächeln, „Was ist das im Vergleich zu dem, was unser göttlicher Meister für uns alle erduldet hat? Gewiß, die heidnischen Indianer hatten mich einmal an den Marterpfahl gebunden, allein ich liebe sie dennoch. Es sind arme Blinde, die Gott eines Tages erleuchten wird. Ich kehrte damals in mein Vaterland zurück, ein großer Fürst beehrte mich mit seiner Huld, und dennoch ließ es meinem Herzen keine Ruhe, ich mußte wieder zu den armen Wilden in die Niesenwälder Nordamerikas zurück. Der heilige Vater in Rom gab mir die Erlaubnis, auch mit diesen verstümmelten Händen das heilige Messopfer zu feiern, und so verbringe ich den Rest meiner Tage im Dienste Gottes. Ungefähr dreißig Jahre sind es jetzt, daß ich in dieser Einöde wohne, und morgen werden es gerade zwanzig Jahre, daß ich diese Grotte in Besitz genommen.“

Als ich hieher kam, fand ich nur umherschweifende Indianerfamilien, deren Leben elend und deren Sitten verwildert waren. Ich verkündete ihnen die frohe Botschaft des Heiles, und ihre Sitten besserten sich von Jahr zu Jahr. Jetzt leben sie vereint am Fuße dieses Gebirges und lieben mich als ihren geistlichen Vater. Ich habe auch nicht versäumt, sie mit den Künsten dieses Lebens vertraut zu machen, soweit sie derselben bedürfen. Unter Tags weile ich vielfach in ihrer Mitte, doch ziehe ich mich jetzt mit Vorliebe in diese Felsengrotte zurück, wohin sie kommen, meinen Rat zu erbitten. Hier auf diesem Gebirge, fern vom unruhigen Treiben der Welt, bewundere ich die Größe und Liebe Gottes und bereite mich allmählich auf den Tod vor, den meine alten Tage mir verkünden.

Als er dies gesagt hatte, sank er auf die Kniee nieder, und wir folgten seinem Beispiele. Mit lauter Stimme begann er ein Gebet, auf welches Metha antwortete. Die Natur war so schön und weihervoll. Im fernen Westen glühten die Wolken im Scheine der untergehenden Sonne, und ein leiser Abendhauch flüsterte in den Zweigen der Bäume.

Wir kehrten in die Grotte zurück, und der Eremit bereitete für Metha ein Lager aus Eypressenmoos. Sie schien sehr entkräftet zu sein, denn ihre Augen waren ohne Glanz und in all ihren Bewegungen zeigte sich eine auffallende Ermattung. Sie blickte den greisen Missionar an, als wolle sie ihm ein Geheimnis anvertrauen;

aber es schien sie etwas zurückzuhalten. War es nun meine Anwesenheit, oder eine gewisse Scham, oder die Nutzlosigkeit des Geständnisses? Ich weiß es nicht, kurz, sie schwieg.

Um Mitternacht hörte ich, wie sie sich von ihrem Lager erhob und hinausging. Sie suchte den Priester auf. Dieser aber hatte die Grotte verlassen und war auf die Spitze des Berges gestiegen, um dort in der Einsamkeit zum Herrn zu beten. Er sagte mir am andern Morgen, daß dies so seine Gewohnheit sei, selbst im Winter, falls es die Kälte erlaube. Aetha mußte also wieder zu ihrem Lager zurückkehren, wo sie nach einer Weile, schwer atmend, einschlief.

(Fortsetzung folgt.)

Katholische Heidenmission.

Der gegenwärtige Stand der katholischen Heidenmission wird von Vater D. A. Krose, S. J., in dem letzten Ergänzungshefte zu den „Stimmen aus Maria-Laach“ (Kath. Missions-Statistik) eingehend geschildert. Wir entnehmen der Gesamtübersicht, die er am Schlusse bietet, daß sich in den gegenwärtigen Missionen der katholischen Kirche insgesamt rund 8½ Millionen katholische Christen finden, und zwar in Asien 6 299 816, Australien und Ozeanien 170 044, Afrika 853 931, Amerika 998 092. Ungefähr zweifünftel Millionen (438 000) davon sind aus Europa in das Missions-Gebiet eingewandert oder Mischlinge von Europäern und Eingeborenen, während rund 8 Millionen (7 883 953) eingeborene Christen sind, die durch die katholische Missionstätigkeit für das Christentum gewonnen wurden.

Aber der Erfolg dieser katholischen Missionstätigkeit beschränkt sich nicht auf diese 8 Millionen neugewonnenen Christen, sondern erstreckt sich auch auf diejenigen Völkerschaften, die früher, seit dem Zeitalter der großen Entdeckungen, durch die katholischen Missionen zum Christentum bekehrt wurden. Das Ergebnis dieser Missionstätigkeit, soweit es sich mit einiger Sicherheit feststellen läßt, beträgt rund 22 Millionen Christen (6 700 000 in Asien, 1 038 000 in Afrika, 14 250 000 in Amerika), sodaß sich eine Gesamtsumme von 30 309 963 oder rund 30½ Millionen ergibt.

Unter den 9 Millionen Neuchristen und Taufbewerbern wirken 12 305 Missionspriester, 9086 in Asien, 392 in Australien und Ozeanien, 1842 in Afrika, 985 in Amerika. Europäischer Herkunft dürften wohl mindestens 6000 sein, d. h. ungefähr die Hälfte der Gesamtzahl.

Vater Krose bemerkt dazu, das sei kein befriedigendes Verhältnis, da die Nachsendung von Missionären aus dem Auslande immer nur ein Nothelfer ist, dessen Fortdauer für die Zukunft der Missionen verhängnisvoll werden kann. Die Geschichte der in ihrem Bestande schwer geschädigten Missionen in Ostasien, Vorder- und Hinterindien hat das deutlich gezeigt. In vielen Missionsgebieten hat die Gründung von einheimischen Priesterseminarien eine erfreuliche Wendung zum Besseren herbeigeführt, aber es bleibt noch viel zu tun.

Die Zahl der Laienbrüder im Dienste der Mission dürfte sich im Ganzen auf etwa 6000 belaufen,

und die Gesamtzahl der Katechisten dürfte mindestens ebenso groß sein. Die Zahl der Schwestern muß man auf 18 000 annehmen (ermittelt wurden in Asien 11 996, Australien 531, Afrika 3688, Amerika 1089), sodaß die Zahl aller Missionshelfer mit 30 000 nicht zu hoch veranschlagt ist.

Die Zahl der Stationen ist mit 30 414 (25 157 in Asien, 547 in Australien, 3418 in Afrika, 1008 in Amerika) eher zu hoch als zu niedrig angegeben, da in vielen Fällen kleine Außenposten, in denen sich noch nicht einmal Raum für den Gottesdienst findet, als



Andachtsstunde.

Station gerechnet worden sind. Sonst könnte nicht die Zahl der Kirchen und Kapellen (in Asien 17 837, Australien 553, Afrika 3418, Amerika 928) um mehr als 7000 hinter derjenigen der Stationen zurückbleiben.

Ein Vergleich mit den protestantischen Missionen ist aus verschiedenen Gründen schwer. Die Gesamtzahl der eingeborenen Christen in den gegenwärtigen protestantischen Missionen kann auf 4 Millionen und mehr veranschlagt werden, allerdings einschließlich der Taufbewerber, die bei der Zahl für die katholischen Missionen nicht mitgerechnet sind. Bei ihrer Mitrechnung kommen die Katholiken auf mindestens 9 Millionen.

Ein unfreiwilliges Bad.

Vom Hochw. P. Mansuet Poll, R. M. M.

St. Joseph. — Am 5. November v. J. hatte ich Missionsarbeit zwischen Ladysmith und Mbulwane.

Zuerst taufte ich ein krankes Kind, dessen Mutter ich vor zirka 14 Tagen getauft hatte. Dann ritt ich weiter und hielt Katechese in einem Kaffernkraale. Von dort aus wollte ich eine katholische Familie jenseits des Klipp-River besuchen. Die Kaffern meinten, ich könnte leicht durch die Trift kommen. Als ich an die Stelle kam, traf ich glücklicher Weise einen Coolie, der mir genau den Platz zeigte, wo ich durchreiten könnte. Es ging zuerst ganz flott hinein; als ich aber näher zum andern Ufer kam, wurde es meinem jungen „Sultan“ gar weich unter den Füßen. Er geriet nämlich in den Quicksand, machte bedenkliche Sprünge und fiel endlich mit mir ins Wasser, er über mich: es war meine erste Untertauchung!

Glücklicherweise war das Wasser nicht all zu tief und ich erhob mich schnell wieder. Der Coolie, der am Ufer dem Schauspieler erwartungsvoll zugeschaut, zeigte mir eine Stelle weiter rechts, wo ich hinreiten sollte. Ich bestieg zwar nicht ohne Bedenken wieder den Gaul, der aber schnell das gleiche Manöver wiederholte, und ich lag wieder unter ihm im Wasser. Zweite Untertauchung, aber mit weniger Schrecken: denn ich hatte in diesem nassen Sport schon einige Uebung gewonnen! Das erste Mal hatte ich allerdings geseufzt: „Mein Jesus, Barmherzigkeit!“; jetzt aber strengte ich meine Leibes- und Geisteskräfte an, aus dem Wasser emporzukommen.

Ohne große Schwierigkeit stand ich wieder auf meinen Füßen, und das Wasser reichte mir etwa bis zur Mitte zwischen Kniee und Gürtel. Jetzt aber war ich gescheiter geworden. Des Tauchens müde, führte ich das Pferd beim Zügel durch den Fluß ans andere Ufer, das ich auch ohne weiteren Unfall erreichte. Naß war ich freilich wie ein Pudelhündchen, der lange Gehrock triefte von Wasser und das Vakuum zwischen Füßen und Schuhen war nicht mit Luft, sondern mit Wasser angefüllt.

Die Vorsehung hatte mir zeitig den Coolie hergeschickt, ohne dessen Weisung ich in eine tiefere Stelle hätte geraten und es mir schließlich das Leben kosten können. Früher einmal, es war im letzten Winter, war ich mehrmals durch jene Trift geritten ohne alle Schwierigkeit. Nur das vorletzte Mal fand ich schon auffallend viel Wasser dort. Woher diese Erscheinung? Ich sollte es erst jenseits des Flusses erfahren von den Kaffern. Man teilte mir mit, daß Mr. A. Illing, der weiter unten eine Straußenfarm hat, kürzlich einen Damm gebaut hat, was zur Folge hatte, daß in jener Gegend nicht nur Wasser, sondern auch Schlamm und Sand sich anhäufte.

Daß das junge Pferd so schnell den Kopf verlor und sich plump ins Wasser fallen ließ samt dem Reiter, hatte ich eben auch nicht vorausgesehen. Was sollte ich jetzt mit den durchnähten Kleidern am ohnehin siechen Leibe tun, an dem kühlen Tage, bei bewölktem Himmel, während ein kalter Wind von Süd-Ost wehte? Doch auch dafür war gesorgt. Ich ging direkt auf den in nächster Nähe gelegenen Gottesacker zu, suchte mir innerhalb der Umzäunung ein warmes, grasiges, einsames Plätzchen, von Bäumen beschattet, warf die nassen Oberkleider von mir ab und rang das Wasser aus. In meiner primitiven Bekleidung verspeiste ich jetzt mit behaglichem Appetit mein bescheidenes Mittagsmahl, erging mich dann zwischen den stillen Gräbern und herrlichen Denkmälern, die mit Hunderten von Namen bezeichnet waren.

Nach diesem Besuche zog ich den vom Wind einigermaßen getrockneten Gehrock wieder an, hing die nassen Strümpfe an den Sattel und bediente mich einiger Tüchlein, (in denen ich meinen Proviant eingewickelt hatte) um die Füße gegen die Nässe der Schuhe zu sichern. Es

war 2 Uhr nachmittags geworden, als ich den „Sultan“ bestieg und konnte bis abends meinen weiteren Missionsarbeiten nachgehen, als ob nichts passiert wäre.

Der schwarze Schnitter.

„Schnitter, seht die Sichel an!
Frisch ans Werk und froh getan!
Reiß zum Schnitt sind Halm und Aehre,
Und der Himmel ist uns hold.
Freundlich lacht das Sonnengold
Aus der reinen Atmosphäre.“

Starker Arm die Sichel schwingt;
Hoch im Flug die Lerche singt.
Hell ertönen auch die Lieder
Sangesfroher Kehlen; heiß
Von der Stirne rollt der Schweiß
Auf die dürrn Halme nieder. —
Kommt ein neuer Sichelmann,
Hei, wie dieser schneiden kann!
Was er trifft, zerfliegt in Splitter. —
Mit den Halmen sinkt zugleich
Auch der Schnitter stumm und bleich;
Denn ihn traf — der schwarze Schnitter.

Wihelmin Edelmann.

Gehet zu Joseph!

Von einer Vergißmeinnicht-Leserin gingen uns folgende Zeilen zu: „Während der letzten Osterzeit bemerkte ich mit Schrecken, daß mein Mann, der bisher jedes Jahr seiner Osterpflicht genügt hatte, sich diesmal weigerte, die heiligen Sakramente zu empfangen. Schon war der letzte Termin gekommen, und noch immer sprach er kein Wort vom Beichten. Ich ließ ihn durch ein Mitglied unserer Familie in zarter Weise an seine Pflicht erinnern, doch die trockene Antwort war: „Geh nur selbst zum Beichten, wenn du Lust dazu hast!“ —

In meiner Not wandte ich mich an den hl. Joseph, zu dem ich immer ein großes Vertrauen hatte, sowie an die liebe Muttergottes, damit sie durch ihre allvermögende Fürbitte mir helfen möchten; auch versprach ich im Falle der Erhörung Veröffentlichung im Vergißmeinnicht. Und siehe, wenige Stunden darauf ging mein Mann ganz aus freien Stücken zur heiligen Beichte und am nächsten Tage zur heiligen Kommunion. Eine Zentnerlast war mir vom Herzen gefallen, und unter Tränen dankte ich dem heiligen Joseph für die wunderbare schnelle Hilfe. Ich bitte alle, die diese Zeilen lesen, in jeder Not ebenfalls recht vertrauensvoll ihre Zuflucht zum hl. Joseph zu nehmen, denn er vermag unendlich viel bei Gott.“

Eine andere Abonnentin unseres Blättchens schreibt: „Vor einiger Zeit bekam meine ältere, schon verheiratete Schwester einen fürchterlichen Blutsturz. Besinnungslos brach sie zusammen, und das Blut floß ihr in Strömen aus Mund und Nase, sodaß der Arzt, der erst geraume Zeit später eintraf, mit Entsetzen die große Blutlache ansah. Man denke sich unsere Angst und Aufregung! Wir dachten alle, unsere arme Schwester würde jeden Augenblick ihre Seele in unseren Armen aushauchen. Ich betete ihr einige Akte vollkommener Reue und der Ergebung in Gottes heiligen Willen usw. vor, dann rief ich gemeinsam mit meiner Mutter, die auch zugegen war, das göttliche Herz Jesu um Hilfe an, sowie die Fürsprache der allerjüngsten Jungfrau, des hei-

ligen J o s e p h und des heiligen Apostels Judas Thadäus; auch versprach ich, öffentlich Dank sagen zu wollen, falls meine Schwester wieder hergestellt würde . . .

Und siehe, das Unerwartete geschah. Sie, die schon längst verschieden sein konnte, bis nur der Arzt eintraf, blieb am Leben und erholte sich auffallend rasch von dem schweren Anfälle. Hiemit erfülle ich mein Versprechen, sage Gott und den lieben Heiligen, die uns geholfen, öffentlichen Dank und wünsche nur, daß die Verehrung des heiligen Joseph, von der im Vergißmeinnicht so viel Schönes zu lesen ist, noch immer größer werde."

Den beiden Berichten folge ein dritter; er betrifft allerdings ein Ereignis aus früherer Zeit. "Mein Großvater mütterlicherseits", erzählt eine unserer Leserinnen, "war ein inniger Verehrer des hl. J o s e p h. Jeden Abend betete er ihm zu Ehren mit seiner ganzen Familie ein Vater unser und Begrüßet seist du Maria um die Gnade einer glücklichen Sterbestunde. Sein Vertrauen in diesem Stück war unbegrenzt und sollte die schönste Rechtfertigung finden."

Eines Sonntags — es war gerade in dem unserm großen Schutzpatron geweihten Monat März des Jahres 1882 — kommt mein Großvater anscheinend ganz gesund und wohlbehalten nach Hause. Am nächsten Morgen in aller Frühe fühlte er sich bedenklich krank; es hatte ihn ein akutes Darmleiden befallen. Er ruft seinen Sohn. Dieser will schnell zum Arzt. "Nein", sagt der Großvater, "hole mir zuerst den Seelenarzt, den P r i e s t e r."

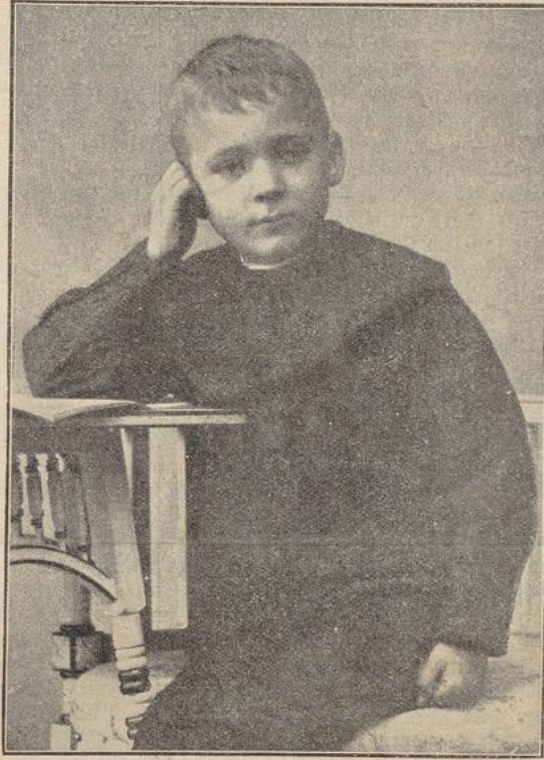
Der Nachbar hatte die Güte, ein Pferd und einen Wagen bereitzustellen, um den Priester zu holen, der eine volle Stunde von uns entfernt wohnte. "Schlag' nur tüchtig drauf los", ermahnte noch der Nachbar den Kutscher (meinen Onkel), als das Pferd angespannt war, "denn es will sonst überall hin, nur nicht zur Stadt." — Doch, was geschah? Ohne einen einzigen Schlag setzte sich das sonst so störrische Pferd in einen flotten Trab und lief unausgesetzt bis zur Stadt. Hier kam ihnen der gesuchte Priester auf offener Straße entgegen. Schnelligst holt dieser das Allerheiligste, steigt in den Wagen, und fährt im Galopp zum Kranken. Derselbe leidet zwar große Schmerzen, ist aber bei vollem Bewußtsein, beichtet und kommuniziert mit vieler Andacht und ist voll des Dankes gegen Gott und den heiligen J o s e p h, dessen Fürsprache er diese Gnade zuschreibt. Als er alle heiligen Sterbesakramente empfangen hatte, und sich der Priester anschickte, die Litanei vorzubeten, hauchte mein lieber Großvater still und friedlich seine Seele aus.

Ich finde dies alles, namentlich das schnelle Eintreffen des weit entfernten Priesters in hohem Grade merkwürdig. Drum, wenn vor seinem letzten Stündchen bangt, wende sich vertrauensvoll an den heiligen Joseph. Er hat schon Tausenden in leiblicher und geistiger Not geholfen, er wird uns allen helfen! —

Die Marienverehrung in Afrika.

In die Geschichte der Muttergottesverehrung fügen die in den letzten Jahren entstandenen Missionen in Afrika bereits glänzende Blätter ein. Maria ist für die Missionäre Afrikas Königin. Zu ihr, der unbefleckt Empfangenen, schauen sie auf, daß es ihnen gelingen möge, die armen Völker Afrikas aus der Verdorbenheit des Herzens zu lauterer Seelenreinheit zu erziehen. Ihren süßen Namen prägen sie den Kindern und Täuflingen mit besonderer Liebe ein. Es bedarf des über-

wältigenden, reinen Vorbildes von Maria, der Makellosen, den jungen Christen gegen das schlechte Beispiel heidnischer Verdorbenheit in ihrer nächsten Nähe einen Halt zu geben. Alle christlichen Neger haben aber auch eine kindliche Muttergottes-Verehrung. Auf ihrer Brust tragen sie mit Stolz den Rosenkranz. In Äquatorialafrika kam einst ein Neger zitternd vor Kälte zur Missionsstation. Nur ein leichtes Tuch umhüllte seinen Körper, obwohl es in der kühlen Jahreszeit war. „Wo hast du denn dein warmes Kleid?“ — „Ich habe es für einen Rosenkranz verkauft.“



Ein fünfjähriger Held. (Siehe Seite 191.)
Einer der ersten Preisträger des von Carnegie errichteten
Geldfonds für Schweden.

Einer der weißen Väter von der Station Villa-Maria in Uganda (Nachbargebiet von Deutsch-Ostafrika) erzählt, wie ein alter Neger vor drei Jahren wunderbar den Weg zum Glauben durch die Muttergottes gefunden hat. Wir lassen nach dem „Stuttgarter Sonntagsblatt“ seine Erzählung folgen.

Es war am frühen Morgen, als ich bemerkte, wie zwei Neger in Eile etwas zur Station trugen. Sie hatten ihre Last in einen Seidenstoff eingewickelt und legten sie behutsam vor mir nieder. Mit Staunen sah ich, daß es eine Menschengestalt war. Das Wesen war so leicht, daß ich glaubte, es sei ein Kind; aber ein trockener Arm hing heraus; an der verwelkten Haut und den Runzeln sah ich, daß es wohl ein Greis sei. Ich ließ ihn vor die Türe der Hütte tragen, die den pompösen Namen Spital führt. Behutsam wickelte man den Bündel auf, ein magerer Kopf mit schneeweißen Haaren kam zum Vorschein; es war ein alter, halbverhungertes Neger. Frei von seinen Bindeln, streckte er mühsam Arme und Beine aus; die fleischlosen Knöchel krachten

wie dürres Geäst. Es war einer dieser steinalten Neger, welche oft jahrelang stumpfsinnig im Winkel einer Hütte liegen und sich vor uns verbergen, weil sie glauben, daß sie sterben müßten, wenn sie unser Blick trifft.

Wie kam dieser alte Neger zu uns? Er wollte ein Gelübde erfüllen! Als der Mann sich durch einen Schluck Bananenwein etwas gestärkt hatte, erzählte er uns mühsam und abgebrochen seine wunderbare Geschichte: „Ich bin aus Bisanga. Niemand steht mir in meinem Alter mehr bei; alle meine Kinder sind in weiter Ferne verheiratet. Es blieb mir nichts übrig als meine Frau, ebenso alt und schwach wie ich, und meine Tabakspfeife. Meine Frau wurde schwer krank, und ich sah, daß sie nicht mehr gesund werden könnte. Was sollte ich tun? Zuweilen hörte ich, wie die Christen unseres Dorfes Maria anrufen. Als ich noch sehen konnte, erblickte ich ihr Haus dort drüben auf dem Berge, und ich sagte mir: „Geschehe, was geschehen muß. Schließlich könnte Maria ebenso mächtig sein, wie die Geister, welche ich verehere. Nun, Maria, höre: Wenn Kiwanta, der Gott meiner Väter, meiner Frau das Leben nicht retten kann, so verlasse ich ihn und komme zu dir.“

Mein Alte starb. Ich begrub sie mit allen Zaubermitteln Kiwantas. Schon am folgenden Tage machte ich mich in aller Frühe auf den Weg, um nach dem Hause Marias zu wandern, ja, nach dem Hause Marias. Seit langen Jahren habe ich keinen so langen Weg mehr zurückgelegt. Meine Füße wurden starr im kalten Morgentau; die Dornen des Weges zerrissen meine Haut; meine Beine konnten mich kaum mehr tragen. So kam ich zum Fluße. Gelingt es mir noch, ihn zu durchschreiten? Maria half mir, ich gelangte ans andere Ufer. Aber ich sank auf den Boden nieder. Nach einiger Zeit schleppte ich mich mit der letzten Kraft zu einer verlassenen Hütte. Dort blieb ich drei Tage liegen, ohne zu essen oder zu trinken. Da sagte ich mir: Hätte ich nur die Kraft, nach einem Vorübergehenden zu rufen; ich würde ihm dann sagen, er möge zu Maria gehen und ihr melden, daß ich nicht weiter kann, sie möge mich doch selber holen, bevor ich sterbe. Da sandte mir Maria zwei ihrer Knechte. So bin ich hier. Das ist alles, was ich zu sagen habe.“

Mein alter Schüler mußte nun unterrichtet werden; er lernte gern und leicht. Er schien bald so vertraut mit unserer Religion, daß ich darüber staunte. Als ich ihn deswegen einmal ausfragte, sagte mir der Alte: „Das alles habe ich schon oft gehört; die Christen meines Dorfes sprechen ja jeden Tag davon.“ — „Und was sagtest du dazu?“ — „Ich sagte: Laßt sie nur ruhig alle ihre Geschichten erzählen.“ — „Und was dachtest du im Innern deines Herzens?“ — Da seufzte er auf und sagte leise: „Ich dachte immer, sie haben recht.“

Einige Tage später sagte mir der Greis, daß er jetzt bald sterben werde, er könne nur noch schwer atmen. Ich gab ihm die Taufe auf den Namen „Maria Joseph.“ „Jetzt“, sagte ich ihm, „kannst du geraden Wegs zu Maria gehen.“ Er verstand mich; eine selige Freude ging über sein tiefgefurchtes Gesicht. Der Atem wurde schwächer, die Lippen stammelten mühsam noch wiederholt den Namen Maria. Ein leiser Hauch, und alles war vorüber: der alte Heide war zu Maria gegangen.

In friedlicher Miete.

Von Br. Pazian, R. M. M.

Ein Kaffernbursche hatte am Fuße eines Baumes eine Bienenhöhle entdeckt. In sicherer Aussicht auf

süße Beute machte er sich daran, dieselbe zu plündern, als er eine mächtige Mamba in der Nähe bemerkte. Der Räuber wollte vorerst die unheimliche Schlange vertreiben, die aber zu seinem Aerger in die Bienenhöhle floss. Jetzt war dem Burschen die Raublust vergangen, und schmolend machte er sich auf den Heimweg. Am andern Morgen finden wir ihn wieder auf dem Wege zur Bienenwohnung. Die Sehnsucht nach den Honigwaben hatte über die Furcht gesiegt. Emsig flogen die fleißigen Bienenlein aus und ein und ahnten nicht, daß ein gefährlicherer Feind sich ihrer Höhle näherte.

Der Bursche hielt nach seiner Ankunft gründlich Ausschau. Von einer Schlange war nichts zu sehen. Ist sie etwa noch in der Höhle? Er machte ein großes Feuer, dessen Rauch die Bienenlein vertrieb — und auch die Schlange, die in mächtigen Sägen den Abhang hinunterschloß. Jetzt war freie Bahn. Die Höhle wurde erbrochen und da fand sich, daß die Stelle, welche der Schlange zur Wohnung gedient, von den Bienenlein mit einem Gewölbe überzogen war, daß also Bienen und Schlange friedlich in einer Miete wohnten.

Heilige Mütter — heilige Kinder.

Die hl. Anthusa war die Mutter des hl. Chrysostomus.

Die hl. Abundantia war die Mutter des hl. Benedikt und der hl. Scholastika.

Die hl. Emilie war die Mutter der vier hl. Kinder: Basilus des Großen, Gregors von Nyssa, Petrus von Sebaste und der hl. Makrina.

Die hl. Nonna war die Mutter von drei hl. Kindern: des hl. Gregors von Nazianz, des hl. Casarius und der hl. Gorgonia.

Die hl. Metha war die Mutter des hl. Bernard.

Die hl. Monika war die Mutter des hl. Augustinus.

Die hl. Maxentia war die Mutter des hl. Bischofs Vigilius.

Die hl. Sylvia war die Mutter des hl. Papstes und Kirchenlehrers Gregor des Großen.

Die hl. Johanna von Nga war die Mutter des hl. Dominikus.

Die hl. Kaiserin Mathilde war die Mutter des hl. Erzbischofs Bruno.

Die hl. Elisabeth war die Mutter der hl. Gertrud von Thüringen.

Die hl. Brigitta war die Mutter der hl. Katharina von Schweden.

So ließen sich noch viele heilige Mütter von heiligen Kindern aufzählen, ein klarer, unwiderleglicher Beweis, daß die Art und Weise, der Charakter und das Wesen der Mütter durch Geburt und Erziehung auf die Kinder übergeht, daß die Tugenden der Mutter auf geheimnisvolle Weise Eingang finden in das Herz der Kinder und sich demselben unverwundbar einprägen. Sind die Mütter was sie sein sollen, heilige Mütter, dann sind ihre Kinder schon halb erzogen und werden sich leicht rein bewahren vor der Ansteckung der Welt.

Zur Nachahmung!

Eine Vergißmeinnicht-Leserin schreibt: „Ich bin seit 6½ Jahren Dienstmädchen und fand da einmal in einem Papierkorb, den ich bei meiner Herrschaft zu leeren hatte, das „Vergißmeinnicht“. Da ich sah, daß es ein Missionsblättchen sei, steckte ich es in die Tasche, um es nach der Tagesarbeit zu lesen. Sogleich war ich davon ganz begeistert, abonnierte es selbst und suchte

auch andere Abonnenten dafür zu gewinnen. Jetzt habe ich eine so große Freude daran, daß es mir lieber ist, als das Essen; denn jede Essenszeit nütze ich damit aus, um nur das „Vergißmeinnicht“ sobald wie möglich zu lesen. Ich verschlinge geradezu diese kostbaren, segensreichen Geschichten!

O, wenn es mir nur möglich wäre, selbst in die hl. Mission zu gehen! Inzwischen will ich wenigstens das Missionsblättchen nach Kräften verbreiten. Einige Leser habe ich schon gefunden; auch meiner guten Herrschaft gab ich es zum Lesen, und da es ihr auch sehr gut gefiel, hat sie es sofort abonniert. Ich dachte auch an meine liebe Heimat, den Schwarzwald, wo es noch viele brave, frommgläubige Leute gibt, die aber das „Vergißmeinnicht“ wohl gar nicht kennen“. An Pfingsten bekomme ich einige Tage Ferien, und wenn es mir nun möglich wäre, bis dahin von der Mariannhiller Missionsvertretung mehrere Probenummern zu bekommen, würde ich alles daransetzen, in meiner lieben Heimat dieses Blättchen zu verbreiten. Namentlich meine Mutter und meine Schwester müßten mir behilflich sein, recht viele Abonnenten zu gewinnen. Auf Hindernisse und Schwierigkeiten mache ich mich zum voraus gefaßt, doch das schreckt mich nicht ab. Wenn ich schon so ein kleines Opfer scheuen wollte, was müßten dann erst die Missionäre und Schwestern in Afrika machen? Drum, bitte, schickt mir Probenummern! So etliche 40 bis 60 hoffe ich schon anzubringen.

Damit Gott befohlen!

B. Sch.“

Ich kann nicht sagen, wie mich dieser Brief freute! Wer will ein Beispiel nehmen, an dieser guten, opferwilligen, für das große Werk der hl. Mission so sehr begeisterten Seele? Befördert das „Vergißmeinnicht“ und den Mariannhiller Missionskalender! Wer dadurch neue Postulanten gewinnt, sowie Freunde und Wohltäter für unsere Mission, tut ein überaus gutes Werk und nimmt teil an all deren Arbeiten und Verdiensten.

Die Redaktion.

Das Automobil des deutschen Kronprinzen in Mariannhill.

Nicht ohne Mühe ist das Amt des Fremdenführers hier in Mariannhill, hat aber auch seine Vorteile, deren größter wohl in der praktischen Uebung der hiesigen Landessprache besteht. Doch nicht davon soll jetzt die Rede sein.

Am 25. Oktober 1911 hatte ich zwei Oblatenpriester im Kloster heranzuführen. Nach einer kleinen Erfrischung, die sie im Hospital eingenommen, lenkten wir unsere Schritte zur Pforte hinaus, um die neue Kirche und Schule, den Konvent und endlich die Mühle zu besichtigen. Außerhalb des Torbogens stand ein stattlicher Motorwagen. Nun ja, werden unsere Leser fragen, das ist doch in Mariannhill keine Seltenheit! Aber gewiß war es eine Seltenheit: das Auto des deutschen Kronprinzen in Mariannhill zu sehen! Das kam so:

Der erste Sprosse unseres Kaisers und der Thronerbe des deutschen Reiches hatte beim Antritt seiner Reise nach Indien einen Motorwagen ankaufen lassen und zwar in Mannheim bei der ersten Firma dieser Branche in Deutschland. Auf der Rückreise wurde das prächtige Vehikel in Kapstadt zum Verkaufe angeboten und von Mr. Head um den Preis von 900 Pfund

(18 000 M) erstanden. Neu hatte es 1300 Pfund gekostet. Mr. Head hatte nun am 25. Oktober um 11 Uhr 30 Minuten an Br. Konrad telephonierte: „Eine Reisegesellschaft von fünf oder sechs Personen will das Kloster besuchen; sie hoffen bis zwölf Uhr mittags dort zu sein.“

Und richtig, sogar vor 12 Uhr war der Motorwagen eingetroffen, hatte also die Entfernung von Durban nach hier (20 englische Meilen) in 25 Minuten zurückgelegt. (Einige Monate zuvor war ein belgischer Ingenieur von Mariannhill nach Durban, also bergab, in 35 Minuten gefahren.)

Die Maschine des deutschen Automobils besitzt 40 Pferdekraft, läuft ganz ruhig ohne vieles Geräusch, das bei den anderen Autofahrzeugen unvermeidlich zu sein scheint. Der jetzige Eigentümer ist mit seinem Wagen vollkommen zufrieden und kann denselben nicht genug rühmen.

Der Vorzug des deutschen Fabrikats besteht nicht so sehr in der äußeren Ausstattung, die einfach und nobel ist, sondern vielmehr in dem erstklassigen Material, das beim Baue des Vehikels zur Verwendung kam. Es gibt zur Stunde kein gleichwertiges in ganz Durban.

Ein fünfjähriger Held.

(Siehe Bild S. 189.)

Unter den ersten Preisträgern des im vorigen Jahre errichteten Heldenfonds für Schweden befindet sich, wie aus Stockholm berichtet wird, der fünfjährige Karl Gunnar Åberg in Brastorp, Kreis Blekinge. Er hat, als vor einem halben Jahre das Häuschen seiner Eltern in Brand geriet, sich dreimal mitten durch die Flammen in das brennende Haus gestürzt und drei seiner noch jüngeren Geschwister gerettet, die sonst unbedingt verbrannt wären. Der mutige Knabe erhielt eine Uhr und eine Prämie von 500 Kronen, die aber dezant festgelegt wird, daß sie nur für seine Erziehung verwendet werden darf.

Briefkasten.

Kenzingen: Dld. erhalten.

München, R. D.: Besorgt.

St. Walburg: Legat 200 Kr. dld. erhalten.

I. J.: Osterzell: Betrag erhalten.

St. Gallen: Betrag dankend erhalten.

J. R. K., Döfr.: Betrag dankend erhalten.

Stranbing: Betrag erhalten.

Brief mit inliegendem Betrag erhalten.

A. M. S.: Betrag dld. erhalten.

An alle: Bekanntlich kommt man den Missionaren unter den Heiden auch dadurch zu Hilfe, daß man ihnen eine kleine Summe (gewöhnlich 21 Mark) für die Taufe eines Heiden zuwendet, wofür dann d m Täufling ein zu bestimmender Name beigelegt wird. Wir haben gegenwärtig Mangel an solchen Namen.

A. D.: Betrag und Paket erhalten und nach Wunsch besorgt.

Mariannhiller Kalender kostet 50 Pfg., mit Porto 60 Pfg.

W. B. B.: Briefmarken erhalten.

J. F., West-Point, Nebr.: Almosen erhalten.

Almosen für St. Paul-Liebeswerk erhalten.

Antoniusbrot

für Afrika teils als Bitte, teils als Dank ist eingegangen aus: (Veröffentlichung war versprochen)

Neukirch-Höhe, Schönan, Oberwittighausen, Gödingen, Bretten, Wiesenglich, Bolversdorf, Tannenberg, Bagen, Vechhausen, Motten, Waltershausen, Oberwaldburg, Mehlsack, Dahn, Geiso, Starnberg, Singheim, Mannheim, Steinen, Gersau, Attinghausen, Bach (Schwyz), Kirchberg, Calle, Ensdorf, Frauweiler bei Bedburg, Ofen, Gelskirchen, Düren, Emsbetten, Carden, Brand, Vinnich, Godesberg, Obentirchen, Kirtscheid, Salzotten, Siegsburg, Duisburg, Scheuren, Berlin, Unterförmig, Straubing, Kirchberg, Otterberg, Reichenbach.

Dankjagungen

gingen ein aus: Bremgarten, Zürich, Altschlatten: Dank d. heiligsten Herzen Jesu, Maria und Joseph, dem hl. Antonius für erlangte Hilfe. Dank dem göttl. Herzen Jesu und der lb. Mutter Gottes für Uechnung eines kranken Vaters. Dank dem hl. Joseph und Antonius für Erhöhung. v. S. Dem hl. Joseph Dank für glückl. bestandenes Examen. Krumbach: Dank dem hl. Joseph für Hilfe in einem Anliegen, dem hl. Antonius für Wiedererlangung eines verlorenen Gegenstandes. Jrslingen: Dank dem hl. Joseph u. Ant. für Hilfe in Not. Bohenheim. Kleinarmischlag: Dank dem hl. Joseph und den hl. Herzen Jesu und Maria für erlangte Hilfe. Nischenburg: Dank dem hl. Joseph für erlangte Gesundheit. Wien: Dank der lb. Mutter Gottes, dem hl. Joseph, dem Prager Jesukind für glückl. Ausgang der Wahlen. Schlögl: Dank dem hl. Joseph und den armen Seelen für erlangte Hilfe. Mischau (Mähren): Innigen Dank der Gottesmutter für Verhütung eines Unglücks. A. Sch., Bozen: Dank der Fürbitte der lieben hl. Rita von Cassia wurde mir wesentliche Besserung in einem qualvollen Kopfleidn gewährt. Veröffentlichung wurde verprochen. Rantweil (Vorarlberg): Tausend Dank dem göttl. Herzen Jesu, der Mutter v. g. Nat, dem hl. Antonius, dem hl. Klemens Hofbauer für Hilfe in verschiedenen Anliegen des Leibes und der Seele. Breglach: Dank für Hilfe in schweren Anliegen der lieben schmerzhaften Muttergottes usw. Linz: Tausend Dank dem gnadenreichen Voretto-Jesukind, der Mutter von der immerwährenden Hilfe und dem hl. Klemens Hofbauer für ihre mächtige Hilfe in schwerer Krankheit. Altmohran: Lob und Dank der lb. Muttergottes von Lourdes und dem hl. Joseph für Befreiung und unerwartete Hilfe in Fußleiden. Kirchberg, Schwarzenbach, Möhna. St. Stefan ob Stainz: Tausend Dank dem hl. Joseph für Hilfe in einem Anliegen. Innigen Dank der allerheiligsten Jungfrau Maria, dem hl. Joseph, dem göttl. Herzen Jesu für Hilfe in einem Anliegen. Mengen: Dank dem hl. Joseph, der lieben Mutter Gottes, dem hl. Antonius, dem hl. Gebhard, dem hl. Apostel Judas Thaddäus und den armen Seelen für wieder erlangte Gesundheit. Fluelen. Wohlen: Dank dem hl. Blasius für Hilfe in Halsleiden. Appenzell: Dank der lieben Mutter Gottes, dem hl. Judas Thaddäus, hl. Antonius für Hilfe in Erkenntnis des Verurs. Cincinnati, Ohio: Dank dem göttl. Herzen Jesu für erlangte Gesundheit.

Eine Abonnentin aus der Schweiz schreibt uns: Durch langdauerndes Leiden infolge großer Herzschwäche dem Tode nahe, bin ich durch die Fürbitte der schmerzhaften Mutter Gottes und des hl. Joseph plötzlich aus meiner Angst und Not befreit worden. Möchten doch alle in Leibes- und Seelenanliegen den hl. Joseph um seine mächtige Fürbitte anflehen, denn seine Macht ist groß beim hl. Herzen Jesu. Frau E.

Gebets-Empfehlungen

in verschiedenen Anliegen gingen ein aus: Steinen, Rünten, Berg, Bremgarten, Pfaffenau, Bruggen, Ober-Unter, Cham, Bispingen, Froischweiler, Ampfing, Laibach, Thingen, Duppendorf, Münsterberg, Ravensburg, Allersheim, Krumbach, Friedrichshafen, Möhna, Oberammergau, Bisingen, Motten, Erding, Mehlach, Dornach, Oberkirch, Steyr, Holzschinghausen, Rantweil, Altmohran, Geislingen, Niederhomburg, Kaiserlautern, Breslau, Jakobswalde, Neisse, Baden, Maria-Tasert, Maria-Bell, Winn, Steierdorf, Columbus, Ohio, U. S. A., Pfäfers, Wohlenschwil, Derendingen, Gähwil, Gams, Gossau, Dieboldsau, Engelburg, Ebnet, Kirchberg, Meltingen, Nieden, Nidenbach, Sigolsheim, Königshofen, Otterbach, Königstetten, Schaun, Klagenfurt, Möhna, München, Vottrop, Dülmen, Aachen, Heessen, Billerbeck, Brand, Oberemmel, Zreit, Godesberg, R. B. S. (Ahr), Rothhausen.

Memento!

Von unseren Wohltätern und Mitgliedern unseres Wohltäter-Bundes sind gestorben und werden dem frommen Gebete unserer Leser empfohlen:

Sebastian Ruffer, Heron Lake, Minn. Joseph Pfeifer, Nebraska City, Nebr. Elisabeth Lang, Lead, So. Dak. German Alshof, Cincinnati, Ohio. Jakob, Katharina und Klara Sausen, Franz und Julianna Fischler, Alois und Joseph Jöhl, sämtlich in Cassville, Wis. Georg Heinlein, Langendorf. Kgl. Hoheit Herzogin von Urach, Stuttgart. Elisabeth Nohl, Geislingen. Kath. Schönbauer, Riechtach. Marg. Jannet, Eisenberg. Anna Dölze, Grödenbach. Pfarrer Gg. Waltenberger, Vellenberg. Dompfarrer Paul Moser, Rottenburg. Pfarrer Adam Fritz, Krumbach. Matth. Kirchner, erzb. g. Rat, Schönbühl. Schw. Maria Aloisia Gonzaga Stedenbiller, Landsküt. Emil Reitz, Buxenborn. Maria Rüttig, Ottersweier. Helene Aufhauser, Mintraching. Theresia Gleißner, Eisen-

mühle. Joseph und Sophie Niederegger, Birgen, Tirol. Frau Möhrle, Nied. Anna Schelmeier, Leitershofen. Philipp Eichler, Sophie Herber, Karolina Nieder, Ferdinand Stödt, Wahlberg. Franziska Jeng, Feisenborn. Dr. Jenz Ströbl, Riantental. Marg. Jannet, Binsberg. Viktoria Müller, Bogt. Genovese Sari, Andreas Schürger, Karbach. Walburga Stof, Haisterhofen. Anna Maria Rief, Möhlingen. Maria Wolf, Oberammergau. Barbara Walter, Mohr. Anna Kraus, Poppendorf. Robert Torwart, Motten. Mathias Prell, Grohnotersdorf. Anna Hollerich, Obelting. Maria Ederer, Erding. Anna Thürlig, Dorfbach. Ulrich Keel, Reßlein. Lina Henzi, Günsberg. A. Maria Huber, Weinwil. Frau Sturm-Graf, Flawil. August Schulz, Trebsch. Franziska Drazen, Laibach. Maria Neubauer, Graz. Innocenz Tallavania, Linz. Anton Riehmann, Alberschwende. Maria Hofmann, Breitenberg. Rosalia Bauer, Kirchbach. Mathias Tuma, Prag. Johanna Worles, Jrl. und Frau Luder, Smidow, Prag. Lieberat Stangl, Radmer. Rosalia Bauer, Kirchbach. Josefa Leitner, Agnes und Georg Müller und Katharina Erntreich, Murau. Josefa Stierand, Ober-Wernersdorf. Katharina Trausner, Wartberg. Franz u. Joh. Magerl, Gottfried Weiß und Karoline Zeller, Kornenburg. Kath. Dg, Ursula und Katharina Riehmann, Kath. und Theresia Längler, Rantweil. Rosa Meiner, Lauterach. Abt Korciau, Stift Naigern. Leonhard Goritschig, St. Michael. Jungfrau Benedikta Reich, Rantweil. Josef Psarl, Magdalenaberg. Filome a Dit, Frankfurt. Katharina Mohr, Mariaheim. Euphrosine Bönnig, Braunsberg.

Nach Redaktions-schluss lief noch die Trauernachricht über das am 25. Juni erfolgte Ableben des hochwürdigsten Herrn Fürstbischofs Dr. Altenweisel von Brigen ein. Zeit lebens befandete der hohe Verbliebene ein warmes Interesse für die von einem Kinde seiner Diöcese ins Leben gerufene Mariannhiller Mission durch kräftige Unterstützung derselben. R. I. P.

Mariannhiller Missionskalender 1913.

Unser neuer Kalender ist wieder überaus reich an interessanten Berichten aus dem afrikanischen Missionsleben und sonstigen schönen und lehrreichen Berichten und Erzählungen. Wir erwähnen nur: „Das Negervolk der Schaggaer“, „Eine merkwürdige Begebenheit aus dem Innern Afrikas“, „Das Ehestandsprotokoll“, „Die Völkerschlacht bei Leipzig“, „Weiberlist“, „Eine Wasserstraße vom Rhein nach München“.

Dem reichen Inhalt entspricht der Bilders Schmuck. Außer einem prächtigen Farbenbild, die Kommunion des hl. Stanislaus aus der Hand der hl. Barbara darstellend, enthält der Kalender gegen 100 bildliche Darstellungen, teils aus dem Missionsleben, teils aus verschiedenen Gebieten menschlichen Wissens und Schaffens.

Da unser Kalender von jeher ein Hauptmittel war, die Mariannhiller Mission in immer weiteren Kreisen bekannt zu machen, so stellen wir an die geehrten Leser und Leserinnen des Vergißmeinnicht die ergebene Bitte, nach Kräften zu dessen Verbreitung beizutragen. Der reichste Gotteslohn werde all' jenen zuteil, die sich der guten Sache annehmen!

Der Mariannhiller Missionskalender ist von den auf dem Titelblatte des Vergißmeinnicht angegebenen Vertretungen zu beziehen und kostet in Deutschland 50 Pfg., in Oesterreich-Ungarn 60 Heller, in der Schweiz 65 cts. und in Amerika 20 cents.

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei vorausgehender Uebereinkunft jedoch gerne gestattet.

Verantwortlicher Redakteur Georg Kropp in Würzburg. — Druck und Verlag der Fränkischen Gesellschaftsdruckerei G. m. b. H., Würzburg.

Vergißmeinnicht.

Illustrierte Zeitschrift
der Mariannhiller Mission, Südafrika.

Mit Oberhirtlicher Druckerlaubnis und Genehmigung der Ordens-Obern.
Gelegt von Sr. Heiligkeit Papst Pius X.

Alle Anfragen, Bestellungen, Zahlungen und
Sendungen sind zu richten an die:



Vertretung der Mariannhiller Mission
in Köln a. Rh., Brandenburgerstr. 8.

30. Jahrgang.
Nr. 9.

Erscheint monatlich
und kostet
pro Jahrgang
Mk. 1.50,
direkt franko zu-
gesandt oder von
unsern Befördern
bezogen.
Ueberzahlungen
im Interesse der
Mission
sind willkommen.
Probenummern
gratis.

Wer diese Zeitschrift
bestellt, tut gleich-
zeitig ein gutes
Werk zu Gunsten
der armen Heiden
in Afrika.

Bestellungen
auf das
Vergißmeinnicht
geschehen am ein-
fachsten auf dem
Abschnitt der
Zahlkarte oder
Postanweisung.

Postcheck-Konto
Köln Nr. 1652.



Köln a. Rh.
September 1912.

Der Reinertrag
dieser Zeitschrift
wird nur für
Missionszwecke,
für die Ausbreitung
unserer heiligen
Religion ver-
wendet, weshalb
der hl. Vater
Pius X. zu wieder-
holtenmalen allen
Wohlthätern
unserer Mission
seinen apostolischen
Segen erteilt hat.

Beförderer des
Vergißmeinnicht
werden an allen
Orten gesucht.

Für die Abonnenten
des Vergißmeinnicht
als Wohlthäter
unserer Mission
werden täglich in
der Kollegiatskirche
zu Mariannhill
2, oft 3 hl. Messen
gelesen.

Der Hanserl und der Peterl Das sind zwei lustige Vögel,
Sie singen in Centotow um die Welt, Still sind sie erst, wenn sie schon im Bett.

Ein Blümlein auf der Heiden.

Ein Blümlein auf der Heiden,
Das blüht so wunderfein;
Wenn ich es sollte meiden,
Das brächt' mir große Pein.

Das Blümlein zu erwerben,
Gäh' gern die Welt ich hin
Und alle ihre Freuden:
Zum Blümlein auf der Heiden
Steht einzig nur mein Sinn.

Die Heide, die ich meine,
Wohl ist ihr keine gleich,
So schön die Welt hat keine:
Sie ist im Himmelreich.

Darin blüht die Wunderblume
Mit also lichtem Schein,
Daß ich mein junges Leben
Wollt' gerne für sie geben,
Um mich ihr ganz zu weih'n

Das Blümlein auf der Heide
Ist wohl mein Jesus gut,
Der mich vom Sündenleide
Erlöset durch sein Blut.

Wie sollt' ich ihn nicht loben,
So viel ich nur vermag,
Der treu für mich gestritten,
Am Kreuz den Tod erlitten,
Ertragen Spott und Schmach.

Für ihn die Welt verlassen,
Das acht' ich gar gering,
Und treu das Kreuz umfassen,
Daran er sterbend hing.

Das ist die schönste Blume,
Sie hat den hellsten Schein,
Sie macht all' Leid mir linder,
Sie grünet auch im Winter
Wie sonst kein Blümlein.

(Nach einem alten Volkslied von B. R.)

Unterstützet die katholischen Missionen.

Nach Max Steigenberger, b. g. Rat.

(Fortsetzung.)

Die geehrten Leser mögen gestatten, daß wir noch-
mal auf dieses Thema zurückkommen und mögen auch
gütigst bedenken, daß die Missionäre ja nicht für sich
selbst immer wieder und wieder an die Opferwilligkeit
ihrer Freunde und Gönner appellieren, sondern nur
wegen der mannigfachen Bedürfnisse in der Mission.
Das vorigemal sprachen wir von „Gaben, die aus-
geflogen sind“, diesmal möchten wir die Aufmerksamkeit
unserer lieben Leser und Leserinnen richten auf

Gaben, die nicht ausgeflogen sind.

Wo könnten wohl solche noch zu entdecken sein, die
nicht schon von der Findigkeit der Not oder der Liebe
längst entdeckt worden sind? Soll da sich eine Umschau
noch lohnen? Versuchen wir's einmal!

a) Ein kleiner Besuch in einer Gnadenkirche!
An den Wänden und in den „Schatzkammern“ zahlreiche
Votivgeschenke, die vielfach historisches Zeugnis geben
von erlangten Gnaden und der Dankbarkeit der Be-
gnadigten. Die Geschichte, die Theologie, die Frömmigkeit,
die Pietät und das Recht verlangen gebieterisch Achtung
vor solchen Gegenständen — aber Verzeihung! wenn die
Menge derselben fast nicht unterzubringen ist, wenn
einzelne Weihegeschenke seit Jahrhunderten vergilbt, ver-
staubt, vergessen, mit ersticktem Wachs zusammen in
einer Kammer stehen, so dürfte es erlaubt sein, einige
andere Gedanken zu haben. Wenn wir hören, daß der
hl. Augustinus kostbare Kelche einschmelzen ließ, um bei
außerordentlicher Not den Bedrängten zu Hilfe zu
kommen, so war das jedenfalls besser, als daß sie in
die Hände der Kirchenräuber fielen. Nun ist freilich an
eine auch nur leise Nachahmung solcher Dinge ohne die
Erlaubnis der kompetenten Behörden gar nicht zu
denken. Aber doch wäre es wünschenswert, wenn gewisse
Votivgegenstände, die jedes Interesse verloren haben und
nur dem Moder anheimgegeben sind, zu öffentlichen,
christlich-caritativen Zwecken in flüssige Opfergaben um-
gewandelt werden dürften.

Wir sind nicht so puritanisch gesinnt, um jede lokale
Weihegabe abgeschafft zu wünschen, sondern wir glauben,
daß es auch gut sei, wenn sichtbare Dankesgaben in
Wallfahrtsorten zu sehen sind; gleichwohl können wir
uns des Gedankens nicht erwehren, daß an sich eine
Gabe, um Heiden das Licht des Glaubens nahezubringen,
besser ist, als dicke Opferkerzen und hundert brennende
Wachslichter, oder silberne Augen und Herzen einer
Votivtafel. Es wird zwar dieser Gedanke kaum allen
sogleich sympathisch erscheinen, aber längeres ruhiges
Nachdenken könnte ihn vielleicht doch nicht allen
unsympathisch erscheinen lassen.

In unserer Zeit sind große und weite Wall-
fahrtszüge nichts Seltenes. Wenn ein jeder
Pilger, der sich Einsiedeln, Lourdes, Rom, Jerusalem usw.
leisten kann, von seinem Reisegeld nur eine Mark für
Missionszwecke beiseite legen oder an „Andenken“ ein-
sparen würde, so könnte damit allein ein Missions-
kandidat oft jahrelang erhalten, oder die Reise in das
Missionsgebiet für mehrere bestritten werden. Wäre
das nicht auch ein würdiges Wallfahrtsdenkmal oder
nationales Weihegeschenk? Ja, wenn auch nur von jeder
Wallfahrtsansichtskarte, da wo die Wallfahrtskustodie
selbst den Verschleiß hat, ein Pfennig den Missionen zu-
fiele, welche große Summen würden da zusammen kom-
men! Es ist vielleicht gut, an einigen Zahlen gewisse An-
haltspunkte zu haben. Um beiläufig 1000 Mk. kann ein
Priester seine Studien in einer Missionsanstalt machen,
um zirka 100 Mark können 5 Heidentinder losgekauft
und dem heiligen Glauben zugeführt werden, um wenige
Mark kann ein gutes Missionsblatt und ein schöner, be-
lehrender Missionskalender in ein Haus oder in einen
Verein oder in eine Gemeinde gebracht werden. Es
wären das Gedanken, welche besonders auch von Bruder-
schaften zu überlegen wären, wenn sich ein Ueberschuß in
ihren Kassen beim Jahresabschluß finden sollte — damit
„Gottes Reich“ sich ausbreite“.

b) Eine bescheidene Anfrage in besser situirten Hän-
dern, „ob nichts da sei?“ Im ersten Augenblicke wird
es freilich oft heißen, „es sei nichts da!“ Aber während

man dieses sagt, kann vielleicht die Kastenüre aufspringen und es lugt eine Menge alten Gewandes heraus, das man „um aufzuräumen“, vor der nächsten Modesaison

um einige elende Mark verkauft, in den kleineren Zählern und in den Trageren liegen und stehen vielleicht seit einem Jahrhundert und mehr gänzlich veraltete Schmuck-



Das Münster der alten Kaiserstadt Aachen, wo im August 1912 der deutsche Katholikentag abgehalten wurde. (Text siehe S. 214.)

sachen, Porzellan, Gläser usw. herum, die niemals mehr gebraucht werden, über die man sich fast nur ärgert, weil sie den Platz einnehmen; in einzelnen Zimmern stolpert man über die Möbel und stößt sich an Kästen und Tischen, ererbte Dinge, welche an sich unnötig nur den Raum verengern und verdüstern, das Zimmer unbehaglich machen und bei Mietwechsel mit Seufzen von einer Wohnung in die andere geschleppt werden; in den Dachkammern werden jahrzehntelang überzählige Betten, Teppiche, Lehnstühle, Spielzeug, Bilder, Bücherstellen mit staubigen Büchern und Heften vor Ungeziefer gehütet — und in manchen neuen Missionshäusern, Wohnungen, Schulen und Kinderasylen fehlt fast alles zur Einrichtung, Kleidung, Pflege! Ist wirklich nirgends etwas da von sehr leicht entbehrlichen Dingen?

Bekanntlich kann man selbst aus den unscheinbarsten Dingen, wie gebrauchten Briefmarken, Staniol usw. noch ziemlich etwas für Missionszwecke heraus schlagen, und hat sich da und dort eine „Brockenammlung“ etabliert, in welcher alles zerbrochene oder unbrauchbare Gerümpel angenommen und wieder zu caritativen Zwecken verwertet wird. Aber es dünkt uns, es wäre doch eine Schande, wenn die Missionen irgendwo in erheblicher Weise auf diesen „Kehricht“ der irdischen Güter angewiesen wären. Wenn die Missionäre für die Ausbreitung der Kirche Blut und Leben einsetzen, so werden sicher die zu Hause ruhig lebenden Kinder der Kirche, die in ihren Segnungen schwelgen können, für dieselbe noch etwas anderes haben als unnütz und lästig gewordene Sachen.

c) Auf der Augsburger Katholikenversammlung wurde die Pflege des Kindheit-Jesu-Vereins und des Franziskus-Kaverius- resp. Ludwigs-Missionsvereins sehr empfohlen, und dabei versucht, die jungen Kreise, Studenten, Akademiker usw. zu interessieren, welche die Brücke vom ersteren zum letzteren bilden sollten. Ein sehr guter Vorschlag! Aber wir glauben, es könnte die Kasse aller derartiger Vereine noch besser gespeist und überhaupt ein Haus- und Familienfond für jede Art von Missionsunterstützung (innere und äußere Mission) geschaffen werden, wenn in jedem katholischen Hause etwa unter einem Kreuzifix oder Madonnenbild, wo man oft ein „ewiges Licht“ zu brennen pflegt, eine „Ewige Missions-Sparkasse“ aufgestellt würde, die das ganze Jahr hindurch nie leer und nie voll erhalten werden sollte.

Auf welche Weise sie geleert werden kann, das braucht sicher nicht erörtert zu werden; aber wie sie gefüllt werden kann, das dürfte vielleicht noch des Nachdenkens wert erscheinen.

Missionsreisen im Kongoland in alter Zeit.

(Fortsetzung.)

Wir setzten eilends unsern Weg fort, um noch vor Einbruch der Nacht einen Fluß zu erreichen, den wir passieren mußten. Dort befindet sich, wie man uns sagte, kein Dorf, sondern nur zwei Strohhütten, worin die von Loanda nach St. Salvador reisenden Neger zu übernachten pflegen. Als wir jedoch in die Nähe des Flusses kamen, bemerkten wir zu unserer Verwunderung eine Menge Hütten und vernahmen einen schrecklichen von Trompeten, Trommeln und Pfeifen herrührenden Lärm.

Unsere Schwarzen stukten anfangs, erklärten dann aber bald, dies könne nur das Lager eines großen Herrn der Provinz sein. Auch sahen wir, daß die Hütten mit einem starken Dornenzaun umgeben waren, um die In-

fassen gegen die wilden Tiere zu schützen, die massenhaft an den Fluß kamen, um da ihren Durst zu stillen. Von einem Neger, bei dem wir Erkundigungen einzogen, erfuhren wir, daß wir in der Tat einen großen Häuptling von Tande vor uns hatten, der uns vier mit Gewehren bewaffnete Mulatten, sowie ein paar Schwarze mit Trompeten und Pfeifen zur Bewillkommung entgegen schickte. Er empfing uns sehr freundlich und bewirtete uns mit Hühnern und süßen, einheimischen Früchten. Er gestand uns, es sei seine Gepflogenheit, jeden Tag vor Einbruch der Nacht so ein Lager aufzuschlagen. Es befanden sich darin mehr als 1800 Männer, Weiber und Kinder. In der Umgebung des Häuptlings fielen uns besonders 24 mit Gewehren und Säbeln bewaffnete Mulatten auf, die eine sehr kriegerische Haltung einnahmen, während die Neger nur mit Pfeilen, Bogen und kurzen Lanzen bewaffnet waren. Unsere Bitte, bei ihm übernachten zu dürfen, schlug er unter dem Vorwande ab, er werde bald wieder aufbrechen, dagegen half er uns über den Fluß, und beim Abschied verdoppelte sich das Geschrei und der Lärm der Instrumente, sodaß wir uns höchlichst wunderten über den Aufwand, mit dem hierzulande die großen Herren reisen.

Die Sonne neigte sich schon dem Untergange zu, als wir das jenseitige Ufer erreichten, wir schritten daher rüstig voran und erreichten schon nach einer halben Stunde die beiden Hütten, von denen wir oben gesprochen. Sicherheit gegen die wilden Tiere boten sie uns nicht, denn sie waren mit keiner Dornhecke eingefriedigt; dagegen bemerkten wir auf den sie umgebenden Bäumen kleine Nisthäuschen, die fast wie Vogelnester aussahen. Die Neger hielten uns, von einer der beiden Hütten Besitz zu nehmen; sie selbst wollten in der zweiten übernachten, und ein paar sollten abwechselnd auf den Bäumen Wache halten. Unser Wunsch, selbst auf die Bäume zu steigen, wurde als unausführbar zurückgewiesen. So krochen wir also in die bessere, mit etwas Stroh ausgestattete Hütte hinein, verzehrten die Früchte, womit uns der Häuptling beschenkt hatte und überließen uns nach verrichteten Abendgebet dem Schlafe.

Um Mitternacht weckte uns ein furchtbares Gebrüll. Ein Löwe und eine Tigerin verfolgten sich in grimmiger Wut und rasten wie besessen um unsere Hütte herum. Der Mond schien helle, und wir konnten durch die Türspalten die beiden Bestien, die oft unter ohrenbetäubendem Gebrüll übereinander kollerten, deutlich sehen. Wir standen zusammen Todesängsten aus und beichteten einander, denn wir glaubten schon, unser letztes Stündlein sei gekommen. Unsere armselige Strohhütte gewährte solchen Bestien gegenüber nicht den geringsten Schutz. Da hörten wir die auf den Bäumen sitzenden Schwarzen den in der Hütte übernachtenden einige kurze Sätze zurufen, und bald darauf loderte eine Feuerflamme auf. Dies verschreckte die beiden Tiere; sie rannten in wilder Hast dem Flusse zu, und wir waren gerettet.

Später kamen wir nach der sehr großen Libatte Vombi. Hier machten wir mit dem Sohne eines Häuptlings Bekanntschaft, der gut portugiesisch sprach und sich anheischig machte, uns auf der ganzen Reise als Dolmetsch zu dienen. Wir nahmen das Anerbieten des jungen Mannes, der etwa 25 Jahre zählen mochte, mit Freuden an. Der Häuptling, sein Vater, gab ebenfalls seine Zustimmung, und so traten wir am nächsten Tag schon mit Sonnenaufgang die Weiterreise an. Wir hatten in der Tat an diesem schwarzen Prinzen einen ebenso angenehmen, wie aufmerksamen Reisegenossen,

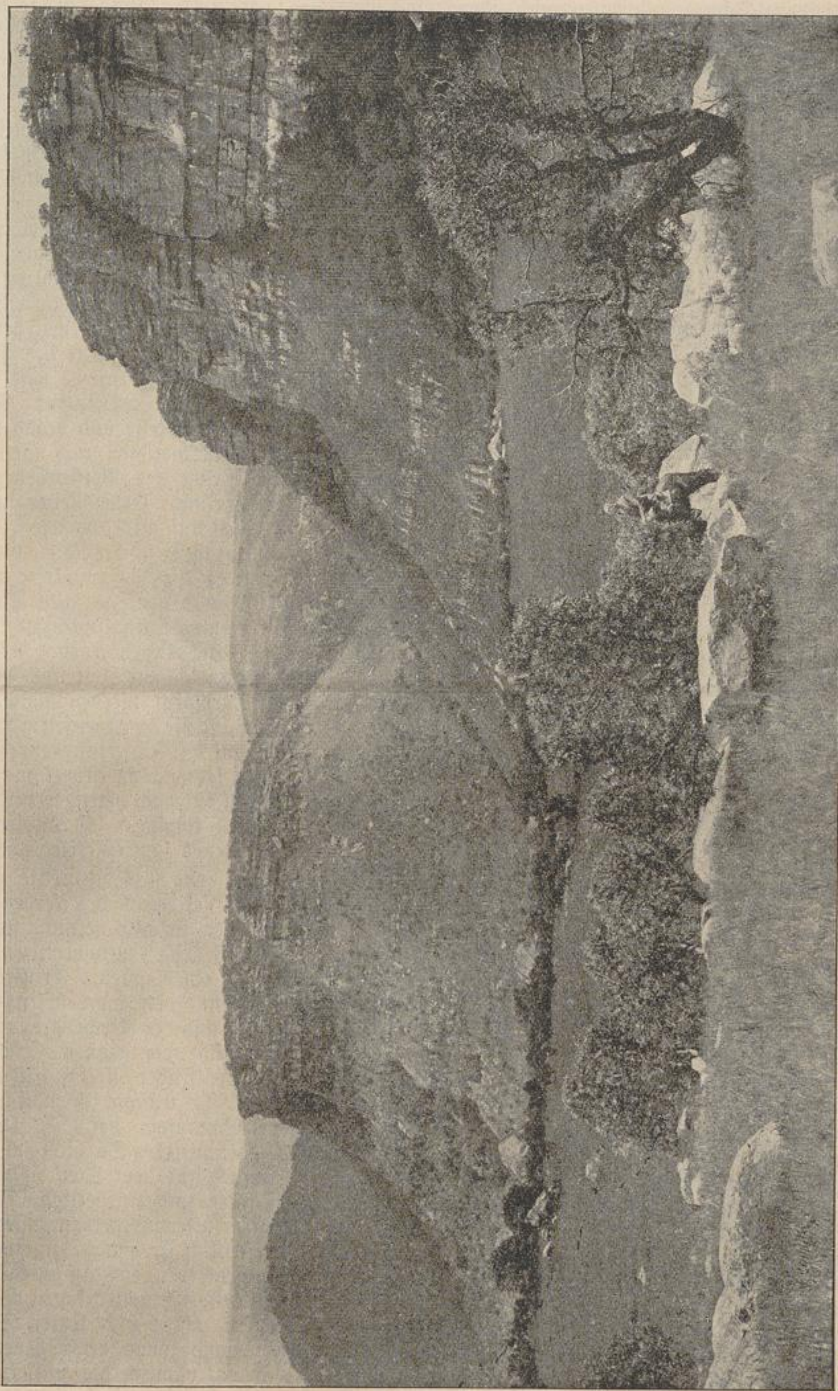
glaubten uns allen Gefahren überhoben und zogen munter und sorglos unseres Weges dahin.

Da sahen wir plötzlich in der Ferne ein mächtiges Feuer auflebern, das, vom Winde getrieben, uns näher und näher rückte. Unser Gefährte sagte: „Da haben sicher Jäger oder Reisende Gras in Brand gesteckt, und die Sache ist nicht ohne Gefahr; denn von dem Feuer werden überall die wilden Tiere aufgeschreckt und uns direkt entgegen getrieben. Es bleibt uns nichts anderes übrig, als auf die Bäume zu steigen und zu warten, bis sie vorüber sind.“ Zeit war keine zu verlieren; ich zog daher schnell aus einer unserer Risten eine in Brasilien gekaufte Strickleiter hervor und ließ einen unserer Träger auf einen großen Baum klettern, um sie zu befestigen. Dann stiegen wir zwei Missionäre und der schwarze Prinz hinauf und zogen die Leiter nach, während die Neger schnellstens andere Bäume erkletterten.

Kaum hatten wir da droben Platz genommen, als schon die wilden Tiere in atemloser Hast und in solcher Menge herangerast kamen, daß wir ihnen mit unserer ganzen Gesellschaft höchstens zu einem kleinen Imbiß hätten dienen können. Da kamen Tiger, Löwen, Wölfe, Büffel, Nashörner und weiß Gott was alles, in wildem Durcheinander dahergestürmt. Einige der wilden Bestien erhoben beim Vorübertragen die Köpfe und blickten grimmig zu uns herauf. Doch wir saßen auf einem so hohen und sicheren Throne, daß wir gottlob nichts zu fürchten hatten. Die Neger wußten das, verhöhnten deshalb die flüchtigen Tiere und schossen vergiftete Pfeile auf sie ab. Als die Gefahr glücklich vorüber war, stiegen wir herab und setzten unsern Weg unter inbrünstigem Dank gegen Gott wieder fort.

In dem Dorfe, in welchem wir nun ankamen, trafen

wir nur wenige Leute an; die meisten waren auf einem Kriegszuge gegen den Grafen von Sagnio begriffen, der sich gegen den König von Kongo empört hatte. Michaelangelo aber eilte nach Bamba voraus, um von dort



In den Drachensbergen in der Nähe unserer Missionsstation „St. Anna“, früher Soleni genannt.

neue Träger für uns und unser Gepäck zu holen. Ich selbst blieb in dem kleinen Dorfe zurück und sah mich genötigt, mehrere Tage lang ausschließlich mit einigen wilden Bohnen zu nahren, welche der schwarze Prinz für mich sammelte. Da sie aber nur sehr geringe Nährkraft

haben, konnte ich mich bald vor Schwäche kaum mehr auf den Füßen halten. Ich setzte mich daher vor meiner Hütte auf einen Haufen Stroh und begann Rosenkränze zu ketteln. Bald umringten mich einige hochbetagte Neger, bewunderten die bunten Glasperlen und die feine seidene Schnur und baten mich, ihnen eins dieser Kunstwerke zu überlassen. Ich bedeutete ihnen, daß ich gerne einen Rosenkranz gegen eines der zahlreichen Hühner, die im Hofe umherliefen, vertauschen würde, ein Ansinnen, auf das sie sofort eingingen. Die Umstände nötigten mich, diese List anzuwenden; denn Kinder gab es in dem kleinen Dorfe nicht zu taufen, mir aber um Gottes Lohn ein Almosen zu geben, kam den guten Leuten gar nicht in den Sinn. Für einen Rosenkranz aber konnte ich die verschiedensten Lebensmittel haben.

(Fortsetzung folgt.)

Missionsverhältnisse in „St. Joseph“.

Vom Hochw. P. Mansuett Poll, R. M. M.

(Fortsetzung.)

Eine sechste Katechese stelle habe ich dem hl. Apostel Andreas geweiht. Sie liegt in der noch meist protestantischen (wesleyanischen) Niederlassung Kleinfontein. Unterricht und Gottesdienst halte ich in dem ziemlich geräumigen Hause eines noch heidnischen Kaffern. Seine Familie ist protestantisch getauft, doch finden sich unter den Anverwandten auch mehrere Katholiken. Der hl. Messe und den religiösen Vorträgen wohnt außer den Katholiken immer auch eine beträchtliche Anzahl Katechumenen, d. h. solcher Protestanten bei, die katholisch werden wollen. Der erwähnte Kaffer wünscht sogar, daß ich auf seiner Farm ein Kirchlein baue. Wie gerne täte ich das! Doch woher die Mittel nehmen bei der allgemein herrschenden Armut?

Hier möchte ich übrigens die Bekehrung einer jungen wesleyanischen Witwe erwähnen, die sicherlich auch das Interesse unserer geehrten Leser finden wird. Eines Tages fand ich nämlich in jener Gegend eine junge, sterbenskranke Frau. Sie war Witwe und bewohnte mit ihrer Mutter eine kleine Grashütte. Da sie schon früher wiederholt die Absicht geäußert hatte, meinem Unterrichte beizuwohnen, fing ich an, ihr etwas vorzubereiten und sie im katholischen Glauben zu unterrichten. Als ich sie am folgenden Tage wieder besuchte und mit der Frage herausrückte, ob sie nicht katholisch werden möchte, dankte sie mir für mein gestriges Gebet und erzählte, sie habe während der Nacht einen merkwürdigen Traum gehabt. Es sei ihr nämlich vorgekommen, als gäbe ich ihr ein weißes Kleid und als sei sie mir dann nachgefolgt.

In der stillen Hoffnung, der Traum möge sich erfüllen, erweckte ich mit ihr auch diesmal Alte der Reue, der drei göttlichen Tugenden usw. und verließ sie mit dem heiligen Segen. Als ich nächste Woche wieder kam, fand ich sie zwar sehr schwach, doch bat sie mich sofort aus freien Stücken um die hl. Taufe. Ich erteilte ihr zunächst den notwendigen Unterricht, ließ sie nach einer kurzen Formel den wesleyanischen Irrtum abschwören, beietete ihr das katholische Glaubensbekenntnis vor, das sie mir Wort für Wort nachsprach, hörte ihre Beichte und absolvierte sie zum Schlusse bedingungsweise, wie es in solchen Fällen bei uns üblich ist. So war ihr Traum in Erfüllung gegangen. Ich hatte ihr mit Gottes Hilfe das weiße hochzeitliche Kleid verschafft, und sie folgte mir in der katholischen Kirche nach.

Ich übernachtete an jenem Abend in dem Hause eines katholischen Storekeepers (Krämers), las am folgenden

Tage wieder in dem oben erwähnten Hause die heilige Messe und erteilte sodann den Kranken die letzte Delung und den Sterbeablaß. Nachdem ich den ganzen Tag über in verschiedenen Kaffernkreisen christlichen Unterricht erteilt hatte, kam ich spät am Abend in Watershed, einer siebenten Katechese stelle an, die ich dem heiligen Apostel und Evangelisten Johannes geweiht habe. Seit etwa einem Jahre halte ich dort Gottesdienst in einer geräumigen, recht sauber gehaltenen runden Hütte eines Kaffern Namens Tschabalala, dessen Sohn Vincenz früher die Missionschule in Mariannhill besucht hatte, und der erst kürzlich eines recht schönen und erbaulichen Todes gestorben war. Es wohnen noch mehrere Katholiken und eine Menge Protestanten in der Nähe. Sie alle begleiteten mich zum Grabe des Verstorbenen, das ich nachträglich einsegnen wollte, denn ich hatte dem frommen Jüngling zwar alle heiligen Sterbesakramente gespendet, war aber bei seinem Tode und der Beerdigung nicht zugegen gewesen.

Ich nahm übrigens die Zeremonie erst am kommenden Tage vor, denn es war, wie gesagt, schon spät am Abend, als ich dort eintraf. Am Morgen las ich zunächst die heilige Messe und begab mich sodann in Begleitung seiner Verwandten und vieler anderer über den Berg zum Grabe des Verstorbenen, wo schon eine Menge Kinder und Erwachsener unter dem Schatten eines Baumes auf mich warteten. Nach vollzogener Einsegnung benützte ich die schöne Gelegenheit, einige erbauende Worte an die Versammlung zu richten. Ich knüpfte zunächst an den erbaulichen Tod des braven Vincenz an. Der fromme Jüngling hatte kurz vor seinem Hinscheiden alle seine Angehörigen, besonders seine lieben Geschwister, die zur Zeit noch protestantisch sind, in Bälde aber katholisch werden wollen, an sein Sterbelager gerufen und sie zu gegenseitiger Liebe und zu allem Guten ermahnt. „Ich muß jetzt sterben“, hatte er gesagt, „mein letzter Tag ist gekommen; betet für mich! Auch ich will für euch beten, wenn ich zum lieben Gott in den Himmel komme.“ Dann legte er sich nieder und verschied eines sanften, friedlichen Todes.

Ich frug nun die Leute, ob sie auch einmal eines so schönen, seligen Todes sterben wollten, wie der gute Vincenz, den sie alle gekannt und geliebt hatten. Als sie alle mit „Ja“ antworteten, sprach ich von den Bedingungen eines guten, christlichen Todes, vom wahren Glauben, den man bekennen und von den Geboten Gottes und der Kirche, die man halten müsse; namentlich sprach ich vom großen Gebote der Liebe, das uns befehle, Gott über alles zu lieben und den Nächsten wie uns selbst. Dazu fügte ich endlich die Mahnung zum Gebete, zum Empfang der heiligen Taufe und der übrigen Gnadenmittel. So hielt ich unter dem Schatten dieses Baumes aus dem Stegreif vor all diesen Heiden, Protestanten und Katholiken eine ziemlich lange Predigt, welcher alle mit gespanntester Aufmerksamkeit zuhörten. Hoffentlich ist manches meiner Worte zum Samenfeld geworden, das auf gutes Erdreich gefallen und seiner Zeit reiche Frucht bringen wird.

Am achten und letzten Stelle möchte ich noch eine neue und zwar recht bedeutende Katechese stelle erwähnen, nämlich die Kaffern-Reserve Harrysmith, in der Freistaat-Kolonie, etwa 50 englische Meilen von „St. Joseph“ entfernt, wohin ich einigemal im Jahre mit der Bahn fahre. In Harrysmith befinden sich zwei katholische Priester, nämlich P. Lenoir, ein alter ehrwürdiger Oblatenpater, und der Militärkaplan Father Den, ein Weltpriester. Leider ist keiner derselben der

kaffrischen Sprache mächtig, und doch befinden sich in der Stadt und deren Umgebung auch s c h w a r z e Katholiken, welche dringend einer geistlichen Hilfe bedürften. Father Den, den ich einmal im Konvent zu Ladysmith traf, machte mir auf diesen Uebelstand aufmerksam und meinte, ich sollte, da ich der nächste kaffrisch-redende Priester sei, den dortigen Eingeborenen wenigstens zeitweise Gelegenheit zum Empfang der heiligen Sakramente geben. Ich suchte nun beim Hochwürdigsten Herrn Bischof von Kimberley, in dessen Vikariat Harrysmith liegt, um die nötigen Fakultäten nach. Er gab sie mir mit Freuden und lud bei diesem Anlaß zugleich die Mariannhiller Missionäre überhaupt in sein Vikariat ein.

Nachdem ich auch meinen Ordensobern über die Sache verständigt hatte, fing ich an, dann und wann nach Harrysmith zu fahren. Ich fand daselbst nicht bloß einige schwarze Katholiken, sondern auch viele protestantische Eingeborne der verschiedensten Sekten, welche vielfach eine starke Vorliebe zur katholischen Kirche bekundeten.

Weil das am Ende der Stadt gelegene Kirchlein des P. Le noir dem hl. Apostel Petrus geweiht ist, so hielt ich es für angezeigt, meine Kaffern-Reserve unter das Protektorat des großen Völkerapostels St.

P a u l u s zu stellen. Es bestände dort eine gute Aussicht für die katholische Sache, vorausgesetzt, daß es gelänge, ein Kirchlein daselbst zu bauen, sowie einen Missionär zu gewinnen, der sich dauernd der Kaffernseelsorge widmete. Es wimmelt dort förmlich von protestantischen Kapellen und Kirchlein verschiedener alter und neuer

Sekten, nur die katholische Kirche ist bis zur Stunde noch ohne Kapelle für die zahlreichen Schwarzen. Das kann doch auf die Dauer unmöglich so bleiben! —

(Fortsetzung folgt.)



Christliche Kaffern pflügen mit Madagaskar-Ochsen.

Herzlichen Dank!

Von Schwester M. Rosa, C. P. S.

Egenstochau. — Auf die Bitte, die ich im letzten Jahre für unsere armen schwarzen Bräute zu veröffentlichen wagte, sind dank der Hochherzigkeit unserer ge-

ehrten Wohltäter verschiedene Gaben eingelaufen. Da es mir unmöglich ist, jedem einzelnen zu danken, schon aus dem einfachen Grunde, weil mir die Namen und Adressen der edlen Spender und Spenderinnen unbekannt sind, so möge dafür als Ersatz ein Brieflein gelten, das unsere gute Adeline, welche seitdem als erste Braut unser Marienhaus verließ, an einen dieser Wohltäter schrieb. Wir geben ihn im kaffrischen Urtext und in deutscher Uebersetzung wieder. Er lautet:

Centocow, Dronk Vlei, Natal.
Madunyiswe u Jesu Kristo!
'Sihlobe sami esihle!

Ngiyabonga kakulu ngento engiyipiwe evela kuwena!

Kade ng'ezwa, ukuti bakona abantu abasizayo abampofu, nami-ke namhla ngitole isipo esivela kuwena. Ngiyatokoza kakulu!

Ungadinwa umusa wako kitina abantu abampofu lapa e South Africa.

Ngiyakufisela, ukuba umsa wako lo u Nkulunkulu awubuyisele, awuvuze ngokungaqondwa uwenami, ngitsho igugula pezulu lobuso bwake.

Loku pela inkosi yetu, u Jesu, yati: „Loko enikwenzela abanye egameni lami, nikwenzela mina.“

Ngiyabonga kakulu kuwena, sihlobo, ngenhliziyo yonke, kodwa ngiyatembisa, ukuba, ukubonga kwami ngikubeka pambi kwen-Kosi yetu ngomtandazo engizakutandazela wona.

Ngiyacina.

Y'imina,
u Adeline Made.

In deutscher Uebersetzung:

Gegenstschau, Dronk Vlei, Natal.
Gelobt sei Jesus Christus!
Mein guter Freund!

Ich danke gar sehr für das, was Du mir zum Geschenke gesandt hast!

Schon längst hörte ich, daß es Leute gebe, die den Armen helfen; und siehe, heute bekam ich eine Gabe von Dir. O ich freue mich darob gar sehr!

Fahre fort in Deiner Güte gegen uns arme Leute hier in Südafrika.

Ich wünsche, daß Gott, der Große-Große, Dir Deine Güte vergelte und Dich belohne auf eine überschwengliche, uns allen unbegreifliche Weise, nämlich durch den Schatz, der da besteht im Schauen seines Angesichts dort oben!

Hat doch Jesus, unser Herr gesagt: „Was Ihr andern in meinem Namen tut, das tut ihr mir.“

Ich wiederhole aus ganzem Herzen meinen Dank, teurer Freund, und verspreche zugleich, daß ich meinen Dank auch vor den Herrn bringen werde, durch eifriges Gebet für Dich!

Nun schließe ich.

Ich bin's.

Adeline Made.

Dies das Brieflein unserer guten Adeline, die, wenn auch arm, doch recht glücklich und zufrieden mit ihrem jungen Ehemanne zusammen lebt. Reich ist sie allerdings nicht, ich glaube, man könnte das ganze Inventar ihres armen Strohhäuschens auf einem einzigen Schubkarren transportieren. Begreiflich daher, daß solch' eine Seele für jede, auch die geringste Gabe von ganzem Herzen dankbar ist.

Doch nicht nur Adeline, nein, alle unsere Katechumenen und schwarzen Neuchristen danken ihren guten überseeischen Wohltätern von ganzem Herzen. O wie viele, aus innerstem Herzensgrunde kommende „Vergelt's Gott“ wurden mir schon zugerufen, wenn ich an Schulkinder, an Kranke und Arme die von Europa und Amerika gekommenen milden Gaben austeilte. Und ich bin fest überzeugt, daß dieser Dankesruf und diese Bitte um Wiedervergeltung aus dem Munde der Schwarzen nicht unerhört verhallen werde am Throne Gottes, sondern daß er vielmehr hundertfachen Gottesseggen herableiten werde auf all jene, welche diesen armen Schwarzen zu Hilfe kommen. Der liebe Gott läßt sich fürwahr an Großmut von uns armseligen Geschöpfen nicht übertreffen, und je freigebiger wir gegen seine Stellvertreter, die Armen, sind, desto gnädiger und freigebiger wird er auch gegen uns sein.

Der Barthel.

Von Schw. Engelberta, C. P. S.

(Fortsetzung.)

Gegenstschau. — Als Barthel das erstemal in Reich und Glied mit den übrigen Schulkindern am Sonntag in's Hochamt kam, hatte ich mit dem schwachsinigen Knaben meine liebe Not. Er war zwar kein Neuling mehr in der Kirche, denn seine Mutter hatte ihn schon oft zum Gottesdienste mitgenommen. Allein, während sie ganz hinten in der Kirche ihren Platz genommen hatte, wo Barthel vor lauter Bäumen den Wald nicht sah, befand er sich jetzt mitten unter den Schulkindern, ganz vorn in der Nähe des Altars, und da war ihm alles neu! — So oft sich der Priester am Altare umwandte und die Arme ausbreitete, versuchte es ihm mein Barthel getreulich nachzumachen und sprach ebenfalls ganz laut sein „Dominus vobiscum.“ Um jede weitere Störung zu vermeiden, mußte ich ihn daher in meine nächste Nähe nehmen und sorgfältig überwachen. Später ging's dann schon besser, er kniete schön ordentlich hin, faltete die Hände zum Gebete und wandte kein Auge mehr vom Altare. Heute aber ist der Barthel schon so weit, daß er fundigen Auges helfend in mein Erziehervamt eingreift. So oft er nämlich ein Böblein sieht, das in der Kirche umsieht, tändelt oder spielt, gibt er ihm einen leisen Wink, und nach Schluß des Gottesdienstes sagt er mir vor der Kirchentüre, wie er mir heute wieder geholfen! —

Damit jedoch die freundlichen Leser des Vergißmeinnicht den kleinen, dicken Barthel noch besser kennen lernen, will ich ihnen im Vertrauen ein „hochinteressantes Zwiegespräch“ mitteilen, das wir zwei, d. h. der Barthel und ich, unter vier Augen ganz allein geführt haben.

Es war an einem schulfreien Samstag; ich saß in der Schule und schrieb gerade etwas fürs „Blättchen“. Da klopfte es ziemlich plump an die Türe, und herein tritt lachenden Mundes mein guter Barthel und grüßt: „Sakubona 'Nkosazana yami!“ (Ich sehe dich, meine Schwester.) „Ich sehe dich, mein Kind“, erwidere ich den Gruß und schreibe ruhig weiter. Die Störung war mir nicht sehr lieb, allein beim guten armen Barthel mußte man schon ein Auge zudrücken.

Zuerst folgte er staunenden Blickes der Feder, die so schnell über das Papier hineilte, dann fing er an, die Gegenstände auf dem Schreibtische zu mustern und rückte endlich mit allerlei weissen Fragen heraus. Am meisten

war ihm eine kleine Statue des hl. Antonius aufgefallen. Nachdem er lange sinnend darauf hingeblickt, fragte er: „Schwester, wer ist das?“ — „Das ist der hl. Antonius“, gab ich kurz zur Antwort. — „Umfundisi yini? Ist er ein Lehrer?“ „Ja, ein großer Lehrer.“ — „So wie du?“ — „Noch ein viel größerer.“

„Atshi, ai! akunjalo. Nichts da, das kann einfach gar nicht sein!“ stieß er ganz entrüstet hervor. Nach seiner Ansicht durfte niemand größer sein, als seine Lehrerin, wie er mich zu nennen pflegt.

„Was tat denn der hl. Antonius?“ frug er unbestimmt um meine Schreiberei weiter. — „Nun er lehrte und tat viele Wunder.“ — Der Barthel schaute mich fragend an, das Wort „Wunder“ war ihm offen-

achtung erworben und er hatte noch vieles, vieles über ihn zu fragen.

Als ich ihm aber sagte, der hl. Antonius helfe uns, verlorene Sachen wieder zu finden, da lagerte sich plötzlich tiefer Ernst auf sein dunkles Gesicht. Dann faltete das Kind in großer Herzensinfaß die Hände zum Gebete und sagte: „Hl. Antonius, bring' mir meinen Verstand zurück! Denn die Leute sagen, ich habe meinen Verstand verloren.“ — Ich nahm tiefgerührt eine Medaille des Heiligen aus der Schublade und hängte sie dem Knaben um den Hals mit den Worten: „Ja, mein Kind, bete nur fleißig zum hl. Antonius, und der liebe Gott wird dir so viel Geisteskräfte geben, um ein guter Christ zu werden und einmal in den Himmel zu kommen.“



Knabenschule in Mariatal. (Sch.v. Dorothea.)

bar nicht ganz klar; allein, ich hatte in diesem Augenblick weder Zeit noch Lust, ihm eine lange Erklärung darüber zu geben.

„War er geistig?“ — „O ja, gar sehr.“

„Kann er die Sonne vom Himmel herunterholen?“ — „Nein, das kann er nicht. Aber du kannst das; du hast sie gestern in der Schule auf die Tafel gezeichnet.“

„Kann er fischen?“ — Fischen gilt in den Augen unseres Barthel als eine große, große Kunst. Sein zwölfjähriger Bruder Alois kommt manchmal mit Fischen, die er sich im nahen Flützchen gefangen, nach Haus und wird dann vom Barthel jedesmal als ein halber Wundertäter angestaunt.

„Ob der hl. Antonius fischen konnte, fragst du? O der konnte noch viel mehr. Er konnte sogar mit den Fischen reden, er hat ihnen eine Predigt gehalten und die Fischlein sind gekommen, haben ihm aufmerksam zugehört und mit den Köpfchen zugewinkt.“ — Das freute nun unsern Barthel sehr. Er lachte mit dem ganzen Gesicht und stellte sofort kleine Versuche an, ebenfalls so freundlich zu nicken, wie die Fische getan. Der hl. Antonius hatte jetzt überhaupt seine größte Hoch-

Strahlenden Auges und übergelüchelt im Herzen marschierte Barthel zur Türe hinaus, zeigte allen Menschen, groß und klein, die an ihm vorübergingen, das Kleinod, das er am Halse trug und erzählte ihnen von den Wundern des großen heiligen Antonius, namentlich von seiner Fischpredigt.

Ob der liebe Gott das Gebet des armen Knaben wohl erhören wird? Erst leztlich hörte ich einige Leute sagen: „Sonderbar, Barthel, der Sohn des Lukas, ändert sich; seitdem er größer wird, scheint auch sein Verstand zu wachsen.“

Bei der Arbeit entfaltete unser kleiner Bartholomäus einen tiefen Ernst und große Ausdauer. Während der Spielzeit hat er für sein Brüderchen, Eduard, aus ein paar Spulen und einigen Brettchen ein ganz hübsches Wägelchen fabriziert. Es hat ihm manch' heißen Schweißtropfen gekostet, bis das große Werk fertig war; allein es war immerhin eine Leistung, die seinem Unternehmungsfinn alle Ehre machte. Selbstverständlich führt ihn in solchen Fällen sein erster Weg zu mir, und triumphierend zeigte er mir seine neue Erfindung.

Unter die Spiele der anderen Knaben mißte er sich selten. Die sind nicht nach seinem Sinn; er ist lief-

für sich, bewacht sein kleines Brüderchen, spielt im Sande mit Steinen und baut sich, wenn's hoch hergeht, aus Lehm, Holzwerk und Stroh eine Hütte.

Damit wollen für heute Abschied von unserm dicken Barthel nehmen; vielleicht gibt es in Bälde wieder etwas Interessantes von ihm zu erzählen.

Kleine Missionsnachrichten.

Detting. — Am zweiten Sonntag nach Ostern empfangen hier 38 Personen, meistens Schulkinder die erste heilige Kommunion.

Diese Woche haben wir hier eine Tageschule auf einer Außenstation eröffnet. Es fanden sich gleich 20 Kinder ein. Nächste Woche wollen wir eine zweite Schule dieser Art anfangen. Es handelt sich hier nicht um eine Erweiterung der Mission, sondern zunächst um

am ersten Ostertage alle außerhalb der Kirche bleiben, die nicht zur ersten hl. Kommunion gingen. Für die Außenbleibenden aber wurde in anderer Weise gesorgt. Während des Abtes im Innern der Kirche wurde nämlich draußen im Freien eine hl. Messe zelebriert und den älteren Christen Gelegenheit geboten, die hl. Kommunion zu empfangen.

Das Mittagsmahl fand in der Mädchenschule statt. Der Luxus, einem jeden eine eigene Schüssel zu geben, war vollkommen ausgeschlossen, und Stühle gab es auch nicht. Man saß auf dem Boden oder auf der Bank der Mauer entlang. Am Ostermontag fand Erstkommunionfeier statt für 55 Christen, am Osterdienstag Taufe für 46 Heiden.

P. Adalbero.

M. Ratsch. — P. Apollinaris Schwammberger schreibt: „Der Ostermontag war für uns ein großer Freudentag, da an den selben 48 Erwachsene das hl. Sakrament der Taufe empfangen; 19 von ihnen waren früher Protestanten und gehörten verschiedenen Sekten an. Viele hatten ihr Heim in sehr weiter Entfernung; eine Person wohnt sogar 60 engl. Meilen von hier. Da man sie nicht so oft erreichen kann, ließ ich sie zur Missionsstation kommen, wo sie dann täglich viermal Unterricht erhielten.

Am weißen Sonntag gingen alle diese Neugetauften mit 13 andern zur ersten hl. Kommunion. Die Schulkinder — viele derselben sind schon erwachsene Burschen und Mädchen — bekamen seit Neujahr täglich zweimal Religionsunterricht, denn viele von ihnen sind weit hergekommen und werden später nur selten Gelegenheit zum Unterrichte haben. Alle bemühten sich redlich und bereiteten sich mit großem Eifer auf den Empfang dieses heiligen Sakramentes vor. Zwei dieser Erstkommunikanten empfangen am darauffolgenden Tag das heilige Sakrament der Ehe.

Gemäß der Weisung unseres Hochw. Herrn Abtes werden wir künftig keine Erwachsene mehr taufen, die nicht hinreichend unterrichtet sind, um sofort auch zum Tische des Herrn gehen zu können. Es geschieht das, um dem Dekret des hl. Vaters Pius X. hinsichtlich der ersten heiligen Kommunion besser genügen zu können.

Missionsverhältnisse in Zenstochau.

Einem Briefe des Hochw. P. Emanuel Hanisch, Superiors unserer südafrikanischen Mission Zenstochau, datiert vom 30. April l. J., entnehmen wir folgende interessante Mitteilungen:

„Es sind nun vier Jahre her, daß ich zum erstenmal die hiesige Station sah, und vom Hochw. Abte Gerard persönlich in die Mission eingeführt wurde. Seit mehr als Jahresfrist ist mir im Hochw. P. Thomas Neuschwanger ein lieber Confrater und treuer Mitarbeiter beigegeben. Meine Vorgänger in der hiesigen Mission,



Ein Vegetationsbild aus Deutsch-Südwest-Afrika: Eine Dattelpalmenplantation in Bethanien.
Erlischhof, Berlin 68.

pflichtgemäße und bestmögliche Erziehung christlicher Kinder, d. h. solcher Kinder, deren Eltern bereits Christen sind, die aber in unserer Kostschule nicht aufgenommen werden können.

P. Maurus.

Triaschill. — Auf Ostern hielten wir wiederum reiche Ernte: eine Zahl von 181 Katechumenen empfangen das hl. Sakrament der Taufe und 183 Christen feierten ihre erste hl. Kommunion. Außerdem sind durch unsere Täuflinge 32 Familien christlich geworden.

Karlsamstag um einhalb sechs Uhr begannen die hl. Zeremonien. Nach der Taufwasserweihe taufte R. P. Maier 33 unserer Kostschüler, sowie 6 aus der Schule St. Michael. R. P. Ignaz setzte die Spendung des hl. Sakramentes fort an 24 Katechumenen unserer Tageschule in Triaschill, und an 22 der Außenstation St. Kassian. Als er mit seinen Täuflingen in das Kirchlein eintrat, verließen die von P. Maier eben getauften Christen dasselbe, während P. Superior jetzt mit dem Reste der Täuflinge außen Stellung nahm und das hl. Sakrament an 12 Kinder der St. Bonifaz- und an 38 der Schule von St. Anton spendete.

Nachdem alle getauft waren, begann die feierliche Auferstehungsmesse kurz vor 12 Uhr. Wegen Platzmangel erhielten nur die Neugetauften Zutritt zur Kirche während des Gottesdienstes. Ebenso mußten

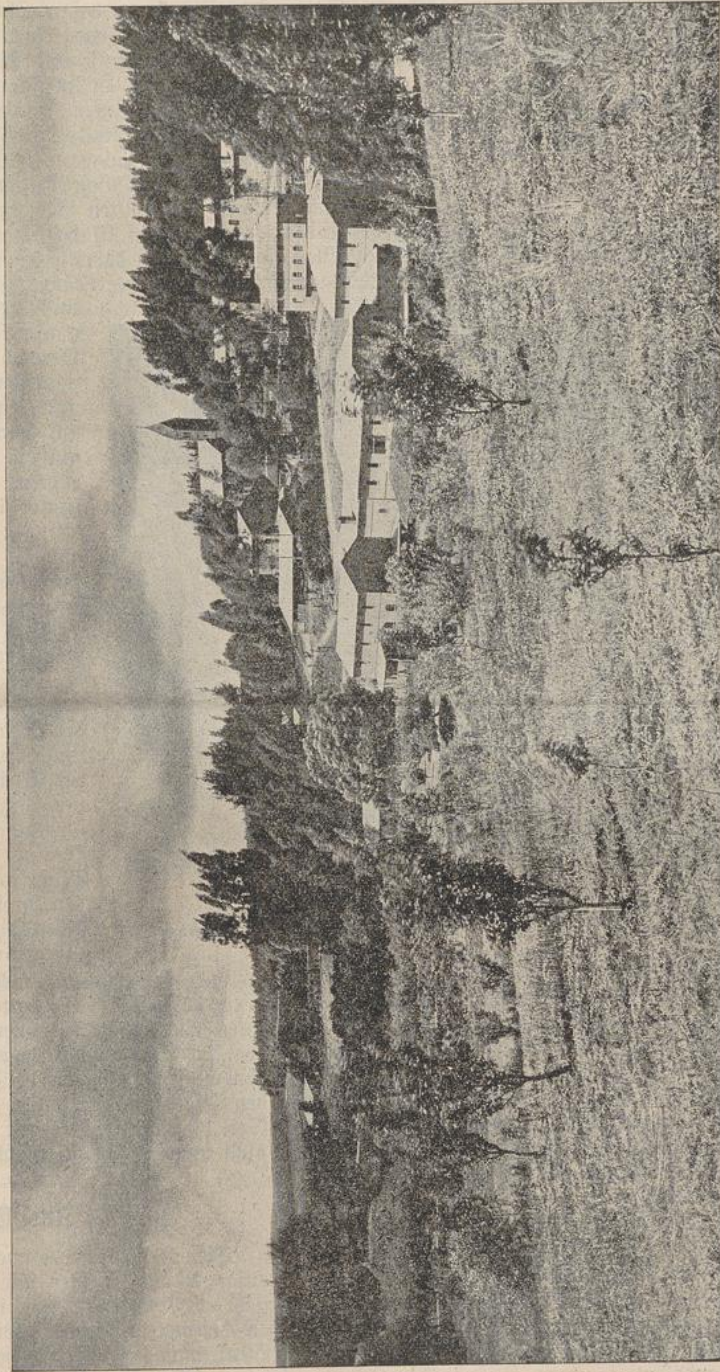
Abt Gerard selbst an der Spitze, haben ein gutes Stück Arbeit getan, das nun seine vollen Früchte zeitigt. Der Zudrang zum Unterrichte, zur Kirche und den heiligen Sakramenten ist sehr groß und anhaltend. Schon längst müssen wir an allen Sonn- und Festtagen doppelten Gottesdienst halten und jedesmal ist dabei die Kirche überfüllt.

In hohen Festtagen errichten wir einen Altar im Freien, weil es sonst nach allen Seiten hin an Platz gebricht. An Weihnachten waren nach allgemeiner Schätzung nicht weniger als 2500 Personen gegenwärtig. Am weißen Sonntag und den zwei folgenden Tagen, welche von uns speziell für den Empfang der Osterkommunion bestimmt worden waren, wurden nicht weniger als 1100 heilige Kommunionen an die schwarzen Neuchristen ausgeteilt. Czenstochau selbst hat jetzt etwa 300 christliche Insassen, dazu kommt dann noch das große Christendorf, das allein 130 Schulkinder zählt, andere drei Schulen in weiterem Umkreise der Station sind im Bau begriffen, und an zwölf verschiedenen Stellen wird regelmäßig katechetischer Unterricht gegeben. Nächstens sollen wieder 200 Personen am gleichen Tage getauft werden. Das Taufbuch selbst weist gegenwärtig die Zahl 2100 auf.

Die englische Zeitung „Vitneß“ hat dieses Jahr schon dreimal lange Artikel über Centocow gebracht und einmal auch eine große Abbildung unserer Station. Auch der Magistrat ist uns sehr gewogen, und die Regierung hat uns eine schöne Straße nach der nächsten Eisenbahn-Haltestelle, welche gleichfalls den Namen Centocow führt, bewilligt.

Ein Hauptaugenmerk richten wir auch auf die Heranbildung neuer schwarzer Lehrkräfte. Zehn derselben haben wir in jüngster Zeit schon ausgebildet, vier für die oberen Kurse, sechs für die unteren, und weitere drei talentierte und gut geschulte Schüler sollen nächstens ihren Kursus in unserer Normalschule beginnen. — Desgleichen haben wir unsere Obsthauerschule bedeutend vergrößert, da wir nicht mehr alle unsere Kunden bedienen konnten.

Im Store (Kaufladen für Schwarze) ist eine Näherei eingerichtet, die flott arbeitet; ein neues Haus daneben wird bald fertig sein, und dann können wir die Näherei, in der viele unserer erwachsenen Mädchen unter guter



Missionsstation Czenstochau. (Von Südost n. aus gesehen.)
Oben steht die alte Missionskirche, die wegen Mangel an Raum in Wälder durch eine neu, größere ersetzt werden soll. Rings darum her sind die Schulen, unten rechts steht die Mühle, die der Schmiede und einigen Leinwandwebenden; am weitesten nach links ist die gegenwärtige, kleine, ungenügend gesegnete Bräuerwohnung. Ein Neubau in der Nähe Entaloptusdörfer, die in wenigen Jahren zu ganz erkauflicher Höhe emporsteigen.

Aussicht lohnende Arbeit finden, in größerem Maßstabe betreiben.

Unsere neue Kirche geht allmählich der Vollendung entgegen. Rechts und links davon in gleichem Abstand sollen unsere Brüder und Schwestern ein neues Heim bekommen. Für die ersteren wird, um einem seit Jahren

gefühlten Notstand abzuhefen, ein neues Brüderhaus gebaut, während für die Schwestern durch Umbau der gegenwärtigen Dekonomiegebäude größere und günstiger gelegene Wohnungen geschaffen werden sollen. Somit wird in Bälde unsere ganze Missionsstation ein neues Gesicht bekommen. Möge auch in Zukunft Gottes Segen, ohne den ja alles menschliche Wirken und Schaffen umsonst ist, auf unserm Werke ruhen!"

Ostern im südafrikanischen Kevelaer.

Vom Hochw. P. Eligius Müller, R. M. M.

Schon am Palmsonntag war unser Kirchlein viel zu klein, um alle Gläubigen zu fassen. Nach der Palmweihe nahm die Prozession ihren Verlauf durch den schönen Weg nach dem Friedhof, dem kleinen Blakwattel-Wäldchen entlang und endigte mit der Absingung



Yeti Maria! Begrüßet seid du, Maria!

(Schwarze Christen Kinder unserer südafrikanischen Missionsstation Ezinstochau.)

des Evangeliums vor der Kirchthüre. War aber der Andrang zum heiligen Bußsakramente an diesem Tage schon groß, so steigerte er sich noch im Laufe der Woche. Schon am Mittwoch zogen die ersten Christen mit Kind und Regel, wie man zu sagen pflegt, in Kevelaer ein. So nahm die Einquartierung, sich fortwährend steigend zu, bis sie am Samstag ihren Höhepunkt erreichte. Die Leute rückten alle heran mit Sack und Pack. Da gab es viel Arbeit im Beichtstuhl bis spät in die Nacht hinein und den folgenden Tag.

Am heiligen Ostertage selbst fand sich daher eine stattliche Schar am Tisch des Herrn ein, sowohl bei der Frühmesse, als auch beim Hochamt. Wenn man bedenkt, daß viele unserer Christen bis über 8 Stunden weit zu Fuß herkommen, sogar von Glandsfop, so muß man gewiß bekennen, daß diese Christen manche unserer europäischen Landsleute in ihrem Eifer in den Schatten stellen.

Man muß die Wege hier kennen. Stundenweit durchs hohe nasse Gras, dann in starkem Nebel, der uns kaum 100 Schritt weit sehen läßt, und ringsum die Gegend dicht einhüllt, auf dem Rücken die Kinder, auf dem Kopfe eine Bürde, worüber man staunen muß, und

dann bergauf, bergab auf den schmalen, steinigen schlüpfrigen Pfaden, in dürriger Kleidung bei kaltem Wetter. Auch heute am heiligen Ostertage ist den ganzen Tag solch dichter Nebel, verbunden mit starkem Regen, den uns ein kalter Wind ins Gesicht peitscht. Doch unversehens kommen fortwährend Leute mit großen Bürden, einige haben sogar einen Schirm. Alle Räume, Ställe, Schulen, Remise und Werkstatt sind überfüllt, so daß ganze Familien im Freien ein Plätzchen suchen müssen. Auch vor meinem Zimmerchen hat sich auf den Steinen eine ganze Familie, groß und klein niedergelassen. Doch überall sieht man trotz des Unwetters und des frierenden Körpers, fröhliche Gesichter. Das kommt wohl daher, weil die meisten schon in ihrer Seele Ordnung gemacht haben, dann ist das Herz voll von Osterfreude. Der Leib kommt dabei wenig in Betracht. Schauen wir einmal hin, wie es damit bestellt ist. Ein bißchen Palatsch und wenn es hoch hergeht, noch ein paar Maisskolben: das ist die ganze Herrlichkeit für den Magen. Da sieht man nichts von Ostereiern, Kaffee und Kuchen und anderen Leckereien auf dem Ostertische. Ja, diese Leute müssen selbst auf das Feuer verzichten, das in ihrem Heimatskraal zumal bei solchem Wetter nie fehlt; denn in den Schulen ist Holzfufsboden und in sonstigen Räumen Heu gestreut, wozu noch der Wind durch Türen, Fenster und Löcher pfeift.

Um 10 Uhr war das feierliche Hochamt. War schon das Kirchlein bei der Frühmesse ohne Schulkinder voll, so zeigte sich der Platzmangel bei der Spätmesse erst recht. Das Volk stand dicht gedrängt ohne Bänke in der Kirche bei offener Tür bis hinaus ins Freie und hielt in der größten Ordnung bis nach der Festpredigt aus. Hochw. P. Superior hatte sich die Mühe nicht verdrücken lassen, auch an den drei vorhergehenden Tagen den Gottesdienst so feierlich als möglich zu gestalten. Es war auch am heiligen Ostertage der Altar auf die bestmögliche Weise geschmückt. So hatten die Leute einigen Ersatz für ihren Eifer und Ausdauer. Nach dem heiligen Segen zog sich alles in die Lagerstätten zurück und bald verkündete froher Gesang religiöser Lieder, daß das Wetter der Osterstimmung keinen Abbruch tat. Möge der liebe Gott diesen Eifer, der mir dem Eifer der ersten Christen nicht ungleich scheint, reichlich segnen!

Aus Triashill.

Dem Fremden, der nach Triashill kommt, scheint es anfangs, als sei hier alle Tage Sonntag. Beständig sieht er Volksscharen um und in der Kirche, und dreibis viermal dröhnen die Böller, daß es eine Freude ist! Wenn man sich aber ein paar Tage daselbst aufgehalten hat, merkt man bald, daß dem nicht so ist. Die Volksscharen sind die Katechumenen, die zum Unterrichte herbeikommen, und die Böllerschüsse, die so freudig durch die Berge hallen, rühren von Br. Kassian her, der beständig an der Arbeit ist, große Steinblöcke in die Luft zu sprengen, um Baumaterial für die neue Kirche zu gewinnen.

Im Haushalt unserer Schwarzen aber gibt es jetzt für lange Wochen keinen Sonntag mehr; denn wegen zu großer Trockenheit ist die Maisernte ganz mißraten. Auf vielen Feldern sah ich den Mais nur handhoch. Sie müssen den importierten Mais um teures Geld bei uns kaufen (25 Mark kostet der Sack!), weshalb sie täglich nur einmal etwas essen können. Jeden Tag kommen Kinder zu uns, die sich etwas verdienen wollen. Man läßt sie Ziegel zum Neubau tragen, und ich staune oft über ihren Fleiß und ihre Ausdauer. Haben doch diese kleinen Wichte, 10—12jährige Knaben und Mädchen, gewöhnlich drei Nachmittage zu tun, bis sie sich eine Schiefertafel, einen Hut oder sonst ein Stückchen Zeug verdient haben.

Der Hochw. Vater Mayr ist Ende März auf eine 14-tägige Exkursion ausgezogen. Er beabsichtigt, alle, auch die entlegensten Katechetenstellen zu besuchen und gleichzeitig photographische Aufnahmen zu machen. Und was noch mehr ist: er will für die ganze Reise mit „einem Schilling“ auskommen. Ich glaube es ihm auch. Denn dieser Schilling ist eben unser bester Reisesel, einer von den tapferen Zweien, die unserer Station Triashill noch aus besseren Zeiten übrig geblieben sind. Anfangs Mai will P. Mayr mit Bruder Christian nach Europa abreisen, wo er zunächst in unserm Missionshause „St. Paul“ als Lehrer tätig sein soll.

P. Ignatius.

Unsere Missionsstation „St. Barbara“.

Von Br. Flavian, R. M. M.

Das Fest der lieben Schutzheiligen unserer ersten Außenstation von Triashill wurde das lektmal (4. Dez. 1911) mit größerer Feier begangen als bisher. Wie gerne hätte ich im vorigen Jahre zu Ehren unserer hehren Patronin auch etwas getan; aber dazumal hatte der Herr andere Absichten mit mir. Am St. Barbara-tage lag ich auf dem Krankenbette, und erwartete, mit den heiligen Sterbsakramenten versehen, den Tod. Auf die Fürbitte unserer Heiligen schenkte mir der liebe Gott wieder Leben und Gesundheit. Demütig statte ich hier dem Himmel meinen besten Dank ab.

Schon am Vorabende des Festes war der Hochw. P. Superior zu uns heruntergekommen, um den schönen Tag der heiligen Barbara unter seinen Kindern zuzubringen und am Morgen die heilige Messe zu zelebrieren. Dazu kam die Feier der ersten heiligen Kommunion. Der seeleneifrige Priester hatte die Freude, sechs in der Krankheit getaufte Christen zum Tisch des Herrn zu führen; einen schon bejahrten Stephan, einen kleinen Augustin und vier alte Mütterchen: Magdalena, Barbara, Franziska und Anna. Nachdem sie alle in der Frühe gebeichtet hatten, empfingen sie während der heiligen Messe die heilige Kommunion. An diese Feier schloß sich der Unterricht an, den der Hochw. P. Superior, P. Malbero, 60 Katechumenen erteilte. Endlich ging es in die Schule, wo für die Erstkommunikanten ein Frühstück bereit stand. Anfangs wollten die guten Leuten gar nicht daran. Es war ihnen zu fremd, mit ihrem Vaba und zwei Brüdern (ihren Lehrern) gemeinsam zu Tisch zu sitzen. Nach und nach ging es aber doch, und die Geschirre sind leer geworden, nachdem sie ihre Kinder und Verwandten gerufen hatten.

„St. Barbara“ besitzt gegenwärtig ein ganz anderes Kirchlein als noch im letzten Jahre. Die alte Schule, aus Stein gebaut, ist nämlich Kirche geworden. Im jetzigen Presbyterium wurden zwei Fenster eingesetzt, welche dem Altare genügend Licht geben. Zwei kleine

Flügel wurden angebaut, um eine Sakristei und ein Oratorium für die Schwestern herzustellen. Durch das Anbringen einer zweiten Türe wurde ein doppelter Ausgang für Männer und Frauen geschaffen. Das neue Dach ist um drei Fuß höher, der ganze Bau um zwölf Fuß länger geworden. Die Gesamtlänge beträgt jetzt 55 Fuß, die Mauerhöhe neun Fuß. Am Giebel sind drei kleine Fenster angebracht. Altar und Kommunionbank sind aus Ziegeln aufgebaut und letztere mit einer sinnigen Inschrift versehen. Auch die Orgelbühne fehlt nicht, welche 40 Sängern Raum bietet. Ja, es wäre sogar noch Platz für ein Harmonium vorhanden, doch ich habe für „St. Barbara“ schon so viele Bitten



Klein-Mathildchen dankt der freundlichen Vergißm. in nicht-Versein für das neue Kleidchen und die schöne Puppe, die sie von ihr durch Schwester Engelberta erhalten hat.

vorgebracht, daß ich kaum mehr wage, eine neue zu stellen.

Unser schönes „St. Barbara“ besitzt auch schon einen Friedhof, und zwei Christen liegen bereits auf demselben begraben. Es hielt anfangs schwer, die Alten zu bewegen, die getauften Christen in der geweihten Erde begraben zu lassen; sie hängen noch zuviel an dem alt-heidnischen Gebrauche, die Leichen auf ihrem eigenen Plaze unter einem großen Steine zu verscharren. Wir hoffen jedoch, daß diese alte Sitte langsam verschwinden wird.

So wäre denn für den Anfang unserer Station so ziemlich alles beisammen. Es steht ja auch ein Pfarrhäuschen links von der Kirche auf einer kleinen Anhöhe, aus Stein gebaut mit zwei Zimmerchen. Nur etwas fehlt noch: ein ständiger Pfarrer und ein paar gute Schwestern! Dann wäre die Missionsstation „St. Barbara“ auf den Glanz hergerichtet. Bis jetzt ist nur am Sonntag heilige Messe und an den Werktagen durchschnittlich bloß einmal, wegen Mangel an Priestern.

Bienenzucht in Reichenau.

Von Dr. Joseph Wegel, R. M. M.

(Schluß.)

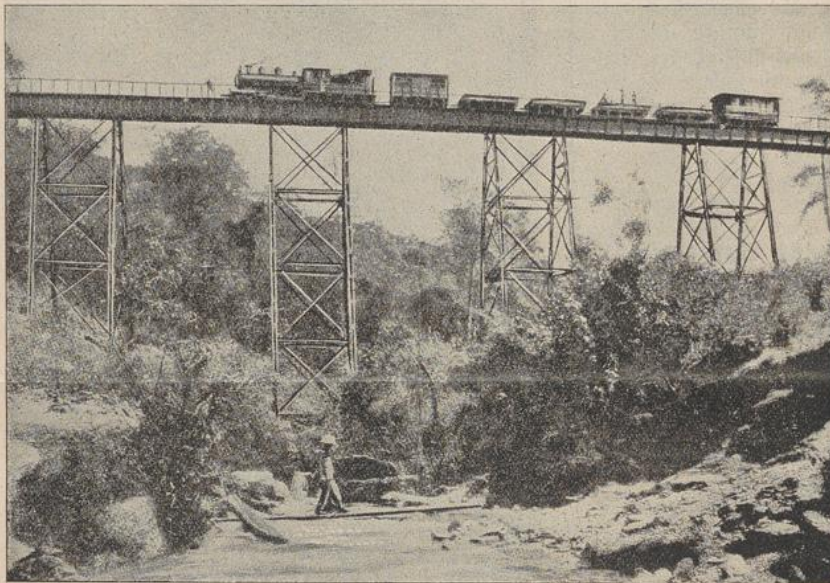
Nach dem Tode des Bruder Alpinus (August 1903) ging die Sorge für die Bienen in die Hände unserer Missionschwestern über. Sie tun die Arbeit gerne, und zwar mit beständig wachsendem Erfolge. Reichenau hat, wenigstens für afrikanische Verhältnisse, ein ziemlich kaltes Klima, und somit ist zur Winterszeit (Mitte Mai bis Anfang September) viel Arbeit und Mühe mit der Bienenpflege verbunden. Jeden Tag sind die Kästen von innen und außen gut mit dichten Decken und Sackleinwand zu verhüllen, und in sonnigen Stunden die Flugseite für die Arbeitslustigen wiederum zu öffnen. In und außerhalb des Geheimlaboratoriums bedarf es mancher Hilfeleistungen. Da sind hungrige, schwächere

neuem Arbeitsfleiß. Bei genügendem Frühregen hat inzwischen auch das Weideland seine winterliche Trauerfarbe in schmales Grün verwandelt, und obgleich die oft rauhen grobstänglichen Grasflächen Südafrikas im allgemeinen wenig mit der Frühlingspracht europäischer Vergnügen gemein haben, — hier am Polela nähern sie sich in etwa dem ländlichen Reize der europäischen Heimat.

Da verbinden sich die lachenden Kinder Floras mit dem fatten Grün des kurzen, würzig-kraftigen Grazes, dessen Riesenteppich, durchwirkt mit goldenen, roten, blauen und rosafarbenen Blüten, den Bienen zu reicher Mahlzeit wird. Während diese Weide über Grenzen, Decken und Säune hinweg sich ausdehnt, mangelt es auch im engeren Bereiche der Station nicht an duftendem Schmaus. Im Gemüse- und Arzneigarten der Schwestern auf der breiten „Halbinsel“ öffnet manche Honigblüte

ihren gastlichen Kelch. Selbst im friedlichen Ruhegarten der Toten, auf dem würdigen Gottesacker dicht hinter der gotthischen Kirche, herrscht reges Leben. Von zahlreichen Ziergewächsen, Schlingpflanzen und wohlgepflegten Blumenbeeten in buntestem Farbenschmelz summt es in allen Tönen. Vom ersten bis zum letzten Sonnenstrahl, der am monumentalen, steinernen Kreuz inmitten der Grabesreihen das fast lebensgroße Bildnis des Gekreuzigten küßt, bleibt es lebendig.

Außerhalb der immergrünen Zaunhecke der Friedensstätte stehen unter offenem Schuttdach, terrassenförmig aufgestellt, die Vielblinde der Blumenwelt. In zahlreichen Pflanzentöpfen harret die Zierde des Altars und der Schmuck des



Eine afrikanische Eisenbahnbrücke. (Einem englischen Reisehandbuch entnommen.)

Pflegebefohlene zu füttern, durstige zu tränken und die Verteilung der Einwohner des Bienenstaates zu regulieren. Bisher waren unsere Bemühungen trotz mancher Feinde und Gefahren geeignet. Am Ehrenplatz im Bienenheim ist ein Bild des lieben Jesukindes und der Gnadenmutter von Altötting aufgestellt, zum Zeichen, daß auch hier aller Segen von oben kommt.

So der Himmel uns weiter hilft, wird die Nektarquelle in Zukunft noch stärker fließen; denn das Arbeitsfeld der Bienen dehnt sich von Jahr zu Jahr aus. Seitdem die Obst- und Waldanlagen am Polela florieren, ist auch für die fleißigen Immen ein wahres Paradies geschaffen. An aromatischer Nahrung fehlte es das ganze Jahr nicht. Im August und September sind die Pfirsichblüten und sonstigen Frühlingskinder der wiedererwachenden Flora ihre Weide. Im Oktober die Äpfel- und Birnbäume, welche gleich Riesenbuketts in herrlichem Weiß und Rot nicht nur die Augen der Menschen erfreuen, sondern auch die vielen kleinen Honiglieferanten zur Festtafel einladen. Und hat dieser reiche Frühlingstisch nach kurzer Prachtentfaltung seinen Blütenichnee auf die Erde gestreut, so locken lange Reihen süßduftender Akazien zu neuem Festgelage, zu

Gotteshauses seiner hehren Bestimmung. Auch da holt sich manches Bienlein ein Tröpfchen süßen Nektars, bevor der volle Blumenstrauch das vergoldete Dach des Heilandes oder die Ehrenstätte der Himmelskönigin krönt. Bis ins stille Heiligtum hinein zieht der Duft zuweilen das summende Geschöpf, dessen monotone, leise Musik die zarten Saiten betender Andacht stimmen hilft. So ist den ganzen Sommer hindurch für die zahlreichen Bewohner des großen Bienenstaates gesorgt. Und in den Talsenkungen der Mahaquahberge wartet noch manches reizende Urwäldchen und Haldbengebüsch mit seltenen Kräutern und später Baumblüte als herbstliches Arbeitsrevier der Lehrmeister des Fleißes.

Wieviele Ausflüge einer Biene, wieviele Blumen und Blüten bedarf es wohl, um eine Messerspitze reinen Honigs zu gewinnen? Rührend schön sagt ein großer orientalischer Heiliger: „Erstaune über die Güte Gottes! Wieviele Menschen lästern und beleidigen mit der Zunge ihren Herrn und Schöpfer, und zur gleichen Stunde sendet er seine Bienen aus, um für eben diese Lästerungen Honig zu bereiten!“

Möge uns die Biene außer ihrem unermüdblichen



Gib mir, mein Sohn, dein Herz. Nach einem Relief von H. Vader.

Gaage, Leipzig-Neuditz, Kohlgartenstraße 14.

Arbeitsfleiß auch innige Dankbarkeit gegen einen so guten Gott lehren, der gleichsam mit tausend Händen und an tausend Orten zugleich für unser Wohl tätig ist, während wir seiner so oft vergessen!

Die Biene, einzeln ein Atom,
Dem Wassertropfen gleicht,
Das durch die Menge wächst zum Strom,
Der kühn das Meer erreicht.

Der Bienen Zahl, zum Volk vereint,
Ist eine starke Macht, —
Was einzeln ihr unmöglich scheint,
Durch viele wird's vollbracht!

So lehre uns der Immen Fleiß,
Des Flusses Wogenpiel:
„Es führt im großen Bruderkreis
Nur Einigkeit zum Ziel!“

Besuch des Oberhäuptlings Mhlobo.

Vom Hochw. P. Albert, R. M. M.

Keiland. — Wir hatten heuer ein sehr schönes Osterfest. Neben dem hohen Festgeheimnisse, das jedes wahre Christenherz mit Freude und himmlischem Frieden erfüllt, war es die Taufe der ersten Schulkinder und Katechumenen aus Zigudu und Sabalela, sowie der Besuch des Oberhäuptlings Mhlobo (sprich: Mshlobo), was die herkömmliche Festfreude noch wesentlich erhöhte.

Daß Letzterer auf die Einladung unseres P. Superiors hin sich herbeiließ, den weiten Ritt von 25 engl. Meilen zu machen, um persönlich unsere Schule und Mission in Augenschein zu nehmen, muß ihm schon hoch angerechnet werden. Er wünschte nach kassrischer Sitte bewirtet zu werden und bat, für ihn und sein Gefolge im benachbarten Saliwa zwei Hütten in Bereitschaft zu setzen.

Am Karfreitag kam er in Begleitung von drei schwarzen Prinzen, Söhnen des Häuptlings Matanzima, sowie mehreren seiner Räte und Diener in Saliwa an. Es waren im ganzen 18 Mann, alle zu Pferd. Sie waren über Sabalela, Goyta und Neiba durch die protestantische Mission St. Marks geritten und hatten überall unter den Schwarzen das größte Aufsehen erregt; war es doch unerhört, daß ein so großer Häuptling mit solch' zahlreichem Gefolge zu den Ama-Romas (den Katholiken) auf Besuch ging.

Am Osterfesttag, morgens 10 Uhr, traf der große Häuptling mit seinem Gefolge, dem sich noch weitere zehn Reiter von Saliwa angeschlossen hatten (darunter sämtliche Söhne des alten Saliwa) hier in Keilands ein. Mhlobo überragte an Körpergröße wie ein zweiter Saul alle übrigen anwesenden Männer. Er ist noch jung (25 Jahre alt) und hat ein sehr gewinnendes Aeußere, so daß man sich sofort zu ihm hingezogen fühlt. Nach einer kurzen Begrüßung begab sich alles in die Kirche zum feierlichen Gottesdienst. Nie zuvor waren so viele Kaffern anwesend, indem nämlich eine große Anzahl von Erwachsenen und Kindern sämtlicher Außenstationen erschienen war. In der Pause, die nach der Predigt eingetreten war, führte ich unsern hohen Gast auf seinen Wunsch hin in unsere Schule, zeigte und erklärte ihm alles und beantwortete seine Fragen. Sein Interesse erstreckte sich auf jede Einzelheit.

Als nach dem Gottesdienst unsere hiesigen Männer ihn begrüßten, erwiderte er: „Ich bin ganz entzückt von dem, was ich heute gesehen. So etwas habe ich mir gar nicht vorgestellt. Freilich war ich noch niemals bei den Ama-Roma und nirgends bei den Weißen habe ich eine Aufnahme gefunden wie hier.“ Unterdessen hatte man einige photographische Aufnahmen gemacht. Mhlobo aber mit seinem Gefolge kehrte nach Saliwa zurück.

Nachmittags begaben auch wir uns dorthin. Ich selbst blieb dort über Nacht, weil ich am Ostermontag meinen Christen Gottesdienst zu halten hatte. Da sah ich denn auch, welches Interesse Mhlobo für die Bücher unseres Katecheten an den Tag legte. Er ließ sich gleich mehrere geben, um laut darin zu lesen. Der Katechet sagte mir nachträglich, daß er dem Chief fast die ganze Nacht hindurch das Licht halten mußte, während Mhlobo eifrig im Katechismus, in der biblischen Geschichte und dem Gebetbuch las und viele Fragen an ihn stellte. Dies bewog mich, dem Chief einen Katechismus und eine biblische Geschichte zum Geschenk zu machen, was ihn gar mächtig freute.

Am Ostermontag ließ Mhlobo es sich nicht nehmen, unserem Gottesdienste beizuwohnen. Seine Leute kamen mit ihm. Nach der kirchlichen Feier dankte ich ihm vor der versammelten Menge für die Ehre seines Besuches. Ich erklärte ihm, daß wir Missionäre gekommen seien, um die Kinder in der Schule nützliche Dinge zu lehren, aber auch dafür zu sorgen, daß die Erwachsenen mit uns dereinst im Himmel glücklich seien.

Als später die Kinder in der Schule versammelt waren, kam Mhlobo mit seinen Prinzen und Räten und hielt eine Ansprache, die einem katholischen Bischofe Ehre gemacht hätte. Er betonte, wie sehr es ihn freue zu sehen, mit welcher Liebe und mit welchem Eifer die Abasundisi sich dem Wohle der schwarzen Kinder widmen. Sie, die Kinder, mögen sich denn auch dankbar zeigen durch ihr gutes Betragen und Gott dienen, wie es ihnen von den Missionären gelehrt wird. Sie sollen sich glücklich schätzen, Kinder Gottes zu sein. — Die Pferde waren inzwischen gesattelt und nach einem warmen Händedruck wurde die Rückreise angetreten.

Am 14. April begab ich mich im Auftrag des P. Superiors in verschiedenen Angelegenheiten nach Damata. Ich besuchte dort den Häuptling Mhlobo und überreichte ihm zwei Photographien, die wir gelegentlich seines Besuches in Keilands hergestellt hatten. Die eine Aufnahme zeigt sein Brustbild, das wir mit einer Krone geschmückt und kunstvoll eingerahmt hatten.

Auf dem anderen Bilde erscheint er zu Pferd, umgeben von den Prinzen und Räten gerade im Begriffe Keilands zu verlassen. Dieses letztere Bild entzückte ihn noch mehr als das erste, und er wurde nicht müde, dasselbe immer aufs neue zu betrachten und seiner Umgebung zu zeigen. Auch seine Mutter ließ er rufen, um dasselbe zu bewundern. Sodann ließ er mich seine Schule sehen, die von zirka 40 Kindern besucht wird, und endlich seine künftige Wohnung, ein Haus aus Ziegeln mit 6 Wohnräumen. Er teilte mir mit, daß er auf seiner Farm 300 Kaffern habe, die ihm Rente zahlen müssen. Diese Farm ist so groß, daß wir leicht drei Schulen bauen könnten, von denen jede drei engl. Meilen von der anderen entfernt wäre, wie es das hiesige Gesetz vorschreibt.

Außerdem besitzt Mhlobo noch verschiedene andere Plätze weiter nördlich und nordöstlich, die sein ausschließliches Eigentum sind, abgesehen davon, daß viele andere Häuptlinge, die unter ihm stehen, von ihm ab-

hängig sind oder doch beeinflusst werden. Wenn daher seine Freundschaft mit uns eine dauernde ist, welcher Nutzen könnte für die Ausbreitung der Mission und unserer Schulen daraus erwachsen!

Die Erbarmungen des Herrn will ich ewig besingen. Ps. 88, 1.

Vom Hochw. P. Erasmus Hörner, R. M. M.

(Fortsetzung.)

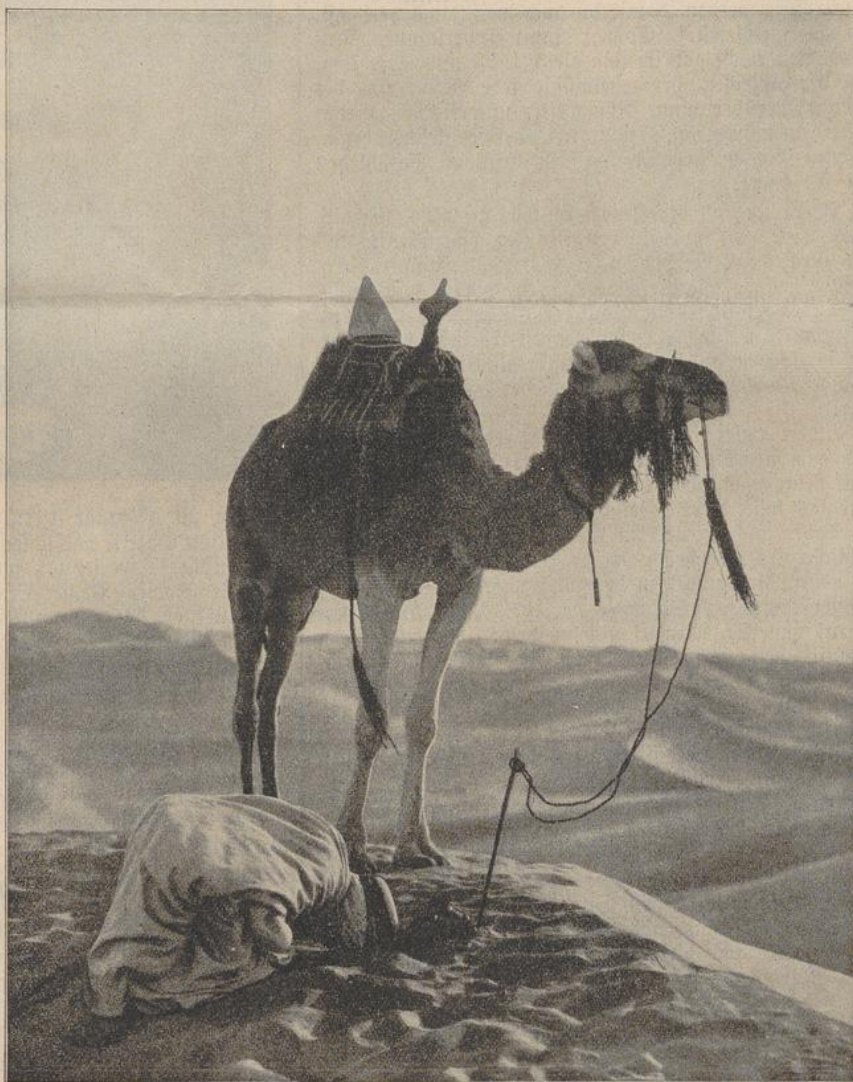
St. Michael. — In Springvale, zehn englische Meilen von St. Michael entfernt, haben wir, wie schon wiederholt erwähnt, einen schönen Katechesenplatz, der zu großen Hoffnungen berechtigt, wenn der liebe Gott auch fernerhin seinen Segen dazu gibt. Nach einem Bache, der dort vorbeischießt, nennen die Schwarzen den Ort, wo das Häuschen steht, in dem wir Gottesdienst zu halten pflegen und Katechese geben, Etungwane. Der Name des Kraalbesizers aber ist: Quadratus Pungula, ein guter, charakterfester Christ, der uns eigens für die hl. Messe und den katechetischen Unterricht eine neue, aus Rasen gebaute Hütte zur Verfügung gestellt hat. Gott lohne es ihm!

In der engern und weitem Umgebung hiervon sind schon an 70 Katholiken nebst einer Anzahl Katechumenen, die sich langsam, aber stetig mehrt. Noch bedeutend mehr würden sich dort bekehren, und eine prächtige Tagesschule könnten wir daselbst errichten, wenn wir nur ein kleines Plätzchen bekämen, um darauf eine Kapelle und Schule zu errichten. Wie viele Heiden kämen dann zu uns, und wie viele aus der englischen Hochkirche, die seit alter Zeit eine Mission in Springvale hat, und anderen Bekenntnissen würden zu uns übertreten! Unser jetziger Katechesenplatz liegt mitten in einer Lokation (einem den schwarzen Eingeborenen reservierten Bezirke), und all' unsere Bemühungen, von der Regierung die Erlaubnis zum Bau einer Schule oder Kapelle zu bekommen, waren bisher umsonst. Auch von den Farmern ringsum, die uns zwar sonst gut gesinnt sind, konnten wir nichts

erhalten; sie sind eben Protestanten und wollen es mit ihren Predigern nicht verderben.

Ein paarmal glaubte ich sicher, einen Platz zu bekommen, es fehlte nur noch der definitive Kaufvertrag; doch da kam regelmäßig etwas in die Quere und vereitelte wieder alles. Es schienen manchmal ganz geheime Triebfedern zu arbeiten. Zur Zeit, da ich dieses schreibe, hätten wir neuerdings Gelegenheit, ein kleines Stück Land für mehrerwähnten Zweck zu kaufen. Diesmal stelle ich die ganze Sache dem Schutze des hl. Erzengels Gabriel anheim, den ich schon längst als Patron für jene Gegend erkoren habe. Unsere geehrten Leser aber bitte ich um eifrige Unterstützung des Planes durch Gebet.

Soviel über das dortige Missionsgebiet; nun ein weiteres Beispiel zu unserem Thema: „Die Erbarmungen des Herrn will ich lobpreisen ewiglich!“ Mitte Juni 1910 kam ich wieder nach Etungwane, oder St. Gabriel, wie wir es fortan heißen wollen. Da erfuhr ich, in einer der benachbarten heidnischen Hütten



Leipziger Missions-Zentrale,
Breitkopffstraße 18.

Das Gebet in der Wüste.

Phot. P. Frankl in Berlin.

liege ein junger, schwerkranker Bursche von etwa 25 Jahren; er habe in der Stadt gearbeitet, sei krank zurückgekommen und habe Verlangen nach der hl. Taufe; ich möchte einmal zu ihm gehen, denn er wünsche, mit mir zu sprechen.

So ging ich denn hin, den Kranken zu besuchen. Sega — dies sein Name — lag außerhalb der Hütte auf einer am Boden ausgebreiteten Matte. Sein ganzer Leib: Kopf, Brust, Arme und Beine waren hoch aufgeschwollen und ganz unförmlich dick. Er hatte offenbar die Wassersucht im höchsten Grad. Armer Junge, dachte ich mir, stehst noch in den besten Jahren, und bist schon dem schnellen, sichern Tod geweiht! Möge die leibliche Krankheit dir zum geistigen Heile sein!

Nach dem üblichen Gruß und den herkömmlichen Fragen nach seinem Befinden ging ich rasch zum eigentlichen Zweck meines Besuches über. Ich fand ihn willig, denn ohne sich lange zu besinnen, bekannte er, er verlange nach der hl. Taufe. „Gut,“ entgegnete ich, „dein Wunsch ist sehr lobenswert und wird dir sicherlich zum Heile dienen, doch zuvor mußt du im Notwendigsten unterrichtet werden, damit du auch weißt und verstehst, um was du bittest.“ Er war damit einverstanden. Den ersten Unterricht gab ich ihm gleich selbst und sagte ihm, daß der Katechet, der regelmäßig jede Woche ein- bis zweimal herüberkomme, ihn weiter unterrichten würde; außerdem würde ihm Quadratus, der ja gleich nebenan wohne, ihm in allen Stücken behilflich sein. So schieden wir für heute.

Bevor ich von der Katechetenstelle wegging, trug ich Quadratus auf, gut auf den Kranken achtzuhaben und ihm im Notfall die hl. Taufe zu spenden; unmittelbare Gefahr bestehe allerdings noch nicht, allein man müsse bei solchen Kranken immer auf der Hut sein. Quadratus versprach mir alles, die anwesenden Christen baten um den hl. Segen und wünschten mir glückliche Reise und baldige Rückkehr, während ich wieder nach St. Michael zu ritt.

Albert, unser treuer Katechet, tat redlich seine Pflicht, und gab mir über alles genauen Aufschluß. Anfangs Juli besuchte ich abermals den Kranken, fand auch diesmal noch keine direkte Gefahr und glaubte daher, mit der hl. Taufe noch warten zu müssen, damit er sich in der Zwischenzeit noch besser vorbereite. Am 8. Juli mußte ich nach Mariannhill zu den hl. Exerzitien. Kurz nach meiner Rückkehr, Sonntag, den 17. Juli, kam Quadratus nach St. Michael und meldete: „Ich habe Sega getauft, denn wir glaubten alle, er werde sterben; er heißt jetzt Josef Anton. — Ich danke ihm für seine Mühe und seinen Eifer und versprach, sobald als möglich selbst zu kommen.“

Josef Anton bekam übrigens vom lieben Gott noch eine kleine Gnadenfrist, um sich noch mehr für den Himmel zu verdienen. Erst am 25. August ging er hinüber in ein besseres Jenseits. R. I. P.

Möge er nun am Throne Gottes Fürbitte einlegen für seine Stammesgenossen, damit sich alle bekehren und damit Springvale in Wälder ein Kirchlein bekomme und eine eigene Schule. Wer von unsern Lesern betet nach dieser Meinung ein Vater unser und Ave Maria?

Glücklich bestandenes Examen.

Mariazell. — Boriges Jahr begann Bruder Vincent sich auf das staatliche Examen als „Woodworkteacher“, d. h. als Meister und Lehrer in Holzarbeiten

vorzubereiten. Bruder Otto übernahm bereitwilligst die Einführung seines Mitbruders in die Geheimnisse des Zeichnens und stand ihm auch sonst helfend und ratend zur Seite. Zu diesem Zwecke hielt sich Br. Vincent zweimal mehrere Wochen in Mariannhill auf. Im übrigen war der Kandidat bezüglich der Vorbereitung auf das Examen auf sich selbst angewiesen; er machte von der ihm zum Studium überlassenen Zeit einen recht guten Gebrauch.

Am 8. und 9. Dezember 1911 fand das Examen unter Aufsicht eines englischen Regierungskommissärs statt. Am ersten Tage war das schriftliche Examen, wofür drei Stunden angesetzt waren; am zweiten Tage galt es innerhalb der ersten drei Stunden eine Zeichnung anzufertigen, die dann sofort praktisch ausgeführt werden mußte, wofür weitere drei Stunden bewilligt wurden. Zum Schluß wurde von dem Kommissar alles zur Zensur nach Kapstadt eingeliefert.



Kardinal Willem van Rossum, der päpstliche Delegierte beim Eucharistischen Kongress in Wien.

Vom 12. bis 15. Sept. findet in Wien unter dem Protektorat Kaiser Franz Jos. ppa der diesjährige Eucharistische Kongress statt, und an Stelle des bisherigen päpstlichen Delegierten, Kardinal Vinzenz Damme, wurde der neue holländische Kardinal ernannt.

Am 29. Februar 1912 fanden wir endlich in der Education Gazette das langersehnte Resultat. Es lautet in deutscher Uebersetzung folgendermaßen: „Herr Vincent Staudacher, Privat-Studierender in Mariazell bei Engelauksnek, hat sein praktisches Examen im Zeichnen und in der Handarbeit mit der Note I, sein theoretisches (schriftliches) mit der Note II bestanden.“

Wir alle freuten uns mit dem guten Bruder über den schönen Erfolg. Er hat bereits sein Amt als Lehrer (wofür er auch vom Staat ein jährliche Gratifikation erhält) angetreten und unterrichtet täglich eine hübsche Anzahl schwarzer Schüler 1—2 Stunden lang im ehrsamem Schreiner-Handwerk.

Dem Gelöbniße treu.

7. Kapitel.

Bei der Missionsgemeinde.

Am andern Morgen erwachte ich unter dem Gesange der Vögel, die rings um die Felsengrotte in den Akazien und Lorbeerbäumen nisteten. Ich trat hinaus und pflückte eine prachtvolle Magnolia-Rose ab, die ich mir an die Brust steckte. Dann suchte ich unsern Gastwirt auf. Ich fand ihn vor einem großen, selbstgeziemerten Kreuze knieend, den Rosenkranz in den Händen. Nach

einer Weile stand er auf und lud mich ein, mit ihm einen Rundgang durch die Mission zu machen, während Aetha noch ruhe. Ich sagte mit Freuden zu, und so begaben wir uns auf den Weg.

Indem wir auf einem schmalen Fußpfade den Berg hinabstiegen, bemerzte ich einige mächtige Buchen, in deren Stamm fremde Schriftzeichen eingegraben waren. Ich fragte den Missionar, von wem die Zeichen seien und was sie bedeuten, da gestand er mir, er habe die Worte selbst geschrieben und sie seien von einem der ältesten Dichter und Sänger, dem Könige David. Sein eigener Name, sein Alter und die Zeit seiner Mission waren ebenfalls eingezeichnet, aber nicht hier, sondern am Fuß jener Bäume im Schilf der Savanne. Ich machte ihn auf die Vergänglichkeit dieses Monumentes aufmerksam, er erwiderte jedoch: „Meine alten Tage wird es schon überleben und es kommt an Wert immerhin dem wenigen Guten gleich, das ich hiernieden getan habe.“

Wir kamen in ein enges Tal, wo ein wunderbares Naturgebilde meine Aufmerksamkeit fesselte. Es war eine natürliche Brücke, welche die Gipfel zweier Felswände mit einander verband. Die Menschen ahmen so gern die Natur nach, doch es sind eben nur schwache Nachbildungen. Nicht so die Natur; wenn sie die Werke der Menschen nachbildet, dann übertrifft sie ihr Muster weit. Sie schlägt Brücken von Berg zu Berg, hängt Straßen in die Wolken, formt Bergspitzen zu schlanken Säulen und gräbt Seen und Meere als Wasserbehälter.

Die Brücke hatte nur ein einziges Loch. Wir gingen durch dasselbe hindurch und befanden uns vor dem Kirchhof der bekehrten Indianer. P. Ignatius hatte seinen Neubefehrten erlaubt, ihre Toten hier zu begraben; auch der alte Name „Gehölz des Todes“ blieb dem Orte erhalten, nur hatte er ihn durch Aufrichtung eines mächtigen Kreuzes und durch den priesterlichen Segen geheiligt. Der Boden des Friedhofes war wie das gemeinsame Ackerfeld in ebenso viele Parzellen abgeteilt, als Familien in der Missionsgemeinde waren. Jeder Teil bildete eine Gruppe oder ein Gehölz für sich, je nach dem Geschmack derer, die ihn bepflanzen. Ein klarer Bach schlängelte sich durch diesen Ort der Ruhe; man nannte ihn den „Bach des Friedens“. Im Osten war dieses stille Ayl durch jene natürliche Brücke abgeschlossen; mit Buschwerk bedeckte Hügel begrenzten es im Norden und Süden, während den gegen Abend zu gelegenen Eingang ein dunkler Fichtenwald abschloß, der mit seinen schattigen Säulengängen einem Tempel des Todes glich. Geheimnisvolles Rauschen drang aus seinen Hallen zu uns herüber, und indem wir tiefer in das Heiligtum eintraten, klangen die munteren Stimmen befiederter Sänger an unser Ohr, welche daselbst dem Gedächtnis der Toten ein ewiges Fest zu feiern schienen.

Wir treten aus dem Gottesacker heraus, und siehe, — da liegt vor uns mitten in einer mit Blumen übersäten Wiese das indianische Christendorf. Den Hintergrund desselben bildet ein mäßig großer, kristallheller See. Ein schattiger Laubgang, von Cypressen, Shringgen und Steineichen gebildet, führt uns zum Dorf. Kaum sehen die guten Indianer von ferne ihren Hirten und geistlichen Vater kommen, da verlassen sie alle die Arbeit und eilen ihm wie Kinder entgegen. Die einen

küssen seine Hand oder erfassen den Gürtel, andere unterstützen seine Schritte, und die Mütter heben ihre Kinder empor, um ihnen den Mann Gottes zu zeigen, über dessen Wangen die Tränen stiller Nührung fließen. Indem er mit ihnen weiterstreitet, erkundigt er sich nach allem, was sich während der letzten vierundzwanzig Stunden im Dorfe zugetragen, gibt diesem einen guten Rat, jenem einen gelinden Verweis, spricht über die bevorstehende Ernte, von den Arbeiten und Leiden und weiß in all' seine Reden das Lob Gottes mit einzuflechten.

So kamen wir bei einem Feldkreuze an, das unter



Rathaus in Aachen. (Siehe Seite 213.)

dem Schatten eines mächtigen Lindenbaumes stand. Hier pflegte der Diener Gottes bei schönem Wetter die Geheimnisse seiner heiligen Religion zu feiern. „Meine Kinder“, sagte er, sich gegen die Menge wendend, „es ist ein Bruder und eine Schwester für euch angekommen, auch sehe ich, daß der Himmel bei dem furchtbaren Ungewitter, das gestern herrschte, eure Felder gnädig verschonte. Ihr habt also zwei wichtige Gründe, dem Herrn zu danken. Ich will nun das heilige Opfer darbringen, und ein jeder von euch wohne ihm bei mit lebendigem Glauben, demütigem Herzen und tiefer Sammlung.“

Der Priester bekleidet sich mit den heiligen Gewändern. Der goldene Kelch wird einem Behältnis am Fuße des Kreuzes entnommen, ein großer Stein dient als Altar, Wasser wird aus dem nahen Bach geschöpft, und die üppig wachsende Rebe liefert den Opferwein. Alles wirft sich auf die Kniee nieder, und die heilige Handlung beginnt.

Feierliche Stille ringsum. Noch ist die Sonne nicht aufgegangen, aber hinter den Bergen erscheint das Morgenrot und entflammt den ganzen Osten. Das ganze Tal wird von einem wunderbaren Purpurglanze überglänzt. Endlich steigt auch die Sonne am Himmel empor, und ihr erster Strahl trifft die konsekrierte Hostie, welche der Priester in diesem Augenblick voll Ehrfurcht und Andacht erhebt. O was ist es doch Schönes und Herrliches um die christliche Religion! Wahrhaftig, die Pracht des katholischen Gottesdienstes stellt alles andere tief in den Schatten. Und hier steht als Opferpriester ein ehrwürdiger Missionar, sein Altar ist ein geweihter Felsen, sein Tempel Gottes freie Natur, die Gläubigen aus dem Heidentume bekehrte Wilde. Fürwahr, große Geheimnisse wurden hier vollbracht, Gott selbst stieg vom Himmel auf die Erde nieder; wir alle fühlten es in unseren Herzen! —

Nach dem heiligen Opfer, bei dem ich nur Aetha vermählte, nahte ein Brautpaar und empfing von dem Priester den kirchlichen Segen. Hierauf zogen wir zusammen zur Hütte der Neuvermählten. Er, ihr Priester und Hirte, ging vor der Menge her, und es war mir, als ob er durch sein Gebet die ganze Umgebung einsegne, sowie einst der Herr die Erde segnete, da er sie den Menschen als Wohnsitz gab. Auch erinnerte mich der stille Zug an die Wanderungen der Patriarchen und der ersten Familien, denn auch Sem und Japhet zogen mit ihren Kindern aus, der Sonne folgend, die vor ihnen herging.

Wir begaben uns ins neue Christendorf. Welch' seltsame Mischung zwischen dem rohen Heidentum und der beginnenden christlichen Kultur! Neben einem Cypressenwald, in der ehemaligen Wildnis, rauchte ein goldenes Getreidefeld. Hier fielen Jahrhunderte alte Bäume unter den Streichen der Axt, und der Pflug zog langsam seine Furchen zwischen den Ueberresten ihrer Wurzeln. Die vormaligen Höhlen wilder Tiere verwandelten sich in menschliche Wohnungen, Schmiedehämmer erdröhnten und ich sah Werkstätten von Schlossern, Schreibern, Schustern usw., wie ich sie zuerst bei den Europäern in „St. Augustin“ kennen gelernt.

Ich fragte den Missionar, wie er seine Gemeinde regiere. „Gesetze gebe ich meinen geistigen Kindern nur wenige“, war seine Antwort. „Ich lehre sie Gott lieben und den Nächsten wie sich selbst. In diesem Gebote sind alle Gesetze der Welt enthalten. Mitten im Dorfe ist eine Hütte, die sich durch Größe und Gestalt vor allen übrigen auszeichnet. Dort feiere ich bei rauher Witterung die heiligen Geheimnisse, auch versammelt sich daselbst jeden Morgen und Abend die Gemeinde zum Gebete. Bin ich selber nicht da, so betet ein Kind oder einer der Greise vor; denn sie haben auch eine Art Priestertum. Nach dem Gebet gehts an die Arbeit; denn unser Lösungswort ist: „Bete und arbeite.“ Gewiß, die Arbeit des Christen ist auch ein Gebet. . . Damit hast du so ziemlich ein Bild von der Einrichtung dieses unseres christlichen Reiches.“

Wie entzückt war ich von allem, was ich da sah und hörte! Hier wollte ich mir eine Hütte bauen und mit Aetha schon auf Erden ein Leben der Glückseligkeit führen. Doch, es sollte anders kommen! —

Als die Sonne schon hoch am Himmel stand, kehrten wir langsam zur Felsengrotte zurück. Es wunderte mich, daß uns Aetha nicht entgegeneilte, und es kam plötzlich ein eigentümlicher Schrecken über mich. Ich wagte kaum in die Höhle einzutreten und Aethas Namen zu rufen. Wie schwach ist doch der Mensch, in

dessen Brust der Friede Gottes noch keine Wurzel gefaßt! wie ein Schifflein wird er von den Stürmen des Lebens erfaßt und ruhelos von den Wogen seiner Leidenschaft hin- und hergeworfen! —

P. Ignatius trat gelassen ein und zündete eine Fichtenfackel an. Nun sah ich Aetha. Da lag sie bleich und abgehärmt mit aufgelöstem Haupthaar, sie, die ich liebte, wie mein Leben. Kalte Schweißtropfen perlten von ihrer Stirne, ihre halb erloschenen Blicke suchten mich, und ihr Mund versuchte zu lächeln. — Wie vom Blitzstrahl getroffen stand ich da, unfähig, ein Wort zu sprechen. Der gute Greis fühlte Mitleid mit uns und suchte uns zu trösten. „Es wird nur ein Fieber sein“, begann er mild, „das Kind ist von der langen, mühevollen Wanderung total erschöpft. Ergeben wir uns in Gottes heiligen Willen; er wird alles recht machen.“

Schon wollte neue Hoffnung in mein Herz einkehren, doch Aetha ließ mir keine Zeit. Traurig schüttelte sie den Kopf und bedeutete uns, näher an ihr Lager heranzutreten.

„Mein Vater“, begann sie mit schwacher Stimme, „ich bin dem Tode nahe! Hilf mir, daß ich meine Pilgerfahrt gut beende! Und du, Madonda, höre nun ruhig das schwere Geheimnis an, das ich bisher vor dir verborgen. Bekämpfe deinen Schmerz und unterbrich mich nicht, denn meine Augenblicke sind gezählt, ich fühle es am matten Schlage meines Herzens.“

Erschöpft hielt sie eine Weile inne.

(Fortsetzung folgt.)

Gehet zu Joseph!

Ein Abonnent unseres Blättchens schreibt: „Meine Zeilen werden vielleicht manchem Leser ein Lächeln abnützen, dennoch aber kann ich es nicht unterlassen, ebenfalls dem heiligen Joseph meinen öffentlichen Dank auszusprechen, denn ich hab' es versprochen. Die Sache verhält sich so: Ich benötige in meinem Geschäft eine die Zeit genau einhaltende Uhr. Nun machte mir aber das Uehrchen, das ich mein eigen nenne, gar viel zu schaffen. Alle Augenblicke fehlte etwas daran, ich trug es so und so oft zum Uhrmacher, doch es kam zurück, wie ich es hingetragen hatte.

Nun bin ich leider nicht in der Lage, allzu oft eine Extra-Rechnung zu begleichen oder mir gar in jedem Quartal eine neue Uhr zu kaufen. Ich wandte mich daher, wie so viele Leser des Vergißmeinnicht, an den heiligen Joseph und sagte, als ich meine Uhr das letzte Mal zur Reparatur trug: „Heiliger Joseph, du Patron aller Arbeiter und Notleidenden, du mußt mir helfen! In deine Hände lege ich heute mein Anliegen!“ — Und siehe, seit jener Zeit geht mein Uehrlein ganz prächtig; schon lange ist keine Ausbesserung mehr nötig gewesen.

Zum Schlusse habe ich nur noch einen Wunsch, nämlich den: der heilige Joseph möge mir helfen, daß auch mein geistiges Uehrlein immer richtig geht, und namentlich, daß es genau und richtig gestellt sei, wenn einstens meine letzte Stunde schlägt. — Wer hilft mir, in dieser Meinung den heiligen Joseph recht kindlich verehren?

Ein anderer Vergißmeinnicht-Leser schrieb uns folgendes: „Ich wurde schon seit Jahren von einem schweren Seelenleiden, nämlich von gotteslästerlichen Gedanken geplagt, und wußte nicht, wie ich mich derselben erwehren sollte. Ich betete lange und viel und nahm zuletzt, aufgemuntert durch die vielen Gebetserhörungen,

die ich im Vergißmeinnicht fand, meine Zuflucht zum heiligen Joseph mit dem Versprechen der Veröffentlichung, falls ich erhört würde. Und Gott sei Dank, es ist besser, viel besser geworden. Möge mich der heilige Joseph auch fernerhin in seinen väterlichen Schutz nehmen! Allen aber, die mit ähnlichen Leiden zu tun haben, rate ich, recht vertrauensvoll zu diesem großen Heiligen ihre Zuflucht zu nehmen. Er wird sie, falls es Gottes Wille und zu ihrem Heile dienlich ist, ganz gewiß erhören.

Eine Vergißmeinnichtleserin schreibt uns: Auch bei mir pochte die Sorge an die Türe um den täglichen Verdienst und sonstiges andere. Ich nahm meine Zuflucht zum heiligen Joseph, von dessen Hilfe ich schon so oft im Vergißmeinnicht gelesen habe. Die Sache scheint einen guten Verlauf zu nehmen und hoffe, daß dieser große Heilige auch weiter helfen wird. Ich möchte allen Bedrängten recht tief ins Herz einprägen, den heiligen Joseph recht vertrauensvoll anzurufen, denn er ist der Helfer in aller Not.

E. S.

Die wunderbare Prozeßion.

Meinradli war ein braves Büblein; als er das erste mal kommunizieren durfte, war er so gehorsam und gut, daß Vater und Mutter meinten, er sei ein kleiner Heiliger. Die ganze Fastenzeit hindurch hatte er weder Eltern noch Geschwister betrübt; ja er, der stets vor dem Spinnrad sich gesüßet hatte wie vor einem Bären, spulte jetzt ungeheiß seinem Heiland zulieb so gerne und so gut, daß die Eltern ihre helle Freude daran hatten.

In der Nacht vor dem Kommuniontage aber sah er eine herrliche Prozeßion von großen wunderschönen Leuten in prächtigen Gewändern. Zuerst sah er Adam und Eva; sie waren sehr froh und freundlich, gingen auf ihn zu und sprachen: „Wir haben 900 Jahre darauf gewartet und haben's nicht bekommen; du aber bist erst 10 Jahre alt und bekommst es morgen.“

Darauf trat der alte Noe auf ihn zu mit Sem und Japhet und sprach: „Wir haben die Sündflut gesehen und haben fromm und heilig gelebt; aber was du morgen siehst, haben wir im Leben nie gesehen.“

Es gingen nun drei ehrwürdige Greise an ihm vorüber und sagten zu ihm: „Wir sind Abraham, Isaak und Jakob; ein jeder von uns hat mehr als 100 Jahre gelebt und wir haben vieles gesehen; der liebe Gott selbst hat mit uns gesprochen; aber du empfängst mehr als wir je empfangen, Gott kommt in dein Herz.“

Jetzt kamen zwei herrliche Brüder, glänzend wie die Sonne; einer trug zwei Tafeln, der andere einen Stab; sie schauten Meinradli an und sprachen: „Wir sind Moses und Aaron. Mit Gottes Kraft haben wir dem Meere und dem Tode befohlen, und niemand vor uns hat solche Zeichen getan wie wir. Aber so gut war der liebe Gott gegen uns nicht, wie gegen dich; wir emp-

fingen Manna vom Himmel, du aber empfangest den Sohn Gottes. „Ich stieg auf den Berg,“ sagte Moses, „um bei Gott zu sein; jetzt aber kommt Gott vom Himmel herab zu dir!“

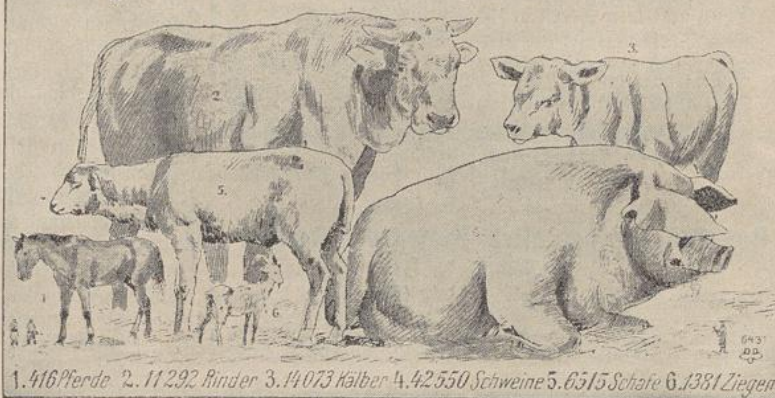
Hierauf nahen zwölf gewaltige Männer, die gekleidet waren wie Krieger; einer davon war ein Riese, sodaß Meinradli sich beinahe fürchtete. Der sagte zu ihm: „Ich bin Samson und wir zwölf sind die zwölf Richter in Israel; der Herr hat uns gewaltige Kraft gegeben; wir haben seine Feinde geschlagen. Aber du bekommst Gott selbst, der Himmel und Erde hält.“

Jetzt nahte sich eine Schar von Männern mit glänzenden Kronen und goldenen Stäben; einer hatte eine Harfe und sang und spielte dazu; es war der König David; er nahte dem Büblein und sagte: „Wir waren Könige in Israel; sieh' da Josias und Ezechias; unsere Macht und Ehre war groß; aber deine Ehre ist noch viel größer, denn der König aller Könige kommt morgen zu dir!“

Nun folgte eine Schar ehrwürdiger Greise mit schneeweißen Bärten; in ihren Händen trugen sie Schriften und Bücher. Wer waren wohl die? Einer trat auf ihn zu und sprach: „Ich bin Daniel, den der Herr aus der Löwengrube befreite; hier ist Jeremias, der bei den Trümmern Jerusalems weinte; dieser da ist Isaias, der vom Christkindlein gepredigt hat und vom Leiden Jesu; dort ist Ezechiel, der die fernste Zukunft geschaut! wir alle sind Propheten; wir haben viele hundert Jahre zum voraus gesehen, was du morgen bekommst; wir haben viel tausendmal darnach die Hände ausgestreckt, aber es nicht bekommen. Du aber bekommst alles, was wir vergebens ersehnt haben.“

Jetzt folgten gewaltige Krieger, es waren Judas der Makkabäer und seine Brüder; sie trugen goldene Schilde und Schwerter von lauterem Diamant; sie blickten Meinradli freundlich an und sprachen: „Wie gut ist doch der liebe Gott, daß er dir, einem kleinen Büblein, mehr Ehre antut als einst dem ganzen Volke Israel; wir haben gewaltige Kämpfe geführt für Gott, dir aber gibt Gott umsonst all sein Blut und seinen Leib.“

Die täglichen Viehschlachtungen in Deutschland.



1. 416 Pferde 2. 11292 Rinder 3. 14073 Kälber 4. 42550 Schweine 5. 6515 Schafe 6. 1381 Ziegen

Die täglichen Viehschlachtungen im deutschen Reich.

Angeichts der lauten Klagen über die andauernde Höhe der Fleischpreise bietet die neueste Statistik über die Zahl der Tiere, an denen in Deutschland die Schlachtvieh- und Fleischschau vorgenommen wurde, ein besonderes aktuelles Interesse.

Jetzt kamen hunderttausend mal Tausend aus dem alten Bunde, Männer, Frauen und Kinder; es kamen Sara und Rebekka, Ruth, Esther, Judith und Susanna mit vielen, vielen anderen und sie alle riefen: „Gepriesen sei der Herr, Gott Israels, daß Er diesem guten Büblein mehr gibt, als einst uns allen zusammen;“ und ihre Stimmen klangen so voll und gewaltig, als wenn alle Glocken der Erde zusammentönt.

Zuletzt trat ein Mann vor, der alle an Herrlichkeit weit überstrahlte; in der Rechten trug er ein Fähnlein, worauf ein Lamm abgebildet war und die Worte standen: „Seht an das Lamm Gottes.“ Es war der heilige Johannes der Täufer, der letzte und größte Prophet des alten Bundes. Er trat zu Meinradli hin und sprach: „Ich hab' Ihn gesehen, ich hab' von Ihm gepredigt; ich hab' Ihn getauft; du aber bekommst mehr als ich, denn du empfängst Ihn morgen in dein Herz.“

Auf einmal nahmen alle diese Heiligen Meinradli in die Mitte und trugen ihn auf ihren Händen und sprachen: „Wir wollen dich begleiten zum Tische des Herrn, zum Allerheiligsten“, und sie sangen: „Lobet den Herrn, denn Er ist gut, und seine Barmherzigkeit währet in Ewigkeit!“

Jetzt erwachte Meinradli, denn das alles war nur ein schöner, bedeutungsvoller Traum gewesen. Die Böllerschüsse des weißen Sonntags hatten ihn geweckt; aber der Traum ist doch Wahrheit; denn in jeder heiligen Kommunion erhältst du eine größere Gnade als alle Heiligen des alten Bundes zusammen je erhalten haben. Wie gerne sollst du also kommunizieren, wie gut dich vorbereiten und wie innig Dank sagen!

Das Kreuz.

Das Kreuz, vom lieben Gott gesendet,
Das dückt und drückt uns oft so schwer.
Doch wird durch's Kreuz auch Gnad' gesendet.
Wo Gnad', da drückt die Last nicht mehr.

Das Kreuz, von Menschenhand bereitet,
Das drückt den Träger schwerer schon.
Doch wer geduldig aufwärts schreitet,
Dem winkt von oben reicher Lohn.

Das Kreuz, das man sich selbst gezimmert,
Ist schwerste Last, erdrückend fast;
Denn ach! kein Stern der Hoffnung schimmert.
Kein Trost versüßt die bitt're Last. —

Das Kreuz, das Christus hat getragen,
Geht allen Kreuzen weit voran.
Und wer ihm folget sonder Zagen,
Den trägt dies Kreuz auch himmelan.

Wilhelm Edelmann.

Das Münster der alten Kaiserstadt Aachen.

(Siehe Bild S. 195.)

Das bedeutendste kirchliche Bauwerk Aachens ist das Liebfrauenmünster, auch Kaiser münster genannt. Zur Zeit Karls des Großen galt das Bauwerk als eines der schönsten Gotteshäuser.

Den Kern des ehrwürdigen Baues bildet das Oktogon, das von einem Sechseck umschlossen ist. In halber Höhe beginnt das Hochmünster mit der sogenannten Kaiserloge, in der jetzt noch der Krönungsstuhl, ein schlichter Marmoreffels, steht. Das Oktogon ist mit

einem großen Kostenaufwand prachtvoll restauriert worden. Die Kuppel schmücken herrliche Mosaikbilder und die Wände schöne Ornamente, während die Säulen mit kostbarem Marmor in den prächtigsten Farben bekleidet sind. Der mächtige Kronleuchter in der Mitte des Oktogons ist ein Geschenk Friedrich Barbarossas. An das Oktogon schließt sich an das schöne, in edlen Formen gehaltene gotische Chor mit wertvollen Fenstern, deren Malereien sich auf die Geschichte Aachens beziehen. Um das Sechseck reihen sich herrliche Kapellen, von denen die Ungarische Kapelle, die ungarische Fürsten und Magnaten Aachen geschenkt haben, besonders hervorragt. Sie wurde 1748 von Maria Theresia restauriert und nach zehn Jahren wieder vollständig im Palaststile umgebaut. Die Kapelle bewahrt den bedeutenden Domschatz, eine Sammlung der christlichen und mittelalterlichen Goldschmiedekunst, wie sie an keinem Orte der Welt mehr hinsichtlich der Zahl und der technischen Vollendung zu finden ist. Die großen Aachener Heiligtümer, wie das Kleid der Muttergottes, die Windeln des Christkinds, das Lendentuch Christi usw., werden in kostbaren Gefäßen und Schreinen aufbewahrt.

Das Rathaus in Aachen.

(Siehe Bild Seite 211.)

Als bedeutendster Profanbau Aachens ist das Rathaus zu nennen, das zum Teil aus Resten der ehemaligen Kaiserpfalz besteht. Es ist ein von zwei Türmen flankierter Prachtbau in gotischem Stile. Im Rathaus befindet sich der Kaiseraal, in dem das Festmahl nach jeder Krönung stattfand. Wohl wenige Säle Deutschlands können sich an imponierender Wirkung mit diesem messen. Seinen Hauptschmuck bilden die Freskobilder von Kethel, Kehren und Baur, die mit Zug und Recht zu den bedeutendsten Werken deutscher Kunst gezählt werden.

Baumkultur in unsern südafrikanischen Missionen.

Der Hochw. P. Maurus, Superior unserer Missionsstation Dettling schreibt: „Die Baumkultur hat neben vielen anderen Vorzügen auch den, daß sie für uns bei der engl. Landesregierung als eine der besten Empfehlungen gilt. So ziemlich alle Schulinspektoren und andere offizielle Persönlichkeiten interessieren sich dafür. Ich erinnere mich noch an den Schulinspektor Mr. Hobden im Mount Kletischer-Distrikt. Es hat sich um eine Außenstelle von Zell gehandelt. Obgleich die Cape-Regierung die Erteilung eines Schulgrants*) von der Mindestzahl von 30 Kindern abhängig macht, so sagte mir doch jener Schulinspektor ganz ruhig: „Wenn Ihr nur so über 20 Kinder habt und Bäume pflanzt, dann bekommt Ihr schon den Schulgrant.“ Durch denselben Schulinspektor veranlaßt, verkündete damals die Cape-Regierung, auf das gestützt, was in den Mariamhill Missionen schon gewöhnlich geschieht, daß in Zukunft Schulplätze von der Regierung nur unter der Bedingung bewilligt werden, daß der Antragsteller sich verpflichtet, innerhalb eines bestimmten Zeitraumes (ich glaube eines Jahres) den Schulplatz einzuzäunen und den Verhältnissen entsprechend Bäume anzupflanzen.“ Tatsächlich sind alle unsere Missionsstationen von einem ganzen Kranze schöner Gärten und Waldanlagen umgeben.

*) Eine gewisse materielle Unterstützung einer Schule seitens der engl. Regierung.

Die Heldentat eines Tirolers in Australien.

Zwei junge Männer, ein deutscher Rittergutsbesitzer, der nicht genannt sein will, und ein Tiroler aus Bozen unternahmen am 22. Mai eine längere Partie von Sidney nach der Nordküste von Australien. Am dritten Tage ihres Rittes wurden die beiden Reiter von einem großen Buschfeuer überrascht, das in Australien oft furchtbar wüthet. Nur die Ausdauer und Schnelligkeit ihrer Pferde konnte sie retten.

Während des tollen Rittes kamen sie an eine Farm, deren Bewohner keine Ahnung von der drohenden Gefahr hatten. Die Mitteilung der Reiter machte die Farmerfamilie ganz kopflos. Erst durch das energische Handeln der entschlossenen Männer gelang es, zwei Pferde vor einen Wagen zu spannen und mit diesem, nur das nackte Leben rettend, davon zu jagen.

Dabei wurde in der allgemeinen Aufregung nicht beachtet, daß ein Knabe von fünf Jahren im Hause zurückgelassen wurde. Erst im nächsten, eine halbe Stunde entfernten Dorf wurde der Knabe vermißt. Der Tiroler machte sofort Kehrt und ritt, jedes Hindernis im Fluge nehmend, in rasendem Galopp nach der Farm zurück. Eine Stunde banger Erwartung verging, während welcher die Mutter fast wahnsinnig wurde. Endlich sah man in der Ferne den tollkühnen Reiter mit dem geretteten Kind im Arme dahersprengen. Einige Minuten später wäre das Kind verloren gewesen, denn die Farm stand schon in Flammen.

Tränen der Rührung dankten dem wackeren Reiter. Des verarmten Farmers nahm sich der deutsche Gutsbesitzer an, der eine Sammlung veranstaltete und selbst eine Summe auf einer Bank in Sidney für die Familie anweisen ließ. Unter den Segenswünschen der Bevölkerung setzten am andern Morgen die beiden Reiter ihren Weg nach Norden fort.

Der kurierte Trozkopf.

Herr Kornhändler Selmké besaß einen Papagei, an dem er lange Zeit kein Vergnügen, sondern nur Aergers fand, denn der Papagei ließ sich durch nichts bewegen, ein Wort zu sprechen. Schmeicheleien und Drohungen, Strafen und Lederbissen — alles wurde versucht, aber nichts half: Papchen sprach nicht, er schrie nur papageiisch. Endlich ließ man ihn denn weiter schreien und in Frieden. Nun hatte Herr Selmké ein für allemal seinen Arbeitern Befehl erteilt, sich nach Feierabend bei ihm im Kontor, wo auch der Papagei auf seiner Stange saß, zu verabschieden. Das geschah pünktlichst und Abend für Abend erschallten vielemale im Komptor die befohlenen Worte: Herr Selmké, jetzt gehen wir! Einestages nun saß Herr Selmké noch spät allein im Komptoir, dessen Thür der Hitze wegen offen stand. Herr Selmké brütete nachdenklich über einen Geschäftsbrief, als er plötzlich vom Flur her die angstvoll klingenden Worte hörte: „Herr Selmké, jetzt gehen wir!“ Herr Selmké horchte auf; es klang sonderbar — und die Arbeiter waren doch auch lange fort — da kam es nochmals und kläglich: „Herr Selmké, jetzt gehen wir!“ Nun stand Herr Selmké auf, trat an die Thür und sah gerade noch eine große Kacke um die Ecke wischen. Sie hatte Papchen im Maul und Papchen schrie jammervoll: „Herr Selmké, jetzt gehen wir!“ Die Todesangst hatte den Trozkopf endlich gebrochen und zum Glück, denn der

Herr Selmké kam noch zu rechter Zeit, der Räuberin ihre Beute abzujaßen.

Ein kleines Mädchen zeigt seine neuen Schuhe her und bekehrt dadurch einen großen Sünder.

Ein Arbeiter in Amerika, der früher sehr dem Trunke ergeben war, erzählte in einer Versammlung die Geschichte seiner Bekehrung wie folgt:

„Ich lebte dahin wie ein Tier, ohne Nachdenken, ohne Gefühl. Das Trinken hatte mir meine Ueberlegung geraubt. Ich wurde arm und elend, und das hatte ich verdient; mein Weib und mein Kind waren elend und arm, und die hatten das nicht verdient. Ja, ich war schuld daß sie noch mehr Not litten als ich.“

Da saß ich wieder Samstag abends im Wirtshause und vertrank meinen Wochenlohn. Das kleine Töchterlein des Wirtes war zugegen, kam auf mich zu, hob das Füßchen in die Höhe, zeigte mir glückselig ihre neuen schönen Schuhe, damit ich sie sehen und loben sollte, und fragte dann kindlich: „Kaufst du deinem Mädchen auch neue Schuhe?“ Ich schwieg tief beschämt und dachte daran, daß draußen vor der Thür meine Frau und mein Töchterchen ängstlich warteten, bis ich herauskäme und ihnen das Geld brächte, das ich übrig hatte. Mir wurde es mit einemmale klar, wie schändlich ich handelte, daß ich mein Geld vergeudete und mein Kind hungern und frieren ließ.

Ich verließ nun schnell das Haus, nahm mein Kind auf die Arme und drückte es herzlich an mich. Da fühlte ich, wie kalt und starr seine Füßchen waren, und daß es vor Hunger weinte. Ich zitterte vor Reue und Scham. Noch hatte ich, gottlob, etwas Geld; dafür kaufte ich zwei Brote und ein Paar neue Schuhe, wie des Wirtes Töchterlein sie hatte. Des folgenden Tages aß ich nur wenig, betete aber viel und gelobte die Enthaltksamkeit von geistigen Getränken. Am folgenden Tage ging ich an die Arbeit wie nie zuvor. Jetzt hat mein Kind Kleider und auch die Wangen meiner Frau werden wieder frisch. In mein Haus ist Glück, in meine Seele Frieden eingekehrt.“

Nach kurzem, schweren Leiden entschlief im Kloster zu Neuenahr

Se. Eminenz Kardinal von Fisser.

Der hohe Verblichene förderte mit wahrer Begeisterung stets die Interessen der katholischen Missionen. Er ruhe in Gottes hl. Frieden!

Briefkasten.

Den Abonnenten, welche das Vergeltmännchen nicht einbinden lassen und die Nr. 6 des 30. Jahrganges entbehren können, wären wir für die Zusendung dieser Nummer sehr dankbar, da wir durch unbvorhergesehene Fälle daran Mangel haben.

Vertretung der Mariannhiller Mission Würzburg.

Kirchbierlingen: Erhalten. — Basing: Vergelt's Gott. — Reichenau: Dankend erhalten. — Knecht: Dankend erhalten. — Bettmaringen: Betrag erhalten. — Anröchte: Brief und Betrag erhalten. — M. Sch., Billingen: Brief dankend erhalten. — Anröchte: 10 Mk. erhalten. Wird alles nach Wunsch besorgt.

Als Almosen erhalten: G., Esen, 9 Mk., R., Brand, 10 Mk., B., Kell, 1 Mk., S., Comborn, 1 Mk.

S., Trautenau: 5 Kr. erhalten. Tausend Vergelt's Gott!

R. b. G.: Almosen von 10 Kr. als Dank dem hl. Joseph für Erhöhung.

Dem braven Dienstmädchen für die hochherzige Spende des prächtigen Kelches für eine unserer Stationen herzl. Vergelt's Gott!

P. A. Col., Helvetia: Brief und Betrag erhalten. Gott lohne es den ehlen Spendern!

Den verehrten Abonnenten des Vergißmeinnicht, die dasselbe jetzt von Würzburg zugehört erhalten, diene zur Nachricht, daß diese Expedition aus dem Grunde eingeführt ist, weil sie uns gewisse kleine Vorteile bietet. Anfragen, Bestellungen, Zahlungen, Sendungen u. dgl. sind jedoch nach wie vor an der Vertretungsstelle der Mariannhiller Mission zu machen, die auf dem Titelblatt angegeben ist. Man wolle sich also durch den Poststempel Würzburg nicht beirren lassen.

Antoniusbrot

für Afrika teils als Bitte, teils als Dank ist eingegangen aus: (Veröffentlichung war versprochen)

Freiburg, Blochingen, Knechtgau, Diepoltskirchen, Motten, St. Bitt, Niesenburg, Thannhausen, Chienfurt, Mählberg.

Dankfagungen

gingen ein aus: Erberich, Limburg, Wiedenfeld, Grevenbroich, Nordhoben, Niederhadamar, Trier, Girelsrath, Dormagen, Borch, Reheim, D. Ruhrodt, Frintrup, Neuenahr, Aachen, Hattungen, Oberdollenhof, Düsseldorf, Bochum, Wahn, Neustadt, Steinfeld, Grevenmacher, Lette, Gelsdorf, Kevelaer, Wennemen, Budeberg, Neßlingen, Salztotten, Rotteln, Mantinghausen, Castrop, Emmerich, Ech, Strommoers, Bochum, Bettmaringen: Dank dem hl. Joseph und Antonius. Ein Kaufmann aus N. B. dankt dem hl. Joseph und Antonius für auffallende Hilfe in Gelbangelegenheit. Herzlichen Dank dem hl. Joseph für auffallende Gebetserhöhung. Tachau: Dank dem göttl. Herzen Jesu und dem hl. Antonius in drückenden Anliegen und geistl. Leiden. Landsberg: Dank dem hl. Herzen Jesu, der lb. Mutter Gottes, dem hl. Joseph für Erlangung der Gesundheit. Heibingsfeld, Kirchbierlingen, Friedberg. Atting: Dank dem hl. Joseph und Antonius für Erhöhung in einem Anliegen. Augsburg: Dank dem hl. Antonius für Bewahrung vor einer sehr gefährlichen Stellung im Ausland. Thingen: Dank dem hl. Herzen Jesu, Maria, dem hl. Joseph, Antonius, Fridolin und Gerard Majella. Graz: Dank dem hl. Joseph für Erhöhung in einem Anliegen. Wien: Dank dem hl. Joseph für Erhöhung in mehreren Anliegen. Weiler-Klaus: Dank der lieben Mutter Gottes, dem hl. Joseph für Erhöhung und bittet um fernere Gebetsempfehlung in schweren Anliegen. Strallegg: Dank der lb. Mutter Gottes und dem hl. Joseph für Erhöhung in verschiedenen Anliegen. Graz: Dank dem hl. Antonius für gute Anstellung und Bitte in einem anderen Anliegen. Wernstätt: Innigen Dank dem hl. Joseph für Erhöhung in einem Anliegen. Preding: Dank dem hl. Herzen Jesu und dem hl. Antonius für Erhöhung in einem Anliegen. J. J., Pusterthal: Innigen Dank der schmerzhaften Mutter Gottes und dem hl. Anton von Padua für Hilfe in Todesgefahr. Milwaukee, Wis.: Dank der hl. Familie und dem hl. Antonius für erhaltene Hilfe in schwieriger Gelbangelegenheit. Buffalo, N. Y.: Dank für erhaltene Arbeit.

Gebets-Empfehlungen

in verschiedenen Anliegen gingen ein aus: Oppertofen, Krumbach in N.-Ost., Freiburg, Sarnen, Schaffhausen, Bruggarten, Geriau, Schaun, Vichtenstein, St. Gallen, Weissenbach, Eggbi, Tunnel, S. (Verkauf eines Anwesens), Trier (zwei wichtige Anliegen), Weilheim, Sonthofen, Dangstetten (schweres Nervenleiden), Velden, Oberwattenbach, Mögglingen, Dorgendorf (zwei schwere Anliegen), Freiburg (ein kranker Bruder), München, Schifferstadt, Niesenburg, Zundersdorf, Chienfurt (zwei verschiedene Anliegen), Mählberg, Neutirch Höhe, Zell bei Eggenfelden, Rüd, Töfens (ein dem Trunk ergebener Vater).

Memento!

Von unseren Wohltätern und Mitgliedern unseres Wohltäter-Messbundes sind gestorben und werden dem frommen Gebete unserer Leser empfohlen:

Apollonia Wolz, Dessfeld. Josef Steurer, Laubach. Mathias Mager, Ravensburg. Euphrosine Böck, Braunsberg. Alois Orner, Griesstädt. Rudolf Jacob, Weingarten. Margaretha Brust und Anna M. Trompeter, Obererthal. Schw. Sr. Irene, Freiburg. Joh. Nep. Haselbacher, Cäcilie Bader und Rosa Bernhardt, Neufach.

Maria Schwarz, St. Walburg. Frau Anton Edmann, Hothhausen. Herr Jante, Rüdert. Kath. Schlarb, Born. Hch. Schenmer, Lüdinghausen, Cornelia Ganter, Brand. Johann Schiffer, Aachen. Hch. Vennwald, Sendenhorst. Maria Gräter, Dortmund. Maria Febr, Eller. Marg. Klein, Brand. Wilhelm Böllmann, Gallenberg. Witwe Böllmann, Paderborn. Anna Maria und Arnold Brengelmann, Bonrechten. Peter Breidohr, Schleibsch. Jakob Krutt und Anna Stedenborn, Rott. Herr J. it, Eupen. Gertrud Schmitz, Defoven. Anton Mohr, Forst. Friedrich Schöter und Heinrich Stoffels, Duisburg. Johann Haas, Olzheim. Frau Frehner, St. Anton. Anna M. Nisling, Wolfswil. Osterwalder, Pfarrhelfer, Rapperswil. Anna Resnizet, Schaffhausen. Eliza Marth, Auzach. Fridor Hauser, Zell a. See. Anna Bärli, Breznitz. Josefa Hubbauer, Pottenbrunn. Josef Spielvogel, Nesselbach. Theresia Kurz, Jägerndorf. Theres Sterle, Welbes. Alois Linke, Jägerndorf. Josef Schmid, Hirschbach. Maria Engel, Nigen. Julie Haberbauer, Rothmühl. Clara Huber, Enns. Theresia Egger, Altenmarkt. Ludwig Rajac, Baumgarten, Delt-Schl. Johann Krangelhuber, Kremsmünster. Katharina Kaiser, Rohrsdorf. Josefa Stoßner, Gr.-St. Florian. Mathias Josab und Johann Wiesinger, Eggersdorf. Maria Hofmann, Bozen. Jos. Kiesel, Griesbach. Anna Gratte, Astoria, Oreg. Emma Elroth, Waterblot, N.-Y. Eduard Bleise, Omaha, Nebr. Margaretha Eijenhauer, Buffalo, N.-Y. Kaspar, Genovefa, Wilhelm und Magdalena Lausmann, Albert Wehrle, Georg Lamm, John Wich, Kunigunda Elig, sämtl. in Cincinnati, Ohio. J. Jos. Eberhart, St. German. Marie Williger-Suter, Cham. Blasius und Alois Schürer, Niederrauspach. Mrs. Baftuba, Detroit, Mich. Mr. Schwiderath, New-Hampton, Iowa. Klara Jümpfe, Brooklyn, N.-Y. Anna Klock, Kronau. Franziska Bock, Wulfershausen. Maria Geyert, Höllein. Antonia Ulrich, Olmütz. Schw. M. Thea Hauser, Linz. Schw. Coletta Kronsteiner, Linz. Franziska Kunz, Wluden. Anna Reisinger, Bisheldorf. P. Gregor Parzer, Eitg Götweig. Schwester Adelgotta Grünberger, Linz. Maria Umshaden, Zudenburg. Fr. Cajetanus, Ord. Carmelit., Linz. Maria Gottmann, Wieselburg.

Mariannhiller Missionskalender 1913.

Unser neuer Kalender ist wieder überaus reich an interessanten Berichten aus dem afrikanischen Missionsleben und sonstigen schönen und lehrreichen Berichten und Erzählungen. Wir erwähnen nur: „Das Negervolk der Schaggaer“, „Eine merkwürdige Begebenheit aus dem Innern Afrikas“, „Das Ehestandsprotokoll“, „Die Völkerschlacht bei Leipzig“, „Weiberlist“, „Eine Wasserstraße vom Rhein nach München“.

Dem reichen Inhalt entspricht der Bilders Schmuck. Außer einem prächtigen Farbenbild, die Kommunion des hl. Stanislaus aus der Hand der hl. Barbara darstellend, enthält der Kalender gegen 100 bildliche Darstellungen, teils aus dem Missionsleben, teils aus verschiedenen Gebieten menschlichen Wissens und Schaffens.

Da unser Kalender von jeher ein Hauptmittel war, die Mariannhiller Mission in immer weiteren Kreisen bekannt zu machen, so stellen wir an die geehrten Leser und Leserinnen des Vergißmeinnicht die ergebene Bitte, nach Kräften zu dessen Verbreitung beizutragen. Der reichste Gotteslohn werde all' jenen zuteil, die sich der guten Sache annehmen!

Der Mariannhiller Missionskalender ist von den auf dem Titelblatte des Vergißmeinnicht angegebenen Vertretungen zu beziehen und kostet in Deutschland 50 Pfg., in Oesterreich-Ungarn 60 Heller, in der Schweiz 65 cts. und in Amerika 20 cents.

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei vorausgehender Uebereinkunft jedoch gerne gestattet.

Verantwortlicher Redakteur Georg Kropp in Würzburg. — Druck und Verlag der Fränkischen Gesellschaftsdruckerei G. m. b. H., Würzburg.

Vergißmeinnicht.

Illustrierte Zeitschrift
der Mariannhiller Mission, Südafrika.

Mit Oberhirtlicher Druckerlaubnis und Genehmigung der Ordens-Obern.
Ge segnet von Sr. Heiligkeit Papst Pius X.

Alle Anfragen, Bestellungen, Zahlungen und
Sendungen sind zu richten an die:



Vertretung der Mariannhiller Mission
in Köln a. Rh., Brandenburgerstr. 8.

30. Jahrgang.
Nr. 10.

Erscheint monatlich
und kostet
pro Jahrgang
Mk. 1,50,
direkt franko zu-
gesandt oder von
unsern Befördern
bezogen.

Ueberzahlungen
im Interesse der
Mission
sind willkommen.
Probenummern
gratis.

Wer diese Zeitschrift
bestellt, tut gleich-
zeitig ein gutes
Werk zu Gunsten
der armen Heiden
in Afrika.

Bestellungen
auf das
Vergißmeinnicht
geschehen am ein-
fachsten auf dem
Abschnitt der
Zahlskarte oder
Postanweisung.

Postfach-Konto
Köln Nr. 1652.



Köln a. Rh.
Oktober 1912.

Der Reinertrag
dieser Zeitschrift
wird nur für
Missionszwecke,
für die Ausbreitung
unserer heiligen
Religion ver-
wendet, weshalb
der Hl. Vater
Pius X. zu wieder-
holtenmalen allen
Wohltätern
unserer Mission
seinen apostolischen
Segen erteilt hat.

Beförderer des
Vergißmeinnicht
werden an allen
Orten gesucht.

Für die Abonnenten
des Vergißmeinnicht
als Wohltäter
unserer Mission
werden täglich in
der Kollegiatkirche
zu Mariannhill
2, oft 3 hl. Messen
gelesen.

Heut' geht's in die Schule!

Der Rosenkranz.

Dreimal fünfzig Rosen schlingen
Sich zum Kranze um die Krone,
Strahlend nicht im ird'schen Glanze,
Strahlend in des Himmels Scheine.

Freud und Leid und Jubelwonne,
Wie die Jungfrau sie genossen,
Sind in diesen Rosenknospen
Lieblich blühend eingeschlossen.

Und wenn all' die Rosen blühen,
Klingt es sanft wie süßes Grüßen
Von der Erde auf zum Himmel
Schwebt es zu der Jungfrau Füßen.

Und von ihrem Throne segnend
Blickt sie auf das Herz hernieder,
Daß die Rosen wand zum Kranze
Machte, daß sie blühten wieder.

Und die Leiden, die gleich Dornen
Sich um's Herz so schmerzlich winden,
Blühen bald zu Freudenrosen,
Und die Dornen all' verschwinden.

Einige Wege, auf welchen den kathol. Missionen milde Gaben zufließen könnten.

Nach Max Steigenberger, b. g. Rat.

(Schluß.)

a) Der Weg der Sühne. Von dem ehrwürdigen Dulder Job wird in den hl. Büchern uns erzählt, daß er „Brandopfer“ darbrachte, für jeglichen seiner Sühne; denn er sprach: „Es möchten vielleicht meine Söhne gesündigt und Gott gegnügt (d. h. hier: verabschiedet) haben in ihrem Herzen. Also tat Job all die Tage“. (Job. 1, 5.) Wo ist einer von uns, den nicht die und da die drückende Sorge befiel, es möchte durch irgend ein Versehen oder durch irgend ein Versehen in der Pflicht des guten Beispiels eine oder viele Seelen Schaden gelitten haben, ohne daß sich eine Gelegenheit gäbe, diesen geistigen Schaden direkt wieder gut zu machen? Hier meinen wir, könnte die Gepflogenheit Jobs einen Fingerzeig geben. Ein öfter sich wiederholendes „Brandopfer“ für die Missionen wäre sicher nicht das letzte Mittel, um durch den daraus sich ergebenden geistigen Nutzen manch einen Schaden geistiger Art wieder gut zu machen. Also etwas in die „Ewige Missionsparkasse“!

Es könnte der Gedanke eines solchen Sühneopfers zugleich sehr erzieherisch wirken. Würde jemand sich vornehmen, behufs Ablegung von Gewohnheitsünden, wie Verausung, Fluchen, Lügen, Schabschneiden usw. für jeden Fehltritt außer der andern Sühne auch nur eine kleine Gabe in die Missionsparkasse zu legen, wie rasch würde oft die Seele entlastet von so schlimmen und lästigen Gewohnheiten, die Kasse aber gefüllt zu frommem Zwecke! Wenn erst für jede verirrte Seele durch eine erheblichere Spende ein Heidenkind gekauft würde, wie viele könnten zur heiligen Taufe gebracht werden! Oder wenn man für jedes schlechte Blatt und Buch den Wert für ein gutes in die Kasse legen wollte, welche Summe guter, sittigender Gedanken und Anregungen könnte damit verbreitet werden!

Freilich, manche Menschen werden von ihrem Gewissen bedrängt sein, noch viel Größeres zur Sühne zu tun. Aber vielleicht gibt eine oftmalige kleinere Gabe ihnen die Gnade des Mutes, Größeres zu tun, oder es gibt das den Hinterbliebenen den Fingerzeig, nach welcher Richtung hin sie dem Verstorbenen eine wirkliche Erquickung bereiten können, eine bessere als durch äußere übertriebene Toten-Ehrungen.

b) Der Weg des Dankes. Viele Menschen wissen bei freudigen Ereignissen fast nichts zu tun, als sich

einen „soliden Trunk“ zu leisten und sich vielleicht mit schwerem Gelde einen Magenjammer zu holen. Sicher ist bei solchen Gelegenheiten ein „Trunk oder Schmaus in Ehren“ vergönnt. Aber für eine empfangene Freude: Gott damit Dank zu sagen, daß man mit einer Gabe derer denkt, die im Glend der Verwahrlosung und des Irrtums leben, heiße Freude mit Freude vergelten.

Im besonderen dürfte eine solche Freudengabe in die Missionsparkasse sich empfehlen bei Gelegenheiten, wo man von Gott höhere Freuden empfangen, wie z. B. die Verzeihung der Sünden, die göttliche Gabe des allerheiligsten Sakramentes usw., also nach der heiligen Beichte, vor oder nach der heiligen Kommunion (wie als Opfer der Hirten oder drei Könige), am Jahrestag der heiligen Taufe, Firmung, Trauung, Priesterweihe, nach überstandener Krankheit, nach glücklich überstandener gefährvoller Reise u. dergl.

Ein großartiges Beispiel dieser Art gibt uns der reiche Oberzöllner Zachäus im heiligen Evangelium. Die Freude der Einkehr Jesu in seinem Hause stimmte ihn zu solcher Dankbarkeit, daß er sprach: „Die Hälfte meiner Güter gebe ich den Armen!“ (Luk. 19, 8.) Du guter Gott, wenn in unseren Tagen ein jeder von jenen Reichbegüterten, die nicht einmal mehr wissen, was sie mit ihrem Zins anfangen sollen, nur die Hälfte solchen Zinses jährlich für innere oder äußere Mission geben würden, was könnte da Segensvolles geschaffen werden — für die Beschenkten und für die Spender selbst!

Wir glauben, daß in solchen Dankesopfern auch ein erzieherisches Moment besonders für die Jugend läge. Dankbarkeit ist ein Stück von Edelmut — und dessen sollte kein Mensch entbehren! Im übrigen sagt ja die heilige Kirche schon: „Gratias agamus Domino Deo nostro! Dignum et iustum est, aequum et salutare. Lasset uns Dank sagen dem Herrn unsern Gott! Das ist billig und recht, das ist geziemend und heilsam“.

c) Der Weg des Eifers. Es sind hier, so glauben wir, nach dem Vorausgehenden wenig Worte mehr nötig. Gleichwie das Feuer weiter frist und selbst kalte Gegenstände entzündet, so drängt es das Herz, wo es einmal Flamme gefaßt für die Missionen, mit erfinderischer Liebe von selbst, nicht bloß die eigenen Kräfte an materiellen Gütern und geistigen Talenten in den Dienst der Sache zu stellen, sondern auch andere für die nämliche Idee zu interessieren. Und so wird sich der Gedanke des Sammelns, des Verteilens von Missionschriften, Kalendern usw., wie von selbst ergeben. Es muß aber hierin eine gewisse Vorsicht herrschen, und darum wird es immer gut sein, sich mit einem Priester

ins Benehmen zu sehen, der in der Auswahl der helfenden Kräfte guten Rat geben kann. Auch kann er Sammelpunkte oder genaue Adressen vermitteln und gegebenenfalls auch behilflich sein bei Beförderung solcher Dinge auf die Post,

weil Schwierigkeiten hierin hie und da den Mut zum Sammeln benehmen könnten.

Zum Schlusse sei uns gestattet, eine kleine Begebenheit aus unserem Leben zu erzählen, die wir allerdings schon anderweit mitgeteilt haben, die aber kaum genug verbreitet werden kann; denn sie spricht vielleicht mehr, als alles, was wir gesagt haben: Vor etwa 20 Jahren kam zu uns aufs Zimmer eine einfache, aber sehr reinlich gekleidete Witwe mit weißen Haaren und sprach beiläufig folgendes: „Hochwürden, nun habe ich's beisammen, nun bringe ich's Ihnen! Wissen Sie, mein Mann ist tot; er war Holzhacker, ich Wäscherin. Nach unserer Trauung verständigten wir uns, um einmal „etwas Größeres“ leisten zu können, kein Bier zu trinken, sondern uns mit Milch und Wasser zu begnügen, und das statt des Bieres erhaltene Geld zusammen zu sparen. Wir haben das all die Jahre des Lebens hindurch getan und so etwas für die Missionen zusammen gebracht. Bereits habe ich einem

andern Herrn Größeres gebracht, — Sie sollen die letzte Summe haben, die für die Mission gehört. Beten Sie für meinen seligen Mann und für mich!“ Und die Frau legte in einem Pfandbrief tausend Mark auf den Tisch!

Braucht es weiterer Worte? Die Gefinnung dieser

Tagelöhnerseheleute ist so hoch, daß wir uns nicht kurzweg zu sagen getrauen: „Geh' hin und tue desgleichen.“ Aber wir glauben, sagen zu sollen: „Geh' hin und miß an diesen, was du bis jetzt getan!“



Missionschule in Kevelaer (Schwester Avellina).

Missionsreisen im Kongoland in alter Zeit.

(Fortsetzung.)

Endlich kamen die von P. Michael Angelo gemieteten schwarzen Träger an, und wir brachen sogleich auf.

Als wir nicht mehr weit von dem Dorfe entfernt waren, in dem wir übernachten wollten, kam uns mit lautem Gebrüll ein Löwe entgegen. Er konnte kaum mehr gehen und verlor bei jedem Schritt eine Menge Blutes, dennoch wurde er beim Anblick unserer Truppe wie rasend und ging sofort auf uns los. Die Pfeile, welche die Neger unter lautem Geschrei auf ihn abschossen, achtete er wenig; als es aber einem gelang, das dürre Gras in Brand zu stecken, machte er Kehrt und trollte nach der entgegengesetzten Seite von dannen.

Eine Stunde vor Sonnenuntergang erreichten wir das Dorf. Es war zu unserer Verwunderung durch keine Dornhecke geschützt, und wir fanden die ganze Bevölkerung um einen verwundeten Mann auf dem Marktplatz versammelt. Auf die Frage, was denn vorgefallen sei, hörten wir, der Verwundete sei der Makolonte (Bürgermeister) des Dorfes und er habe einen schweren Kampf mit einem Löwen bestanden. Ich stieg aus meinem Hamak (Tragsänfte) und bedeutete dem Makolonte, er handle sehr unklug, daß er sein Dorf nicht mit der üblichen Schutzhecke umgebe. Er aber erwiderte gelassen:

„Vater, solange ich lebe, wird dies nicht nötig sein; nach meinem Tode aber mögen die Leute tun, was ihnen gut dünkt. Meine Wunde ist nicht gefährlich, auch brauche ich mich ihrer nicht zu schämen. Siehe, die Sache kam so: Ich stehe da ruhig auf dem Marktplatz und verkehre mit meinen Leuten, — da stürzt plötzlich, ohne einen Laut von sich zu geben, ein Löwe auf uns los. Gewöhnlich pflegen sie vor ihrem Nahen zu brüllen; dieser aber kam leise schleichend wie eine Katze und stürzte dann in mächtigem Sprunge auf uns zu. Meine Leute, von denen keiner eine Waffe in der Hand hatte, stoben entsetzt auseinander und ergriffen die Flucht. Ich selbst bin nicht gewohnt, vor einem Feind zurückzuweichen. Ich werfe mich schnell nieder, stemme das linke Knie auf den Boden und stoße dem wilden Tier mit der Rechten mein langes Messer in den Leib. Als es den Stich fühlte, brüllte es entsetzlich auf und riß mir mit seiner Tazze ein Stück Haut aus der Seite, doch hatte es, als es so blindlings auf mich zustürzte, eine zweite Wunde an der Kehle empfangen. Inzwischen kamen meine Leute mit Waffen herbei, und der an zwei Stellen verwundete Löwe ergriff bei ihrem Anblick die Flucht.“ — Offenbar war es derselbe Löwe, der uns auf dem Weg begegnet war. Daß er sich in schlimmen Umständen befand, war erklärlich, denn das Messer, das ihm der Makolonte zwischen die Rippen gestochen hatte, glich fast einem Bajonett, und er verstand es, seine Waffe mit Kraft zu führen.

Während dieser Unterhaltung führte man eine junge Negerin herbei, die getauft sein wollte. Auf die Frage, weshalb sie denn ihre Taufe solange verschoben habe, entgegnete sie, daß sie nicht hier im Dorfe wohne, sondern draußen auf freiem Felde. Sie schlafe mit ihren Leuten auf den Bäumen, und habe erst jetzt die Ankunft der Kapuziner erfahren. Ich wunderte mich darüber, erfuhr aber, daß manche Neger aus Liebe zu einem freien, unbundenen Leben ganz einsam leben und mutig allen Gefahren trogen, die damit verbunden sind. Nachdem ich die junge Negerin, die nur mit einigen Palmblättern bedeckt war, in den Hauptlehren des christlichen Glaubens unterrichtet hatte, taufte ich sie auf den Namen „Anna“. Nun ging bei der ganzen Menge ein Singen und Jubelieren los; Männer, Weiber und Kinder bildeten um sie einen weiten Kreis, klatschten in die Hände, tanzten und sangen: „Es lebe Anna, die neue Christin, es lebe

Anna!“ Im Laufe des Tages kamen noch mehrere jener einsam wohnenden Leute und baten gleichfalls um die hl. Taufe.

Am folgenden Morgen kamen wir bei der Fortsetzung unserer Reise durch ein breites Tal, wo ich des schlechten Weges halber aus der Hängematte steigen und etwa eine Stunde weit auf rauhem, steinigem Pfad zu Fuß gehen mußte, eine große Seltenheit in diesem Lande, wo ich bisher noch keinen einzigen Stein gesehen hatte. Die Neger mit ihren nackten Füßen litten dadurch nicht wenig; aber auch für mich war der Gang bei der großen drückenden Hitze sehr beschwerlich. Ueberdies schlug mir das hohe, scharfe Gras fortwährend an die Beine und rieb sie so wund, daß sie nach zwei Monaten noch nicht völlig geheilt waren. Auch meinem vorausreisenden Gefährten war es nicht besser ergangen; ich fand ihn mit hochangeschwollenen, dicht verbundenen Füßen.

Durch die Mitte des Tales strömt ein nicht sehr breiter, aber ziemlich tiefer Fluß. Die Schwarzen suchten eine Furt und fanden eine Stelle, wo das Wasser nur vier Fuß tief war. Ich blieb in meiner Hängematte liegen und drei der größten Neger trugen mich über den Fluß. Sie hielten die Stangen bis über ihre Köpfe empor und dachten an keine Gefahr; im Gegenteil, sie lachten und scherzten beständig und blieben öfters stehen, um die Kühlung des Wassers zu genießen.

Hier beobachtete ich auch eine Menge überaus schöner, buntgefiederter Vögel. Am besten gefielen mir die mit weißer Farbe und schwarzen, fischschuppen ähnlichen Flecken, während ihre Augen, Schnäbel und Füße, sowie die langen Schwänze feuerrot waren. Ich habe in Europa auch zuweilen Papageie gesehen, aber nie einen von so wunderbarem Gefieder.

Als wir in die Nähe von Bamba kamen, hörten wir plötzlich eine Glocke läuten. Verwundert fragte ich, was das wäre? Die Schwarzen sagten mir, man läute im Kapuzinerkloster, das ganz in der Nähe auf einem Hügel liege. So war es auch; Michelangelo hatte zur Messe läuten lassen und kam mir nachher mit mehreren Negern, welche der Landesfite gemäß auf Instrumenten spielten, entgegen. Wer beschreibt meine Freude, meinen Dank! Ich war am Ziel und befand mich wieder in einem Klosterlein unseres Ordens! Es war allerdings sehr primitiv gebaut, hatte bloße Lehmwände und ein einfaches Strohdach, und dennoch war es mir über alle Maßen lieb. Ich fand da ein Kirchlein und eine Sakristei, einen Kreuzgang und vier kleine Zellen.

Wir begannen einander unsere Reiseerlebnisse zu erzählen; dann gingen wir zusammen hinaus in den Garten, wo ich aus dem Staunen einfach nicht mehr herauskam. Denn da gab es Gewächse und Bäume und Früchte aus allen Weltteilen in Menge. Ich sah Weinreben, Fenchel, Artischofen, Kürbisse, Gurken und sonstige Gartenfrüchte und Küchenkräuter in bunter Auswahl, aber keine Äpfel, Birnen, Nüsse oder sonstige Früchte, die nur in einem kühlen oder wenigstens gemäßigtem Klima vorkommen.

Gegen Abend schickte mir die Landesfite eine Flasche Palmwein; er war weiß, wie Milch, doch konnten weder meine Gefährten noch ich demselben einen Geschmack abgewinnen, weshalb wir ihn unsern schwarzen Dienern schenkten. Die fanden ihn vortrefflich, schnalzten nach jedem Schluck mit der Zunge, leckten die Lippen ab und wiederholten unzähligmal das Wort: „Malaf, Wein, Wein!“

Bei diesem Anlaß möchte ich noch bemerken, daß am Kongo jährlich zweimal geerntet wird. Die erste Aus-

saat ist im Januar, die Ernte im April. Dann folgt der Winter, also gerade zu der Zeit, wo es in Europa allmählich warm wird. Uebrigens gleicht der dortige Winter einem milden italienischen Frühling oder Herbst. Mitte September steigt die Hitze wieder; man bestellt zum zweitemale das Feld und erntet im Dezember. Der Winter ist hier die trockene, regenlose Zeit, doch fällt jeden Morgen ein starker Tau, der die Pflanzen ungemein erquickt.

(Fortsetzung folgt.)

Missionsverhältnisse in „St. Joseph“.

Vom Hochw. P. Manuet Poll, R. M. M.

(Fortsetzung.)

Ich habe in den beiden vorausgehenden Nummern des Vergißmeinnicht acht verschiedene Katechesenstellen

menten oder Anfangsgründen unseres heiligen Glaubens zu unterrichten? Letzteres halte ich wenigstens für so lange als meine Pflicht, als in „St. Joseph“ keine Kostschule und kein Asyl für solche Kinder besteht.

2. Haben die Heiden und Protestanten, die ich an vielen Orten aufsuche und, falls sie guten Willens sind, unterrichte, nicht auch eine unsterbliche Seele, für die unser göttlicher Herr und Heiland sein kostbares Blut vergossen hat?

3. Folge ich auf diese Weise nicht dem Beispiele unseres lieben Herrn und Meisters nach, der als der gute Hirte weit und breit im ganzen gelobten Lande und über dessen Grenzen hinaus umherwanderte, die Unwissenden zu lehren, die Sünder zu bekehren und alle für den Himmel zu gewinnen? Ahme ich ferner dadurch nicht auch die Apostel nach, die nach der Sendung des hl. Geistes



Die Patres und Brüder unserer Missionsstation Lourdes in Südafrika bei der Rekreation.

angeführt, die ich von „St. Joseph“ aus missioniere; dazu gibt es noch viele andere Plätze, wo ich ebenfalls christlichen Unterricht erteile, wenn auch bis jetzt noch keine heilige Messe lese, doch ich will dieselben stillschweigend übergehen.

Es möchte nun jemand fragen, weshalb ich denn an so vielen Stellen Katechesen gebe und Christen und Heiden religiösen Unterricht erteile? Ich antworte: der Gründe hiefür sind sehr viele und mannigfache:

1. Es wohnen hierzulande in vielen Bezirken da und dort zerstreut einzelne Katholiken oder katholische Familien, die selbst von der nächstgelegenen Missionsstation noch so weit entfernt sind, daß sie unmöglich regelmäßig zum Gottesdienst kommen können. Hat nun da der Missionär und Seelsorger nicht die Pflicht, sie wenigstens einigemal im Jahre aufzusuchen, um ihnen die hl. Sakramente zu spenden und ihre Kinder in den Audi-

keineswegs im Abendmahlsaale sitzen blieben, sondern vielmehr dem göttlichen Auftrage zufolge hinauszu- in alle Welt, das Evangelium zu predigen allen Geschöpfen?

4. Es ist leider wahr, daß ich manche dieser Leute nicht so häufig unterrichten kann, als ich gerne wollte, und daß somit ihre religiösen Kenntnisse etwas ungenügend und mangelhaft sind; allein ich frage, ist nicht dadurch allein schon viel erreicht, daß ich sie für die katholische Religion geneigt mache und so meinen Nachfolgern im heiligen Missionswerke den Weg bereite, damit sie und ihre Gehilfen das vollenden, was ich als einzeln stehender Mann begonnen habe?

5. Ist es ferner kein Gewinn, wenn ich bei diesen meinen Exkursionen nach und nach im Laufe der Jahre eine ganz erhebliche Anzahl kranker Kinder und Erwachsener auffinde und sie, die sonst im Heidentume

dahingestorben wären, durch die hl. Taufe usw. dem ewigen Verderben entreiße und dem Himmel zuführe?

6. Soll es tadelnswert sein, wenn ich allgemach mit Gottes Hilfe etliche acht bis zehn Katechesenstellen gründe, die mit der Zeit, d. h. sobald wir eine genügende Anzahl tauglicher Missionskräfte haben, sich zu wertvollen Missionszentren und blühenden Christengemeinden entwickeln können?

7. Wer kann es mir zum Vorwurfe anrechnen, daß ich mich bemühe, in meinem großen, weitausgedehnten Missionsbezirke fleißig umherzuwandern, um die verirrtten Schäflein aufzufuchen und dem guten Hirten zuzuführen? Oder soll ich etwa, während die protestantischen „Diener am Wort“ so rührig den Samen des Irrtums ausstreuen, müßig zu Hause sitzen und die Hände in den Schoß legen? Nein, solange meine schwachen Kräfte es erlauben, will ich unablässig gegen den heidnischen Aberglauben und gegen die protestantischen Irrtümer zu Felde ziehen, und will mutig und unverdrossen weiterkämpfen, um dem Reiche Satans Schranken zu setzen und Christi Reich zu mehren! —

Nun noch ein Wort über die Mittel, die mir zur Christianisierung der hiesigen Schwarzen zur Verfügung stehen, beziehungsweise zu Gebote stehen sollten. Ich denke da zunächst an die materiellen Mittel, an Kirchen und Schulen, sowie deren Ausstattung.

Ein Notkirchlein steht zwar in „St. Joseph“, aber es ist noch recht arm an Paramenten, worunter ich Mehrgewänder aller Kirchenfarben verstehe. Die meisten sind schon recht abgetragen und geslickt, für die Sonn- und Festtage habe ich noch gar nichts Passendes. An einem Prozessionsweg für das hl. Fronleichnamsfest habe ich schon oft mit vielem Schweiße gearbeitet, aber für die Prozession selbst fehlt uns noch ein Baldachin, sowie einige Fähnchen. Besonders erwünscht wäre eine *Herz-Jesu-Fahne*, eine zu Ehren der lieben Muttergottes, speziell der *Unbefleckten Empfängnis*.

Ein weiteres Anliegen wären zwei größere Glocken. Zwar hängt hier hoch oben in der Luft an zwei langen Eisenbahnschienen ein kleines Glöcklein, allein sein schwacher Ton reicht gar nicht weit. Man rechne es mir daher nicht als Unbescheidenheit an, wenn ich um zwei größere Glocken bitte. Wie schön wäre es, wenn die eine auf den Namen „Maria“, die andere auf den des hl. Joseph getauft wäre! — Vielleicht erinnern sich die freundlichen Leser noch an unsere in der August-Nummer laufenden Jahres erwähnte Außenstation „*Pons coeli*“ (Himmelsbrücke) und wie arm und nackt dieselbe auf die Welt gekommen. Nun wollte ich, sobald für „St. Joseph“ die beiden neuen Glocken eintreffen, unser bisheriges Glöcklein nach *Pons coeli* (Maria-Himmelsbrücke) befördern lassen, desgleichen würde ich, wenn meine Missionsstation mit neuen Paramenten bedacht würde, die alten nach der genannten Katechesenstelle schicken, wo zurzeit noch gar nichts an Paramenten vorhanden ist. Gewiß gibt es noch gute, freigebige, eckatholische Seelen sowohl in Europa wie in Amerika — ich selbst besitze das amerikanische Bürgerrecht, weil ich mehrere Jahre dort wohnte, — die freudig ein Scherlein dazu beitragen, um den Nöten und Bedürfnissen eines armen Missionärs und Mitbürgers abzuhelpen, damit wir einst alle Mitbürger im großen Himmelreiche dori oben werden. Dazu sind die Katholiken aller Länder eins, wenn es gilt, zu Ehren Jesu, Maria und Josephs, sowie zum Heile unsterblicher Seelen ein gutes Werk zu vollbringen.

Ferner möchte ich in Bälde auf der schon früher erwähnten Katechesenstelle U. L. Frau vom Siege (Siehe August-Nr. I. S.) ein Notkirchlein erbauen. Es hat zwar ein edler Priester und hochherziger Wohltäter für genannten Zweck schon ein ansehnliches Scherlein beige-steuert, wofür ich ihm meinen öffentlichen Dank abstatte, aber leider reicht daselbe zur Deckung sämtlicher Unkosten noch lange nicht hin. Da sollten mehrere Kräfte sich vereinigen, um die erforderliche Summe aufzubringen. Es liegt mir aus vielen Gründen gar sehr daran, gerade hier, wo es von Heiden und Protestanten nur so wimmelt, möglichst bald der „siegreichen Jungfrau“ und Himmelskönigin ein Kirchlein zu erbauen. Ich schreibe diese Zeilen Ende März 1912, muß aber leider fürchten, daß es September oder gar Oktober wird, bis alles im Druck erscheint. Nur allzu gern möchte ich am 8. September I. S. in dem geplanten Kirchlein die erste heilige Messe lesen und so mein silbernes Priesterjubiläum begehen. Denn am Feste Maria-Geburt laufenden Jahres werden es 25 Jahre, daß ich in der erzbischöflichen Kathedrale zu Cincinnati in Nordamerika vom verstorbenen Erzbischof Elder zum Priester geweiht wurde. Gerade zwei Jahre später, ebenfalls am Feste Maria-Geburt, erhielt ich zu Mariannhill in Südafrika den weißen Zisterzienserhabit. Begreiflich also, daß mir dieser denkwürdige Gnadentag unvergeßlich bleiben wird auf immer.

Aller, welche mir durch opferwillige Beisteuer zur Verwirklichung meines frommen Planes verhelfen, werde ich nicht nur an jenem schönen Tage beim hl. Opfer denken, sondern ich werde mein Memento für sie wiederholen bis zu meiner letzten hl. Messe. *)

Magistrats-Besuch.

Von Br. Adrian, R. M. M.

Czenstochau. — Im Februar I. S. wurde unsere Missionsstation mit dem Besuche zweier Magistratspersonen beehrt. Der eine war Mr. Clarf, Magistrat des Polesa-Distriktes mit der Residenz Bulwer, wozu auch Czenstochau gehört, der andere Mr. Farrer von Tropo, zu dessen Bezirk die Stationen Mariatal, Detting, Mariahilf usw. gehören. So ein Magistrat ist hierzulande eine wichtige Persönlichkeit und entspricht etwa einem deutschen Bezirksamtmann oder vielmehr Landrichter, denn er vereinigt in einer Person die Verwaltungs- und Justizbehörde seines Distriktes in sich und gebietet über alle weißen und farbigen Untertanen.

Zur besseren Aufrechterhaltung der Ordnung und der Rechtspflege hält er zeitweilig an größeren Orten seines meist weitausgedehnten Bezirkes einen sogenannten *branch court* ab, eine Gerichtssitzung, wobei kleinere Sachen und Streitfälle geschlichtet und geregelt werden. Auch Czenstochau ist seit Jahren als ständiger Sitz solcher Nebengerichte oder *branch court* erklärt worden. Aus naheliegenden Gründen trachtet jeder Missionär, mit seinem Magistrate auf gutem Fuße zu stehen, denn er hat auch in Sachen der Mission, teils direkt, teils indirekt, ein gewichtiges Wort mitzureden. Da nun am erwähnten Tag zu gleicher Zeit zwei dieser Herren unsere Station mit ihrem Besuche beehrten, hielt man es für angezeigt, ihnen eine kleine Ovation zu bereiten.

*) Um die Sache tunlichst zu beschleunigen, haben wir uns beeilt, die betr. Bitte schon im Briefkasten der Juli-Nummer einzurücken. Der freilebige Missionär wird aber auch jede später einlaufende Gabe mit Dank annehmen und sicher noch da und dort eine hochwillkommene Verwendung dafür finden. Die Redaktion.

Doch lassen wir lieber der „Natal Witneß“ das Wort; sie brachte darüber folgenden Bericht:

Bulwer, 1. März 1912. — Das im letzten Monat auf der Missionsstation Centocow abgehaltene Zweig-

lektorn, wozu diese Schwarzen fähig sind, falls eine geschickte Hand es versteht, sie klug und richtig zu leiten.

Zum Schlusse sprach Mr. Clark einige Worte vollster Anerkennung, wobei er die Beteiligten zu fernern

gerichtet wurde durch ein glänzendes Konzert verherrlicht. Man wollte dasselbe zunächst im Freien abhalten und hatte daher den neben der Knabenschule gelegenen großen Spielplatz mit Girlanden, Bierpflanzen und buntfarbigen Lampen geschmückt; leider zwang uns die ungünstige Witterung, in die noch im Bau begriffene neue Kirche überzusiedeln. Hier nun wurde ein ganz exquisites Musikprogramm zum besten gegeben. Die neue, erst vor wenigen Monaten ins Leben gerufene Kapelle verfügt über zwanzig Instrumente und macht ihrem Lehrer und Dirigenten, dem Hochw. P. Thomas Kenschwanger, alle Ehre. Nicht minder gut geschult zeigten sich die schwarzen Schulkinder im Gesang; brachten sie doch unter der Leitung ihres Gesangsmeisters, des Hochw. P. Superiors Emanuel Haniß, prachtvolle mehrstimmige Lieder mit großer Sicherheit und Präzision zum Vortrag. Da gab es nichts Schleppendes, nichts Ungenaueres, kein falsches Einsetzen, keinen Mißton, sondern alles klappte harmonisch zusammen, war fein abgetönt und befriedigte nach jeder Richtung. Es war eine Menge schwarzer Besuche zugegen und gegen ein Dutzend weißer Kolonisten. Mit Staunen erkannten die



Ein Bojutohüpfel interpelliert den Superior von Mariagell (P. Euchar Adams) während der Retetrationsstunde.

unverdrossenem Schaffen und Wirken ermutigte. P. Superior erwiderte in englischer Sprache, und zum Schlusse intonierte man die Nationalhymne, die von allen Anwesenden unter Begleitung des Sänderchors

und der schwarzen Musikkapelle mit Begeisterung gesungen wurde. So endete der schöne, denkwürdige Abend."

Tauffeierlichkeit in Mariatrost.

Von Br. Pazian Koppenwallner, R. M. M.

Samstag, den 11. Mai 1912, fand auf hiesiger Missionsstation die Taufe von 44 Katechumenen statt; 6 waren Schulkinder, 38 zählten zu den Erwachsenen. Unter den letztern befanden sich 5 Ehepaare, und 8 waren vom Protestantismus übergetreten. Unser Taufbuch weist jetzt die Zahl 945 auf; der Eifer unseres S. S. P. Missionärs und seiner schwarzen Gehilfen läßt hoffen, daß das erste Tausend bald voll werde.

Der genannte 11. Mai war der Sterbetag des Vaters unseres S. S. P. Superiors, Florian Rauch. Er hatte wohl damals, als er am Sterbebette seines Vaters kniete, nicht gedacht, daß er 28 Jahre später am gleichen Tage die Gnade haben werde, so viele Schwarze in den Schoß der hl. Kirche aufzunehmen. Leider fühlte er sich, als er nach Schluß der großen Tauffeierlichkeit an den Altar treten wollte, so unwohl, daß er auf die Zelebration der hl. Messe verzichten mußte; allein ich denke, die ganze Tauffeier war auch eine Art Requiem für die Seelenruhe seines Vaters und er sei vom Himmel aus Zeuge der gnadenreichen Handlung gewesen.

Die Taufzeremonien nahmen den ganzen Vormittag in Anspruch, und als die Neugebauten freudestrahelnd die Kirche verließen, war die Mittagsstunde schon vorüber. Auch an einem komischen Zwischenfall ist es nicht. Ein Frau fiel nämlich, als die üblichen Beschwörungen an ihr vorgenommen wurden, bewußtlos nieder. Schnell eilte darauf eine mitleidige Seele in die Küche mit dem Ruf: „Schwester, idemone selipumile, der Teufel ist joeben aus einer Frau ausgefahren; gib mir ein Stück Brot, sie zu stärken!“

Sehr erfreulich ist es auch, daß es auch unter den schwarzen Protestanten immer einzelne gibt, welche sich der katholischen Mutterkirche zuwenden. So ist gegenwärtig eine gewisse Agnes, die Tochter eines protestantischen Predigers, bei uns. Sie ist Lehrerin, hat bei den Protestanten eine gut bezahlte Stelle verlassen und wirkt nun bei uns als Lehrerin, geht mit den Kindern zur Kirche und macht alle religiösen Übungen mit. Offenbar ist sie im Herzen schon längst katholisch gesinnt, und ich zweifle nicht, daß sie auch formell den Uebertritt zur katholischen Kirche bald vollziehen wird.

Leider fehlt es an Raum für die vielen Kinder und die stets wachsende Christengemeinde. An Sonn- und Festtagen müssen die Schulkinder vielfach in der Sakristei, oder gar im Freien ein Plätzchen suchen. Schon lange redet man von der Notwendigkeit einer neuen, größeren Kirche. Als der Hochwürdigste Herr Bischof zur Firmung hier war, legte er der versammelten Christengemeinde dringend ans Herz zum Neubau der Kirche ihr Scherflein beizutragen. Doch was vermögen einer solchen Aufgabe gegenüber die armen Schwarzen, zumal wenn so ein Mißjahr eintritt, wie heuer? Jüngst ging ich an einem Maisfelde vorüber, doch wie ich auch schauen und schauen mochte, ich konnte keinen einzigen Fruchtkolben entdecken. Unser Bruder Schaffner begegnete einem Manne, der mit einem Säcklein auf der Schulter seinem Kraale zuschritt. Auf die Frage, was er da trage, erwiderte er: „Die ganze Ernte meines Ackersfeldes.“ Eine arme Frau kam hierher und klagte uns ihre Not. Ihr Mann sei krank und arbeitsunfähig,

und sie hätten zusammen nichts mehr zu essen; ob sie bei uns nicht etwas Mais bekommen könnte, sie würde uns dafür ein großes Schwein bringen. Wir gingen auf den Handel ein, doch auf dem weiten Wege verendete das Tier in der afrikanischen Sonnenhitze.

Welche Not werden erst die kommenden Monate bringen? Denn bis zur nächsten Ernte ist es noch lange. P. Superior getraut sich nicht einmal mehr die sonntägliche Kirchenkollekte vorzunehmen, woher sollte er dann erst die Mittel zum Neubau einer Missionskirche finden? Darum, lieber Leser, wenn dich etwa der liebe Gott mit irdischen Gütern gesegnet hat, habe Mitleid mit der Not dieser schwarzen Neuchristen und hilf ihnen ein würdiges Kirchlein bauen. Gott wird es dir tausendfach lohnen für Zeit und Ewigkeit!

Hoher Besuch.

Von Br. Flavian, R. M. M.

Triaschill. — Kurz vor Ostern meldete uns ein Telegramm, unser Hochwürdigster P. Abt gedenke, Montag, den 15. April hier einzutreffen. Welch' eine Freude! Da wir bei der weiten Entfernung vom Mutterhause Mariannhill nur selten das Glück haben, den allverehrten Obern in unserer Mitte zu sehen, wird jedesmal sein Besuch mit doppelter Freude begrüßt.

Schon am weißen Sonntag legte Triaschill sein Festgewand an. Vor dem neuen Brüderhause, wo der hohe Gast Einkehr halten sollte, stellte der Hochw. P. Mayr, der damals noch hier war, mit Hilfe einiger Schwarzen persönlich einen großen, schönen Triumphbogen auf mit der Inschrift: „Willkommen!“ Rings herum standen mehrere Sorten frisch gepflanzter Bäume, die Wege wurden gefäubert, bunte Fähnchen flatterten in der Luft, kurz alles bekundete Freude und ließ die Herzen aller in ungestümer Erwartung des geliebten Obern höher schlagen.

Endlich kam er in einem bescheidenen Gefährte von Kusapi her. In seiner Begleitung war unser langjähriger P. Cellerarius, der Hochw. P. Salecius Esser. Die ganze Station, unsere drei Hochw. Patres, die sechs Brüder und sechs Missionschwester, sowie eine schöne Zahl schwarzer Eingeborne, die aus den benachbarten Kraals gekommen waren, eilten ihm entgegen und empfingen freudig den heiligen Segen. Dann ging es gemeinsam unserm bescheidenen Missionskirchlein zu. Leider waren unsere schwarzen Schulkinder gerade in Ferien, sonst wäre es beim Empfang noch viel lebhafter und fröhlicher hergegangen. Doch unserer stillen, aufrichtigen Herzensfreude tat dies keinerlei Eintrag. Wie schön war es doch, als wir nach dem Abendessen bei der herkömmlichen Refrektion beisammen saßen, den allverehrten Obern in unserer Mitte hatten, tausend Fragen stellten, dies und das erzählten und mit höchstem Interesse all' die vielen Berichte vom schönen Mutterhause hörten. Unwillkürlich erinnerte ich mich da des schönen Satzes der hl. Schrift: „Ecce, quam bonum et quam jucundum, siehe, wie ist es so gut und schön, wenn Brüder friedlich beisammen wohnen!“ Ps. 132.

Wir freuten uns so sehr, als der ehrwürdige Vater Abt sagte, er wolle eine ganze Woche bei uns bleiben. Doch, wie schnell sollten die einzelnen Tage vorübergehen! Am Dienstag fuhren die hohen Gäste nach unserer Außenstation „St. Anton“, wo eine Menge schwarzer Katechumenen und Neuchristen sie erwartete; viele der letzteren waren auf Weihnachten und Ostern ge-

tauft worden. Am Mittwoch war eine Hochzeit. Zwei junge Brautpaare aus unserer Schule empfingen das hl. Sakrament der Ehe. Die Brautmesse las unser Hochw. P. Superior um 10 Uhr; nachher war eine kleine Belustigung unserer Schwarzen, soweit es eben die ärmlichen Verhältnisse erlaubten; denn es herrscht noch immer großer Mangel an Lebensmitteln im Lande.

Am Donnerstag ging es nach der schönen, etwa drei Wegstunden von Triashill entfernten Filiale „St. Barbara“. Auch hier war ein prächtiger Triumphbogen aufgestellt mit sinniger Aufschrift. Besonders schön war die Kirche dekoriert, zumal der Altar, über dem unsere schwarzen Mädchen schön geflochtene Kränze aufgehängt hatten. Von den Schwarzen aber war eine große Menge hier, hundert von ihnen sind schon getauft —; sie standen dicht gedrängt in langer Doppelreihe und riefen beim Nahen des Hochw. P. Abtes begeistert aus:

alle von dem freundlichen Anerbieten den ergiebigsten Gebrauch, und jeder von uns schied von dem geliebten Obern und erfahrenen Missionär neugestärkt in seinem heiligen Berufe. Unsere Schwarzen aber waren überglücklich, daß sie eine volle Woche hindurch Tag für Tag fünf heilige Messen anhören konnten.

Sonntag, den 21. April 1912, fand die Grundsteinlegung unserer neuen Dreifaltigkeitskirche statt. Das zahlreich versammelte Volk hatte sich wieder in zwei Reihen bei dem alten Missionskirchlein aufgestellt, dann ging es in feierlicher Prozession, mit dem Hochwürdigsten P. Abt und den andern Missionären in der Mitte, dem Bauplatz der neuen Kirche zu. Nach vollzogener kirchlicher Zeremonie setzte sich das Volk ringsum nieder, worauf der Hochw. Vater Abt wieder in der Zulusprache eine ergreifende Predigt hielt, die P. Mayr in die Sprache der hiesigen Eingebornen übersezte.



Christlicher Kraal bei Mariannhill.

„Kaiwanyi, Baba, Vater sei begrüßt!“ Dann knieten sie nieder und empfingen in Ehrfurcht den hl. Segen.

Nach einer kurzen Anbetung vor dem Allerheiligsten in dem Missionskirchlein nahm man die ganze Station, die noch immer die schönsten Aussichten für eine gesegnete Missionsarbeit bietet, in Augenschein und besprach sich über dies und das, was im Laufe der Zeit noch alles geschehen sollte. Die Schwarzen aber sangen voll Freude und Lebenslust ihre schönsten Lieder und führten dazwischen ihre nationalen Tänze auf. Im Laufe des Nachmittags hielt der Hochw. P. Abt an die versammelten Schwarzen eine kaffrische Ansprache, die vom Hochw. P. Mayr sofort in die Manika-Sprache verdolmetscht wurde. Nur allzu früh schlug die Stunde des Abschiedes. Die Schwarzen baten nochmals um den heiligen Segen, und unter dem Rufe: „Munawanga Baba, auf Wiedersehen, Vater“, fuhr der geliebte Obere wieder der Missionsstation Triashill zu.

Am Freitag und Samstag konnte sich jeder beim ehrw. Vater Abt zur Audienz melden. Wir machten

Alles lauschte mit gespanntester Aufmerksamkeit den Worten der beiden Missionäre; mich selbst aber freute es gar sehr, hier im fernen Rhodesia wieder einmal die schönen Laute der Zulusprache zu hören, die ich in Natal so lieb gewonnen hatte. Um 11 Uhr war alles fertig, dann ging es prozessionsweise wieder der alten Kirche zu, wo vom ehrw. Vater Abt ein feierliches Hochamt gehalten wurde. Im Laufe des Nachmittags war sakramentaler Segen, dem wieder eine große Zahl schwarzer Neubekehrter und Katechumenen beiwohnte.

Viel früher, als wir dachten, war die Abschiedsstunde nahe. Sonntag Abends saßen wir nochmals in gemeinsamer trauter Rekreation beisammen, wobei uns der geliebte Obere nochmals die schönsten Ermahnungen gab und uns zur Treue und unentwegten Ausdauer in unserm schweren, und doch so schönen Missionsberuf aufforderte. Montag früh stand alles: Patres, Brüder, Schwestern und viele Schwarze zum Abschiednehmen bereit. Der ehrw. Vater gab uns allen nochmals den heiligen Segen, bestieg dann mit seinem Begleiter den Wagen und fuhr unter unserem Rufe „Glückliche Reise

und baldiges Wiedersehen!“ über Rusapi der Missionsstation Monte-Cassino zu. —

Es war alles so schön gewesen! Nur in einem Punkte wurden unsere Hoffnungen getäuscht. Wir hätten so sehnlichst gewünscht, für die große Außenstation „St. Barbara“ einen eigenen Priester zu erhalten, und statt dessen verloren wir einen unserer drei Missionäre, indem schon wenige Wochen darauf der Hochw. P. Mayr nach unserem Missionshaus „St. Paul“ in Holland abreiste. Das war ein schweres Opfer für uns alle, und eifriger und ungestümer als je rufen wir wieder zum Himmel, daß der Herr Arbeiter sende in seinen Weinberg; denn die Ernte ist groß, der Arbeiter aber sind wenige. Wer von unsern geehrten Lesern hilft uns beten? Wer fühlt sich von Gott berufen, sich persönlich uns im heiligen Missionswerk anzuschließen?

Unrecht vergleicht man ihn mit dem Volk der Ugandas in Zentral-Afrika. Was ich als weiteren günstigen Faktor in Anschlag bringe in Rücksicht auf ihre auffällige Empfänglichkeit für höhere und religiöse Bildung ist die Armut des Landes, das ihnen zwar das Nötige gibt, aber nur bei andauernder schwerer Arbeit.

Auf die verhältnismäßig hohe Ziffer im Taufbuch ist übrigens auch von Einfluß die hohe Kindersterblichkeit, jedesmal wenn die Regenzeit einsetzt. Natürlich sind wir dann fast immer auf den Weinen, um da und dort Sterbende zu taufen. Eigentümlich, die Regenzeit wird von den Leuten jedes Jahr heiß ersehnt und mit Freuden gefeiert, als der ins Land kommende Segenspende, und doch bedeutet sie für so viele auch den schwarzen Todesengel, der liches frohes Leben auslöscht und öde Stätte und traurige Herzen zurückläßt. Im



Sundamente der neuen Kirche in Triashill (Br. Cassian Zengel).

Aus Triashill.

(19. Mai 1912.)

Vom Hochw. P. Abalbero Fleischer, R. M. M.

Wir haben hier, wie auf Weihnachten, so auch jetzt auf Ostern reiche Ernte gehabt in der Mission; 181 Personen wurden getauft, 183 gingen zur ersten heiligen Kommunion, 32 neue rein katholische Ehen (ihre Gesamtzahl beträgt gegenwärtig 77) konnten in das Familienbuch eingetragen werden, wovon 24 bereits im Heidentum geschlossen waren. Es ist das als ein überaus glücklicher Erfolg zu bezeichnen. Vor etwas über 3 Jahren stand noch niemand im Taufbuch, bis heute ist die Zahl der Getauften auf 750 gestiegen.

Es ist eben das hiesige Volk wie für Kultur so auch für Religion, für Gott und höheres Leben mehr empfänglich, als viele andere Stämme in Süd-Afrika. Selbst die benachbarten Stämme, in der Entfernung von nur einer oder weniger Tagereisen von hier, stehen sehr ab gegen den hiesigen Stamm der Manicas. Nicht mit

Totenbuch stehen gegenwärtig 137. Eine ganz kleine Nummer weist noch unser *Sirbuch* auf, nämlich 7, aber in drei Wochen, bis zu welcher Zeit der Hochw. Herr Bischof, oder vielmehr der apost. Präfekt hieher kommt, wird sie gewaltig in die Höhe schnellen. An lebenden Christen haben wir also 613.

Es schließt das auch ein schwere Verantwortung in sich und verursacht dem Priester keine geringe Sorge. Die Christen sind soweit zerstreut, dazu der Priester so wenige, nur zwei, von denen der eine noch vorwiegend durch die Schule beschlagnahmt wird. Unter unsern Christen herrscht gottlos noch ein großer Erstlingsseifer; sie kommen fleißig zur heiligen Beichte und Kommunion. Es ist nun keine kleine Kunst, alles richtig einzuteilen, und bedeutet keine geringe Arbeitsleistung, um allen Bedürfnissen gerecht zu werden. Doch so lange der liebe Gott uns gesund erhält und seine stärkende Gnade gibt, wollen wir mutig aushalten und unsere Schulbigkeit tun. Aber bange wird einem doch zu Mute, wenn man in die Zukunft blickt. Da warten schon wieder neue

Katechumenen auf den Beginn des Taufunterrichts, andererseits haben wir keine Aussicht, in den nächsten Jahren von Mariannahill Priester zu bekommen. Ja, wären wir wie ein hl. Franz Xaver oder Vincenz von Paul, dann möchte es wohl gehen. So aber schauen wir in unsrer Schwachheit nach Hilfe aus, und fragen bange: findet sich kein junger, gesunder, apostolisch gesinnter Priester, der bereit ist, im Namen Gottes alles zu verlassen, um Jesu Sache zu ergreifen und sich uns anzuschließen im heiligen Werke der Mission? Doch Gottes Wille geschehe, — ich weiß, es sind auch draußen große Aufgaben zu erfüllen und angespannte Kräfte notwendig. Aber man möge uns wenigstens die mächtige Hilfe des Gebetes nicht versagen, die jeder geben kann. Es kann uns kein besserer Dienst und Trost erwiesen werden, als frommes fleißiges Beten für unsere Sache hier; denn wo des Menschen Kräfte auslassen, da

Christentraal. Mit einem Bündelchen Salz, wofür sie das Essen auf dem Weg erkaufen können, sowie einigen Katechismen und sonstigen Schulsachen in der Tasche, machen sie sich, begleitet von dem Segen des Priesters, auf den Weg nach der fast zwei Stunden entfernten Weha Reserve, wo vor einiger Zeit mehrere junge Leute uns sagen ließen, wir möchten zu ihnen kommen. Vom Sonntag bis Samstag werden unsere Katecheten draußen herumziehen, dabei nach und nach die geeigneten Plätze herausfinden, wo sie länger bleiben und eine Hütte aufrichten können. Kommen sie zurück, dann bleiben sie eine Woche daheim im Kraal, bestellen ihre Felder, um nächsten Sonntag wieder in den Fußstapfen der Apostel zu wandeln.

Sie ziehen morgen zum zweiten Male hinaus; gleich den Jüngern erzählen sie bei ihrer ersten Heimkehr, wo sie überall gewesen und was sie alles erlebt haben, Gutes



Schule in Triashill.

fängt das Gebet an, sich herrlich zu zeigen in der Erweisung der Kraft Gottes.

Indessen haben wir doch noch ein Hilfsmittel in der Not, das sind die Katecheten. Bereits deren drei ziehen hinaus, und in wenigen Wochen werden ihnen drei weitere folgen. Das dringende Bedürfnis führt auf diesen Weg mit aller Macht. Nur gut, daß wir brauchbare eifrige Burschen dafür finden können. Es ist nur eines übrig, die Bezahlung dieser Burschen, das leidige Geld. Doch ich bin nicht bange dafür. Geld gibt's genug in der Welt und auch die edlen Herzen und Hände fehlen nicht, um es zu spenden für so heilige Zwecke wie das Missionswerk. Hundert Pfennig machen eine Mark und 100 Markstücke repräsentieren eine wertvolle Banknote, mit der man 6 Katecheten beinahe zwei Monate hinaus schicken kann. Wer wollte da nicht mit-tun! So werden morgen nach der ersten hl. Messe neben Roe, der schon einige Zeit mitrut, David und Moys ausziehen, zwei wackere junge Männer vom benachbarten

und Schlimmes; wie die einen mit gutem, gläubigen Herzen zuhören, während die andern lächeln und spotten über die neuen sonderbaren Sachen. Es fehlt leider auch an solchen nicht, die in ihrer Verstocktheit strikte sich jede christliche Unterweisung in ihrem Kraale verbitten. Es ist nicht so einfach für junge schwarze Katecheten, da den Mut nicht zu verlieren und ruhig weiter zu machen. Wie oben erwähnt, sind die Gehälter dieser eifrigen Glaubensboten bescheiden, etwa 10 Mark im Monat. Aber es macht für den Missionär zuletzt doch eine beträchtliche Summe im Laufe des ganzen Jahres. Wer da kann und seines Glaubens froh ist, möge sein Scherflein beitragen, daß auch andere des hohen Gutes unseres hl. Glaubens teilhaftig werden.

Nun zum Schluß noch eine hocherfreuliche Nachricht: es gibt in Triashill bald eine neue große Kirche! Wir haben bisher schon alles probiert, um zurecht zu kommen mit unserer alten Kirche, aber immer will es nicht recht stimmen. Seit einiger Zeit bin ich Sonn- und

Feiertags, wobei zur zweiten heiligen Messe nur diejenigen hinein dürfen, welche nicht in der ersten waren. Unsere Schulkinder und andere Leute aus der Nachbarschaft müssen dann draußen knien. Auch das haben wir getan: wir haben zu gleicher Zeit (1/2 10 Uhr) Doppelgottesdienst gehalten, der eine Priester in der Kirche, der andere draußen im Freien. Aber es hat auch das seine Schwierigkeiten wegen des Wetters und sonstiger Umstände. Jetzt ist es so, daß ein Priester hier biniert, während der andere abwechselnd draußen auf einer unserer beiden großen Stationen „St. Barbara“ und „St. Anton“ liebt. Doch, wie gesagt, vielleicht schon bis Weihnachten wird sich alles günstiger gestalten und die Platzfrage gelöst sein. Die schon längst geplante Kirche ist bereits energisch in Angriff genommen; Bruder Cassian hat schon die Fundamente ringsum gemauert und auch die Kirchenmauern nahezu fertig bis zur Höhe von 1 1/2 Meter. Das Uebrige wird mit Backsteinen gemauert. Es war keine kleine Arbeit, die da der unermüdliche Bruder mit Hilfe unserer Schuljungen geleistet hat. Was mußten bloß Steine gehohlet und gesprengt werden und welche Geduld und Mühe kostete es den Bruder, die spröden Steine etwas zurechtzuhaben! Vielleicht schon bis Weihnachten kommt die Kirche unter Dach. Br. Pasnadius, unser Zimmermann, kann sich bald an die Herstellung des Dachstuhles machen. Das Holz ist vor kurzem in mehreren Wagenladungen angekommen. Welch ein frohes Gefühl für mich, wenn ich den geräumigen Boden der neuen Kirche überschreite und mir vorstelle, wie bald ein würdiges Gotteshaus, groß und geräumig und nicht mehr so fürchterlich eng für das Volk wie bisher Auge und Herz erfreuen wird. Aber freilich, was dann, wenn die Wände und das Dach fertig stehen, was dann? Gewiß, Platz haben wir dann, wenigstens für gewöhnliche Zeiten, aber wer stellt uns die Altäre und Beichtstühle, die Kommunionbank und sonstige Kirchenausstattung her, daß es Gottes Ehre einigermaßen entspricht und der schwarze Mann sich ein wenig angezogen und Gott genähert fühlt?

O, verhilfet dem armen Volke hier, das in Finsternis und Todes Schatten sitzt, daß es Anteil bekomme an den heiligen Freuden und den Segnungen des katholischen Glaubens! Gibt es doch nichts Schöneres auf Erden, als andere glücklich zu machen, und wiederum kein größeres Glück, als beigejellt zu sein der heiligen Schar der Gläubigen im Hause Gottes — ein schwacher Vorgeschmack der Freuden und Herrlichkeiten des Himmels!

Herzlichen Dank!

Von Br. Cassian Zengel, R. M. M.

Triashill. — In der Februar-Nummer I. J. erlaubte ich mir, im „Vergißmeinnicht“ für unsere armen Schwarzen in Triashill an den bewährten Wohltätigkeitsföhrer unserer Freunde und Gönner zu appellieren. Meine Bitte war nicht umsonst; von verschiedenen

Seiten liefen fromme Gaben und milde Spenden ein, und jedem Geber und jeglicher Wohltäterin sage ich hiermit meinen pflichtschuldigen Dank und ein aufrichtiges, herzinniges „Vergelt's Gott!“

Wollte Gott, es wäre nun unserer armen Mission für immer geholfen! Doch leider ist infolge anhaltender Trockenheit auch die diesjährige Ernte mißraten, sodaß wir mit bangem Herzen dem Winter, der nun vor der Türe steht, entgegensehen. Die Mission selbst nimmt gottlob einen recht erfreulichen Fortschritt. An Ostern wurden 181 Kinder getauft und gingen 183 zur ersten hl. Kommunion, und ein weiterer, ganz erheblicher Zuwachs an Täuflingen und Erstkommunikanten ist am kommenden Weihnachtsfeste zu erwarten. Unsere Katechumenen und Neuchristen sind gottlob von einem recht guten Geiste befeelt. Aus weiter Ferne kommen sie an Sonn- und Feiertagen so zahlreich zum Gottesdienst,



Schwester Rosa, Oberin in Czernochau, teilt an hohen Festtagen an ihre kleinen schwarzen Lieblinge Brot und Früchte aus.

daß unser Missionskirchlein bei weitem nicht alle fassen kann, und Tag für Tag sieht man hier bei der hl. Messe schwarze Christen mit großer Andacht zum Tische des Herrn hintreten.

Da tut fürwahr eine neue, geräumige Kirche not. Züngst löste sich in der alten Kapelle, deren Dach schon längst schadhaft ist, ein Sparren los und hängt nun senkrecht herunter; möglich, daß andere auch bald nachfolgen. Die neue Kirche, welche 35 Meter lang und 12 Meter breit werden soll, ist angefangen. Vorne, rechts vom Chore soll die Sakristei, und links die Schwesternkapelle zu stehen kommen. Die Höhe der Seitenwände ist auf 5 Meter berechnet. Es geht langsam voran, da ich mit 12 schwarzen Schuljungen, die noch nie Hammer oder Kelle in der Hand hatten, allein bin, und andere Arbeiter wegen Mangel an Geld nicht zu haben sind. An den Bau eines Turmes dürfen wir gar nicht denken, und müssen uns daher zum voraus mit dem Gedanken befreunden, unsere Glocken wieder im Freien unter einem primitiven Holzgerüste aufzustellen.

Die Kirche soll der allerheiligsten Dreifaltigkeit, und die künftigen Altäre dem göttlichen Herzen Jesu, der allerseiligsten Jungfrau und dem hl. Joseph geweiht

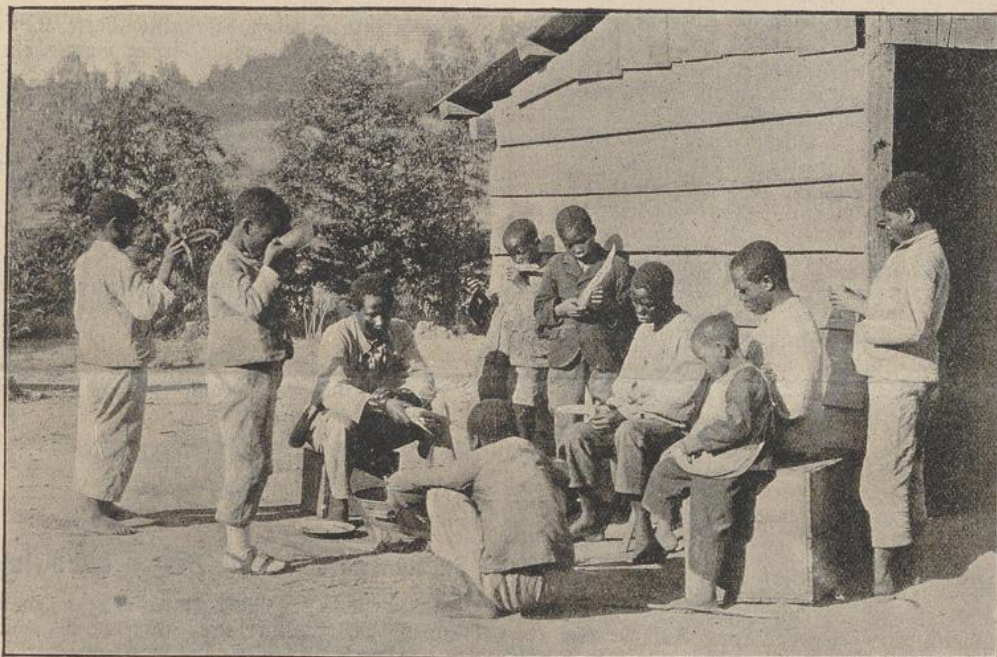
werden. Doch so weit sind wir noch lange nicht. Wohl heißt es, an Weihnachten soll zum erstenmale Gottesdienst darin gehalten werden, allein ich kann zur Stunde noch nicht mit Bestimmtheit sagen, ob bis dahin überhaupt schon das Dach fertig sein wird. Jedenfalls werden noch die Türen und Fenster fehlen; wir müssen dann einfach die Öffnungen mit Tüchern und Säcken verhängen. So muß man sich in der Heidenmission vielfach mit Dingen behelfen, an die man in zivilisierten Ländern gar nicht denkt.

Darum, geehrte Wohltäter und Wohltäterinnen, bleibet unserer Mission treu, und laßt ihr auch in Zukunft zeitweilig eine milde Gabe zukommen!

Jedwede Gabe, noch so klein
Soll tausendfach willkommen sein.
Maria segnet den Geber lind,
D'rum komm und gib, Marienkind!

St. Anton und Michael zu übernachten, was alle 14 Tage dreimal trifft. Durch Dach und Fenster und Türe zieht es und kommt die oft sehr empfindliche Nachtkälte, so daß ich schon oft Nachtwanderungen angestellt habe mit dem Felddbett, um ein windstilles Plätzchen zu finden. Uebrigens ziehe ich es im Winter vor, auf dem Boden zu schlafen, eine Schilfrohrmatte unter mir, ein paar Decken über mir. Das Felddbett mit seinem Hohlraum unten läßt fortwährend kalte Luft durchstreichen und nimmt die dem Körper entströmende Wärme mit sich fort. Sehr bald hatte ich das heraus. Doch bei alledem bin ich bisher fortwährend gesund geblieben und hoffe es mit Gottes Hilfe und nach seinem heiligen Willen noch länger zu bleiben.

Ich habe diese Punkte erwähnt, um guten Seelen, die ein paar Groschen entraten können, zu zeigen, daß sie dieselben auf die beste Weise verwenden würden, wenn



Beim Frühstück (Kevelaer).

Wer hilft uns Kirchen und Kapellen bauen?

Vom Hochw. P. Malbero Fleischer, R. M. M.

Triashill. — Bruder Cassian ist eben daran, hier in Triashill (Rhodesia), eine neue Kirche zu bauen. Die bisherige ist völlig unzureichend und dem Einsturz nahe. Sodann sind unsere Außenstationen, wo der Priester jetzt des öfteren zu übernachten hat, völlig ungeeignet und müssen durch bescheidene Neubauten ersetzt werden, soll des Priesters unter den hiesigen Verhältnissen so hochanzuschlagende Gesundheit nicht ernstlich der Gefahr ausgesetzt werden. Die alten Lehm- und Strohhäuser lassen überall Regen und Wind durch. Regnet es und kommt man tropfnaß an, dann gerät man wohl vom Regen in die Traufe, wenn man in der Schule einkehrt. Ich erinnere mich, wie es einmal in der „Beichtkapelle“ von St. Bonifaz, einem Anhängel der dortigen Schule, gleichsam wie in Bächlein auf mich herabkam, während ich mein Mittagbrot aß.

Keine Kleinigkeit ist es, in unseren Schulen von

sie selbige uns zukommen ließen. Dankbarst nehmen wir alles an, den Zehner in Nickel wie in Gold.

Ein Kreuz auf stolzer Bergeshöhe.

Von Br. Joseph Wegel, R. M. M.

Unweit der Reichenauer-Filiale St. Emanuel, etwa vier Wegstunden südwestlich von Polela, erhebt sich im Hintergrunde ein imposanter Berg, dessen abgerundete Spitze den Meeresspiegel wohl an 7500 Fuß überragt. Längst war es der Wunsch des S. S. P. Superiors, auf diesem Berge ein großes Kreuz zu pflanzen. Dieser Wunsch ist vor kurzem in Erfüllung gegangen. Der Wald lieferte das Holz, aus dem das Kreuz gezimmert wurde, dessen Hauptstamm 28 Fuß, der Querbalken 15 Fuß mißt. Man schaffte das zugerichtete Holz per Wagen und Ochseneschleife auf die Höhe; daselbst glücklich angekommen, nahmen es 15—20 Männer auf ihre Schultern und trugen es vollends zur Spitze des Berges

empor, dem „Zulumane“ (Fuhrmann) oder Löwenkopf, wie man ihn bisher genannt. Hier hatte Bruder Moys ein 30 Zoll tiefes Loch in den Felsen gemeißelt, um das Fußende des Kreuzes aufzunehmen. Nachdem das Kreuz aufgestellt und verankert war, konnte die feierliche Einsegnung erfolgen, wozu die nötige Vollmacht des Hochwürdigsten Herrn Bischofs eingeholt worden war.

Um den leicht sinkenden Glaubenseifer der schwarzen Christen neu zu beleben, wie auch zur eindringlichen Belehrung der Heiden in der Amafuza-Station sollte die Weihe recht anziehend gestaltet werden. Sinnreich ward der Tag nach dem Sonntag vom „guten Hirten“ dazu ausersehen. Tags zuvor hatten zwei Brüder das weißbemalte Kreuz mit Fähnlein und Kränzen geziert. Auf dessen Spitze wehte eine weißgrüne Fahne in frischer Bergesluft in einer Höhe von 33 Fuß über der Krone des Berges, der seit der festlichen Feier des 22. April 1912 den Namen: „Kalvarienberg“ trägt.

Am Morgen des genannten Tages erhob sich Reichenau schon um 2 Uhr vom nächtlichen Schlafe, um rechtzeitig St. Emanuel zu erreichen und den Vergrüßen zu erklimmen. Denn oben auf der Höhe nach der Einsegnung des neuen Kreuzes sollte am Fuße desselben ein feierliches Hochamt gehalten werden. Die Bewohner von Reichenau, Weiß und Schwarz, zogen also zu Fuß und zu Wagen, zu Pferd (und zu Rab) nach St. Emanuel, an ihrer Spitze die geladenen Gäste, die H. H. Patres Joseph, Robert und Eligius, die bereits tags zuvor von Emaus, Lourdes und Revelaer hier eingetroffen waren. Auch H. H. P. Thomas mit seiner Musikkapelle (darunter drei Brüder von Centocow) begleitete den Zug.

Dem Senior unserer Mission, dem H. H. P. Joseph Biegner, war es beschieden, das feierliche Hochamt zu zelebrieren; die beiden H. H. Patres Robert und Eligius assistierten als Diakon und Subdiakon. Der Himmel hatte sein Festkleid angelegt. In frühester Morgenstunde hatte man vor dem Kreuze einen Altar hergestellt und alles zur seltenen Feier gerüstet. Von der Höhe des Berges herab ertönten die schmetternden Fanfaren und alles erwachte zum Leben. Von allen Seiten zog man heran: Brüder und Schwestern, Weiß und Schwarz, Groß und Klein. Oben, auf der Bergebene, nicht weit vom Kreuze, war ein Festzelt aufgeschlagen und hier hatte sich die Musikkapelle gelagert. Ihre Aufgabe war es, mit ihren festlichen Klängen die noch zerstreuten Gäste auf den Berg zu locken und nach der Feier mit lustigen Weisen zu erheitern.

P. Superior nahm jetzt die Segnungen des Kreuzes vor und es war elf Uhr geworden, als die Feier des Hochamtes begann. Jesus Christus ist der Herr und Herrscher der ganzen Schöpfung und Sein Reich erstreckt sich über alle Länder und Meere. Wer kann Ihm widerstehen? Glückliche alle, die sich Ihm freiwillig ergeben und Seine Gegenwart in heiliger Freude begrüßen! — So mußte man unwillkürlich denken in jenem feierlichen Augenblicke der heiligen Wandlung, als der Herr unter Brotsgestalt auf dem „Kalvarienberge“ persönlich erschien. „Emanuel“, Gott mit uns — war zur Wahrheit geworden! Ein erhebender Anblick in der Tat: Berg, Kreuz, Altar, umringt von Christen und Heiden, und im Zentrum als Brennpunkt des Ganzen: „Christus der Herr!“ Wohl niemand der anwesenden Christen bereute in seinem Herzen den mühevollen Aufstieg des Berges.

Nach dem hl. Opfer auf „Kalvaria“ hielt der H. H. P. Emanuel eine Predigt über die Bedeutung des Tages, d. h. über das Geheimnis des Kreuzes und über die

Gnade der Erlösung. Diese Bergpredigt von dieser Stätte aus an Hunderte von Christen und Heiden gerichtet, die rings auf der Höhe lagerten, konnte ihren gewaltigen Eindruck nicht verfehlen.

Zur Feier des Kreuzes auf steiler Bergeshöhe hatten 6 Priester, 13 Brüder, 12 Schwestern, 18 weiße Gäste mit vielen schwarzen Katholiken, Protestanten und Heiden den Berg bestiegen. Doch viele andere aus nah und fern waren gefolgt und niemand hatte sich die Mühe genommen, sie alle zu zählen. Viele von ihnen wurden wohl von den Klängen der Musik angelockt, andere mochten an eine in Aussicht stehende leibliche Stärkung denken. Soviel steht fest, daß um das Festzelt eine dichte Menschenmasse sich drängte.

Die Besucher verließen frühzeitig die festliche Stätte, um ihre Heimat aufzusuchen. Die Schwarzen lenkten ihre Schritte zum nördlichen Fuß des Berges und fanden in einer christlichen Behausung irdische Labung nach den Strapazen des Tages.

Die Amafuza haben bekanntlich harte Köpfe, aber ein Fest wie das heutige auf freier Bergeshöhe, war sicherlich geeignet, Licht und Leben in diese tote Heidenwelt zu bringen. Alle sahen das Kreuz, viele hörten die Bergpredigt und wohl nicht wenigen wird die erhabene Feier eine kräftige, innere Mahnung sein und lange in ihrer Erinnerung bleiben. Das Kreuz werde ihnen allen eine Quelle des Segens! —

Das Kreuz, es thront auf Felsengrund,
Es wanket ewig nicht;
Wenn einst zerstört das Erdenrund,
Noch strahlt sein himmlisch Licht!

O weise, wer zum Kreuze hält
Auf seiner Lebensbahn!
Mit ihm besiegt er diese Welt
Und steigt beherzt hinauf
Auf jene heil'ge Bergeshöh',
Wo ewig Licht und Glorie!

Sursum corda! Die Herzen himmelwärts!

Detting. — „Jüngst hatte ich,“ so erzählt eine Missionschwester, „mit zwei größeren Mädchen Dedgras zu schneiden. Auf einmal sagte eines der Mädchen, Laurentia mit Namen: „O Schwester, wie war es doch am vorigen Sonntag wieder so schön in unserer Kirche! Als das Hochamt gesungen wurde, und der Priester die Prästation anstimmte, war es mir, als sei ich nicht mehr auf dieser Welt, sondern im Himmel. Was ist es doch Schönes und Wunderbares um diesen lateinischen Gesang! Solch' ein Gesang ist nicht von dieser Welt, und so oft ich ihn höre, fühle ich mich übergelüchelt in meinem Herzen!“

Als wir Tags darauf zusammen unseren gewöhnlichen Berufsarbeiten nachgingen, kam ich zufällig auf den Tod zu sprechen. Sonst fürchten unsere Schwarzen den Tod über alles und wollen auf keine Weise daran erinnert werden; anders unsere Laurentia. Sie brach sofort in die Worte aus: „O Schwester, wenn ich in den Himmel käme und dort das göttliche Herz Jesu schauen dürfte, welch' ein Glück und welch' eine Freude wäre das! Das göttliche Herz Jesu, das göttliche Herz Jesu,“ wiederholte sie und sprang dabei voll Freuden in die Höhe. Dann sagte sie zu dem zweiten Mädchen, das mit uns arbeitete: „Sophie, weißt du, wie man in der

lateinischen Sprache das göttliche Herz Jesu anruft? „Cor Jesu sacratissimum, miserere nobis!“

Bei einer andern Gelegenheit rief sie mir voll Freuden zu: O Schwester, gestern habe ich etwas Schönes gesehen! Ich wurde zu den Schwestern geschickt und kam eben dazu, wie sie gemeinsam das lateinische Offizium beteten. Von ferne hatte ich es schon öfters gehört, noch niemals aber in solcher Nähe. Mit Staunen war ich Zeuge, wie sie so schön miteinander beteten und bei jedem Gloria Patri sich verbeugten. Wie muß es doch euch dabei zu Mute sein? Seid ihr nicht im Geiste wie im Himmel? Sicherlich ist die liebe Mutter Gottes auch dabei, wenn ihr so schön gemeinsam zu ihr betet. Du selber, Schwester, hast immer die Psalmen angefangen; fürchtest du dich nicht, wenn du so betest und Gott, den Großen-Großen, im Himmel anredest? O Sophie, wenn wir nur auch so gut beten könnten, wie die Schwestern!“

Ich sagte ihr, sie solle nur fleißig das Vater unser beten, dies sei das schönste und beste von allen Gebeten, denn Christus, der Herr selber, habe es uns gelehrt, auch könne und solle sie ihre Arbeit Gott aufopfern, dann werde die Arbeit auch ein Gebet und werde ihr viele Gnaden bei Gott erslehen. Darob freute sich Laurentia gar sehr; willig übernahm sie jegliche Arbeit, die ich ihr auftrug und sang dazwischen religiöse Lieder. Dann schwieg sie wieder eine Weile, und ich merkte, daß sie im Stillen betete. Sind das nicht gute Kinder, und hat das Christentum in den Herzen dieser schwarzen Neuchristen nicht schon recht tiefe Wurzeln geschlagen?

Möge doch das göttliche Herz Jesu in seiner unendlichen Liebe recht bald alle noch heidnischen Kinder zu seiner Erkenntnis und Liebe führen. Herr, schenke allen diesen armen Schwarzen die Gnade des wahren Glaubens! Amen!

Unsere Missionschwestern suchen staatlich geprüfte Lehrerinnen.

Bekanntlich ist gegenwärtig der Zudrang zum Amte einer Volksschullehrerin ein außerordentlich großer. In Bayern z. B. sind gegenwärtig über tausend geprüfte Lehramtskandidatinnen ohne Verwendung, und trotzdem befinden sich weitere 3150 Kandidatinnen in der Ausbildung, das ist das Fünf- bis Siebenfache des wirklichen Bedarfes, sodaß 10—13 Jahre vergehen dürften, bis all diese zur wirklichen Anstellung im Lehramte kommen.

Um dieser Ueberproduktion von Lehrerinnen zu begegnen, ist die bayerische Regierung gesonnen, für sämtliche Anstalten, seien sie nun privater, staatlicher oder klösterlicher Natur, genau die Zahl festzustellen, wieviele Kandidatinnen jedes Jahr aufgenommen werden dürfen. Daß durch diese Maßregel ganze Lehranstalten, wie eine Menge Lehramtskandidatinnen schwer getroffen werden, liegt auf der Hand, doch das läßt sich nicht vermeiden.

Und doch gäbe es für diese Ueberfülle von Berufen zum Lehrstand einen herrlichen Ausweg in den katholischen Missionen. Wieviele Missionsanstalten in Amerika, Indien, China, Südafrika usw. klagen über großen Mangel an Lehrkräften. Ich erinnere hier speziell an die Missionschwestern vom kostbaren Blut. Diese haben ein großes Missionshaus, Heiligblut, in Holland; wirken in der Mission der Väter vom hl. Geiste in Deutsch-Ostafrika, in der Trappisten-Mission am Kongo, namentlich aber in der Mariannhiller-Mission in Südafrika, wo ihnen in beinahe 30 Missionsstationen, die sich von

der Kapkolonie bis nach Rhodesia erstrecken, ein herrliches Arbeitsfeld offen steht und wo sie schon seit mehr als 27 Jahren mit großem Erfolge tätig sind.

Die Zahl der dortigen Missionschwestern ist an sich keineswegs gering, denn sie beziffert sich seit Jahren auf mehr als 330, doch an staatlich geprüften Lehrerinnen ist noch immer ein empfindlicher Mangel. Wie willkommen wären ihnen daher brave, christliche Lehrerinnen, die nach Vollendung ihrer Studien als Missionschwestern in ihre Kongregation eintreten wollten!

Freilich ist dann nicht nur ein Beruf für das Lehrfach und Erziehungsweisen, sondern in erster Linie ein Beruf zum Ordensleben nötig!



Josephine.

Was gibt es aber Erhabeneres, als für jenen Stand berufen zu sein, der nach dem Priestertum die höchsten Ideale in sich vereinigt: — als Braut Christi fern von der Welt zu leben und doch als Friedensengel mitten in der Welt sich selbstlos dem Wohl der armen Menschheit hinzuopfern, ja als Missionarin teilzunehmen an dem apostolischen Wirken der hl. Kirche!

Eine Lehrerin, die für ihren Beruf wirklich begeistert und von dessen Tragweite durchdrungen ist, hat bis zur Ergreifung des Ordens- und Missionsberufes nur einen Schritt. Das Ordensleben kann ihre eigene Heiligung sicherstellen und bewahrt sie in ihrer wissenschaftlichen und erzieherischen Tätigkeit vor Klippen, die in der Welt nicht oder nur sehr schwer zu umgehen sind. Der Missionsberuf bietet ihrer Tätigkeit ein viel unbeschränkteres Arbeitsfeld, als die mit Geseßen umzäunten Schulen Europas bieten können.

Freilich sichert ihr weder der Orden noch die Mission einen finanziellen Gehalt und auch keine Pension, dagegen einen unbeschreiblich hohen Lohn für eine ganze

Ewigkeit und die sichere Erfüllung der Verheißung, welche der göttliche Heiland an jene Mahnung: „Suchet zuerst das Reich Gottes“ knüpft: „Und alles Uebrige wird Euch dazu gegeben werden“. Sie ist dann ein Schoßkind der göttlichen Vorsehung, in deren Hände sie alle irdischen Sorgen legen kann. Die Genossenschaft, in der sie für das Ordensleben erzogen wird, ist ihr eine treu besorgte Mutter und ein sicheres Heim.

Die Kinder, die sie als Missionschwester zu erziehen hat, sind freilich die Vermissten der Armen, aber hat doch das schwarze Kind ebenso eine bildungsfähige, unsterbliche Seele wie das weiße. Ja, in vielen Stücken ist das Amt einer Missionschwester noch viel schöner und idealer, als das einer weltlichen Lehrerin. In europäischen Verhältnissen ist die Tätigkeit der Lehrerin meist auf die Schule beschränkt, und selbst da sind ihr noch viele lästige Schranken gezogen. Anders in der Mission; hier hat sie einen ungleich größeren Einfluß auf die ihrer Obhut anvertrauten Kinder, sowohl innerhalb, wie außerhalb der Schule. Die religiöse Erziehung bildet da die Hauptsache und die Missionschwester ist dem schwarzen Kinde gegenüber nicht nur Lehrerin, sondern namentlich auch Erzieherin, ja Mutter in des Wortes schönster Bedeutung. Sie kann und soll es nicht nur in den weltlichen Fächern, sondern namentlich in unserer heiligen, katholischen Religion unterrichten, kann es praktisch ins religiöse Leben einführen, ja kann ihm sogar auch später noch, längst nach Entlassung aus dem eigentlichen Schulverband, in hundert Sachen ratend und helfend zur Seite stehen.

W möchten doch fromme Eltern und Erzieher, speziell die katholischen Priester und Ordensleute, solche Kandidatinnen, die als weltliche Lehrerinnen nur schwer eine Anstellung bekommen können, auf den überaus schönen, wahrhaft idealen Wirkungskreis hinweisen, der ihnen in den katholischen Missionen offen steht! Welch' unschätzbaren Dienst könnten sie dadurch nicht nur diesem und jenem armen Mädchen, sondern dem ganzen großen Missionswerk erweisen, und sich dabei reichlichen Anteil sichern an all den Arbeiten und Verdiensten so manch' braver, opferwilliger Missionschwester, welche die erste Regung zu ihrem schönen Berufe ihrem Räte zu verdanken hat.

Zum Schlusse lege ich diese Zeilen in die Hände des h. I. J. o. s. e. p. h., der von jeher als ganz besonderer Patron der Berufsfrage angerufen wurde. Möge er recht viele brave, seeleneifrige Lehramtskandidatinnen für das große Werk der katholischen Mission begeistern, ist es doch nach dem großen Areopagiten das göttlichste der göttlichen Werke, mitzuwirken an der Rettung unsterblicher Seelen.

Wer die näheren Aufnahmebedingungen bei den Schwestern vom kostbaren Blute kennen lernen will, wende sich vertrauensvoll an nachstehende Adresse:

Ehrwürdige Mutter Paula, Generaloberin Heilig-Blut, Beek en Donk, bei Helmond, Niederlande.

oder auch an: Schwester Oberin, Herz-Maria-Kloster in Diefflen, bei Saarlouis.

Dem Gelöbniſſe treu.

8. Kapitel.

Dem Tode geweiht.

„Mein Verhängnis begann, noch bevor ich das Licht der Welt erblickte. Bei meiner Geburt verzweifelte man an meinem Leben. In der Not machte meine Mutter

das Gelübde, ich solle in beständiger Jungfräulichkeit Maria, der Königin des Himmels, geweiht sein, falls ich dem Tode entginge. . . Die Mutter meinte es gut, doch mich stürzt nun das unbefonnene Gelübde ins Grab.

Ich trat in mein sechzehntes Jahr, als meine Mutter zum Sterben kam. Wenige Stunden vor ihrem Tode ließ sie mich an ihr Sterbelager rufen. Wir waren allein. „Meine Tochter“, begann sie, „du kennst das Gelübde, das ich für dich abgelegt habe. Willst du deine Mutter Lügen strafen? O meine liebe Metha, siehe, ich lasse dich in einer Umgebung zurück, die einer Christin gar nicht würdig ist. Alle die Männer und Jünglinge in unserem Dorfe sind Gözendiener und wissen nichts vom wahren Gott, der dir durch ein Wunder das Leben geschenkt. Mein Kind, solche Leute sind deiner nicht wert! Wenn du nun den Jungfrauenschleier nimmst, entlastest du den Sorgen der Hütte und bewahrst deine Seele rein von den bösen Leidenschaften, welche den Busen deiner Mutter zerrissen. Drum, meine Vielgeliebte, komm her und schwöre mir im Angesichte Gottes und vor dem Bilde der Himmelskönigin, daß du Zeit deines Lebens Jungfrau bleiben willst.“

In Tränen zerfließend warf ich mich in die Arme meiner sterbenden Mutter und versprach ihr alles, was sie von mir haben wollte. Da gab sie mir den weißen Schleier und fügte hinzu: „Kind bedenke, was du versprochen hast. Es brächte dir Fluch für Zeit und Ewigkeit, wenn du jemals dein Gelübde brechen würdest!“ Nachdem sie mir noch das Versprechen unverletzlichen Schweigens jedem Heiden gegenüber abgenommen, umarmte sie mich zum letztenmale und hauchte dann ihre Seele aus. —

Ja, erkannte anfangs die Schwere meines Gelübdes nicht. Ich dachte nur an den Tod meiner lieben Mutter, und fühlte ich mich als Christin und wegen des spanischen Blutes, das in meinen Adern floß, so erhaben über meine heidnische Umgebung, daß ich an eine Vermählung gar nicht dachte. Was war es doch Schönes, als christliche Jungfrau, einzig und allein dem Gotte meiner Mutter anzugehören! — Da kamst du, Madonda, als junger, schöner Gefangener, den man dem Feuertode geweiht hatte. Dein trauriges Schicksal rührte mich tief; ich wollte dich retten um jeden Preis. Ich tat es; doch erst jetzt begann ich, die Schwere meines Gelübdes zu erkennen. Während ich dein Leben erhielt, rannte ich selbst geraden Weges dem Tode entgegen!“ — Metha schwieg eine Weile.

Da konnte ich mich nicht länger halten. Ich ballte die Fäuste und schrie den Eremiten an: „Wie, Glender, das ist also die Religion, die du so sehr rühmest? Zum Verderben ward sie mir, denn sie ist der Tod meiner geliebten Metha?“ Ich wollte noch vieles sagen, doch der greise Missionär donnerte mir die Worte entgegen:

„Schweige mir, du unverständiger Heide! Wie magst du es wagen, eine Religion anzuklagen, die weit dein Sinnen überragt? Was hast denn du überhaupt schon getan? Vermessener Jüngling, welche Tugend hast du geübt, welche dir das Recht zu einer Klage gegen Gott, den Allhöchsten, gebe? Unglücklicher, du trägst ein Herz voll ungezählter Leidenschaften mit dir herum, und wagst es, den Himmel anzuklagen! Hättest du, wie ich, dreißig Jahre im Dienste Gottes zugebracht, fürwahr, du könntest dann nicht so vorschnell urteilen über die Pläne der göttlichen Vorsehung!“

Die Augen des ehrwürdigen Greises schossen Blitze, und seine Worte hallten wie der Donner durch die Felsenrotte. Ich warf mich ihm zu Füßen und bat ihn um

Verzeihung. Er hob mich auf und sprach gerührten Herzens: „Mein Sohn, mir persönlich magst du ruhig jede Unbill zufügen, ich werde es gelassen hinnehmen, nie und nimmer aber kann ich es ertragen, wenn einer es wagt, den Himmel oder die christliche Religion anzuklagen. Doch

laß uns jetzt deine Schwester hören; vielleicht gibt es noch ein Heilmittel. Wir wollen die Hoffnung nicht fahren lassen. Madonda, das Christentum ist eine göttliche Religion, und sie zählet die Hoffnung unter die drei göttlichen Tugenden.“ —

Metha fuhr fort:

„Mein Freund, du bist Zeuge meiner Kämpfe gewesen und doch hast du nur den kleinsten Teil derselben gesehen; meine bittersten Leiden verbarg ich dir. Ja, der

schwarze Sklave, der mit seinem

Schweiße den glühenden Sand von Florida befeuchtet, ist weniger elend, als ich es gewesen. Ich bewog dich zur Flucht und ging mit dir, obschon ich wußte, ich eile dem Tode entgegen. Hätte ich nur Freunde und Heimat zu verlassen gehabt, ich hätte es für nichts geachtet, ja, selbst mein Leben hätte ich furchtlos in die

Schanze geschlagen, doch eines konnte ich nicht: meinem Gelöbniß konnte und wollte ich nicht untreu werden. . . .

Dazu begleitete mich beständig der Schatten meiner Mutter. Ich glaubte ihre Stimme, ihre klagenden Vorwürfe zu hören, und schreckte vor dem Fluche, mit dem

sie sterbend mir gedroht hatte, falls ich mein Gelübde brechen würde. . . .

Da wich der Schlaf aus meinen Augen, meine Nächte waren voll Gespenster, der Tau des Abends vertrocknete auf meinen glühenden Lippen, und der kühle Hauch des



Der heilige Schutzengel. Gemälde von Lingner.

Göllichotel Berlin 68.

Waldes entzündete sich vor der Glut meines Atems! — Welch' eine Qual, dich immerfort bei mir zu sehen, dich, den einzigen Menschen, der mir geblieben, und dennoch eine unübersteigliche Schranke zwischen dir und mir zu wissen! Es wäre mein Glück gewesen, dir als Sklavin in einer ärmlichen Hütte zu dienen, ich wäre mit dir bis

an die Grenzen der Erde gewandert, und hätte mit Freuden mein Leben für dich geopfert, doch ich durfte deine Hand nicht nehmen, konnte das Traumbild meines Glückes nicht fassen; ungestillt blieb das Sehnen meines Herzens."

"Meine Tochter", unterbrach sie hier der Greis, "dein Schmerz ist groß, doch bekämpfe die Aufwallung deines Herzens, alles Uebermaß ist von Uebel. Gott ist die Liebe, und unsere heilige Religion verlangt keine übermenschlichen Opfer. Beruhige dich, mein Kind, ich werde, wenn du es wünschst, an den Bischof von Duebeck schreiben. Er hat die nötige Vollmacht, dich von deinem Gelübde zu lösen. Sobald Madonda Christ geworden, kannst du ihm ruhig die Hand zum ehelichen Bunde reichen."

Bei diesen Worten schaute Metha den Greis mit weitgeöffneten Augen an und brach dann in die Worte aus: "Wie? Es gab ein Heilmittel? Ich konnte von meinem Gelübde gelöst werden, und erfahre das erst jetzt?"

"Ja, meine Tochter, das Band kann gelöst werden, und gebe Gott, daß du noch viele Jahre in Glück und Frieden mit deinem künftigen Gatten zusammenlebst."

"Zu spät, zu spät! — O Madonda, hätte ich doch diesen edlen Greis um eine Stunde früher getroffen! — Siehe, du weißt noch nicht alles, gestern bei dem furchtbaren Gewitter, als ich zitternd vor Angst an deiner Seite stand, fürchtete ich, meinem Gelübde untreu zu werden. Da stieg das Bild meiner sterbenden Mutter vor mir auf, und ich griff zum letzten Mittel, meine Unschuld zu bewahren. — Madonda, als du meine Hand ergreiftest, und ich sie dir ruhig überließ, ahntest du nicht, daß du eine Todesbraut berührtest."

"O Gott", rief der Missionär, "mein Kind, was hast du getan?"

"Ein Verbrechen begangen, mein Vater", gestand mit irrem Blicke Metha. "Ich sah meine Schwäche vorher, darum nahm ich, bevor ich die elterliche Hütte verließ, etwas mit mir. Es war Gift, das stärkste, was wir in unserem Stamme kennen. Viele Tage trug ich es mit mir herum, und jetzt — wühlt es in meinem Innern!" —

Da entfiel die Fackel der Hand des Missionärs, und ich selbst sank wie leblos neben Metha nieder. —

(Fortsetzung folgt.)

Gehet zu Joseph!

Seit längerer Zeit laufen beinahe für jede Nummer des Vergißmeinnicht die mannigfachen Berichte über Gebetserhörungen auf die Fürbitte des hl. Joseph bei uns ein. Für diesmal seien nur folgende Fälle, in welchen direkt Veröffentlichung im Vergißmeinnicht gesprochen war, erwähnt. Der erste Bericht lautet:

"Bin seit einem Jahr Abonnent des Vergißmeinnicht und lese darin mit besonderer Vorliebe die Berichte von den vielen Gebetserhörungen, die bald dieser, bald jener durch die vertrauensvolle Anrufung gefunden hat. Nun hatte ich selbst schon lange ein schweres Anliegen bezüglich einer guten Standeswahl. Zuletzt empfahl ich die Sache dem heiligen Joseph und hielt ihm zu Ehren eine neuntägige Andacht. Es war gerade der Monat März, und siehe, am 19. dieses Monats, am Feste des heiligen Joseph, ward meine Bitte in ganz auffallender Weise erhört. Klar und deutlich ist mir mein Lebensweg nun vorgezeichnet, und voll Dank gegen Gott und den heiligen Joseph, dem ich auch sonst viel Gutes zu verdanken

habe, veröffentliche ich diese Zeilen. Jeder, der dies liest, nehme ebenfalls seine Zuflucht zum heiligen Joseph, diesem großen Helfer in jeglicher Not!"

Eine zweite Mitteilung lautet also: "Im Monat März waren wir in großer Not wegen einer Wohnungsangelegenheit. Die vielen Berichte im Vergißmeinnicht bestimmten uns, den heiligen Joseph als Helfer anzufragen. Wir versprachen nebst Veröffentlichung im Vergißmeinnicht, ein ganzes Jahr hindurch jeden Mittwoch vor dem Bilde des heiligen Joseph ein Lichtlein für die armen Seelen brennen zu lassen; und siehe, der heilige Joseph hat uns ganz wunderbar geholfen!"

Eine Vergißmeinnichtleserin schreibt: Mein Mann wurde vor einigen Jahren lungenkrank, und wurde, weil das Uebel immer weiter um sich griff, in eine Lungenheilstätte verbracht. Ich bestürmte den heiligen Joseph im Gebete und diese Woche kehrte er allem Anscheine nach gesund zurück. Veröffentlichung war versprochen.

Von einer katholischen Familie aus N. an der Ruhr gingen uns folgende Zeilen zu: "Wir hatten große Geschäftsbedrängnis und wußten nicht, woher uns menschliche Hilfe kommen sollte. Da wandten wir uns mit festem Vertrauen an den hl. Joseph, der uns schon so oft geholfen, hielten ihm zu Ehren eine Novene und versprachen im Falle der Erhörung Veröffentlichung im Vergißmeinnicht. In gleicher Meinung bereiten wir auch zum hl. Antonius und zum hl. Apostel Judas Thaddäus."

Schon am dritten Tage gab es eine Veränderung im Geschäft. Wir setzten unsere Andacht fort, und bald darauf war uns dauernd geholfen. Die nötigen Gelder liefen ein, und alle Schwierigkeiten hatten ein Ende. Drum tausend Dank diesen drei großen Helfern in der Not! Möchten doch recht viele Katholiken ihre Zuflucht ebenfalls zu ihnen nehmen; der Erhörung dürfen sie, falls es so in Gottes Ratsschlusse liegt, allzeit sicher sein."

Aus Stargard erlucht man uns um folgende Veröffentlichung: "Im Monat März l. J. erkrankte meine Frau derart an Nierenleiden, daß der Arzt eine Operation als notwendig erklärte. In unserer Not wandten wir uns an den hl. Joseph und begannen zu seiner Ehre eine neuntägige Andacht. Und siehe da, einen Tag vor dem zur Operation bestimmten Termin besserte sich ihr Zustand so sehr, daß von der Operation Abstand genommen wurde. Darum Dank dem hl. Joseph, der uns durch seine Fürsprache geholfen hat!"

Den Schluß bilde der einfache Bericht einer Abonnentin aus Niederbayern: sie schreibt: "Schon lange sehnte ich mich nach dem heiligen Ordensstande, allein ich hatte da mit verschiedenen Hindernissen zu kämpfen und war oft krank, sodaß an die Aufnahme in ein Kloster gar nicht zu denken war. In meiner Not wandte ich mich an den hl. Joseph, dessen Hilfe ich schon oft erfahren. O großer hl. Joseph, betete ich oft, du hast das Jesukind auf den Armen getragen und vermagst daher alles bei ihm, bitte doch auch für mich bei deinem lieben Pflegerohn und hilf mir! Und siehe, wider alles Erwarten erlangte ich meine volle Gesundheit wieder und kann nun in den ersehnten Ordensstand eintreten. Ich rufe daher allen Bedrängten zu: „Gehet zu Joseph! Ihm hat der himmlische Vater seinen eingebornen Sohn, sowie Maria, die Braut des hl. Geistes, anvertraut; er kann uns allen helfen durch die Macht seiner Fürbitte bei Gott."

Zur Ehre des hl. Antonius:

(Eingefandt.)

Am 9. Februar 1912 überbandte mir auf mein Ersuchen einer meiner Freunde verschiedene Jahresberichte eines gewissen Vereins, dessen Präsident er war, mit dem Ersuchen, sie nach genommener Einsicht tunlichst bald zurückzusenden, weil er dieselben zur Abfassung einer Jubiläumsschrift benötige. Da man jedoch zur selben Zeit und aus der gleichen Stadt von einem Bauherrn verschiedene Pläne und Schriften erwartete, hielt man die oben erwähnten Jahresberichte, als sie hier eintrafen, für die Pläne und Schriften des Bauherrn und sandte das Paket ungeöffnet an einen Geschäftsmann der nahen Stadt B. Letzterer bemerkte zwar den Irrtum, legte jedoch der Sache keinerlei Bedeutung bei und ließ das Paket ruhig in seinem Hause liegen.

Nun gab es Schreibereien über Schreibereien.

Mein Freund verlangte immer dringender die ihm unentbehrlichen Akten zurück, denn es waren die einzigen, die er hatte. Wir selbst konnten trotz alles Suchens und Nachforschens nichts finden. Da entschlossen wir uns zu einer Novene zu Ehren des hl. Antonius und versprachen im Falle der Erörterung Veröffentlichung im Vergißmeinnicht. Die Novene wurde am 14. Juni, also einen Tag nach dem Feste des großen Heiligen beendet, doch die verloren gegangenen Jahresberichte wollten nicht zum Vorschein kommen.

Ich war in größter Verlegenheit, sogar mein Vertrauen zum hl. Antonius wollte schwinden und ich erklärte mich bereit, 100 Franken zu zahlen, wenn die leidige Sache damit in Ordnung gebracht wäre. . . . Da, plötzlich erinnerte ich mich — ich weiß heute noch nicht, wie es kam — des Geschäftsmannes in der nahen Stadt B. Sollten die heißgesuchten Papiere vielleicht bei ihm liegen? Unmöglich! Doch die Sache ist einer Nachfrage wert. Ich suche ihn persönlich auf, und siehe, er holt sofort ein Paket herbei: es war die Sendung meines Freundes vom 9. Februar 1912, das mir so viele Sorgen und Schreibereien gemacht hatte! — Gott und dem hl. Antonius sei Dank! rief ich voll Freuden aus, sandte sofort an meinen Freund ein auflärendes Telegramm und noch am gleichen Tag die mehrerwähnten Akten.

Es scheint der hl. Antonius wollte den Verdacht mangelhafter Hilfe nicht auf sich ruhen lassen. Ich meinerseits leistete ob meines schwachen Vertrauens demütige Abbitte, sage ihm meinen pflichtschuldigen Dank, und ermahne alle, welche diese Zeilen zu Gesicht bekommen, zum unbedingten Vertrauen auf die Hilfe des großen heiligen Antonius.

Des Lebens Rätsel.

(Nach John Vaughan.)

Mehr als eines von uns armen Menschenkindern legt seiner eigenen Persönlichkeit eine lächerlich große Wichtigkeit bei. George Eliot vergleicht einen solchen mit dem Hahne am

Scheunentor, der sich einbildet, die Sonne gehe jeden Morgen nur deshalb auf, um ihn, den größten Helden im ganzen Hühnerhof, krähen zu hören.

Mancher dünkt sich groß, und dennoch sind wir alle so unglaublich klein. Um dies einigermaßen zu begreifen, laßt uns von einer gewissen Hypothese ausgehen. Denken wir uns einmal, eine göttliche Kraft nehme uns mit einem Ruck von dieser Erde weg und verlege uns in den Polarstern! Freund, da droben öffnete sich uns eine Aussicht auf den Gesamtmechanismus des Planetensystems! Denken wir uns ferner, unser Auge schaue mit wunderbarer Kraft und Schärfe über das ganze Universum hin. Welch' ein Bild! Diese wunderbaren Konstellationen ganzer Millionen von Sternen in einem Meere von Glanz und Licht. Und der Herr kennt sie alle und nennt sie mit Namen. Uns selber fesselt vor allem unsere eigene schöne Sonne. Wie schimmert und glänzt und leuchtet sie, herrlich wie am



Gemälde von Schatz in Jansbrud. (Originalbild.)
Saage, Leipzig-Reuditz, Kohlgrabenstraße 14.

Schöpfungsmorgen in ewig-junger Schönheit! Und rings um sie die riesigen Planeten wie Neptun, Uranus, Saturn und Jupiter. In unermesslichen Bahnen umkreisen sie ihr Zentrum in Zirkeln, die buchstäblich Tausende und abermals Tausende von Meilen in sich begreifen.

Doch siehe, unter diesen Planeten fesselt vor allen eine unser Interesse. Er ist keineswegs der größte, im Gegenteil zu seinen vorhin erwähnten Genossen ist er klein, so klein und unscheinbar, daß tausend von ihm zusammengeschmolzen werden müßten, um z. B. einen Stern von der Größe des Jupiter zu bilden. Wie heißt denn dieses kleine Planetchen, das im Vergleich zum ganzen Universum nicht größer ist als ein Sandkorn am Meeresufer? Siehe, das ist unsere Erde, die Welt, auf der wir wohnen.

Ist sie wirklich so klein? Vor Gott, ihrem Schöpfer, schon, vielleicht auch vor seinen Engeln. Uns Menschen aber erscheint sie riesengroß. Denn siehe, auf der Oberfläche dieser Kugel, die sich beständig dreht und dabei die Sonne, ihr Zentrum, umkreist, erblicken wir Meere und Berge, Flüsse, Seen, Wälder und ungeheure Ebenen. Dazu eine lebende Fracht von ungefähr 1600 Millionen Menschen mit all ihren Wohnplätzen und Städten. Wie staunt das Auge beim Anblick all der großen Seehäfen mit den vielen Schiffen und Tausenden von Masten! Welch' ein Treiben, welch' ein Verkehr in diesen großen Zentren des Handels und der Industrie! Und siehe, mit all dem fliegt diese merkwürdige Kieselkugel schneller durch das Universum dahin, als je ein Geschloß aus einem Kanonenrohr kam. Wer vermag die Kraft zu fassen, die all diese Wunder mit spielender Leichtigkeit vollbringt? Wie groß ist die Erde in unsern Augen, wie klein in der Hand ihres Schöpfers!

Und wie klein erscheint da erst der einzelne Mensch! Viel kleiner und winziger als eine Ameise, welche an einem mächtigen Gebirgsstocke emporfriedet. Wer sollte bei diesem Gedanken nicht in aller Demut vor dem Herrn sich beugen, der ihn aus dem Nichts erschuf, und der allein der Große, der Ewige, der Unendliche ist? — Herr, lehre mich Demut! Erfülle mein Herz mit deiner heiligen Furcht, denn sie ist der Anfang der Weisheit!

(Fortsetzung folgt.)

Echte Liebe — guter Wein.

Echte Liebe, wahre Liebe
Gleiche *) ich dem guten Wein:
Darf nicht brausen, darf nicht sausen,
Muß schön still und ruhig sein.

Echte Liebe, wahre Liebe
Gleiche ich dem reinen Wein:
Darf nicht grollen, darf nicht schmollen;
Darf nicht trüb und faserig sein.

Echte Liebe, wahre Liebe
Gleiche ich dem kräftigen Wein:
Darf nicht schwanken, darf nicht wanken,
Muß voll Kraft und Stärke sein.

Echte Liebe, wahre Liebe
Gleiche ich dem duft'gen Wein:
Reich an Fülle muß in Stille
Dringen sie zum Herzen ein.

*, Vergleiche.

Echte Liebe, wahre Liebe
Gleiche ich dem reinen Wein:
Gute Lage, heiße Tage
Fördern mächtig das Gedeih'n.

Echte Liebe, wahre Liebe
Gleiche ich dem feinen Wein:
Muß verschlossen, unverdrossen
Klug und treu behütet sein.

Heinrich Bauer.

Der Heimat zu!

Von Schw. Engelberta, C. P. S.

Die Welt durchstreift' ich kreuz und quer,
Gebetet hab' ich lang' nicht mehr.
Wer bringt das Paradiesesglück,
Den Kinder glauben mir zurück?

So konnte mit dem bekannten deutschen Dichter wohl auch unser Gregor fragen. Er hatte früher unsere Missionschule in Czestochau besucht. Ich selbst war lange Zeit seine Lehrerin, und der Knabe hatte einen so stillen, sanften Charakter, daß man ihn unter den andern lustigen Jungen kaum hörte. Doch stille Wasser gründen tief.

Gregor mochte etwa 14 Jahre alt sein, da wollte er von der Schule absolut fort. Man riet ihm, wenigstens zu bleiben, bis er die erste hl. Kommunion empfangen hätte, umsonst, eines Tages rannte er heimlich bei Nacht und Nebel davon. Er ging heim, ins elterliche Haus. Der Vater, ein strenger, frommgläubiger Christ, führte ihn in die Schule zurück. Gregor entließ ein zweites- und drittesmal und ging zuletzt, der väterlichen Ermahnungen und Zurechtweisungen überdrüssig, nach Zohannesburg. Hier in der afrikanischen Großstadt, wo von der halben Welt her die zweifelhaftesten Elemente zusammenströmen, wurde der unerfahrene Junge, dem überhaupt noch jede Festigkeit des Charakters fehlte, bald seinem Gott entfremdet.

Lange, lange ließ er nichts mehr von sich hören, bis er auf einmal wieder ganz unerwartet in Czestochau auftauchte. Doch wie sehr hatte sich der arme Junge verändert! Er war ein eitler, hochaufgeschossener junger Gef geworden, dem man die innere Verkommenheit auf den ersten Blick ansah. Was nützten da die feinen Kleider und die schönfrisierten Haare? Die fahle Gesichtsfarbe und der scheue Blick schreckten jeden anständigen Menschen von dem lockeren Gesellen zurück. Er selbst fand auch nichts Anziehendes mehr in dem stillen Christendorf, wo die Kirchenglocken so oft zum Gebete riefen und die Gläubigen so häufig zu den hl. Sakramenten gingen. Er war ein Fremdling geworden im Vaterhaus, daher schnürte er bald wieder sein Känzlein und wanderte nach der schönen Großstadt zurück.

Jahre vergingen, Gregor blieb in der Fremde. Sein guter Vater starb, seine Geschwister gründeten ein eigenes Heim, er selbst zählte zu den Verschollenen. Niemand sprach gern von ihm. Nur eine Seele war ihm treu geblieben; sie hoffte immer noch und betete viel um seine Rückkehr, sein frommes, braves Mütterchen.

Horch, was ist das? Trabt nicht ein Rößlein den schmalen Fußpfad entlang und bleibt dort vor der ärmlichen Hütte stehen? Auf seinem Rücken sitzt, ganz in sich zusammengebrochen, eine wahre Zammergestalt. Ach, wer hätte in diesem abgezehrten, schlecht gekleideten Jungen, der nun matt und kraftlos vom Pferde steigt,

unsern einst so stolzen Gregor erkannt? — Nur ein Auge erkennt ihn sofort, das treue, liebende Mutter-
a u g e. Ein Mutterherz verzeiht dem Kinde immer wieder, es verzieh auch dem armen Jungen, der nun physisch und geistig gebrochen ins elterliche Haus zurückkam. Er hat den Todeskeim im Herzen und leidet böse an den Folgen jugendlicher Ausschweifung. Am liebsten wäre er in der Fremde geblieben, doch nein, da kann er nicht sterben, so will er nicht vor den ewigen Richter treten. Er will heim, will seine Schuld bekennen, will büßen und Gottes Erbarmen anrufen . . .

So findet ihn am Feste Peter und Paul unser langjähriger Krankenwärter Bruder Eduard, der gerade mit Bruder Liberatus in verschiedenen Kaffernhütten die Runde machte, um einige Kranke zu besuchen. Bruder Eduard kannte den armen Gregor schon von dessen Kindheit an und das Zusammentreffen unter solchen Umständen war daher um so erschütternder. Gregor war nicht hart; bei den liebevollen Worten der beiden Brüder taute sein Herz rasch auf. Er schämte sich seiner Tränen nicht, denn er wußte, daß sie aufrichtiges Mitleid mit ihm hatten und nur sein Bestes wollten.

Bald darauf erschien auch der Hochw. P. Neuschwanger in der Hütte des Kranken, und seinem edlen Priesterherzen gelang es rasch, dessen volles Vertrauen zu gewinnen. Eine gute, aufrichtige Beicht krönte das begonnene Werk. O wie leicht war es nun dem Kranken um's Herz! Er kam sich vor wie der verlorene Sohn, der ins liebe Vaterhaus zurückgefunden.

An leibliche Genesung war nicht mehr zu denken. Bruder Gerold, unser Katechet, übernahm es, ihn auf die erste hl. Kommunion vorzubereiten, eine Gnade, die Gregor kaum mehr zu hoffen gewagt hatte. Willig wie ein Kind, bemüht er sich nun, den Katechismus zu lernen und ist überhaupt geistig vollständig umgewandelt, demütig, geduldig, zufrieden, dankbar für jeden Dienst, den man ihm erweist. Bis diese Zeilen in die Hände unserer Leser kommen, wird Gregor seine Pilgerschaft wohl schon vollendet haben. Er stirbt gerne; er hat die Täuschungen dieser Welt zur Genüge kennen gelernt, und sein Herz verlangt nach der wahren, ewigen Heimat.

„Ich möchte heim!
Ich sah in sel'gen Träumen
Ein bess'res Vaterland.
Dort ist mein Teil
In ewig lichten Räumen.
Hier hab' ich keinen Stand.

Der Denz ist hin,
Die Schwalbe schwingt die Flügel
Der Heimat zu, weit über Tal und Hügel.
Sie hält kein Jägersmann,
Kein Vogelschein, —
Ich möchte heim!

Einführung in das kaffrische Wahrsageramt.

Vom Hochw. P. Odo Ripp, R. M. M.

Gimmelberg. — Der heidnische Kaffer glaubt bekanntlich an keine Götter, dagegen hält er ungemein viel auf den Einfluß und die Verehrung der Geister der

Vorfahren, von ihm amadhlozi genannt. Die Doktoren und Wahrsager rühmen sich eines so vertrauten Umganges mit diesen Geistern, daß sie behaupten, sie könnten alles, auch die geheimsten Dinge durch sie erfahren, ja sie seien von den amadhlozi ganz und gar in Besitz genommen. Nicht selten geht die Kunst der Wahrsagerei vom Vater auf den Sohn oder von der Mutter auf die Tochter über; immerhin muß zuvor die einzuführende Person eine eigene geheimnisvolle Schule durchmachen.

Zeigen sich nämlich bei ihr gewisse Symptome, welche



Eule mit der Maus zum Horst fliegend.

den Schluß nahe legen, sie sei von den amadhlozi in Besitz genommen, so sucht man zur Konstatierung der Tatsache einen alten, in seinem Amte erprobten Wahrsager auf. Dieser inzensiert den Kandidaten mit einer Art Weihrauch und bereitet sodann aus allerhand Kräutern einen geheimnisvollen Trank, ubulau genannt. Mit diesem Mischtrank muß sich die Person den ganzen Leib gründlich einreiben und nimmt sodann, um auch das Innere zu reinigen, ein kräftiges Purgiermittel. Ist dies geschehen, so gießt ihr der Zauberer das Getränk über den Kopf, worauf sofort über den ganzen Leib ein kalter Schauer geht; der Kandidat schreit und lärmt, schlägt wütend um sich, kurz benimmt sich wie besessen. Diese Prozedur wird Taa für Tag, oft mehrere Wochen

oder Monate lang fortgesetzt, bis die Sache sitzt und der Lehrling als ein „Eingeweihter“ entlassen werden kann.

Bei der Ankunft im heimatlichen Kraal wird zu Ehren der amadhlozi ein Ochse geschlachtet. Aus der Haut werden zwei Riemen geschnitten, welche der neue Wahrsager als Zeichen seines Amtes kreuzweise über den Schultern trägt. Den Ort, wo die geheimnisvolle

Zeremonie stattfindet, darf niemand betreten, es sei denn, man trage weiße Perlschnüre oder Armspangen, die man aber nachher dem Wahrsager zum Geschenke geben muß. Das Opfertier selbst trägt den ominösen Namen ihau neshoba lika 'dhlozi, Schild und Schwanzende des Indischlofi.

Nun heißt es aber auch, die neue Kunst vor allen Anwesenden erproben. Letztere verbergen Geld, Perl-



Die Maus. Nach dem Gemälde von H. Kaulbach.

Photogr. u. Verlag v. Frz. Hanfstaengl, München.

schüre oder sonst einen wertvollen Gegenstand, und der neue „Doktor“ muß nun „ausriechen“, was sie verborgen haben. Aus sich kann er das natürlich nicht, drum trinkt er wieder eine geheimnisvolle Kräutermischung, die aus Quell- und Meerwasser zubereitet ist. Er kommt in einen visionären Traum und sieht nun die verborgensten Dinge. Wie freut sich da der alte Wahrsager über die Kunst seines Schülers! Das anwesende Volk aber klatscht jubelnd in die Hände und behauptet, der neue Doktor habe einen weißen Schutzgeist, der sei klug und stark und sage ihm alles.

Doch es fällt auch im Kaffernlande kein Gelehrter vom Himmel. Der neue Doktor bedarf immer noch zeitweiliger Instruktion und freundlicher Nachhilfe seitens des alten, erfahrenen Meisters. Dazu zeigt sich der Schutzgeist, der den Neuling in Besitz genommen, oft so stark und übermächtig, daß jener heftige Krämpfe bekommt, laut aufschreit, ja vor Schmerz und Glend sterben zu müssen wähnt. Dies alles ist aber nur ein Zeichen, daß der große Geist durch ein Opfer versöhnt sein will. Man schlachtet daher eiligst eine Ziege, und sobald der Gequälte nur das geheimnisvoll zubereitete Opferfleisch sieht, springt er auf, tanzt und singt und fühlt sich wieder vollkommen gesund.

So wird der Lehrling — denn mehr ist er bisher nicht — immer kräftiger und weiser und immer tiefer in die Geheimnisse kaffrischer Wahrsagerkunst eingeführt, bis er endlich den alten Meistern im Amt zugesellt werden kann. Die Eingliederung in die hohe Kunst ist wieder mit einem Hofuspokus verbunden. Da kommen im Heimatstraale des neuen Wahrsagers aus allen Himmelsgegenden, oft aus weiter Ferne, eine Menge alter Doktoren und Zauberünstler zusammen. Ihre Ausstattung läßt an Häßlichkeit und blödsinnigem Aberglauben nichts zu wünschen übrig. Da gibt es eine Anzahl von Schnüren, Hölzchen, Knochen, Zähnen, Blasen, Döschen, gefüllt mit Giften, Heilkräutern usw., von denen jedes seinen eigenen Zweck und seine geheimnisvolle Bedeutung hat.

Ist die ganze Kunst dieser schwarzen Dummelänner und Teufelsdiener beisammen, so werden wieder zu Ehren der amadhlozi Ochsen und Ziegen geschlachtet. Dann wird getanzt, gesungen und gesprungen; jeder hat eine Ziegenblase auf dem Kopf, schwingt den Asagat und den Kuhwedel, macht entsetzliche Luftsprünge und wiederholt beständig den Vers eines alten Zauberliedes: „Der Schutzgeist hat einen Menschen in Besitz genommen, es treiben die Ochsenflächter ihre schwarze Kunst und umschweifen die Hütten der abantu!“ Haben sie sich endlich gehörig ausgetobt, so gehen sie in die Hütte und verzehren das leckere Opferfleisch.

Ist der Schmaus beendet, so wird langsam über die Hände Asche gestreut, dann klatschen sie dieselbe zusammen und reinigen sie am gleichen Ort. Alles Fett muß gründlich abgewaschen werden, damit der starke Schutzgeist, der von ihnen Besitz genommen, nicht entweicht. Die Knochen der Opfertiere werden sorgfältig gesammelt und in einen Graben gelegt: als farger Imbiss für die amadhlozi oder Schutzgeister.

Der neue Wahrsager aber ist fortan nach allen Regeln heidnischer Zauberkunst in sein Amt eingeweiht und genießt bei dem abergläubischen Volk die höchste Achtung; kurz, er ist ein gemachter Mann, und an Geld und Rundschaft wird's ihm nicht fehlen.

Ein Luftballon im Kampfe mit einem Kondor.

Zwei Luftschiffern, Offizieren des mexikanischen Generalstabes, ist ein merkwürdiges und gefährliches Abenteuer in den Lüften zugefallen. Die beiden Herren waren im Kugelballon aufgestiegen und fuhren in etwa 800 Meter Höhe über einen niedrigen Gebirgskamm hin, als mit einem Male eine Schar von Geiern sich von einem Fels erhob und auf den Luftballon zusteuerte. Der Wind trieb die beiden Luftschiffer mit ihrem Ballon der Flugrichtung der Tiere entgegen, so daß an ein Ausweichen nicht zu denken war.

Der amerikanische Kondor ist ein außerordentlich starkes Tier. Die Geier umflatterten und umschwirten den Ballon, dabei ihr langgezogenes Grr, Grr ausstoßend. Die Luftschiffer warfen etwas Ballast aus, worauf der Ballon um 500 Fuß in die Höhe ging, die Geier unter sich zurücklassend. Bis auf eins der Tiere, das dem Ballon naheilte und im Ernst daran ging, das ihm unbekannte „Tier“, das ihm das Reich der Lüfte streitig zu machen schien, mit dem Schnabel und mit den Klauen zu bearbeiten.

Der eine der beiden Herren kletterte, mit einem Messer bewaffnet, in das Tauwerk, in der Absicht, das Tier, das sich in der Nähe des Ballonventils festgeklammert hatte, unschädlich zu machen, bevor es diesem gelingen konnte, die Ballonhülle selbst zu beschädigen. Kaum aber bemerkte der Kondor das Nahen des Feindes, als er auch schon Reißaus nahm und mit einem Krächzen sich daran machte, den Ballon von der Seite her anzugreifen. Nun war guter Rat teuer. An ein Schießen war nicht zu denken, da der Kondor den Luftschiffern nur zum kleinsten Teil sichtbar war und die Gefahr bestand, mit einer Kugel ebensogut die Ballonhülle zu treffen. Kühn entschlossen ergriff der eine, Leutnant Maximo Gonzales, seinen Revolver, band sich einen Strick um den Leib, dessen anderes Ende von seinen Gefährten an der Gondel befestigt wurde, und kletterte vorsichtig von Masche zu Masche in das Netzwerk des Ballons, bis er sich in die Nähe des Kondors durchgearbeitet hatte. Ein wohlgezielter Schuß — und mit gebrochenem Flügel sauste der Kondor in die Tiefe, während der kühne Leutnant wohlbehalten wieder in der Gondel anlangte.

In der Sprache der Schwarzen.

Einer fuhr in dem Dhau auf dem Meere, dem großen. Da er litt an Krankheit im Schiffe und er fertig war mit Erbrechen von Speise, er sagte: „Ganz gewiß in der Tat, heute ich sterbe.“ Drauf er blickte an die Gefährten seine auf der Reise und fragte: „Das Befinden, das eure, wie ist es?“ — Und es entgegnete der erste: „Glend bin ich und schwach, ich weiß nicht, heute vielleicht ich sterbe.“ — Der zweite, er sagt: „Seid still, schon bin ich gestorben zur Hälfte.“ — „Dann gut,“ erwidert der erste, „wenn Zustand eurer auch so, schön wird gehen dann alles!“ —

Briefkasten.

Giteaux, Südafrika. — H. zgl. Dank und tausendfaches „Vergelt's Gott“ für die milden Spenden, die für unsere schwarzen Kinder aus Amerika und Oesterreich einliefen, desgleichen für die Kirchenparamente und Kleider, die aus Kappeln, Gebenbach, Linz usw. für unsere Außenstation „St. Hugo“ kamen. Als die Sendung ankam, eilten unsere Kinder sofort freudigen Herzens der Kirche zu, um dem lieben Gott zu danken und für ihre lieben Wohltäter zu beten. Kein Tag vergeht übrigens, an dem sie nicht durch Gebet ihrer Dankeschuld gegen die Wohltäter zu genügen trachten. Mit Sehnsucht erwarten sie den Tag ihrer ersten hl. Kommunion, an dem sie zum erstenmale die weißen Kleider anziehen dürfen.

Dah sie an jenem großen Gnadentage der edlen Wohltäter aus Gebenbach ganz besonders gedenken werden, versteht sich von selbst.
Wir empfehlen unsern Lesern bestens ein kleines Büchlein, betitelt: „Lebensweisheit hl. Ordensleute“ von P. Tegelin Saluja, O. Cist. Es enthält für jeden Tag des Jahres den Ausspruch eines Heiligen und bietet wahre Goldkörner in silberner Schale. Druck und Verlag von B. Köhler, M.-Glabach. Preis geb. 60 S.
Affamstadt: Betrag für ein Heidenkind Alois erhalten.
Hochheim: 21 Mk. für ein Heidenkind M. Joh. Antonius.
Herrn S. P. M. A. Schweiz: 370 Fr. dts. erhalten.
Buch: Betrag dts. erhalten und wird nach Wunsch erledigt.
Affamstadt: 92 Mk. 50 Pfg. zu angegebenen Zweck dts. erhalten.
M. Weissenberger, Deggendorf: Betrag erhalten, wird besorgt.
Brief aus M. Gl. dankend erhalten.
Altarspizen fanden gute Verwendung.
Reiting: Erhalten.
Cincinnati, Ohio: Betrag für zwei Adoptivkinder erhalten.
25 Pfund, S. Sch., Milwaukee.

Antoniusbrot

für Afrika teils als Bitte, teils als Dank ist eingegangen aus: (Veröffentlichung war versprochen)

Kirchbierlingen, Sonthheim, Weisel, Ottersweier (2mal), Schirgiswalde, Polzitz, Freyung, Bering, Bodelschheim, Augsburg, Breslau, Gänzburg a. D.

Dankjagungen.

Mariannhill: Dank dem göttl. Kinde Jesu, der allerheiligsten Jungfrau Maria und dem hl. Joseph für die schnelle Heilung einer sehr gefährlichen Fußwunde. Duisburg: Dank der allerr. Jungfrau von der immerwährenden Hilfe, dem hl. Joseph und dem hl. Antonius von Padua für Hilfe in einem großen Anliegen.
Sachsenham: Dank dem hl. Joseph! Ich betete zu ihm mit großem Vertrauen, um mein Anwesen auf günstige Weise verkaufen zu können. Nach drei Wochen erhielt ich genau den verlangten Preis. Veröffentlichung war versprochen. Nicolai, Breslau: Dank dem hl. Joseph für erhörte Bitte in einem Wohnungs-Anliegen. Feldbach: Dank für erlangten Hausfrieden. Thörl: Innigen Dank dem lieben Gott, der schmerzhaften Mutter Gottes für erlangte Gesundheit. M. U.: Dem hl. Joseph Dank für Erhöhung in einigen Anliegen. F. M. K.: Innigen Dank dem göttl. Herzen Jesu, der Muttergottes von Lourdes, dem hl. Joseph und hl. Antonius für Erhöhung und Hilfe in einem schweren Anliegen. Karlsruhe: Dank dem hl. Joseph, den 14 hl. Nothelfern, Judas Thaddäus für erhörte Bitte. Wwe. Br.: Dank dem hl. Joseph für Erhöhung in zwei verschiedenen Anliegen. W.: Dank dem hl. Joseph und hl. Antonius für Hilfe in schwerem Anliegen. A.: Dank dem hl. Joseph für Erhöhung in einer sorgenvollen Geldangelegenheit. Zürich, Haag: Dank dem hl. Joseph und hl. Antonius für Erhöhung. Wollerau: Dank dem hl. Joseph für Geneung unserer Kindes.

Gebets-Empfehlungen

in verschiedenen Anliegen gingen ein aus: Roschitzwald, Scheibbs (um Gesundheit). Altdorf, Moerel, Sommeri, Münchwil, Erstfeld, Basel, Luzern, Olten, Erstfeld, Buchrain, Rheineck, Münster, Zürich, Zug. Um Erkenntnis des Berufes. Oberarth, Lachen. Um Familienfrieden. Andwil, Wil. Eine Novene zum hl. Joseph. Tiefenstein, Erzingen, Weingarten, Erolzheim, Sternenberg, A. K., Meisthub, Neubrunn, Waldbach, Uffholz, Rauenstein, Bodmann, Tannenberg, Wertach, Rankam, Wurmsquid, Gaudelhofbrunn, Neustadt: Vater und Tochter um passende Arbeit, Waldbachhofen, München, Freiburg, Brennenberg, Landsberg a. L., Schöneberg, Sögel, Schwäbisch, Vierwinden, Dormagen, Menden, Biele, Bochum, Wasserbillig, Münster, Ruhrort, Uder, Galle, Weeze, Köln-Nippes, Belmede, Brand, Düsseldorf, Kapellen, Werden, Herterath, Vork, Sonthheim, Hammersleben, Neuwerk, Bantendorf.

Memento!

Von unseren Wohltätern und Mitgliedern unseres Wohltäter-Messbundes sind gestorben und werden dem frommen Gebete unserer Leser empfohlen:

Maria Rieger, Kirchbierlingen. Josef Wolf, Straßkirchen. Kath. Ismaier, Kersbach. Jakob Rambitus, Gundershofen. Anton Forster, Mundelbingen. Schwester Irene, Freiburg. Elisabetha Hans, Thekla Kollas, Kleinstabern. Dorothea Langmandel und Eva Fleischmann, Sulzdorf. Josef Mader, Sallitz. Lehrer Liehl, Regensburg. Kelly Dreihäupl, München. Franz Reinhard, Pfr., Gießenheim. Josef Baldauf, Geiersberg. Elise Müller, Sulda.

Friedr. Kaim, Bamberg. Michael Haslinger, Rosina Abentum und Elisabeth, Floritz, Apfeldorf. Johanna Brunenlant, Triberg. Brigitta Fischer, Masdorf. Frau Kupper, Birresborn. Gerard Perborn. Alois Höfens, Heiden. Leonard Hub. v. Berg, Schleiden. Maria Hagg, Hessebären. Frau Schakny, Plauen. Josef Vingemann, Reheim. Gertrud Josten, Schmalbroich. Jakob Josten, Tönisberg. Christina Schmitt, Eilmen. Herr Gagweiler, Brand. Klara Profflich, Köln-Nippes. Arnold Josef Wittgen, Moresnet. Frau Wwe. Franz Hülsmann, Metelen. Franziska Stratmann, Belmede. Elisabeth Voller. Kreszenzia Binder, Niederombach. Kath. Bayer, Neunstetten. Frz. Jos. Bohn, Wiesenfeld. Rosalia Hohmann, Furteneil. Katharina und Anna Maria Michel, Wolfshausen. Joh. Gekner, Ritzberg. Gg. Weiß, Kilmersbrud. Friedrich und Lina Scheidel, Sinsheim. Herr Prälat, Kolmar. Mathilde Sing, Horb. Mathias Schwarz, Laaber. Elise Späthlein, Hausen. Regina Ebner, Eichbach. Kreszenzia Steurer, Steinlischhof. Elisabeth Dietrich, Neuschbach. Robert Derwart, Motten. Herr Wörzhofer, Reiting. Frau Batshing, Anna Frank und Frau Girch, Bruchsal. Josef Gasi, Würzburg. Maria Kling, Modlos.

Grabschrift.

Mein' auf, mein Christ, und laß dir sagen:
Bald wird dein letztes Stündlein schlagen.
Dum wache stets und bete gern,
Dann schreist dich nicht der Ruf des Herrn
Zell am See.

Mariannhiller Missionskalender 1913.

Unser neuer Kalender ist wieder überaus reich an interessanten Berichten aus dem afrikanischen Missionsleben und sonstigen schönen und lehrreichen Berichten und Erzählungen. Wir erwähnen nur: „Das Negervolk der Schaggaer“, „Eine merkwürdige Begebenheit aus dem Innern Afrikas“, „Das Ehestandsprotokoll“, „Die Völkerkriege bei Leipzig“, „Weiberlied“, „Eine Wasserstraße vom Rhein nach München“.

Dem reichen Inhalt entspricht der Bilderschnitt. Außer einem prächtigen Farbenbild, die Kommunion des hl. Stanislaus aus der Hand der hl. Barbara darstellend, enthält der Kalender gegen 100 bildliche Darstellungen, teils aus dem Missionsleben, teils aus verschiedenen Gebieten menschlichen Wissens und Schaffens.

Da unser Kalender von jeher ein Hauptmittel war, die Mariannhiller Mission in immer weiteren Kreisen bekannt zu machen, so stellen wir an die geehrten Leser und Leserinnen des Vergißmeinnicht die ergebene Bitte, nach Kräften zu dessen Verbreitung beizutragen. Der reichste Gotteslohn werde all' jenen zuteil, die sich der guten Sache annehmen!

Der Mariannhiller Missionskalender ist von den auf dem Titelblatte des Vergißmeinnicht angegebenen Vertretungen zu beziehen und kostet in Deutschland 50 Pfg., in Oesterreich-Ungarn 60 Heller, in der Schweiz 65 cts. und in Amerika 20 cents.

Unser diesjähriger Kalender findet allseits großen Anklang. Eines der vielen Anerkennungs schreiben lautet: „Noch nie war der Mariannhiller Kalender so schön, wie dieses Jahr.“ und ein Lehrer fügte seinem Berichte bei: „Ich möchte diesen Kalender jedem Arbeiter in die Hände drücken schon wegen der Geschichte „Ein Opfer der Verführung“. Vielleicht würden da manchem Sozialdemokraten die Augen aufgehen.“

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei vorausgehender Uebereinkunft jedoch gerne gestattet.

Verantwortlicher Redakteur Georg Kropp in Würzburg. — Druck und Verlag der Fränkischen Gesellschaftsdruckerei G. m. b. H., Würzburg.

Vergißmichnicht.

Illustrierte Zeitschrift
der Mariannhiller Mission, Südafrika.

Mit Oberhirtlicher Druckerlaubnis und Genehmigung der Ordens-Obern.
Gesegnet von Sr. Heiligkeit Papst Pius X.

Alle Anfragen, Bestellungen, Zahlungen und
Sendungen sind zu richten an die:



Vertretung der Mariannhiller Mission
in Köln a. Rh., Brandenburgerstr. 8.

30. Jahrgang.
Nr. 11.

Erscheint monatlich
und kostet
pro Jahrgang
Mk. 1.50,
direkt franco zu-
gesandt oder von
unsern Beförderern
bezogen.
Ueberzahlungen
im Interesse der
Mission
sind willkommen.
Probenummern
gratis.

Wer diese Zeitschrift
bestellt, tut gleich-
zeitig ein gutes
Werk zu Gunsten
der armen Heiden
in Afrika.

Bestellungen
auf das
Vergißmichnicht
geschehen am ein-
fachsten auf dem
Abschnitt der
Zahlkarte oder
Postanweisung.

Postcheck-Konto
Köln Nr. 1652.



Fröhliche Fahrt.

Köln a. Rh.
November 1912.

Der Reinertrag
dieser Zeitschrift
wird nur für
Missionszwecke,
für die Ausbreitung
unserer heiligen
Religion ver-
wendet, weshalb
der Hl. Vater
Pius X. zu wieder-
holtenmalen allen
Wohlthätern
unserer Mission
seinen apostolischen
Segen erteilt hat.

Beförderer des
Vergißmichnicht
werden an allen
Orten gesucht.

Für die Abonnenten
des Vergißmichnicht
als Wohlthäter
unserer Mission
werden täglich in
der Kollegiatkirche
zu Mariannhill
2, oft 3 hl. Messen
gelesen.



Huldigung der gesamten österreichischen Monarchie vor dem hl. Sakrament.*)

„Zur Heerschau nach Wien!“ stets rief dieses Wort
Herbei fühne Degen, ja Heldengestalten.
O Jubel! es will in der Donaufstadt
Der König der Welt seine Heerschau nun halten.
Zu huld'gen dem König im Sakrament,
Erscheint wer Edeltreue noch kennt.
Drum juble, hehre A u s t r i a ,
Dein „Salutaris Hostia!“

Der Ruf wird vernommen, das Echo wird wach,
Es zündet der Funke, die Herzen entflammen.
Der Aufruf des Königs Begeisterung weckt
In Kämpfen, so edelem Blut entstammen.
Virgt Gold schon, o U n g a r n , dein Felsgestein,
Wie wird es erstrahlen im Herzen dein!
Lobfänge, o H u n g a r i a ,
Dein „Salutaris Hostia!“

Wo immer in B ö h m e n die Linde rauscht,
Aus Tagen des Glaubens wird Kunde sie geben.
Wie Wenzel, der König, zum Dienst des Altars
Den Weizen gesät, gekeltert die Reben.
Solch Luth ist gesegneter Samen der Treu,
Dem herrliche Blüten entsprossen aufs neu,
Du zeigst dies, B o h e m i a ,
Beim „Salutaris Hostia!“

O S a l z b u r g , du irdisches Paradies,
Mit Zauber umwebet Natur dich und Gnade.
Von Zuavum**) hin bis zum d e u t s c h e n R o m .
Welch gnadendurchleuchtete Heilspfad!
Sanft Rupert dem e w i g e n R o m dich verband
Baut Petri ein Kirchlein, das erste im Land.
Drum S a l z b u r g , sei dem Heiland nah
Beim „Salutaris Hostia!“

Ist's deiner Gewässer still heilende Kraft,
Dein Hochwald, der Reiz der Smaragdenen Auen,
Der immerfort Scharen 'gen S t i e r m a r k führt,
Selbst Habsburgs hochedle Herrscher und Frauen?
Des Landes Magnet, seines Segens Quell,
Das ist die geliebteste Mutter von Zell.
Sie führt die grüne S t y r i a
Zum „Salutaris Hostia!“

Gewaltig erhebt sich dein Gletscher empor,
Noch höher der Ar, der die Firnen umkreiset.
Groß bist du durch Heldenmut, hied'res T i r o l ,
Doch größer durch Glauben, der himmelwärts weist,
Ihr V ö l k e r d e r A l p e n , ins Vorbeerz
Vom Brenner, vom Arlberg bringt Edelweiß
Dem Bundesheern gilt es ja,
Das „Salutaris Hostia!“

Welch einziger Heerbann, mein Oesterreich.
Wenn wehend sich alle Paniere entfalten,
Doch bist du so groß, so überreich,
Daß mehr noch bewirkt der Liebe Walten:
Dein Herrscher, dein Vater, dein Kaiser ist da,
Unbetend dem Sakramente nah:
O segne ihn und A u s t r i a ,
O „Salutaris Hostia!“

Durch Straßen von mächtiger Roma erbaut,
Der Weg zur Donau ward einstens erschlossen;
Die Boten des Heiles betraten den Pfad,
Auf dem sich der Gnadenstrom mächtig ergossen.
O mögt ihr auch heute noch K ä r n t e n und K r a i n ,
Bahnbrechend dem Heiland die Kräfte leihn.
Verspreche dies, C a r i n t h i a ,
Beim „Salutaris Hostia!“

Beflügelte Boten sind Save und Drau;
Den herrlichen Landen an euren Gestaden
Verkündet es rauschend, verkündet es laut:
„Zu Christi Heerbann sind alle geladen.
Wer ritterlich denkt, schärft sein Glaubensschwert,
Wer ritterlich streitet, erkennt dessen Wert.
K r o a t i a und B o s n i a ,
Hoch „Salutaris Hostia!“

Ihr P o l e n , einst führt' euch zur Kaiserstadt
Der fühne Sobiesky zum Waffentanze.
Heut folgt ihr dem Friedensfürsten, der ruft
Zum Thron der sonnendurchflamten Monstranze
Ins B u c h e n l a n d rufet: schwöret freudig bereit,
Den Treueid dem König der Ewigkeit.
Frei schwöre ihn, G a l i z i a ,
Beim „Salutaris Hostia!“

Du siehst in dem Wachstum von Blüte und Frucht
Das süße Ergebnis still waltender Kräfte.
Der Heiligen Leben, — dein Belehrt —
Ist, M ä h r e n , ein Born reicher Lebensäfte
St. Hedwigs Luth ist stets treibende Macht,
Die allzeit zum Höchsten die Liebe entfacht
M o r a w i a , S i l e s i a ,
Singt „Salutaris Hostia!“

In Mehrengold prangt deine üppige Flur,
Umrahmt von den Quadern der sieben Kastele,
Dein Nebengelände, es höret den Gruß,
Den leyten, der scheidenden Donauwelle.
Aus Weizen- und Traubengold winde den Kranz,
Die Ehrenpforte der heil'gen Monstranz.
Dies sei, o T r a n s s i l v a n i a ,***)
Dein „Salutaris Hostia!“

Es brausen die Meereswogen ihr Lied,
Die Schätze verborgener Tiefen sie schenken,
Sie werfen sie lächelnd dir reich in den Schoß,
Gespendeter Gaben, sie immer gedenken.
Ihr K ü s t e n v ö l k e r , der Liebe Tribut,
Sei reicher noch wie an Perlen die Flut.
So rausche, blaue A d r i a ,
Dein „Salutaris Hostia!“

*) Beim großen eucharistischen Kongreß 12.—15. September 1912.

**) Salzburg hieß so als keltische und röm. Kolonie; sie wurde z. B. des hl. Severin (4. Jahrhundert) durch die Germanen zerstört.

***)) Siebenbürgen.

Die Missionsversammlung auf dem Aachener Katholikentage.

Zum erstenmale fand diesmal auf einem deutschen Katholikentage eine große Missionsversammlung in der Festhalle statt. Bereits eine halbe Stunde vor Beginn der Versammlung war die Halle in allen ihren Teilen dicht gefüllt. Der Vorsitzende des Kindheit-Jesu-Vereins eröffnete die Versammlung und schlug vor, den um die katholischen Missionen so hoch verdienten Fürsten Löwenstein zum Vorsitzenden der Versammlung zu wählen. Mit stürmischem Beifall wurde dieser Antrag angenommen.

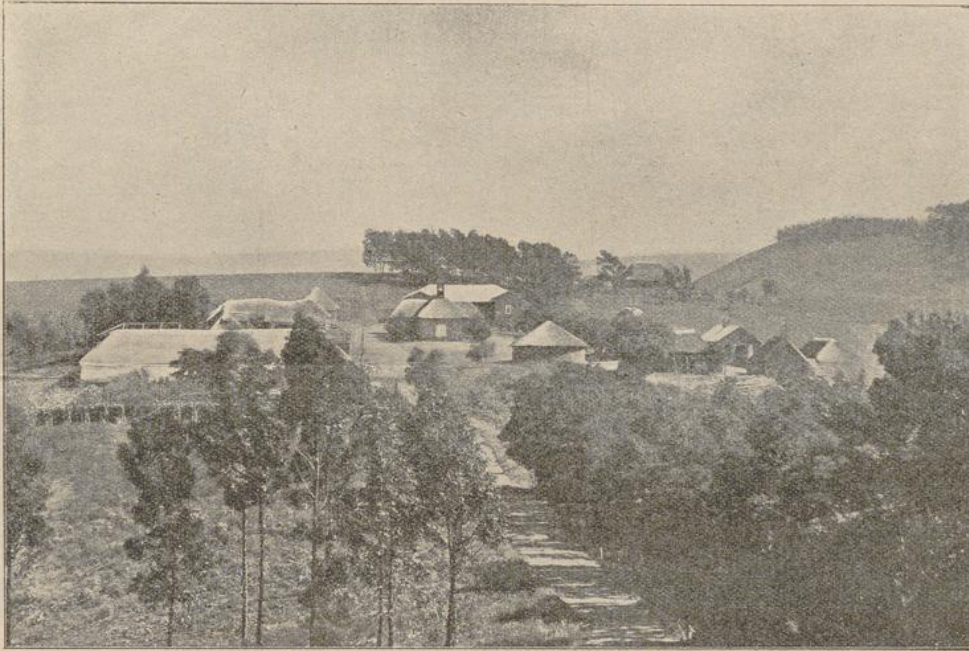
Fürst Löwenstein begrüßte nunmehr mit warmen Worten die Versammlung und bat die Anwesenden, alles daran zu setzen und das so wichtige Werk der Heidenmission zu fördern. Er gab hierauf eine Ueber-

lichen Seelen, für welche er litt und starb. Das war die hehre Feierstunde des gottmenschlichen Seeleneifers. Da ward die Weltmission im blutigen Kreuzestode begründet. Nach seinem Tode hat er sie offen eingesetzt, anempfohlen und aufgetragen:

„Gehet hin in alle Welt und lehret alle Völker!“

Liebe zu Jesus und Gehorsam gegen seinen Befehl bilden das Wesen der Heidenmission. Den Seelendurst Jesu zu stillen, die Zahl der Verehrer Jesu zu mehren, kurz, die Liebe zu Jesu im Heile der Seelen ist die Triebfeder der Weltmission.

Wie die Liebe zu Christus sich in so vielfacher Weise äußert, daß es fast ebenso viele Arten von Heiligen als Heilige selbst, gibt, so wird auch die in die Nächstenliebe ausströmende Gottesliebe einen so vielgestaltigen Seeleneifer erzeugen, als es gottbegeisterte Glaubensboten



Missionsstation Mariatrost in Südafrika.

sicht über die deutschen Missionsvereine und ihre Organisation, wobei er insbesondere auf die Betätigung der katholischen Frauen und Jugend in diesen Vereinen hinwies. Nunmehr ergriff Bischof Geyer, Chartum, das Wort. Wir können nicht umhin, die herrliche Rede dieses bekannten seeleneifrigen Missionars unsern Lesern nach ihrem vollen Inhalt mitzuteilen.

Rede des Hochwürdigsten Herrn Bischofs F. X. Geyer aus Chartum über die Missionsfrage auf dem diesjährigen Katholikentage zu Aachen.

Als der Gottmensch Jesus Christus, in einem Meere körperlicher und seelischer Leiden schwimmend, den Leib von der Geißelung zerrissen, das Haupt von der Dornenkrone durchstoßen, Hände und Füße mit Nägeln durchbohrt, von den Feinden verhöhnt, von den Jüngern verlassen und vom himmlischen Vater sich selbst preisgegeben im Todeskampfe verblutete, da war es, daß er ausrief: „Sitio“ — mich dürftet! Wohl dürftete ihn leiblicher Weise, mehr aber lechzte er nach den unsterb-

in den verschiedenen Missionslagen gibt. Die Liebe ist erfindend. Sie wird mehr als theoretische Unterweisungen die Wege finden, und alle erlaubten Mittel anwenden, die zum Ziele führen. Bald wird die Mission bei den Kleinen beginnen, um zu den Großen aufzusteigen, bald die Einflußreichen gewinnen, um die Niedrigen anzuziehen; hier wird langsame Vorbereitung wilder Völker für die Lehre Christi, dort Erleuchtung der gebildeten Klasse am Plaze sein; hier müssen die Gutgesinnten gestärkt, dort die Widersacher verhöhnt, hier Einfältige aufgerichtet und dort Böswillige besänftigt werden. Bald wird durch Aufklärung des Verstandes das Herz, bald durch Beeinflussung des Herzens der Verstand gewonnen werden. Die Liebe wird allen alles werden, um alle Christo zu gewinnen; das ist das Hohe- und Heilige des christlichen Befehrungseifers.

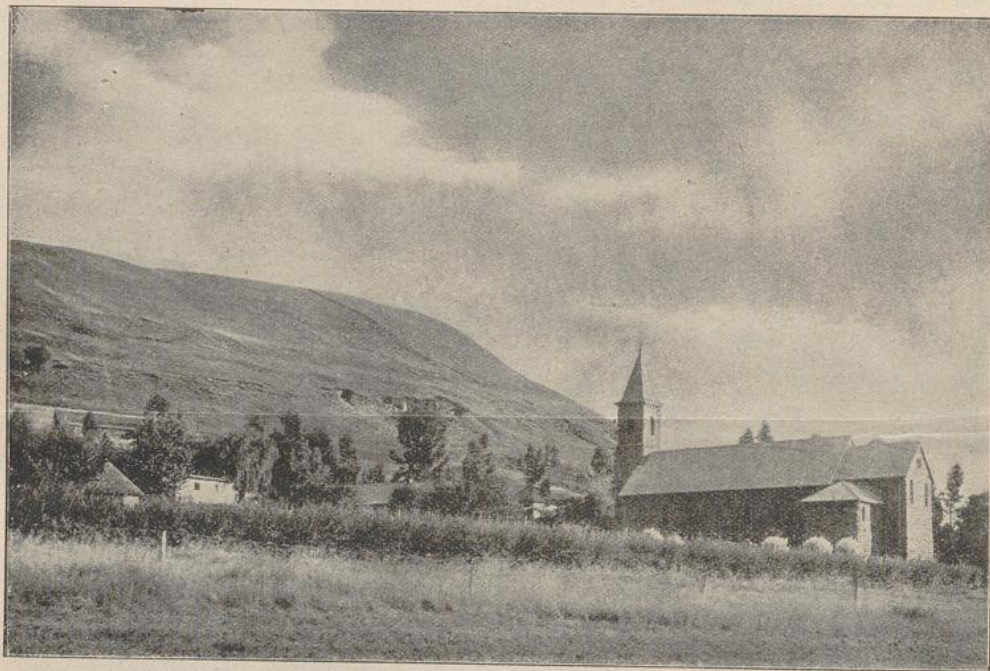
Die Liebe zu Jesus ist die wichtigste und universellste Missionsmethode, und ohne sie krankt jede andere. Art, Umfang und Beschaffenheit der Missionierung werden die mannigfaltigsten sein, je nach Völkern,

Zeit und Umständen. Die Schale wird verschieden, der Kern stets und überall derselbe sein, die Gottes- und in ihr die Nächstenliebe.

Folgen wir einem Glaubensboten nach Afrika zu einem jener Völker, welche noch in der Finsternis des Heidentums sitzen. Sie alle haben irgend etwas von Religion, woran er anknüpfen kann. Wie in finsterner Nacht durch schwarze Wolkenberge Sternlein schimmern, so leuchten Wahrheiten der Offenbarung aus dem Dunkel des Heidentums hervor. Es gibt kein Volk auf Erden ohne Kenntnis Gottes und ohne Ahnung des künftigen Lebens. Allen ist Gott das höchste Wesen, unsterblich, Schöpfer des Alls, Herr über Leben und Tod. Mehr als Gott aber beschäftigt sie die Furcht vor den Seelen und bösen Geistern, welche den Menschen

Die Abhängigkeit der Leute von ihm ist meist so groß, daß niemand ohne Erlaubnis oder Befehl von ihm auch nur eine Hand zu rühren wagt. Von seiner Stimmung hängt daher viel ab. Man erklärt ihm, daß man sich beim ihm niederlassen wolle, um den Kranken Arznei zu geben, den Armen zu helfen und die Kinder lesen und schreiben zu lehren. Man werde nichts von den Eingeborenen umsonst verlangen und jede Arbeit und Dienstleistung nach Gebühr belohnen. Diese Aussichten und die Hoffnung auf Geschenke bestimmen den Häuptling zur Einwilligung.

Mit Begeisterung beginnt der Missionar sein Werk und fängt noch am selben Tage mit dem Studium der *Landessprache* an. Dabei stehen ihm in der Regel weder Grammatik, noch Wörterbuch zur Verfügung; die



Missionsstation M. Telgte in der Kapholonie.

durch Zauber und Hexerei zu schaden suchen. Die oft rührenden Gebräuche, mit denen Tod und Grab umgeben werden, deuten auf eine Ahnung vom Fortleben nach dem Tode. Auch die Summe der Gebote Gottes ist in ihr Herz geschrieben. Diebstahl und Mord, Mißachtung der Eltern und Ehebruch gelten als verabscheuungswürdig. Weit herein in den nächtlichen Himmel des Heidentums zittert noch das Wetterleuchten des Sittengesetzes vom Berge Sinai! Auch die Erkenntnis verlorenen Glückes und die Sehnsucht nach ihm flackert vereinzelt aus dem Wüste des Aßter- und Aberglaubens auf, und manches Sehnen, manche Reuesträne mag durch die dunkle Wolke des Heidentums den Weg zum Herzen des ewigen Vaters finden.

Kommt nun der Missionar zu einem solchen Volke, so muß zuerst ein geeigneter Ort für eine Station ausfindig gemacht werden. Dazu ist es notwendig, das ganze betreffende Gebiet in Augenschein zu nehmen. Es müssen die Stimmung der Häuptlinge und der Leute geprüft und die Boden-, Wasser- und Verkehrsverhältnisse festgestellt werden. Ist der geeignete Ort gewählt, so tritt man an den Häuptling heran.

Sprache ist ungeschrieben und unbeschrieben. Wort für Wort muß sie den Eingeborenen abgeläuscht werden. Diese verstehen den Missionar oft nicht oder führen ihn absichtlich irre. Die Verschiedenheit der Sprachen, die besonders in Afrika wie eine Strafe Gottes erscheint, — z. B. in meinem Vikariat mehr als 40 verschiedene Sprachen — bildet eine der größten Schwierigkeiten des Missionswerkes.

Inzwischen baut der Missionar seine Hütte

mit Hilfe der Eingeborenen, die meist mißtrauisch, träge und wandelbar sind, so daß er selbst Hand anlegen muß. Es muß ein Brunnen gegraben, ein Küchengarten angelegt werden. Die Eingeborenen arbeiten gegen Entlohnung in Tauschgegenständen, aber ihre anfängliche Ungeschicklichkeit und Arbeitsunlust bedürfen ein fortgesetztes Ueberwachen, Aneisern und Selbstzugreifen der Missionare. Die Hand, die am Morgen den Leib Christi gehalten, ist am Abend blasen- und schwielensbedeckt. Das gute Beispiel aber bleibt nicht unbemerkt. Bisher war die Arbeit bei den Eingeborenen verachtet und Sache der Frauen. Nun sehen sie den weißen Mann

arbeiten, und sie arbeiten mit. Sie bekommen Kleidung und Schmuck. Das sehen andere, und wollen das Gleiche, und auch sie erarbeiten es sich. Die Leute sehen, daß sie gerecht und liebevoll behandelt werden und bekommen Achtung und Liebe zum Missionar. Manche treten in den Dienst der Mission als Hausburschen. Inzwischen verbreitet sich der gute Ruf der Arzneien, und täglich kommen Kranke zur Mission oder werden in den Dörfern besucht. Spitalhütten zur Aufnahme der Kranken werden in der Mission selbst errichtet. Ein Kindlein liegt im Sterben; der Missionar tauft es, und als fürbittender Engel im Himmel fördert es die Missionsarbeit.

Indessen wird der Arzt selbst zum Kranken. Eines Morgens erwacht er wie zer schlagen, die Füße wollen

sporadische Bemerkungen und Hinweise auf Gott und das Sittengesetz.

Inzwischen hat der Missionar Fortschritte in der Sprache gemacht und lernt das Denken und Fühlen des Volkes immer besser kennen. Er überetzt die Elementarwahrheiten in die Landessprache, wobei die Wiedergabe der abstrakten Begriffe oft große Schwierigkeiten bietet. Schließlich beginnt ein mehr oder weniger

regelmäßiger Unterricht für die Jugend. Trotzdem auch der Heidenjugend die Schwächen ihrer Abstammung anhaften, so besitzt sie doch die herrlichen Eigenschaften jeder Jugend, als Zutraulichkeit und Denkfähigkeit. So entsteht eine Schule, zuerst in der Mission selbst. Der Missionar steigt zur Anschauungsweise und Fassungskraft der Wilden herab,



unser Missionspersonal in Rhoceta:

In der Mitte Hochw. P. Bonaventura Jädel, rechts P. Adalbero Fleischer, links P. Ignatius Krauspenhaar.
Im Hintergrund (von links nach rechts): Br. Paphnutius, Br. Regidius, Br. Maximin u. Br. Kassian.

ihn kaum tragen bei der Feier der hl. Messe. Noch schleppt er sich zur Arbeit; allein heftiger Frost durchschüttelt ihn unter den sengenden Strahlen der Tropen-sonne.

Das Sumpffieber hat ihn ergriffen. Er erholt sich langsam wieder. Er hat erkannt, daß ein anderes Klima eine andere Lebensweise erfordert und lernt immer besser, sich den Verhältnissen anzupassen. Nicht immer aber geht es gut ab. Manchmal führt das Sumpffieber und besonders die schwere Form desselben, das Schwarzwasserfieber, zum Tode; daran starben in meiner Mission in einem Jahre fünf junge Missionare.

In Schreinerei und Schmiede, in Garten und Feld, in Wald und Wiese schaffen Säge, Hammer und Schaufel um die Wette. Wo einst der Urwald in Schweigen schauerte und nackte Wilde schlenderten, ist eine Stätte reger Tätigkeit entstanden und schafft der Eingeborene im Arbeitskittel an der Seite des Missionars. In der Lehmgrube und am Ziegelofen schlägt der Missionar die erste Kanzel auf. Es sind vorerst nur gelegentliche und

wählt aus den Wahrheiten diejenigen heraus, für die er Anknüpfungspunkte in den religiösen Ideen des Volkes vorgefunden, und sucht langsam und vorsichtig falsche Vorstellungen auszumerzen. Außer in der Religion werden die Kinder im Lesen und Schreiben unterrichtet.

Von der Station aus wird die Tätigkeit auf die umliegenden Dörfer ausgedehnt; es werden dort Filialschulen errichtet. Ein oder zweimal wöchentlich erscheint der Missionar und versammelt groß und klein zum Katechismusunterricht. Die Kinder hinwieder werden die Apostel in der Familie; was sie in der Schule gelernt, wiederholen sie zu Hause. Aber zur Befehrung ist oft noch ein weiterer Schritt. Der Missionar hofft, arbeitet und betet. Indes wirkt die Gnade Gottes mit. Es regt sich in einzelnen die Begierde nach der Taufe. Wie ein anderer Nikodemus kommt der Erste zum Missionar und gesteht: „Vater, ich möchte das Wasser Gottes!“ „Warum?“ „Weil ich die Hölle fürchte!“ Der Missionar ermutigt ihn, zu beten und fleißig zum Unterricht zu kommen. Nun setzt

in der Katechumenenseele der S a t a n ein. „Was werden die Eltern, die Asten, die Kameraden sagen?“ Die Furcht, als Verräter an den Ueberlieferungen des Stammes zu gelten, von den Kameraden als Abtrünniger verachtet zu werden und als solcher keine Frau zu bekommen und andere Bedenken steigen auf. Der Katechumene kämpft zwischen erkannter Pflicht und den Schwierigkeiten in deren Erfüllung. Es gehört oft ein heroischer Mut dazu, sie zu überwinden. Der Katechumene kommt wieder und spricht: „Ich bitte um die Taufe, aber im geheimen.“ Er empfängt

die Taufe im geheimen.

Er weicht einen oder mehrere der Eingeborenen in das Geheimnis ein; sie machen denselben Kampf durch und werden gleichfalls im geheimen getauft. In den Katakomben wuchs die Urkirche heran und in der verschwiegenen Seelentiefe dieser gläubigen Jünglinge baut sich die neue Missionskirche auf!

Es kommt der Tag, da die ersten Neugetauften als G r s t k o m m u n i k a n t e n an den Altar treten, geheim oder öffentlich, je nach Umständen. Nirgends wird das Brot der Starken mehr benötigt, als von diesen jungen Kämpfern Christi, welche dem ganzen Ansturm Satans und seiner Helfershelfer, der Z a u b e r e r und Hexen, Stand zu halten haben. Die alteingesessenen Verfechter des heidnischen Irrwahns, der Quelle ihres Unterhaltes und Ansehens, setzen alles daran, die Neuchristen abzuschrecken, einzuschüchtern, wankend zu machen. Da bedarf es übernatürlicher Stärkung, und sie finden sie in der öfteren und täglichen Kommunion, welche nirgends in der Welt notwendiger und heilsamer ist, als in der jungen Christengemeinde im Heidenland. Durch die öftere Teilnahme am eucharistischen Mahle erstarkt die kleine, scheue Christengemeinde zum jungen Riesens!

Es kommt der andere Tag, da das erste christliche Brautpaar sich für das Leben bindet. Damit beginnt die Erlösung der Frau und

die Regeneration der Familie.

Die arme Frau wird aus der Sklavin eine G e f ä h r t i n, aus dem Hausgerät eine H a u s f r a u, aus einem rechtlosen Wesen eine Mutter der Kinder. Die Hebung der Frau adelt Mann und Kind. Der Mann wird aus dem Tyrannen das besorgte Haupt der Familie, aus dem Besitzer von Frauen und Sklavinnen ein G h e m a n n in christlichem Sinne, aus dem müßigen Gebieter ein p f l i c h t b e w u ß t e r u n d a r b e i t s a m e r V a t e r. In der Hebung der Würde der Frau und der dadurch bedingten Erneuerung der Familie liegt das sozialpolitische Programm der Missionsarbeit.

Aus den Neugetauften wachsen die ersten Hilfskräfte der Mission heran; es sind die e i n g e b o r e n e n K a t e c h i s t e n so wichtig, daß erst mit ihnen das Missionswerk auf breite Grundlage gestellt werden kann. Es können auswärtige Katechistenposten errichtet werden, welche je nach Maßgabe der Hilfskräfte und Geldmittel bei fortschreitender Entwicklung das Land wie mit einem Netze überziehen.

(Schluß folgt.)

Beschluß

des diesjährigen Nacher Katholikentages über die Heidenmission.

Die 59. Generalversammlung der Katholiken Deutschlands erkennt in der Verbreitung des wahren Glaubens über die ganze Erde die vornehmste, gottgewollte Pflicht

der Kirche Christi, eine apostolische Aufgabe, an der jeder Katholik seinen Anteil haben soll.

Sie blickt daher voll dankbarer Bewunderung auf das heldenmütige Wirken der katholischen Kirche und ihrer Sendboten in den Heidenländern und fordert alle deutschen Katholiken eindringlich auf, diese Arbeit im Dienste des Glaubens nach besten Kräften zu fördern.

Darum empfiehlt sie der Opferwilligkeit der Katholiken Deutschlands die Missionshäuser auf deutschem Boden, die ihre Mitglieder als Apostel in alle Welt entsenden, und die von der Kirche bestätigten Missionsvereine, deren Gebete und Geldmittel die Erhaltung und Ausbreitung der Missionen bezwecken. Sie erinnert an diese erfolgreiche Tätigkeit des Werkes der Verbreitung des Glaubens und des Werkes der hl. Kindheit, beide in besonderer Weise mit Nachen verknüpft, des Bayerischen Ludwigsmissionsvereins, des Afrikaver eins, der Missionsvereinigung katholischer Frauen und Jungfrauen, der St. Peter Claver-Sodalität und begrüßt lebhaft den steigenden Eifer der akademischen Jugend für die Vereinsarbeit im Dienste der Heidenmission.

Die 59. Generalversammlung wünscht dringend, daß die Beteiligung an den Missionsvereinen eine allgemeine werde, damit sie befähigt seien, dem immer wachsenden Bedürfnis einigermaßen zu genügen. Die gesteigerte Kolonialarbeit des Reichs und die Ueberzeugung, daß wahrer Kulturfortschritt nur möglich ist bei freier Entfaltung der religiösen Kräfte, muß den deutschen Katholiken ein besonderer Ansporn sein zu außerordentlichen Leistungen.

Missionsreisen im Kongoland in alter Zeit.

(Fortsetzung.)

So lebte ich also eine Zeitlang mit meinem Freunde Michelangelo im Kapuzinerklosterlein zu Bamba in Frieden und Eintracht zusammen. Er hatte bereits eine gute Ordnung eingeführt und hielt recht erbauliche Gottesdienste ab, zu welchen die schwarzen Neubekehrten in Massen herbeiströmten.

Zur Besorgung unseres Haushaltes hatten wir ebenfalls mehrere Neger. Zwei besorgten den Garten, einer war Koch, einer Sakristan, und ein paar andere schleppten Holz sowie Wasch- und Trinkwasser herbei, während der intelligenteste von ihnen zum Schaffner ernannt wurde. Dieser verwahrte die Muscheln, die hierzulande die Stelle des Geldes vertreten, und kaufte Honig, Wachs, Früchte und Mehl aus Hirse oder Heidekorn ein. Ueberdies hatten wir noch einen Dolmetscher, der stets an unserer Seite blieb, obschon wir eine Menge Neger antraten, die hinreichend Portugiesisch verstanden; denn da Bamba auf dem Wege nach San Salvador liegt, kamen sie viel mit portugiesischen Kaufleuten in Berührung, die ihre Waren von der Küstenstadt Loanda dorthin schafften. Bamba selbst ist ziemlich groß, liegt etwa 80 Stunden vom Meere landeinwärts und ist die Hauptstadt einer Provinz gleichen Namens.

Der König vom Kongoland war um jene Zeit, von einem siegreichen Kriege zurückkehrend, im nahen P e m b a eingetroffen. Wir beschloßen, ihm einen Besuch abzustatten und in den Ortschaften, durch die wir auf dem Wege kommen würden, zu predigen und die kleinen Kinder zu taufen. Wir brachen schon am nächsten Tag mit einigen Negern, welche uns die Landesfürstin, eine sehr freundliche Frau, überlassen hatte, auf. Arbeit gab es auf dem ganzen Wege genug, in Pemba aber hatten wir ein eigenes Hospiz und wurden von unserm

Ordensgenossen, dem Hochw. P. Antonio de Sarravezza, aufs freundlichste empfangen. Er wunderte sich nicht wenig über unsere Jugend, denn keiner von uns beiden war 30 Jahre alt. Als wir ihm eben die Ursache unserer Hierherkunft mitteilten, erscholl ein immer näher rückender Lärm von Trommeln, Hörnern, Trompeten und Pfeifen.

„Der König kommt“, erklärte P. Antonio; „eilt schnell hinaus, denn ihr findet feinere günstigere Gelegenheit, ihn zu begrüßen!“ Kaum standen wir vor der Pforte unseres Klostersleins, als schon der Zug herankam.

Der König, Dom. Alvarez II., ein noch sehr junger Mann von kaum 20 Jahren, war prächtig gekleidet. Er trug einen scharlachroten Mantel mit goldenen Knöpfen, fleischfarbene Beinkleider und weiße Halbstiefel. Vor ihm gingen 24 Keger, ohne Ausnahme Söhne großer Fürsten und Häuptlinge; sie kamen barfuß daher und unbedeckten Hauptes, trugen schwarz gefärbte Schürzen von Palmfasern um die Lenden und blaue Mäntel von europäischem Tuch, die bis zur Erde niederhingen. Die Beamten, etwa hundert an der Zahl, waren ebenso gekleidet, während der große Haufe der übrigen Dienerschaft nur ungefärbte Lendenschürzen umhatte.

Dicht hinterm König schritten zwei Keger, von denen der eine des Königs feuerfarbenen, mit goldenen Franzen eingefassten Sonnenschirm trug, während der andere einen reichvergoldeten Thronstuhl daherschleppte.

Wir verneigten uns ehrerbietig vor dem König und entboten ihm unsern Gruß. Er machte Halt, hieß uns freundlichst willkommen in seinem großen Reiche und lud uns ein, unsern Wohnsitz in seiner Hauptstadt, San Salvador, zu nehmen. Wir dankten untertänigst mit dem Bemerken, daß wegen des großen Priester mangels in Vamba eine Uebersiedelung nach San Salvador nicht möglich sei. Hier auf fragte er noch dies und das über unsere Mission, über Europa, speziell Italien und Por-



Fallendes Laub. Nach dem Gemälde von Karl Haupp.

Stuttgart, Berlin 68.

tugal, und ließ zuletzt durch seinen Geheimsekretär, einen Mulatten, Empfehlungsbriefe an den Fürsten von Bamba ausstellen, worin er denselben anwies, uns in allen Stücken, namentlich aber in Sachen der Mission, behilflich zu sein. Beim Abschied beehrte er uns mit einigen Geschenken, während wir ihm einige geweihte Devotionalien überreichten, die ihn sehr zu freuen schienen, wie er überhaupt als ein sehr frommer Herr galt.

Hocherfreut, den König und seinen prächtigen Zug gesehen zu haben, sagten wir bald darauf dem guten P. Antonio ein herzliches Lebewohl und kehrten wieder nach Bamba zurück. Uebrigens hörten wir nachher, der König Alfonso III. habe noch einen viel größeren Pomp entwickelt. Er trug zum Beispiel, als ihm im Jahre 1646 einige Missionäre unseres Ordens vorgestellt wurden, ein mit Edelsteinen geschmücktes Kleid von Goldbrokat und eine Krone von Diamanten und anderen kostbaren Edelsteinen, saß unter einem Baldachin von karmosinrotem Sammet und hatte unter seinen Füßen zwei wertvolle Schemel und einen kostbaren Teppich. Man sieht, der Schwarze ist gar sehr für äußeren Schmuck und sucht darin sogar die europäischen Fürsten zu übertreffen.

Auf dem Heimwege sahen wir eine Menge seltsamer Tiere; es war, als ob sie sich aus den Ländern der ganzen Welt ein Stellbildein gegeben hätten. Einmal glaubte ich, ein Kind schreien zu hören und ließ die Neger, die eilig mit meiner Hängematte voranschritten, halten. Diese aber lachten hell auf und entgegneten mir, ein Vogel habe so gerufen. Wirklich erhob sich nach wenigen Augenblicken ein Vogel von dunkelgelber Farbe und größer als ein Adler vom Boden und flog dem nahen Walde zu.

In Bamba oblagen wir wieder unserer Missionsarbeit, erteilten Unterricht, hielten Gottesdienst und spendeten die heiligen Sakramente. Die Eltern schickten ihre Kinder willig in die Schule, und bald wuchs ihre Zahl so sehr, daß wir den Unterricht in der Kirche erteilen mußten. Desgleichen reichete an Sonn- und Festtagen unsere Kirche bei weitem nicht aus, all die vielen Schwarzen, die aus der ganzen weiten Umgegend zusammenströmten, zu fassen. Oft füllten sie, Kopf an Kopf gedrängt, den ganzen weiten Vorplatz, und wiederholt mußten wir hinieren, d. h. zwei heilige Messen lesen, die eine hier in Bamba, die andere in einem der umliegenden großen Dörfer.

Auch die beiden Söhne des Fürsten, Dom Pedro und Dom Sebastian, besuchten mich täglich, hauptsächlich, um von uns Portugiesisch zu lernen. Selbstverständlich unterrichtete ich sie dabei auch in der christlichen Religion. Sie hatten helle Köpfe, begriffen schnell und behielten sich in allem sehr anständig und würdevoll.

Unter dem Volke herrscht der reinste Kommunismus. Die Frauen allein arbeiten und bestellen das Feld. Zur Zeit der Ernte tragen sie alles auf große Haufen zusammen. Davon wird nun zunächst der Anteil des Makolonte (Bürgermeisters) hinweggenommen, sowie was zur Ausfaat nötig ist. Der Rest wird in die einzelnen Hütten verteilt und zwar je nach Anzahl seiner Insassen. Fällt die Ernte gut aus, so fällt es ihnen gar nicht ein, sich Vorräte für die Zeit der Not aufzuspeichern. Der Schwarze ist einfach, solange er etwas hat, und darnach hungert er. Nie macht er sich am Morgen darüber eine Sorge, ob er auch am Abend noch etwas zu essen habe oder nicht.

Wiederholt kam es vor, daß ich auf meinen Reisen den Trägern und sonstigen Begleitern nichts geben konnte, einfach weil ich selbst nichts hatte. Doch nie zeigten die guten Leuten darüber Verdruß. Sie nahmen einfach ein Stückchen Holz, schnitten es zu einem kleinen Spaten zu und stachen damit ein langes Gras samt den Wurzeln aus. Daran hingen oft kleine, weiße Knöllchen, die sie mit Appetit verzehrten, während ich und mein Gefährte sie beim besten Willen nicht hinunterwürgen konnten. Sie aber tanzten und scherzten nach solcher Mahlzeit, als hätten sie beim üppigsten Schmaus gegessen. „Ein glückliches Volk!“, dachte ich oftmals. Der Weiße hat hundert Bedürfnisse und macht sich Sorge um dies und das; diese Schwarzen dagegen sind gerade wie die Kinder. Sie kümmern sich um nichts, brauchen auch fast nichts, und sind immer lustig und guter Dinge. (Schluß folgt.)

Erste Einkleidung im neuen Mariannhiller Missionshause.

St. Paul, Post Walbeck, Rheinland, am 8. Sept. 1912. — Heute, am schönen Feste Maria-Geburt, wurden in unserm neuen Missionshause die ersten Postulanten eingekleidet und damit zum Beginn des eigentlichen Noviziates zugelassen. Die schöne Feier fand um 9 Uhr vormittags in unserer Missionskapelle in unmittelbarer Verbindung mit dem Festgottesdienste statt. Der Hochw. P. Superior richtete zunächst an die Postulanten eine ergreifende Ansprache, segnete nach dem Zisterzienser Rituale die neuen Ordenshabite und nahm sodann die Einkleidung vor. Wir sind so glücklich, unsern geehrten Lesern die neuen Novizen im Bilde vorführen zu können; es sind drei Chorreligiosen, bzw. Priesteramtskandidaten und fünf Laienbrüder. Die Namen der ersteren sind:

P. Dorotheus Böllner (Priester) aus Dresden, Anton Reiner aus Herbertingen und Otto Emhart aus Ravensburg. Die beiden letztern absolvierten heuer in ihrer württembergischen Heimat das humanistische Gymnasium.

Die Namen der Brüder sind, von links nach rechts gezählt, Joseph Hundt (Gärtner) aus Glaz, Max Ohm (Apotheker) aus Godesberg, Peter Landwehr (Steinmetz) aus Höttingen, Johann Lunkheimer (Klempner) aus Schöneberg, und Ferdinand Honauer (Dienstknecht) aus Linz a. D. Letztere hatten schon eine geraume Probezeit hinter sich, denn wegen Mangel an geeigneten Bauten hatte man verzögert, das Noviziat, das nun mit Zustimmung Roms von Mariannhill in Südafrika nach Europa verlegt werden soll, hier in „St. Paul“ zu eröffnen.

Am Feste Maria-Geburt 1912 standen wir somit an der Wiege des neuen Noviziates. Die Kirche singt bekanntlich an jenem Tage in ihrem Festoffizium: „Deine Geburt, o heilige Gottesgebärerin, hat Freude verkündet der ganzen Welt“; möge dieser Satz, wenn auch in bescheidenem Maßstab, Anwendung finden auf die Mariannhiller Mission, die, Gott sei Dank, ebenfalls schon in der ganzen katholischen Welt hohe Gönner und opferwillige Freunde und Wohltäter gefunden hat. Mögen alle diese Freunde und viele der zahlreichen Leser des „Vergißmich“ dem Kinde eine milde Gabe in die Wiege legen, damit es am Leben erhalten bleibe und

wachse und gedeihe Gott zur Ehre und vielen unsterblichen Seelen zum Heile!

Das neue Missionshaus braucht Bausteine, viele eifrige Gebete und vor allem frische Missionssärfte. Wie die menschliche Seele nur gut arbeiten kann in einem gesunden, kräftigen Leibe, so benötigen die Postulanten und Novizen ein gesundes, geräumiges, ganz nach den kirchlichen Vorschriften eingerichtetes Probehaus, um sich hier, in möglichster Absonderung von der Außenwelt, ruhig und still auf ihren hohen künftigen Beruf vorbereiten zu können. Das jetzige Gebäude, ein in Eile zu einem Klosterlein umgebautes Pächterhaus, entspricht nur den ersten Anfängen, muß aber ohne Verzug durch bedeutend größere und besser

steht jetzt seit beinahe dreißig Jahren. So mancher treuer Missionar hat bei uns während dieser Zeit sein Tagewerk vollbracht und vom Herrn des Weinberges, so hoffen wir zuversichtlich, seinen „Denar“ bekommen, während andere noch mutig und unverdrossen die Last und Hitze des Tages tragen. Doch immer noch ertönt der Ruf nach neuen Arbeitern im Weinberge des Herrn. Möge doch der liebe Gott recht viele junge, fromme und talentierte Leute in unser neues Missionshaus „St. Paul“ führen, wo sie die schönste Gelegenheit haben, ihren Beruf zu prüfen und sich auf das erhabene, apostolische Amt vorzubereiten, um dann später hinauszuziehen in die ferne Heidenwelt, für das Reich Christi möglichst viele unsterbliche Seelen zu gewinnen.



Die ersten Novizen unseres Missionshauses „St. Paul“.

eingeriichtete Bauten ersetzt werden. Tatsächlich wurde auch schon in „St. Paul“ im Juli 1912 mit dem Baue eines eigenen Postulates und Noviziates begonnen, in der festen Hoffnung, die göttliche Vorsehung werde uns für den neuen großen Zweck durch die bekannte Opferwilligkeit unserer Freunde und Wohltäter auch die nötigen Mittel zuführen. Allerdings enthält unser Missionsblättchen fast in jeder Nummer manchen dringenden Bitte für die 30 Missionsstationen in Südafrika, allein unter allen diesen Bitten steht als die dringendste und notwendigste obenan die um milde Gaben für unser neues Missionshaus „St. Paul“, denn das ist die Pflanzschule der künftigen Missionäre, das Fundament, auf dem sich in Zukunft das ganze Mariannhiller Missionswerk aufbauen soll.

An zweiter Stelle bitten und flehen wir um neue Missionssärfte. Die Mariannhiller Mission be-

Wenn Mariannhill schon jetzt auf eine außerordentlich erfolgreiche, wahrhaft gottgesegnete Missionstätigkeit zurückblicken kann, obschon es bisher für die Ausbildung seiner Missionäre in Europa kein eigenes Haus besaß, um wieviel größer wird dann, sofern uns Gottes Segen treu bleibt, der Erfolg sein, wenn einmal das im Mai 1911 eröffnete Missionshaus „St. Paul“ vollständig ausgebaut, zweckentsprechend eingerichtet und voll besetzt sein wird! Drum, wer noch Eifer hat für des Herrn Ehre und das große Werk der katholischen Mission, der zögere nicht, ein seinen Kräften entsprechendes Opfer zu bringen zum ferneren Wachstum und Gedeihen unseres neuen Missionshauses „St. Paul“.

Für jede, auch die geringste Gabe sagen wir zum voraus ein aufrichtiges, herzliches „Vergelt's Gott!“

Unsere Missionsstation „St. Michael“ und ihre Filiales.

Vom Hochw. P. Erasmus Hörner, R. M. M.

„St. Michael“ ist in gewisser Beziehung unsere älteste Missionsstation, ja sie ist älter als Mariannahill, denn sie wurde anfangs der fünfziger Jahre des vorigen Jahrhunderts von den Oblatenvätern gegründet und erst im Jahre 1890 von Bischof Soliret den Trappisten überlassen.

Das dazu gehörige Missionsgebiet erstreckt sich viele Meilen weit über ein hochromantisches, von endlosen Tälern, Felsen und Bergkuppen belebtes Gelände und ist viel zu groß, als daß es mit seinen 15 000 weit auseinander wohnenden Eingeborenen von einem einzigen Missionspriester genügend pastoriert werden könnte. Es besteht daher die Absicht, die wichtigsten der jetzigen Katechesenstellen im Laufe der Zeit zu eigenen Filialen zu erheben. Die älteste Tochter „St. Michaels“ ist das jetzige Simelberg. Es verdankt seine Existenz der Energie des früheren Superiors von St. Michael, des Hochw. P. Solanus Peterek, und ist nun seit etwa zehn Jahren eine selbständige Station mit einem eigenen Obern.

O wenn doch der liebe Gott recht vielen braven Jünglingen die Gnade des Missionsberufes gäbe, damit sie als seeleneifrige Priester uns helfen könnten, unsterbliche Seelen für den Himmel zu gewinnen! Und gefelken sich dazu hochherzige, vom Herrn mit zeitlichen Gütern gesegnete Wohltäter, wie viel ließe sich da tun zur Mehrung des Reiches Gottes unter den Heiden! Mein Lieblingsgedanke wäre, wie schon angedeutet, die Eröffnung neuer Filialen und Außenstationen.

Ein erfreulicher Anfang dazu ist mit Gottes Hilfe ja schon gemacht. So ist es uns vor anderthalb Jahren gelungen, für die hiesige Station zwei neue Stützpunkte zu sichern. Vier kleine Wegstunden von St. Michael entfernt, konnten wir um mäßigen Preis eine kleine Farm erwerben. Daß wir sie bekamen, schreibe ich dem augenscheinlichen Segen Gottes zu. Es handelte sich nur um einen Tag, und wir hätten für immer das Nachsehen gehabt. Die neue Missionsstelle bekam, wie es schon längst geplant war, den Namen „St. Raphael“; von den Schwarzen wurde sie bisher Emfunya genannt.

Nebenbei bemerkt, sind wir auf dem besten Wege, in absehbarer Zeit in einer anderen Gegend ein „St. Gabriel“ zu bekommen, sodaß in hiesiger Mission alle die drei großen heiligen Erzengel zu Ehren kommen. Die Namen hierfür waren schon längst bestimmt, sodaß wir eine zweite Außenstation, die wir fast gleichzeitig mit „St. Raphael“ erwerben konnten, zu Ehren der allerheiligsten Jungfrau „Immaculata“ nannten. Sie ist klein, umfaßt nur wenige Acker, ist uns aber dennoch hochwillkommen, denn sie liegt hart an einer sogenannten Lokation, einer dicht bevölkerten, von der Regierung den Schwarzen zugewiesenen Gegend. Das schöne Plätzchen, etwa zweieinhalb Stunden westlich von „St. Michael“ gelegen, wurde uns um billigen Preis von einem jungen, konvertierten Farmer überlassen.

So Gott will, bekommen wir zu Ehren des heiligen Apostels Jakobus auch noch ein „Kompostella“; es ist das die hoffnungreiche Katechesenstelle am Pampanoni-Flüßchen, von der ich den geehrten Lesern des Vergißmeinnicht schon wiederholt erzählte und wo die greise Mangakatswana, jetzt Solana getauft, zweimal bei der heiligen Messe das Jesukind gesehen haben will.

Den edlen Wohltätern, die für genannten Zweck schon Geldspenden sandten, sage ich hiemit öffentlich meinen verbindlichsten Dank und ein herzliches Vergelt's Gott, alle Leser unseres Blättchens aber bitte ich um eifriges Gebet, damit die Sache auch zu einem günstigen Abschluß gelange.

Vorläufig wäre ich froh, wenn ich nur in dem neu erworbenen „St. Raphael“ eine Kapelle und Schule hätte. Die vielen Leute, die dort zum Gottesdienste kommen, haben in der Rothütte, wo jetzt die heilige Messe gelesen wird, keinen Platz und es kommen immer mehr. Da muß Hilfe werden! Desgleichen werden wir beständig mit Bitten bestürmt, für die zahlreichen Kinder daselbst eine Schule zu errichten. Ganz ähnlich sind die Verhältnisse in „Immaculata“. „Gerne, von Herzen gern möchte ich euren Bitten willfahren“, pflege ich den guten Leuten zu antworten, „doch wo sind die Mittel?“

„Das Mutterhaus Mariannahill soll dafür sorgen!“ — „Ja, das Mutterhaus! Ich habe schon mehr als einmal an den Hochwürdigsten P. Abt und den General-Profurator geschrieben, doch die ständige Antwort lautet: „Auch unsere Kasse ist erschöpft. Der Nöten und Anliegen sind so viele; von allen Seiten kommen Bitten und Vorschläge wegen neuer Schulen und Kapellen, Erwerbung neuer Missionsplätze usw., doch in unserer Geldkasse herrscht eine trostlose Ebbe, auf die keine Flut mehr folgen will.“

Was tun? Ich habe hier nichts als eine Menge von Arbeiten, Nöten und Sorgen. Ich habe schon oft gesagt, hieher nach „St. Michael“ gehören glaubensstarke Leute, Missionäre, Brüder und Schwestern voll Mut und Gottvertrauen. Unsere Lage ist oft hart und schwer. Ich erwähne nur die vielen protestantischen Sektens, die ringsum an der Arbeit sind: die anglikanische Hochkirche (übrigens noch eine noble, achtungswürdige Gegnerin), die Wesleyaner, unsere bitteren Feinde, die Wiedertäufer, die von revolutionären Ideen angehauchten Mitglieder der äthiopischen Kirche, die Heilsarmee usw. usw. Dazu die Armut des Landes. Die Station „St. Michael“ liegt in einem der heißesten und trockensten Gebiete Natal's. Kaum alle sieben Jahre haben wir eine gute Ernte zu verzeichnen; so ist auch heuer wieder alles total verbrannt. Womit dann täglich das ganze Jahr hindurch 180—200 hungrige Kinder und Erwachsene speisen? Ja, es ist hart, die beständigen Bitten und Klagen hören zu müssen und nicht helfen zu können.

Doch trotz alledem wollen wir den Mut nicht sinken lassen. Es lebt noch der alte Gott, und er wird uns helfen! Sind auch wir selber arm, und sind die Kassen in Mariannahill leer, Gottes Arm ist nicht verkürzt. Auch gibt es noch edle, hochherzige Seelen in der Welt, die noch immer ein Scherflein übrig haben, wenn es gilt, die katholischen Missionen zu unterstützen. Ich will mich kurz fassen und frage: Wer will einen Wohltäter machen für eine unserer jüngsten Außenstationen „St. Raphael“ oder Immaculata? Wer hilft mir zum Baue einer Kapelle oder Schule daselbst? Jede, auch die geringste Gabe wird mit herzlichem Danke entgegengenommen. Wer hilft mir zur inneren Ausstattung dieser Kapellen? Wer spendet ein Bild oder eine Statue der „Unbefleckten Empfängnis“, wer einen Kelch, ein Messgewand oder etwas zum Altarschmuck? Wir und unsere schwarzen Kinder werden unsere edlen Wohltäter nicht vergessen, sondern fleißig für sie beten; der größte und beste Vergelter aber wird der Herr selber bleiben, der in der heiligen Schrift uns allen die Versicherung gegeben hat:

„Wer sich des Armen erbarmt, leiht dem Herrn auf Wu-
cher. Er wird es ihm vergelten am Tage der Abrech-
nung, Spr. 19, 17 und selig sind die Barmherzigen, denn
sie werden Barmherzigkeit erlangen!“ Matth. 5, 7.

Missionsverhältnisse in „St. Joseph“.

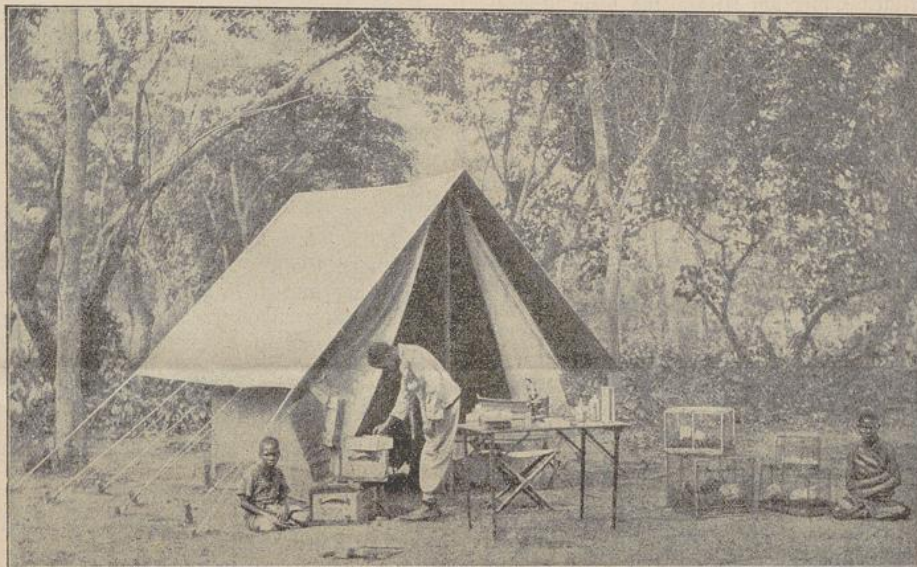
Vom Hochw. P. Manuet Boll, R. M. M.

(Schluß.)

Heute noch ein Wort über die hier nötigen
Missionskräfte, speziell Priester, Katecheten
und Lehrer. Das südafrikanische Missionsfeld ist so
groß und umfangreich und der Arbeiten sind so viele,
daß schon in meinem eigenen Wirkungskreise, ohne
Übertreibung gesagt, sieben Priester vollaus zu tun
hätten; zwar hilft mir in der Schule eine Schwester

überwiegenden Mehrzahl nach auch heute noch dem
Heidentum und dem Islam an, oder werden in die
Irrtümer irgendeiner protestantischen Sekte verstrickt,
deren es speziell hier, in Südafrika, eine Unzahl gibt.
Sollte es wirklich heutzutage nur so wenige junge Herzen
geben, denen es an Glaubenskraft und Liebesglut fehlt,
um all' ihre Kräfte und Talente, ja ihr ganzes Leben
der Befehring der armen, blinden Heiden zu widmen?
Ich kann das nur schwer glauben.

Mancher setzt mit erstaunlicher Tatkraft all' sein
Wissen und Können ein, um irgendein minderwertiges
Problem zu lösen, warum sollte es nun aber gerade bei
der Anstrengung des höchsten und schönsten
aller Berufe an geeigneten Leuten fehlen? Ich
frage, gibt es eine edlere und erhabener Aufgabe, als
dem göttlichen Heiland, dem guten Hirten, gleichsam
eine hilfreiche Hand zu bieten in der Rettung unsterb-



Fliegendes Schlafkrankheits-Laboratorium in Kamerun.

Glichotz, Berlin 68.

und ein schwarzer Lehrer, und in der Mission ein Ka-
techet, allein die Hauptarbeit bleibt doch dem Priester
überlassen.

Wie groß ist doch der Priestermangel hier in Süd-
afrika! Daß doch heutzutage sich so wenig Beruf zum
Priestertume zeigt! Offenbar ist es der leidige Zeit-
und Weltgeist, der bei so vielen den Beruf zum Priester-
tume, wie zum heiligen Ordensstande schwächt oder ganz
benimmt. Manches Land muß mit dem Propheten
Jeremias klagen: „Die Kinder schreien nach Brot, und
es ist niemand da, der's ihnen bricht.“ Dazu über-
schwimmen protestantische Prediger das ganze Land und
dringen mit ihrem Sekteneifer in jeden Winkel ein.
Wie wehe tut das dem Herzen eines seeleneifrigen
Missionärs! Wie gerne wollte er sich vervielfältigen
und überall hineilen, um das Wort Gottes in seiner
Reinheit und Wahrheit zu verkünden und durch Spen-
dung der heiligen Sakramente unsterbliche Seelen retten.
Ach wie viele unserer armen Schwarzen mögen ewig
verloren gehen, weil sie weder im Leben noch im Ster-
ben einen Priester gefunden, der ihnen das Himmelstor
geöffnet hätte!

Schon seit 1900 Jahren wird der Welt das Evange-
lium verkündet, die Völker Afrikas aber gehören der

licher Seelen, für die er so schrecklich viel gelitten und
unter namenlosen Schmerzen all' sein Blut vergossen?
Was mich selbst betrifft, so wäre ich gerne bereit, in der
Missionsarbeit auszuharren, bis der letzte Heide und
Irrgläubige bekehrt ist. Nun muß ich aber leider an-
nehmen, daß nach menschlicher Berechnung die weitaus
längste Zeit meiner Missionstätigkeit schon hinter mir
liegt, denn ein chronisches Brustleiden (Bronchitis) wird
mich kaum sehr alt werden lassen, und somit werde auch
ich mit dem hl. Apostel Paulus bald ausrufen können:
„Tempus resolutionis meae instat, die Zeit meiner
Auflösung ist nahe.“ Darum verlange ich aber auch so
sehr darnach, junge, seeleneifrige Priester unter uns zu
sehen, welche das, was wir alte, abgearbeitete Missionäre
dahier begonnen haben, mit Gottes Hilfe fortsetzen und
vollenden mögen.

Mancher Leser sagt da vielleicht: ich bin kein Prie-
ster und fühle auch nicht einmal den Beruf in mir, mich
als Laienbruder der Mission anzuschließen, bin
ferner arm oder wenigstens materiell keineswegs so
situiert, daß ich bedeutende Almosen dafür geben
könnte. Gut, mag dem so sein, aber auch ein solcher
kann viel zum Gedeihen der katholischen Mission bet-
ragen durch Gebet und Opfer. Das Gebet, ver-

bunden mit christlicher Abtötung und einem frommen Lebenswandel ist eines der wichtigsten Mittel, um Erfolge in der Bekehrung der Heiden und Irrgläubigen zu erzielen. Dieser Satz gilt zunächst für den Missionär selbst. Gewiß muß er auch eine gediegene Wissenschaft und ein gutes Maß von Pastoralklugheit besitzen, allein, will er wahre und dauernde Erfolge bei seiner Missionsarbeit erzielen, so muß er vor allem auch ein Mann des Gebetes sein. Sei ein Priester und Missionar sonst noch so tüchtig und talentiert, und sei er in seinem Berufe noch so rührig und tätig, fehlt ihm aber der Geist des Gebetes, so wird er nur Scheinerfolge erzielen, die nach kurzer Zeit wieder verschwinden; denn zur wahren Bekehrung der Seelen ist in erster Linie die Gnade Gottes unumgänglich notwendig. Diese aber muß vom Himmel auf die Seelen herabgesleht werden durch eifriges beharrliches Gebet aus reinem Herzen. Die schönste Gelegenheit dazu hat der Priester beim heiligen Opfer am Altare und beim Breviergebete; sonst aber wird er sich fleißig in frommer Betrachtung und der Verrichtung von Schutzgebetlein üben.

Gewiß, ein Missionär hat viel zu tun, dennoch hat er aber auch noch viel Zeit zum Gebet, wenn er nur ernstlich will. Wie viele Stunden muß er z. B. auf seinen Missionsritten im Sattel zubringen. All diese Zeit kann er prächtig zum Beten benützen. Der Drang hiezu stellt sich von selber ein, wenn ihm wirklich die Ehre Gottes und das Heil der unsterblichen Seelen so sehr am Herzen liegt, daß er jeden Augenblick mit Freuden bereit wäre, sein Blut und Leben dafür hinzugeben. Seiner eigenen Ohnmacht eingedenk, ist ihm das Gebet ein wahres Bedürfnis, wird ihm lieb, wie das tägliche Brot und füllt all seine freie Zeit aus. Gar oftmals wird er dem himmlischen Vater durch die reinen Hände der allerseeligsten Jungfrau das holde Jesukindlein für die armen Heidenkinder aufopfern, oder das kostbare Blut Jesu Christi, sein bitteres Leiden und Sterben, sowie seine glorreiche Auferstehung und Himmelfahrt zur Bekehrung aller Sünder, Heiden und Irrgläubigen. Gewiß manchen Rosenkranz, manche Litanei und viele andere schöne, meist mit Ablässen versehene Gebete wird er in der genannten Meinung zum Himmel senden. Begegnet der Missionär auf seinem Wege armen Heiden, besonders Kindern, oder kommt er vor einem dicht bevölkerten Kraale an, so wird er nicht verläumen, die Schutzengel dieser Seelen zu grüßen und sie zu bitten, ihre von Gott ihnen anvertrauten Pflöge in schützende Obhut zu nehmen und sie dem wahren Glauben und dem ewigen Heile entgegen zu führen. Er wird den Kleinen oft unbemerkt den heiligen Segen geben, damit der Herr den Fluch Chams von ihnen nehme, und über die Erwachsenen zuweilen den Exorzismus sprechen nach der von Papst Leo XIII. approbierten Formel.

Welch' ein erhebender Gedanke ist es doch für einen katholischen Missionär, wenn er in einer bisher noch ganz heidnischen oder protestantischen Gegend zum erstenmale das Opfer des Neuen Bundes feiern kann! Wie schön und erhaben erscheint ihm ferner sein Beruf, wenn er zum erstenmale in spezifisch heidnische Bezirke eindringt, die noch kein Katholik oder wenigstens noch kein katholischer Priester betreten hat, und wenn er hier anfängt durch Gebet und Opfer, durch Segnungen und Exorzismen die Macht des bösen Feindes zu brechen, und die armen Heiden durch Unterricht und Spendung der heiligen Sakramente dem Reiche Christi einzuverleiben!

Doch nicht nur der einzelne Missionär soll in dieser Meinung fleißig opfern und beten und unablässig die Fürbitte der lieben Muttergottes und der Engel und Heiligen anrufen, sondern all jene Katholiken, die noch einen Funken heiliger Begeisterung für das große Werk der Mission haben, sollen mit ihm das Gleiche tun. Ich wende mich heute an alle unsere geehrten Leser, an reiche und arme, jung und alt, besonders aber an die noch reinen und unverdorbenen Kinder, sowie an die Priester und Ordensleute um das Almosen des Gebetes. Nicht alle können den Missionären materielle Gaben senden, manche sind durch das Gelübde der hl. Armut oder sonstwie gebunden, aber alle können beten und dadurch ebenfalls ein gewisses Apostolat ausüben. Welch' ein Trost und welch' eine Zuversicht für den Missionär im Heidenland, wenn er weiß, daß Tausende frommer Seelen jenseits des Ozeans ihn mit ihren Gebeten unterstützen! Ja, es tut Gebet not und zwar das vereinte Gebet vieler, damit die Bekehrung Afrikas und der Heidenländer überhaupt zustande komme. Zu diesem Zwecke werde ich mir erlauben, in den nächsterseheinenden Nummern des Vergnügerrichts, sowohl für Priester, wie für Laien einige passende Gebete zu veröffentlichen. Für heute erwähne ich nur das bekannte

Gebet des hl. Franz Xaverius um die Bekehrung der Heiden.

Ewiger Gott, Schöpfer aller Dinge, gedenke der Seelen der armen Ungläubigen, die du ebenfalls erschaffen und nach deinem Bild und Gleichnisse gestaltet hast! Siehe, o Herr, wie die Hölle dir zur Unruhe mit diesen Seelen sich füllt. Gedenke, daß dein eingebornen Sohn, Jesus Christus, für ihr Heil den grausamsten Tod erlitten hat! —

Gib nicht länger zu, ich bitte dich, o Herr, daß dein Sohn von den Ungläubigen verachtet werde, sondern laß dich verjöhnen durch das Gebet heiliger Männer und durch die Bitten der Kirche, welche da ist die Braut deines heiligsten Sohnes.

Gedenke, o Herr, deiner Barmherzigkeit, vergiß deren Götzendienst und Unglauben und bewirke, daß sie endlich auch denjenigen erkennen, den du gesandt hast, unsern Herrn Jesus Christus, der da ist unser Heil, unser Leben und unsere Auferstehung, durch den wir gerettet und befreit wurden und dem daher sei Ehre und Ruhm in alle Ewigkeit! Amen. (Pius IX. 300 Tage Ablass.)

Kirchhofsbüten.

Von Schw. Engelberta, C. P. S.

(Mit zwei kleinen Bildern.)

Egenstochau. — Rosetta und Katharina, die wir heute unsern Lesern im Bilde vorführen, sind den älteren Abonnenten unseres Blättchens nicht mehr unbekannt. In einem früheren Artikel, den ich die „Kinder und Blumenwelt“ betitelte, sprach ich von ihnen als von zwei Alpenröschen, die so unzertrennlich beieinander sitzen droben auf der mit Pinien, Casuarinen und Eukalyptusbäumen geschmückten Berghalde, die sich in der unmittelbaren Nähe unseres Nazareth-Häuschens, des damaligen Kinderheimes, erhebt.

Heute sehen wir die beiden Kleinen auf dem Egenstochauer Gottesacker, wo sie beim Friedhofskreuz in der Nähe des Grabes ihrer Eltern beten. Katharina,

die ältere, hat die Hände zum Gebete gefaltet, während Koletta, die jüngere, weint. Den Vater, Wenzel mit Namen, hatte einst ein Gehirnschlag getroffen; er war mitten bei der Arbeit umgefallen und hauchte kurz nach Empfang der letzten Salbung seine Seele aus. Ihr Mütterchen, Theresia, war früher lange Zeit in unserer



Katharina und Koletta,
zwei Waisenkinder beim Friedhofskreuz in Ezenstochau.

Missionschule und im Marienhaus gewesen. Als Witwe kam sie mit ihren beiden Kindern hierher zurück und folgte bald ihrem Manne im Tode nach. Die Kinder gehören seitdem uns und wir dachten, die damals sechsjährige Katharina, das stille Kind mit den großen, träumerischen Augen würde der guten Mutter, die schon seit Jahren lungenleidend gewesen, bald nachfolgen, während wir der frischen, recht gesund darsiehenden Koletta ein längeres Leben versprochen. Doch sollte es anders kommen. Katharina blieb verhältnismäßig gesund und lernt recht fleißig in der Schule, Koletta aber meldete sich im hiesigen Krankenhaus. Ein böses Fieber, das nicht mehr weichen wollte, zehrte an ihrem Lebensfeime.

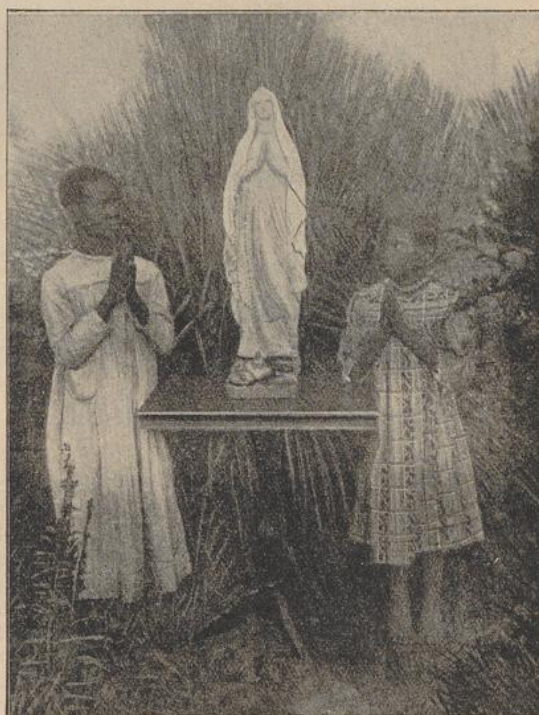
Besuchen wir die Kleine auf ein paar Augenblicke in ihrem trauten Heim! Die Krankenstube ist zwar recht ärmlich eingerichtet, wird aber von Schwester Aniceta, einer Cousine der seligen Schwester Rajetane, die viele Jahre hindurch in Ezenstochau ihres Amtes als Krankenschwester mit seltener Pflichttreue waltete, recht rein und sauber gehalten. O wie viel Leid und Schmerz hat schon in diesem Raume gewohnt! Es ist, als hätte die Sorge, in ihren grauen Schleier gehüllt, hier ihren Thronstuh aufgeschlagen. Schon oftmals hat auch der unerbittliche Tod hier angeklopft und seine Beute geholt. Aber auch viele Tugenden wurden in dieser Krankenstube geübt, und den meisten, die hier ihre Seele aushauchten, er-

schien der Tod als Friedensbote, der sie abholte in ein besseres Leben.

In der Regel stehen sieben bis acht Betten da, die selten leer sind, denn Fieber und sonstige Krankheiten sorgen für eine gute Bevölkerung. Das angenehmste Winkelchen für die lieben Kranken befindet sich in der Nähe des kleinen Herdes, wo fast immer ein lustiges Feuerchen brennt, und wo die geschäftige Krankenschwester bald dies, bald jenes für ihre Pflöglinge zurechtet, sei es eine gute Suppe, sei es Kamillentee oder sonst ein heilkräftiger Trank.

Unsere gute Koletta finden wir im ersten Bettlein, ganz nahe an der Türe. Sie ist nun ein Mägdlein von kaum elf Jahren, fiebert beständig und geht mit raschen Schritten dem Grabe entgegen. Eigenliche Schmerzen hat sie nicht, nur schwindet ihre Lebenskraft mehr und mehr dahin. Schwester Domitilla, ihre Lehrerin, besucht sie oft, desgleichen der Hochw. P. Thomas Neuschwanger, bei dem sie mit großer Rührung ihre erste hl. Beicht abgelegt hat. Bald darauf durfte sie auch den lieben Heiland zum erstenmale in der hl. Kommunion empfangen, wurde gesirmt und in die Herz-Jesu-Bruderschaft aufgenommen, und dies alles in der Krankenstube, die bei solchen Anlässen immer festlich geschmückt und gleichsam in eine Kapelle umgewandelt wurde. P. Thomas schenkte der kleinen Kranken seine ganze Sorgfalt und tat alles, ihre Seele für die kommende Hochzeit im Himmelsaale möglichst würdig zu schmücken und vorzubereiten.

Am Ostern war sie krank geworden, und erst anfangs August nahte die Stunde ihrer Erlösung. Am 4. August, am Feste des hl. Dominikus, faßte sie in der Nacht die neben ihr sitzende Krankenschwester bei der Hand und sprach: „Lebet wohl, ich gehe jetzt in den Himmel,“ und hauchte im nächsten Augenblick ihre reine Seele aus.



Klara und Luzia beten vor einer Lourdesstatue für ihre Patin.

O wie bitterlich weinte am nächsten Morgen ihr Schwesterchen Katharina! „Wenn ich doch auch sterben könnte,“ rief sie aus, „ich fühle mich auf dieser Welt so einsam und allein. O liebe Eltern, o gutes Schwesterchen, holet mich doch auch bald ab in den Himmel!“ —

Noch ein zweites Mädchen holte der Todesengel kurz darauf ins bessere Jenseits ab. Sie starb in der vollen Taufschuld und war auf den Wunsch einer edlen Wohltäterin auf den Namen *Clara* getauft worden. Nebstehendes Bild zeigt uns Clara und die etwas jüngere Lucia, wie sie für ihre Patin beten. Das gute Kind war nur wenige Tage fieberkrank. Zu unserem Schrecken kam der noch heidnische Vater, als er von der Krankheit seiner Tochter hörte, in großem Zorne hierher und nahm sein Kind mit sich fort. Er wollte es daheim von einem

Missionschwester hingehen zu dürfen, um die Kapelle besser zu reinigen, zu zieren und sich an dem Eifer des Volkes zu erfreuen, und, obgleich sie zu Fuß hin und ratour gehen müssen, machen sie den weiten Weg doch sehr gerne. Benannt wurde der Missionsplatz nach unserem verstorbenen P. Amandus Schölzig, dem unvergesslichen zweiten Abt von Mariannhill, dem früheren langjährigen Professor und Novizen-Meister im Chorherren-Stift zu Kloster-Neuburg bei Wien.

In stiller Raft.

(Siehe Bild Seite 255.)

Dieses Bild zeigt die Raft des Missionars und seines Begleiters. Es ist P. Solanus, Superior von St. Ver-



Missionsgemeinde in Amandus-Hill.

Kafferdoktor kurieren lassen, doch der liebe Gott nahm das Kind, das für den Himmel reif war, zu sich in die wahre, ewige Heimat. Sie war erst kurz zuvor getauft worden und wird nun erst recht für ihre Patin beten.

Missionsgemeinde in Amandus-Hill.

(Siehe obenstehend s. Bild.)

Dieses Bild zeigt die ausblühende Gemeinde des jungen Amandus-Hill. Dieser Missionsplatz ist das Geschenk eines Protestanten (Mr. Schmidt). Dieser Wohltäter sitzt mit seinem Jungen in der Mitte der Gruppe; neben ihm seine Frau, ihr Töchterchen auf dem Schoße — dahinter steht der Missionar von St. Bernard, Inhla-zuka und von Einsiedeln, P. Solanus Peterek. Amandus-Hill liegt in der Mitte der genannten Hauptstationen; von jeder gegen 6 englische Meilen entfernt. Wöchentlich einmal ist dort hl. Messe. In der Regel macht der schwarze Katechet alles parat für den Gottesdienst und dient bei der hl. Messe. Hier und da bitten auch die

nard, mit seinem Schaffner, Br. Damian. Während P. Solanus seine Tagzeiten betet, bereitet Br. Schaffner einen Tee zur Stärkung. Tee ist das beste Getränk in den Tropen und hier ganz heimisch. Kommt man zu einem Engländer, so ist das erste Wort nach der Begrüßung die Frage, ob er mit einer Tasse Tee aufwarten dürfe — und schon springt der Küchenjunge (die Engländer haben keine Mädchen in der Küche, sondern schwarze, weißgekleidete Burschen — zur großen, stets bereitstehende Teemaschine, und in 10 Minuten steht die Teekanne auf dem Tische. —

Triashill.

Vom Hochw. P. Abalbero Flischer, R. M. M.

Will in nachstehendem wieder einige Neuigkeiten von unserm lieben Triashill mitteilen. Außer den zwei Priestern, dem Hochw. P. Ignatius und mir, zählt gegenwärtig unsere Stationsgemeinde sechs Brüder und sechs Schwestern. Zu den sechs Brüdern sind übrigens Br.

Raffian, der Maurer, und Br. Paphnutius, der Zimmermann, die ja nach Bedürfnis bald hier, bald in Monte-Cassino weilen, auch mitgerechnet.

Br. Cassian arbeitet schon wacker an unserer neuen Kirche. Das Wasser zum Bau liefert unsere Wasserleitung auf der Höhe zunächst des Kirchplatzes; dieselbe versorgt auch Küche und Stall mit dem nötigen Wasserquantum. Die Leitung funktioniert gut und macht Br. Richards Berechnung, sowie Br. Zacharias' Leistung, der sie gelegt hat, alle Ehre.

Nicht weit vom Kirchplatz entfernt liegt unser prächtiger Friedhof, den seit dem Feste der Unbefleckten Empfängnis eine schöne, von Schwester Oberin und einigen schwarzen Mädchen hergestellte Lourdesgrotte ziert. Rings um den Kirchhof läuft ein Drahtzaun mit lebendigen Pfosten aus abgeschnittenen starken Baumästen. Sie wurden im vorigen Jahre einfach in den Boden gesteckt und treiben nun mächtig Blatt und Zweig. Eine herrliche Straße führt vom Kirchplatz zum Friedhof, welcher im Inneren durch zwei breite Wege in Kreuzesform durchschnitten wird, während dem Zaune entlang ein schmaler Pfad führt. Der ganze Platz soll in Bälde reich mit schattenspendenden Bäumen bepflanzt werden, sodaß wir mit der Zeit trotz der afrikanischen Hitze einen trauten, Körper wie Geist erquickenden Spazierweg unser eigen nennen können. Br. Leopold hat mit dem Anpflanzen von Bäumchen bereits begonnen. Unter Leitung dieses rührigen Schöpfners hat überhaupt die Station Triaschill ihr Neuzerres schon in recht günstiger Weise verändert. Eine Reihe junger Obstbäume erfreut schon das Auge und bald sollen wir auch die ersten Früchte zu kosten bekommen. Dazu kommen noch Hunderte zarter Waldbäumchen auf einer Reihe von Beeten, und endlich ein großer, weit hingestreckter Blumen- und Gemüsegarten, das stolze Arbeitsfeld unserer Missionschwestern und der ihnen beigegebenen schwarzen Mädchen. Ist auch manche Arbeit auf dem armen, steinigen Boden scheinbar umsonst, so können wir dennoch mit dem erzielten Erfolge schon recht zufrieden sein und hoffen für die kommende Jahre noch Besseres.

Seit einiger Zeit besitzen wir ein neues Refektorium (Speisezimmer); es ist reizend gelegen, geräumig und hat auf jeder Langseite einen Ausgang mit prächtiger Fernsicht. Soeben bringt Br. Paphnutius einen mächtigen, solid gearbeiteten Tisch herein, während uns Br. Zacharius mit einem anderen Möbel bescherte, nämlich mit einem großen, doppeltürigen Schranke. Er hat einen Aufsatz mit sechs in doppelter Reihe übereinander liegenden Schubfächern, während das Ganze von den Bildnissen der allerheiligsten Jungfrau und der hl. Mutter Anna, in würdigem, altfränkischen Stile ge-

halten, gekrönt wird. Der schöne Schrank stammt aus Würzburg, ist von Künstlerhand verfertigt und bildet für uns eine stete liebe Erinnerung an das Mutterkloster Mariannahill in Natal, und seine großen Patrone Maria und Anna.

Was die Mission betrifft, so haben wir außer in „St. Barbara“ noch an fünf anderen Plätzen Schulen, allerdings nur aus Holz und Stroh gebaut. Dort wird



In stiller Raft. (Mit Text S. 254.)

abwechselnd auch heilige Messe gelesen; außerdem gibt es noch fünf andere Plätze, wo wir schon festen Fuß gefaßt und Schulen begonnen haben.

Am den letzten Weihnachtstagen wurden hier 206 Personen getauft. P. Mayr, der damals noch hier war, und ich teilten uns redlich in die Arbeit. In unserm Taufbuch steht heute die Nummer 505, im Sterbebuch 90, im Firmungsbuch 7, doch sind diese Zahlen in beständigem Wachsen begriffen.

Da unser gegenwärtiges Kirchlein viel zu klein ist, um alle unsere schwarzen Christen und Katechumenen zu fassen, geht jeden Samstag ein Priester nach „St. Barbara“, um dort den Sonntagsgottesdienst zu halten.

Ich selbst aber pflege an jedem Sonn- und Festtage hier, in Triashill, zu binieren, d. h. ich lese zwei hl. Messen, damit sich die Leute für den Früh- und Spätgottesdienst verteilen können. Wie froh werden wir sein, wenn einmal die neue Kirche fertig ist, die uns den nötigen Platz gibt! In der gegenwärtigen alten Kirche hat sich an einer Stelle das Dach schon ganz bedeutend gesenkt, und ich weiß nicht, ob es noch ein ganzes Jahr halten wird.

Dem Gelöbniſſe treu.

(Fortsetzung.)

„Ermannen wir uns,“ sagte nach einer Weile der Missionar und zündete eine Lampe an. „Wir verlieren kostbare Augenblicke; vielleicht ist es noch Zeit, Aletha zu helfen. Ich besitze treffliche Arzneien. Meine Tochter, du hättest mich gestern gleich nach deiner Ankunft vom Geschehenen benachrichtigen sollen.“

„Ach, mein Vater,“ erwiderte Aletha, „ich habe dich heute Nacht mit Schmerzen gesucht, doch es scheint, der Himmel wollte mich strafen für meine Schuld. Leibliche Hilfe ist gegenwärtig vergebens; selbst die Indianer, die sonst so erfahren sind in Gift, wissen kein Gegenmittel gegen jenes, das ich genommen. Vater, rette nur meine Seele! Ich will mein Herz reinigen im hl. Sakramente der Buße!“

Da ging ich weinend hinaus aus der Grotte und war wie von Sinnen. Ich lief den Fußpfad hinab, auf dem ich gestern gekommen, und suchte die Stelle wieder auf, wo ich mit Aletha unter dem Baume gestanden, als das furchtbare Ungewitter über uns hereinbrach. Hier fiel ich zur Erde nieder und hatte nur einen Wunsch: ebenfalls sterben zu können. — Wie lange ich so gelegen, ich weiß es nicht. Als ich mich endlich wieder aufrass und nach der Grotte zurückkehrte, fand ich Aletha in wunderbarem Frieden. Alle Angst war aus ihrem Herzen gewichen; bleich, aber still und friedlich lag sie da, wie ein Engel Gottes.

„Madonda,“ sagte sie mit weicher Stimme, „komm her und reiche mir die Hand. Gestern noch bebt ich, wenn mich deine Hand berührte, jetzt aber fühle ich sie kaum mehr, und alles vor meinen Augen wird dunkel. Die Sonne muß dem Untergange nahe sein; ich höre die Vögel so lieblich singen.“

Als Aletha merkte, daß wir in Tränen zerfloßen — denn der gute Eremit weinte mit mir — fuhr sie fort: „O ich sterbe jetzt gern! Heiliger Priester, sag' mir nun das Eine: war ich in meinem Gelöbniſſe treu? Und kann ich nun getrost hingehen zu Gott, meinem Schöpfer, und ohne Schuld der Seele meiner Mutter begegnen, der ich so Schweres gelobte?“

„Ja, meine Tochter,“ erwiderte tröstend der Priester, „du warst deinem Gelöbniſſe treu! Ziehe ruhig hin zu Gott, deinem Vater, du hast kein allzustrenges Gericht zu fürchten. Was du getan, geschah in mangelhafter Erkenntnis der Pflicht, welche uns die Selbsterhaltung gebietet, und deine Schuld ist abgewaschen im Blute des Lammes. Das Gelöbniß deiner Mutter war voreilig und unklug; doch auch ihr, der Neubefehrten, fehlte die bessere Erkenntnis. Gott ist gerecht; er verwirft keinen, der ihm aufrichtigen Herzens dient, und seine Vorsehung weiß zuletzt alles zum Besten zu lenken.“

Du verlierst nur wenig, wenn dich der Herr von hinnen ruft. Wir wandeln hier im Tale der Tränen. Du bist noch jung, und hast dennoch schon viel Bitteres erfahren müssen. Aletha, glaub' mir, es war nur ein

Tropfen aus dem großen Leidensmeere, in das die unglückliche Menschheit versenkt ist. Alles seufzet hienieden; Königinnen hat man weinen sehen wie einfache Frauen, und man hat gestaunt über die Menge der Tränen, welche auch fürstliche Augen vergießen können!

Das Leben vergeht wie ein Traum, und vollkommenes Glück ist auf Erden nicht zu finden. Ohne Zweifel war die vollkommenste Liebe die jenes Mannes und jener Frau, die unmittelbar aus der Hand des Schöpfers hervorgingen. Ein Paradies war für sie geschaffen worden; sie waren unschuldig und unsterblich, vollkommen an Leib und Seele und stimmten in allem überein: Adam war für Eva, und Eva war für Adam geschaffen. Es war der schönste Bund, den die Erde je gesehen, und dennoch hatte ihr Glück keine Dauer. Welch' menschliches Paar wird nach ihnen ein dauerndes vollkommenes Glück erjagen können? — Wieviel Kummer und Schmerz bringt nicht der Tod eines geliebten Kindes. Rachel beweinte ihre Kinder und wollte sich nicht trösten lassen, weil sie nicht mehr waren. . . Diese und ähnliche Gedanken, verbunden mit der Liebe zu Gott, bewegt in meinem Vaterlande sogar sehr hochgestellte Damen, für immer der trügerischen Welt Lebewohl zu sagen, um sich im Kloster ganz und gar dem Dienste Gottes zu weihen.

Danke der Vorsehung, daß sie dich so bald abrufte von dieser Stätte des Glücks. Schon wartet im Himmel oben deiner ein fürstlicher Thron und eine goldene Krone, und im unbefleckten Gewande der Unschuld sollst du dort oben dem Lamm folgen und ein Lied singen, das den Jungfrauen allein zu singen gegönnt ist! Wohl-an, jungfräuliche Seele, breite deine Schwingen aus und steige empor zu den seligen Höhen, wo das Morgenrot eines ewigen Sabbath-Tages dir entgegenleuchtet!“

Wie milder Regen auf dürstendes Ackerland, so fielen die Worte des frommen Greises in meine von namenlosem Schmerz durchwühlte Seele. Aletha aber nahm das goldene Kreuzifix von ihrem Halse und sprach: „Madonda, ich möchte dir vor meinem Scheiden ein Andenken hinterlassen. Lopez, mein Vater, sandte meiner Mutter wenige Tage nach meiner Geburt dieses Zeichen des Heiles. Nimm es hin, geliebter Bruder, als Erbe von mir und bewahre es als Erinnerung an deine unglückliche Aletha. . . Madonda, dieses Leben ist kurz; ich gehe dir voran ins himmlische Reich und erwarte dich dort oben. Lasse dich taufen und werde Christ; dies ist der einzige Weg, der zum Leben führt. Doch laße ich dir freie Wahl, ich will dir nicht sterbend ein Versprechen abnötigen, das gegen deinen Willen ist. Aus freien Stücken sollst du das Rechte wählen.“

„Ja,“ rief ich aus, „ich will Christ werden! Aletha, ich will einst zu dir in den Himmel kommen!“

Da zog ein süßes Lächeln über Alethas Gesicht, der Priester aber breitete seine Arme aus und rief: „Gelobt sei Gott! Er ist wunderbar in allen seinen Werken. Nun ist es Zeit, daß er selbst in unserer Mitte erscheine!“

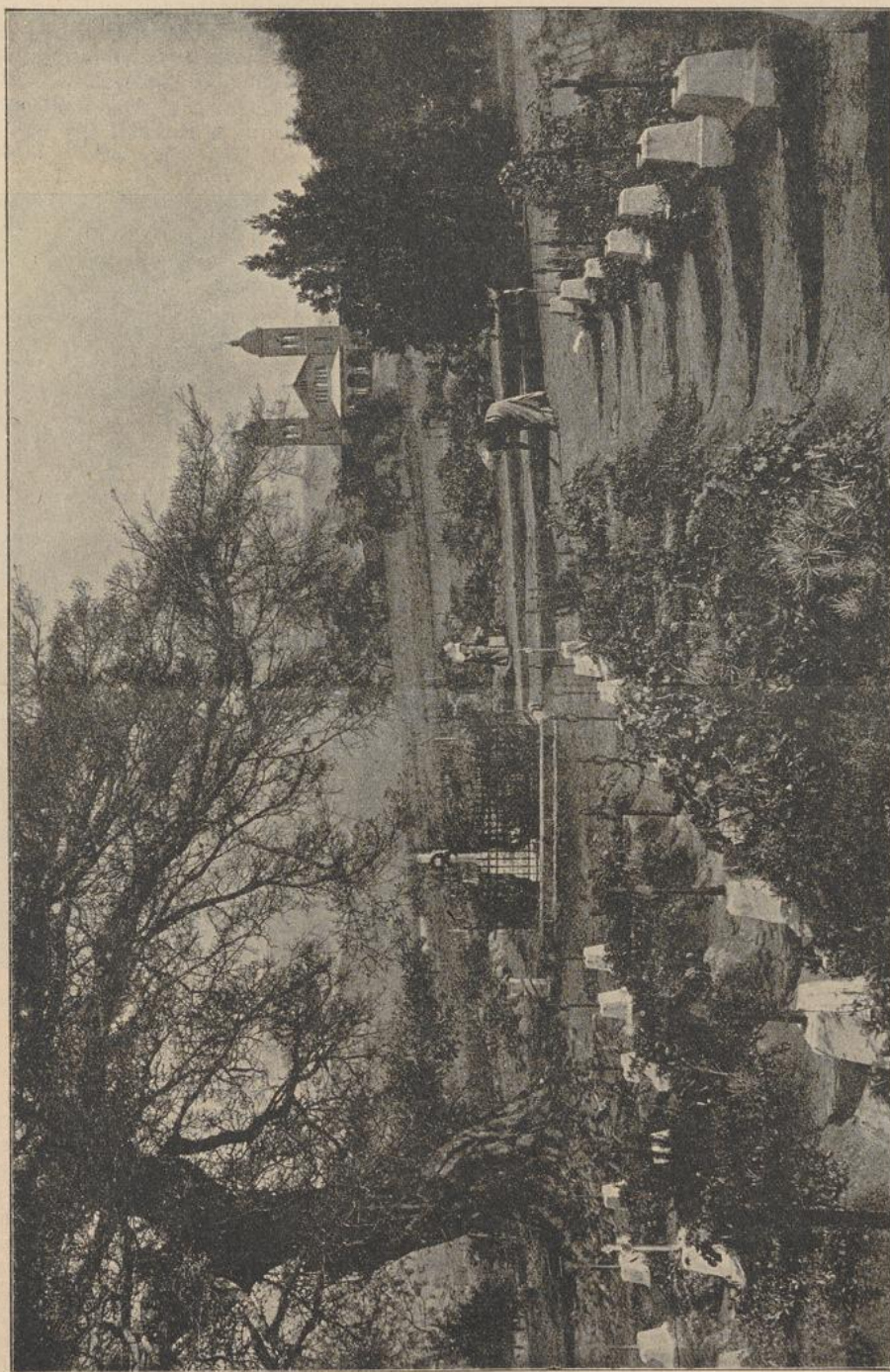
Ich sank auf die Knie und neigte mein Haupt. Der Priester aber bekleidete sich mit einem weißen Gewande, legte eine Stola über die Schultern, zündete zwei Wachskerzen an und öffnete eine verborgene Nische. Hier stand ein goldenes, mit einem weißen Mäntelchen verhülltes Gefäß. Er beugte das Knie und betete es an. Die dunkle Grotte schien plötzlich erleuchtet, ich glaubte in den Lüften süße Stimmen zu hören und es war mir, als sehe ich Gott selber ausgehen von der Seite des Berges.

Der Priester öffnete den Kelch, nahm daraus eine Hostie, weiß wie Schnee, und näherte sich, geheimnisvolle Worte sprechend, Aletha. Diese aber lag mit zum

Himmel erhobenen Augen da, wie eine Heilige. All' ihre Schmerzen schienen verschwunden; sie öffnete die Lippen und empfing ihren unter der Gestalt des Brotes verborgenen Gott. — Hierauf tauchte der Greis etwas

Leben." Und während er dieses sagte, hauchte Alsetha still und friedlich ihre Seele aus." —

Tränen ersticken hier Madondas Stimme, und sein Mund stammelte unzusammenhängende Worte. Der



Der Friedhof in Marianhill.

Unter dem großen, weitläufigen Feigenbaum die Gräber der beiden hochw. Heiligen Franz Plummer und Amandus Schöckig, links davon die Grabstätten unserer Patres und Bröder. (Auf einfachem Gemenhofel steht ein eisernes Kreuz mit dem Namen und Todesjahre des Verstorbenen.)

Eine Schmelzer zielt mit Hilfe eines Kasser-mädchens die Gräber. Gegen Norden zu die Grabstätten unserer schwarzen Christen und die neue Missionskirche „St. Joseph“.

Baumwolle in ein geheiligtes Del und salbte Alsethas Augen, Nase, Mund, Hände und Füße.

Ich erhob das Haupt und fragte: „Mein Vater, wird dieses Heilmittel Alsetha das Leben wieder geben?“ — Er antwortete: „Ja, mein Sohn, es gibt ihr das ewige

blinde Greis fuhr mit der Hand unter das Kleid auf seiner Brust und zog daraus Alsethas Kreuzifix hervor. „Da ist es,“ rief er mit schmerzlich bewegter Stimme, „da ist es, das letzte Andenken meiner guten, seligen Alsetha! O mein Sohn, deine Augen sehen es, ich aber

kann es nicht mehr schauen, denn seit Jahren sind meine Augensterne erloschen. Sag mir, ist das Gold nicht trübe geworden nach so vielen Jahren? Siehst du nicht die Spuren meiner Tränen darauf? Kannst du die Stelle erkennen, die eine Heilige mit ihren Lippen berührte?"

"O Madonda," sagte ich erstaunt, "du sprichst so begeistert von diesem Kruzifixe, und bist noch ein Heide? Du versprachst deiner sterbenden Mletha, dich taufen zu lassen, und bist dennoch bis zur Stunde diesem Versprechen nicht nachgekommen! Wie soll ich mir dies erklären? Was hat dich zurückgehalten im Irrtume deiner

gehabt, dazu gesellte sich dann zu unserer Freude auch noch der unseres hochwürdigsten Apostolischen Präfecten, P. Sykes S. J.

Ich selbst hatte mit Br. Maximin die Ehre, ihn von Rusapi, unserer nächsten Bahnstation, abzuholen. Es wandelte uns auf der Hinfahrt fast ein kleines Stöhlchen an; so wacker griffen unsere vier Maulesel mit dem Gefährte aus. Doch Hochmut kommt vor dem Fall, das sellten wir auf dem Rückweg erfahren! —

Bis Rusapi ging alles gut. Der Zug lief um ein halb vier Uhr nachmittags pünktlich ein, und wir geleiteten unsern hohen Gast seinem Wunsche gemäß zu



Die Taufe Wittekinds.

Nach dem Freskogemälde von Rethel und Kehren im Kaiserjaal des Aachener Rathhauses.

Glichotel Berlin 68.

Väter? Und warum zögerst du, eine so schöne, wahrhaft göttliche Religion anzunehmen, wie die der Christen ist? Dazu bist du schon so hoch auf Jahren! Wie viele Tage hoffest du noch zu leben? Und wie kannst du hoffen, dereinst zu Mletha in den Himmel zu kommen, wenn du als Heide dahinstirbst?"

"Ja, mein Sohn, du hast Recht. Ich will nicht länger warten. Sobald ein christlicher Missionar hierher kommt, will ich ihn um die hl. Taufe bitten. Er soll mir Wasser über mein gebleichtes Haupthaar gießen, soll mich geistig verjüngen und zum Kinde Gottes machen! Doch laß mich vollenden, was mir noch zu erzählen bleibt von meiner Geschichte."

(Schluß folgt.)

Besuch des Hochw. apostol. Präfecten.

Vom Hochw. P. Ignaz Krauspenhaar, R. M. M.

Triaschill. — Unsere Missionsstation hatte sich in diesem Jahre schon manch' hohen Besuches zu erfreuen

unserm, in einem Gehölze gelegenen Ausspannplatz, wo schon ein lustiges Feuer brannte mit dem unvermeidlichen Teetopf. Um sechs Uhr ging's wieder fort. Die Nacht war warm und sternenhell, und so kamen wir schon um neun Uhr beim 12. Meilensteine an, wo kurze Rast gemacht, ein Feuer angezündet und der Inhalt des Brotkorbes einer letzten Revision unterzogen wurde.

Nun ging's langsam bergan. Wir waren kaum zwei Meilen weiter gefahren, da horch: ein leiser Knack, ein Ruck — und wir saßen fest und sicher auf Mutter Erde. Das linke Hinterrad war herausgefallen, und jetzt war guter Rat teuer, ja sehr teuer! Mitten in der Nacht, in einer menschenleeren Gegend, noch 15 Meilen von St. Triaschill entfernt. Nach vieler Mühe gelang es uns endlich, das Rad an der Achse wieder zu befestigen, aber es wollte nicht halten. So mußte der Hochwürdigste Herr auf dem Rutscherfäß Platz nehmen, und wir andere wanderten schön zu Fuß. Mir selbst fiel die undankbare Aufgabe zu, das bössartige Rad scharf im Auge zu be-

halten und sofort ein Alarmsignal zu geben, wenn es drohte, wiederum auszureißen. Sofort mußte dann gehalten und das Rad neuerdings angebracht werden. Um 5 Uhr morgens hielten wir ganz erschöpft, wie weiland die Franzosen in Königsberg, unseren Einzug in Triashill.

Am Donnerstag war Firmung, ein wirklich erbauliches Fest, nicht bloß für die Schwarzen, sogar auch für uns, die wir doch schon mehr an derartige Feierlichkeiten gewöhnt waren. Schon tag zuvor rückten aus weiter Ferne Scharen heran, die wir in unseren Schulräumen über Nacht beherbergen mußten. Bis spät in die Nacht hinein wurde Beicht gehört, und am nächsten Morgen wollte es auch kein Ende nehmen. Unsere Schwarzen sind einmal so. Wenn man ihnen auch noch so oft sagt: wer vorgestern gebeichtet hat, braucht nicht mehr zu kommen, sie kommen doch immer wieder.

208 Firmlinge traten an die Komunionbank, manche so tief in Andacht versunken, daß sie das Aufstehen vergaßen. Kaum die Firmlinge hatten in der Kirche Platz, alle anderen mußten draußen stehen bleiben. Und doch war an jenem Tage eine große Menge Volkes von allen Seiten zusammengeströmt, um den Hochw. Apostol. Herrn Präfekten zu sehen, dessen imposante Erscheinung ihnen gewaltigen Respekt einflößte. Er selbst war sehr erbaute und äußerte sich mehrmals: „A very consoling day“ (ein sehr tröstlicher Tag). Auch meinte er: „Wenn einmal der Glaube hinreichend tiefe Wurzeln geschlagen hat, wird es ein gutes, christliches Volk hier geben!“

Ein Tag wurde natürlich auch unserer Station „St. Barbara“ gewidmet, wo die dortige lebhaftige Schuljugend den Apostol. Präfekten mit Trommel und Trompeten einen freudigen Empfang bereitete. Der letzte Tag galt unserer Station. Der hochwürdigste Herr zeigte ein besonderes Interesse für den Neubau unserer Kirche und drückte seine Hoffnung aus, im nächsten Jahre hier eine schöne Kirche zu finden.

Beim Kirchenbau.

Von Br. Flavian Magiera, R. M. M.

Triashill, Juli 1912. — Wenn ich jeden Freitag von „St. Barbara“ nach Triashill zurückkomme, sehe ich mit Staunen, wie unsere Schwarzen so eifrig bestrebt sind, Baumaterial für die neue Kirche herbeizuschaffen. Junge Burschen, Mädchen und Frauen, alles hilft da zusammen. Die einen bringen Ziegelsteine, die andern Sand, Bauholz, kurz alles, was man da eben braucht. Vorige Woche sah ich sogar ein vierjähriges Kind unter dem großen Haufen; es trug, bedächtigen Schrittes, einen Ziegelstein auf dem schwarzen Wollkopfe. Auf die Frage, wie viele Steine es heute schon getragen habe, hob der kleine Wicht zweimal seine zehn schwarzen Fingerchen in die Höhe. Also 20 Steine hatte er schon getragen. Gewiß eine respektable Leistung für ein so zartes Kind!

Ganz umsonst arbeiten übrigens die Leute hier nicht. Sie helfen gern, wollen aber dafür durch irgendein Kleidsäcklein bezahlt sein. Das ist ihnen das liebste, was man ihnen geben kann, zumal jetzt, zur kalten Winterszeit. Wenige unserer geehrten Leser machen sich einen Begriff, wie sehr hier in Südafrika, namentlich fernab von der Küste und im Gebirge, die Schwarzen frieren müssen. Man denkt, wenn man von Afrika liest, immer nur an die große Hitze, und vergißt darob den afrikanischen Winter. Hier in Rhodesia ist es Mitte



Dr. Jakob Hauck, Erzbischof von Bamberg.

Maximil. Köhler, Phot., Bamberg.

Mai bis tief in den August hinein oft bitter kalt. Vorige Woche fand ich in der Frühe beim Brunnen eine fast 1/2 Zoll dicke Eisschicht im Wassereimer. Nun fürchten aber die Schwarzen nichts mehr als die Kälte. Sie haben auch kein warmes Kleid am Leib, um sich auf dem Gange zur Kirche oder zur Schule halbwegs dagegen zu schützen; und dennoch finden sie sich mit erstaunlichem Eifer bei uns ein. Dieser Tage kam von einer Außenstation her ein ungefähr zwölfjähriger Knabe zu mir, der nichts anhatte, als eine schmale Leibbinde, kaum breit genug, seine Blöße zu bedecken. Er bog sich förmlich vor Kälte und flapperte mit den Zähnen, daß er kaum ein verständliches

Wort hervorbringen konnte. Was wollte er denn? Arbeit suchte sich der arme Junge, um sich ein Kleidchen verdienen zu können. Wer sollte mit solch' armen Leuten nicht das innigste Mitleid haben?

Natürlich helfen wir, soweit wir nur können; allein unsere Mittel sind auch bald erschöpft. Hochwillkommen sind uns jedesmal die von edlen Wohltätern gesandten Stoffreste, die von unsern Schwestern und ihren Gehilfinnen, den schwarzen Schulmädchen, schnell zu Kleidern verarbeitet werden. Fertige Kleider zu schicken, lohnt sich weniger, zumal, wenn sie schon alt und abgetragen sind, denn wir müssen dafür in den südafrikanischen Hafenstädten hohen Zoll und eine Menge anderer Auslagen für Desinfektion usw. entrichten. Stoffe und Stoffreste, wie gesagt, eignen sich für die hiesigen Verhältnisse besser; ja, sie sind uns geradezu eine unschätzbare Wohltat. Denn wir schenken diese Sachen nicht ohne weiteres her, sondern geben sie unsern Schwarzen als Lohn für geleistete Arbeit. Dadurch werden diese Katechumenen und Neuchristen an eine gegenständige, geordnete Arbeit gewöhnt, desgleichen an Ordnung und Sparsamkeit; denn was sie sich erst teuer verdienen mußten, schätzen sie viel mehr, als was ihnen nur so zugeworfen wird. Wir selbst aber erhalten dadurch treue, eifrige Gehilfen bei dieser und jener Arbeit.

Wer will uns und unseren Kindern aufs kommende nahe Weihnachtsfest durch Sendung neuer Stoffreste eine Freude machen? Für jede, auch die geringste Gabe sagen wir zum voraus unsern besten Dank und ein herzliches „Vergelt's Gott!“

Gehet zu Joseph!

Zu unserer nicht geringen Freude mehrten sich die Berichte über vertrauensvolle Anrufung des hl. Joseph und auffallende Gebeiserhörungen von Monat zu Monat. Alle diese Berichte können wir leider nicht mehr in der vollen Ausdehnung aufnehmen, sie würden sonst bald die Hälfte unseres Missionsblättchens einnehmen. Die geehrten Einsender mögen sich daher begnügen, wenn wir die betr. Artikel nur in kurzem Auszuge wiedergeben:

Blankenberg. — Bin infolge früherer Krankheiten von schwächlicher Körperkonstitution. Dazu gefellte sich in den letzten Jahren noch ein Herzleiden, das letzten Winter und im Frühjahr so zunahm, daß ich längere Zeit das Bett hüten mußte. Ich nahm meine Zuflucht zum hl. Joseph, betete täglich zu ihm und versprach für den Fall der Erhörung Veröffentlichung. Mein Zustand besserte sich rasch, das Herzleiden verschwand bald gänzlich und die verlorenen Kräfte kehrten schnell wieder. Dem heiligen Joseph sei dafür öffentlich mein innigster Dank gesagt!

Cham, St. Zug. — Herzinnigen Dank dem heiligen Joseph, der mir durch seine allvermögende Fürbitte schon in den verschiedensten Anliegen, wie in Familienangelegenheiten, Krankheit, Seelennöten usw. geholfen! Ich gehe in jeder Not zum heiligen Joseph, und habe noch immer Hilfe bei ihm gefunden.

Mels bei Heiligkreuz. — Schon seit Jahren verehere ich den heiligen Joseph als großen Helfer in allen leiblichen und geistigen Nöten. Im Juni l. J. kam unsere Familie in große Bedrängnis. In meiner Angst wandte ich mich mit großem Vertrauen an den heiligen Joseph, hielt eine kurze Novene und versprach Veröffentlichung im Vergißmeinnicht. Mein Vertrauen wurde auch dies-

mal belohnt, denn uns allen wurde in auffallender Weise geholfen. Lob und Dank sei Gott und unserm großen Schutzpatron, dem heiligen Joseph!

Wohlenbüchel. — Mein fünfjähriges Töchterchen, Rosa mit Namen, war seit zwei Jahren oft augenleidend; der geringste Anlaß bewirkte eine heftige Entzündung. Wir brachten das Kind in die Augenklinik nach Zürich, wo sich sein Zustand zwar besserte, doch kamen immer wieder zeitweilige Rücksälle vor. Da ging ich zum heiligen Joseph, unter dessen mächtigen Schutz ich längst meine Familie gestellt habe, und betete zwei Monate lang jeden Tag bei der heiligen Messe um Hilfe für mein krankes Kind. Und siehe, seit einem Monat sind die Augen des Mädchens frisch und klar. Ich schreibe dies der Fürbitte des heiligen Joseph zu und ermahne jeden Bedrängten, ebenfalls recht vertrauensvoll seine Zuflucht zu ihm zu nehmen.

N. N. — Wir waren lange Zeit in großer Geldverlegenheit. Da fingen wir an, täglich zu Ehren des heiligen Joseph und zum Troste der armen Seelen ein Gefeglein vom Rosenkranze zu beten. Seit der Zeit geht's uns bedeutend besser, und ich hoffe, der große Heilige werde uns auch fernerhin in jeder Not beistehen.

St. Gallen. — Infolge starker Konkurrenz kam ich in Geldverlegenheit. Ich entschloß mich, zu Ehren der sieben Freuden und Schmerzen des heiligen Joseph eine Novene zu halten und versprach Veröffentlichung im Vergißmeinnicht. Schon nach wenigen Tagen besserten sich meine Verhältnisse; ich sage dem heiligen Joseph meinen öffentlichen Dank und empfehle allen die Andacht zu seinen sieben Freuden und Schmerzen.

Ich gehe in jedem Anliegen zum heiligen Joseph. Borigen Herbst fehlte es mir an lohnender Arbeit, ich betete zum heiligen Joseph, und bald hatte ich Arbeit für den ganzen Winter. Später nahm ich meine Zuflucht zu ihm wegen meiner kranken Tochter; in einem dritten Anliegen wandte ich mich auch noch an die armen Seelen und versprach außer der Veröffentlichung im Vergißmeinnicht ein Almosen für die Mariannhiller Mission, und auch da wurde mir jedesmal geholfen. Darum Dank dem heiligen Joseph und den armen Seelen!

Würzburg. — Ich litt seit einem Jahre an Verdauungsstörungen, infolgedessen auch an Schlaflosigkeit und Zerrüttung der Nerven, sodaß ich mit Schrecken an meine Pensionierung dachte. Alle Mittel, die ich anwandte, waren umsonst. Da wandte ich mich in meiner Not an unsere liebe Frau von der immerwährenden Hilfe und an den heiligen Joseph und gelobte im Falle der Besserung Veröffentlichung im Vergißmeinnicht. Seitdem besserte sich mein Zustand von Tag zu Tag, ich konnte Nachts wieder schlafen und fühle mich seit einem Vierteljahre so gesund und neu gekräftigt, daß ich wieder freudig allen meinen Dienstobliegenheiten nachgehen kann. Ich sage hiemit der lieben Muttergottes und dem heiligen Joseph meinen schuldigen Dank und rate allen Nothleidenden, sich ebenfalls mit recht kindlichem Vertrauen an diese lieben Heiligen wenden zu wollen. Die Hilfe ist sicher.

N. N. Gehet zum heiligen Joseph, aber tut es mit Demut, Glaube, Liebe und Vertrauen! Vor einiger Zeit nahm ich meine Zuflucht zur heiligen Familie und hielt namentlich zu Ehren des heiligen Joseph drei Novenen, mit welcher Uebung ich auch verschiedene sonstige Andachten, wie das Beten von Schutzgebetlein usw. verband, und es ward mir geholfen. Möge der liebe Gott



Im Löwenkäfig. Nach dem Gemälde von Paul Meyerheim.

allen Lesern des Vergißmeinnicht eine wahre Andacht zur heiligen Familie geben und uns allen einst die Gnade eines seligen Todes verleihen!

Schbg. — Ich wollte meine Stelle wechseln und

in eine Stadt kommen, um dort meinen heranwachsenden Töchtern auf billige Weise Gelegenheit zu einer besseren Ausbildung geben zu können. Doch eine gute, passende Stelle zu bekommen, hält meistens schwer. Da hielt ich mit

großem Vertrauen eine Novene zum heiligen Joseph, und siehe, schon einige Wochen darauf bekam ich eine Anstellung in einer schönen Stadt und mein Herzenswunsch ist erfüllt. Tausend Dank dem heiligen Joseph! Jeder, der in Not ist, wende sich vertrauensvoll an ihn; er wird ihm, falls es Gottes Wille ist, sicher helfen.

Des Lebens Rätsel.

Nach John Vaughan.
(Fortsetzung.)

Stellen wir uns ein kleines Kind vor, das soeben auf die Welt gekommen. Obgleich erschaffen nach Gottes Ebenbild, wird es herumgetragen wie ein bewußtloses Ding. Doch mit der Zeit greift eine Veränderung Platz; nicht nur der Leib entwickelt sich, sondern auch die Seelenkräfte beginnen sich zu entfalten. Gleich dem ersten Schimmer des Morgenrotes, das verstoßen über die östlichen Berge lugt, dämmert allmählich die Vernunft auf, und wie eine Jahreszeit an die andere sich reiht, so entrollt und entwickelt sich nach und nach das ganze menschliche Leben.

Verwunderten Auges schaut das Kind diese Erde an. Es sieht eine große, weite Welt um sich, Häuser und Gärten, Menschen und Tiere; und das alles erregt sein Interesse, hundert Rätsel tauchen in seiner Seele auf und es möchte Aufschluß haben über dieses und jenes. Die letzten, tiefeingreifenden Fragen aber lauten: Wie kam ich hierher? Wer hat mich in diese wunderbare Welt gestellt? Weshalb und wozu? Woher komme ich und wohin gehe ich, und welsch' ein Ende wird das alles nehmen? . . .

Sieh, jene Berge dort waren lange, bevor ich geboren wurde. Der schnelle Fluß, der wilde, tosende Wasserfall, der majestätische Strom sind alte Bilder in der heimatischen Landschaft. Ich aber bin neu, bin von gestern, ein fremder Ankömmling . . . Und die Sonne dort, die mit ihren wohlthätigen Strahlen die ganze Erde überflutet, ist schon lange, lange da. Dieselbe Sonne, die mir jetzt scheint, hat schon vor tausend Jahren geschienen, sie erfreute und beglückte ganze Generationen, die längst vom Schauplatz dieser Welt abgetreten sind, und sie wird auch noch scheinen, wenn ich selbst zu den Dingen zähle, die man längst vergessen hat . . . Das Kind eilt hinunter zum Gestade des Meeres; es hört die donnernde Meeresbrandung, sieht die schäumenden Wogenkämme, gebrochen von harten, trotzig aufragenden Felsen, und abermals kommt ihm der Gedanke: „Das selbe dumpfrollende Getöse hat in die Ohren ganzer Generationen geklungen, die nun längst verschwunden und deren Leiber in Staub und Asche verwandelt sind.“

Zuletzt wandert es hinab zu einem einsamen Friedhof und verweilt unter den Grabdenkmälern der Toten. Feierliche Stille ringsum. Wie alt und grau doch diese Steine sind, vielfach angegriffen vom Zahne der Zeit, ja teilweise überwachsen vom Moose von Jahrhunderten. Und auch die Grabinschriften, einst so hell und klar eingegraben in den blankpolierten Stein, sind verwischt, oft kaum mehr leserlich. Hier liegt einer, der starb 1750, jener dort entschlief im Herrn anno 1698, und beide bitten um das Almosen des fürbittenden Gebetes. — Und wie das Kind so liest und staunt, da ist es ihm, als fangen die Toten in ihren Leichentüchern zu reden an, und die kalten Steine werden zu Predigerkanzeln. Gar ernst und feierlich ertönt der Ruf: „Hodie mihi, cras tibi, heute mir, morgen dir! Was ich jetzt bin, das wirst du bald sein.“ Ich war einst ebenfalls gesund und frisch,

wie du, voll Lust und Lebenskraft wie der Frühling mit seinem Blütenflor. Auch ich wurde einst in einer Wiege geschaukelt und von einem Mutterherzen geliebt; ich war lustig mit meinen Kameraden und voll munterer Streiche. Das Leben schien mir anfangs ein langer, sonniger Feiertag, doch allmählich stiegen finstere Wolken auf und ich hatte schwere Kämpfe zu bestehen. Zuletzt ging mein Leben unter Freud und Leid, zwischen süßer Hoffnung und bitterer Enttäuschung vorbei wie ein Traum, bevor ich daran dachte, war meine Uhr abgelaufen, das Lebensdrama vorbei und der Vorhang gefallen. Mein Leib wurde wie ein altes, abgetragenes Kleid zur Seite geschafft, hier im kühlen Grabe modert er seit vielen, vielen Jahren. Und da stehst du hier und staunest mich an und scheinst nicht einmal zu wissen, daß du die gleichen Wege wandelst, wie einst ich. Freund, deine Tage sind gezählt; nur noch eine kleine Weile, und du ruhest hier an meiner Seite!“

Menschenjense, sind diese Worte wahr oder sind sie falsch? Sie sind wahr, denn das ganze Menschengeschlecht legt seit Jahrhunderten Zeugnis für sie ab. Wenn aber wahr, sollen sie dann unbeachtet an dein Geistesohr schallen? Willst du ihnen dein Herz verschließen, obgleich sie nur dein Bestes wollen? Höre auf die Stimme der Toten und werde weise!

(Fortsetzung folgt)

Gerettet aus großer Not.

Von Schw. Bonaventura, C. P. S.

Mariatrost. — Es war am 1. April 1912, Bruder Teodat, unser Schaffner, wollte mit Hilfe der wenigen Ochsen, welche uns die fogen. Redenpest noch übrig gelassen hat, von einem Stück Ackerland die vielen, großen Steine hinwegschaffen. Ein paar Kaffern waren ihm zur Hilfe beigegeben, und als Fuhrwerk benützten sie einen großen, zweirädrigen Karren.

Eben hatten sie den Karren schwer mit Steinen beladen und fuhren nun einen Waldweg entlang, der etwas bergab führte. Einer der schwarzen Arbeiter, namens Zacharias Tschange, schreitet neben dem gesperrten Wagen her und lenkt das Fuhrwerk. Da plötzlich gleitet er mit beiden Füßen aus und kommt gerade vor das linke Rad zu liegen. Bruder Zacharias tut sein Möglichstes, die jungen, noch schlecht eingebrochenen Ochsen zum Stehen zu bringen, umsonst, sie eilen mit dem Wagen fort. Der arme vor dem gesperrten Rade liegende Mann wird eine Strecke weitergeschoben, bis ihm endlich das Wagenrad mit der ganzen schweren Ladung quer über Brust, Schulter und den linken Arm hinweggeht! —

Alle, welche Zeugen des grauen Vorganges waren, glaubten, sie würden nichts anderes, als eine total zerschnittene Fleischmasse unter dem Karren hervorziehen. Doch nein, der Verunglückte blieb am Leben. Wohl konnte er sich nicht mehr allein aufrichten, doch hatte er noch das volle Bewußtsein. So schnell als möglich wurden nun die Steine vom Wagen geschafft, und der Kranke daraufgelegt. Mit der Hiobspost: „Da bringen wir einen Halbtoten!“ kamen sie auf der Missionsstation an. Zwei Männer trugen ihn ins Haus, wo er von uns Schwestern in Pflege genommen und schnellstens ins Bett gebracht wurde.

Was nun anfangen? Der Nermste war so schlimm zugerichtet, daß er bei der geringsten Berührung laut aufjammerte und stöhnte, man wußte kaum, wo man ihn

anfassen sollte. Anfangs glaubten wir, es sei ihm das Rückgrat gebrochen nebst mehreren Rippen, und der ganze linke Arm samt der Schulter schien gebrochen und innerlich zersplittert zu sein. Er hatte Brechreiz, fühlte große Schmerzen und jammerte sehr. Unsere Verlegenheit wurde noch dadurch wesentlich gesteigert, daß der Hochw. P. Superior, Florian Rauch, nicht da war; er war zur Aushilfe zur Nachbarstation „St. Johann“ gerufen worden.

Nun, wir taten inzwischen einfach, was wir konnten; doch meine Hoffnung war, offen gestanden, nicht groß. Namentlich befürchtete ich, es möchte das inwendig geronnene Blut in Brand übergehen und dem Leben des Kranken in wenigen Tagen ein Ende machen. In der Not wandte ich mich an den hl. Joseph. Wie vielen Kranken und Notleidenden hat er schon geholfen, ja, ich hatte einmal in einem Buche gelesen, man könne ihm, ähnlich wie der allererfahrene Jungfrau, den Titel von der „immerwährenden Hilfe“ geben. Ich versprach eine hl. Kommunion zu Ehren des hl. Joseph und ersuchte auch ein paar andere Schwestern, das gleiche zu tun.

Am Abend kam der Hochw. P. Missionar zurück und spendete dem Kranken die hl. Sterbesakramente. Letzterer war früher Protestant gewesen, war sodann katholisch geworden und bereitete sich eben auf die erste hl. Kommunion vor. Wir alle glaubten, daß die hl. Kommunion, die er an jenem Abende empfing, zugleich seine erste und letzte sein werde. Nach Empfang der letzten Salbung überkam den Kranken eine auffallende Ruhe. Es vergingen zwei und drei Tage, und wir erkannten, daß die eigentliche Todesgefahr vorüber war. Doch die Frage war nun: wird der Patient, der Vater von fünf unmündigen Kindern, auch wieder arbeitsfähig werden, oder wird er zeitlebens ein armer, hilfsbedürftiger Krüppel bleiben? Die meiste Besorgnis hegten wir um den linken Arm. Als jedoch die Geschwulst etwas gesunken war, stellte es sich heraus, daß nur das Schlüsselbein aus dem Gelenk getreten, aber kein Knochen gebrochen oder zersplittert sei.

Schon nach wenigen Tagen vermochte der Kranke mit einiger Nachhilfe sich im Bette aufzurichten, und ich traute meinen Augen kaum, als er das erstmal aufstand und langsam, wenn auch mit großen Schmerzen, umherging. Vier Wochen nach dem Unglücksfalle konnte er, mit einem Stocke in der Hand, schon einen Weg von zwei Stunden machen und nach weiteren zwei Wochen begann er wieder, einige leichtere Arbeiten zu verrichten. Gott und dem hl. Joseph sei Dank, der ihm in so wunderbarer Weise geholfen hat!

Ambulante Krankenpflege in Afrika.

Von Schw. Candida Grewe, C. P. S.

Maria-Ratsch. — Kommt da eines Tages ein ordentlich gekleideter Kaffee zur Missionsstation und bittet um eine Medizin für seine Hausfrau, die Infotazi; sie habe Kohlen geholt und dabei sei ihr die brennende Glut aufs Knie gefallen und habe sie arg verbrannt. Ich gab ihm das Gewünschte nebst einer kurzen Anleitung bezüglich des Gebrauchs.

Doch was nützt dem Schwarzen in solchen Fällen eine Anleitung? Zwei Tage darauf waren aus demselben Kraal schon wieder zwei Männer da und baten mich dringend, ich möchte doch selber kommen und die Wunde ansehen; auch eine Binde sollte ich mitbringen, denn sie hätten keine. „Nun gut, ich will kommen, sobald ich Zeit habe. Wo wohnt ihr denn?“ „Nankuya

entabeni, da drüben auf jenem Berg.“ — Nun das war ziemlich weit. „Ich kenne den Kraal nicht.“ — „Veronika, die bei euch auf der Station wohnt, kennt ihn; sie kann mit dir gehen und dir die Wohnung zeigen.“ Einverstanden!

Im Laufe des Nachmittags machte ich mich in Begleitung der soeben genannten Veronika auf den Weg. Wir waren noch nicht allzuweit gegangen, als uns Frauen entgegenkamen, die sagten, die Kranke verlange gar sehr nach uns und man halte vom Kraale aus schon lange Ausschau, ob wir noch nicht kämen. — Endlich waren wir an Ort und Stelle. Wir fanden ein nach europäischer Art gebautes Haus; im ersten Lokal, in das wir von den anwesenden Männern sehr achtungsvoll geführt wurden, war ein ordentlicher Tisch, eine Bank und sogar ein Rohrstuhl. Minder freundlich war das Gemach, in dem die kranke Frau lag, denn es war so dunkel, daß wir am hellen Tag eine Lampe anzünden mußten. Die Frau saß auf dem Bette und hatte, was in einer Kaffernwohnung schon etwas besagen will, ein Federkissen unter dem verwundeten Knie. Die Wunde sah schlimm her und das ganze Bein war hoch angeschwollen. Ich tat, was ich konnte, verband die Wunde und gab abermals verschiedene Anweisungen für die Zukunft. Diesmal, da ich ihnen alles zeigen und vor-machen konnte, verstanden sie mich besser, und in verhältnismäßig kurzer Zeit war die Frau wieder gesund.

Ähnliche Fälle kommen übrigens oft vor. Noch bevor die genannte Frau vollständig geheilt war, kam aus demselben Kraale ein Patient mit einem verstümmelten Finger. Ein anderer kommt und zeigt drei erbärmlich zugerichtete Finger vor. Der erste hatte die Hand in eine Maschine gebracht, der zweite war in einer Kohlen-grube mit einer Schaufel verwundet worden. Ein dritter bekommt beim Holzfällen im Wald eine Wunde am Arm, ein Weib schneidet sich mit einem Messer in die Hand, ein Mädchen bringt den Finger in die Mahlmühle usw. Und sie alle, obschon der Mehrzahl nach Protestanten, eilen zur katholischen Missionsstation und suchen Hilfe bei uns.

Weshalb tun sie das und warum gehen sie nicht lieber zu ihren eigenen Predigern und Doktoren? Der Gründe sind mancherlei; ich will deren nur drei nennen: Erstens wissen sie, daß auf der katholischen Missionsstation jeder Kranke und Verunglückte liebevoll aufgenommen wird, zweitens, daß unsere Anwendungen einfach und zweck-entsprechend sind, sodas in der Regel die Heilung rasch erfolgt, und drittens, daß wir für unsere Bemühung nichts verlangen, denn wir arbeiten um Gotteslohn.

Schon mancher Protestant ist dadurch zur Einsicht gekommen und wurde katholisch, sodas ihm das körperliche Gebrechen zum Heile der Seele diene.

Kaffernkinder beim Spiel.

Den weißen Kindern kauft man oft um teures Geld eine Menge Spielsachen, deren sie in der Regel doch bald überdrüssig werden. Nach kurzer Zeit wird oft das schönste Spielzeug zertrümmert und weggeworfen oder liegt unbeachtet in irgendeinem Winkel.

Nicht so die schwarzen Kinder. Sie sind in diesem Stücke nicht verwöhnt, sind daher auch genügsamer und wissen, was die Hauptsache ist, sich ihr Spielzeug selbst zu machen. Das weckt und fördert das Interesse un-gemein. So war ich jüngst Zeuge, wie unsere Jungen auf dem Schulhof sich Häuser nach europäischem Muster bauten, keine bloßen Kaffernhütten. Das Kunstvollste

darau waren die Schornsteine, die zierlich und schlank hoch in die Lüfte ragten. Doch ob sie auch ihren Zweck erfüllten? Das mußte probiert werden! Rasch wurde in jedem Haus ein kleines Feuerchen angezündet, und siehe, nun wübelten von allen Dächern und Türten die schönsten Rauchwolken empor. Die kleinen schwarzen Baumeister aber saßen rings herum in geschlossenem Kreis und bewunderten mit nicht geringem Selbstbewußtsein ihr großes Werk. Ich glaube, sie hätten ihre aus Holz und Lehm gebauten Häuser nicht mit dem schönsten Baukasten vertauscht. Auf alle Fälle war das Vergnügen, das sie bei ihrem Spiele fanden, viel reiner und intensiver, als wenn man ihnen schon eine fertige Sache in die Hände gegeben hätte.

Dr. Adrian.

Briefkasten.

Ein Abonent des Bergsmeinnicht und Verehrer des hl. Joseph opferte trotz seiner ärmlichen Verhältnisse M. 150 als Beitrag zum Ankauf einer Josephstatue in der Mariannhiller Mission, damit auch unter den Schwarzen Afrikas die Andacht zum heiligen Joseph gewekt und vermehrt werde. Wer von unsern geehrten Lesern will zu genanntem Zweck ebenfalls ein Scherlein beisteuern? J. N. in G. B.: 50 Kronen mit Dank erhalten.

L. Götz: 30 Kronen als Antoniusbrot für die Mariannhiller Mission erhalten. Herzliches Vergelt's Gott!

Dubnue, Jowa: Kiste mit Sachen erhalten.

Für das ewige Licht: Aus Gl. 2 M. Nachen, C. D.: Betrag laufend erhalten.

Sodw. Drn. Fr. Lipp und Fr. Schwester für das Gesandte herzgl. Vergelt's Gott!

Novenen vom 15. 6. 1912 bis 15. 9. 1912:

Fr. Berta Witz, Weidesheim, 1. Nov., int., 10 M.
Chr. Schwester Apollonia in Edgel, 1. Nov. 10 M.
Kath. Särth in Berrerrath, 1. Nov. 150 M.
Frau Kölln in Essmannsberg, 2. Nov.
Josef Hoffm. in Comber, 1. Nov. 1 M.
Ginnich in Schleiden, 1. Nov. 2 M.

Danksgagen, Gebetsempfehlungen und Antoniusbrot

in verschiedenen Intentionen gingen ein aus:

Dinklage, Eiserdorf, Essen, Hülzweiler, Grevenbroich, Jüngerbroich, Gladbeck, Köln, Benrath, Heinsberg, Remscheid, Mittelbrochlagen, Dortmund, Edgel, Pfel, Dalinghausen, Wanlo, Köln, Dietrich, Lanstrop, Nürup, Münster, Monnerich, Kempen, Beeze, Buinen, Fretter, Gelsenkirchen, Essdorf, Bodelst. Warheim, Dierath, Brand, Kirchroisdorf, Hauset, Veddurg, Ensbetten, Glz, Kempen, Borkel, Essen, Hommerjum, Dohtrup, Schwede, Nachen, Düsseldorf, Köln, Schüren, Rannenhof bei Solingm, Münster, G. bergen, Guben, Münster, Pilsch-r, Neuf, Oberkassel, Gorflein, Wenden, Kitzweiler, Honsfeld, Weisweiler, Eichweiler, Born Dinklage, Wiesmühl, Rabenstein, Nib, Triberg, Rulda, Eulz, Gantshofer, Klingen, Oberseebach, Roggenburg, Kirchhausen, Sanden, Augsburg, Tossenheim, Partentkirchen, Boitenau Bohenheim, W. H., M. H., Regensburg, Werned, Stofenried, Breslau, Gerlau, Luzern, Einsiedeln, Kaitzen, Kleinarin Wittenbach, Bruthen, Berlin, Niederlinsbach, Basel, Nieden, Br. mgarten, Comis, Glatfelden, Benken, Oberhofen, Olten, Rheined, Willisau, Bittschwil, Jülich, Sempach, Berichs, Drendingen, Juvöl, Eichmatt, Ersfeld, Bettingen, Weiler-Alaus, Teplitz-Schönan, Mehrenbach, Bona a Brenner, Märzschlag, Dornbirn, Grotkroming, Kurtinig, Graz, Tachau, Linz, Kaltenleutgeben, Stains, Teplitz, Gallneutkirchen, Graz, Schwarzenberg, Raab (D-Def.), Götz, Tannesberg, Neupelsdorf, Rhina, Milwaukee (Wis.), Petersburg (Nebr.), Kansas-City (Mo.), Harf, Hürtgen, Ahweiler, Mägenich, Bochum, Bruntenfel, Oberschopshiem, Gelsenkirchen, Kirchhausen, Rhina, Chemnitz, Maisthub, Holstkirchen, Neubrunn, Uffholz, Mondfeld, Augsburg, Rötmes, Gablingen, Neustadt (Schwarzwald), München, Danketsweiler, Calmar (Jowa), Manningstein, Kitzegg bei Leibnitz, Ghar, Wien, Kemmelbach, Groß-Steinbach, Leibnitz, Marienbad, Silberegg (Nänten), Schönbörn, Windisch-Hartmannsdorf, Graz, Marburg a. Draiz, Haus-Steiermark, Rabnsdorf, Murau, Teplitz, St. Andra i. Canfal, Bozen, Klagenfurt, Leibnitz, Moosburg, Oberndorf, Freistadt (D-Def.), Graz, Jungbuck b. Freisitz, Eberndorf.

Memento!

Von unseren Wohltätern und Mitglieder: unseres Wohltäter-Messebundes sind gebeten und werden dem frommen G. bete unserer Leser empfohlen:

Josef Zwan, Sohran, Franz Seyffelt, Breslau, Viktoria Buchhart, Schrobenghausen, Kath. Oswald, Niederlagung, Peter Regbach, Anna Maria Staudigl und Maria Brest, Siegenburg, Georg Menbauer, Kreszenz Streifender und Maria Trejely, Landau a. Har, Jakob und Sofie Bögle, Altbierlingen, Anna Schid, Kirchbierlingen, Lorenz Branz, Volkersheim, Kaver Egle, Sonthheim, Marie Kieger, Kirchbierlingen, Konrad und Franziska Oberle, Josef Ganter, Sonthheim, Gustav Ströbele, Weisel, Sabine Segis, Nürnberg, Magdalena Zimmermann, Rhina, Lorenz Rohrer, Horb, Leonhard Alstetter, Oberwaldbach, Kath. Goldhofer, Deining, Marg. Binnemann, Geiselbach, Josef Nappig und Eva Hofmann, Kemmern, Elisabeth Kaiser, Altditing, Fr. Reinhard, Gießenheim, Hermann Fischer, Frankfurt a. M., Babette Schneider, Forst, Anton Scheidl, Domkapitular, Augsburg, Theresia Rombach, Maria Reber und Wilhelm Schaub, Freiburg, Christine Dettler, Buchenhof u. Maria Bulang, Wittichenau, M. Viktoria Löber und Anton Ebert, Baxtal, Anna Hädel, Göttschdorf, Paulina Schiller, Vierbach, W. Mitterhuber und Marie Badner, Burmannsquad, Georg Friedrich, Frankfurt a. M., Viktoria Schneider, Kirchzell, Augustina Benz und Maria Anna Ambruster, Jünnenheim, Karolina Sauter, Weingarten, Josefa Häberle, Kirchhaslach, Kreszenz Kuhn, Heuberg, Anna Reiter, Stützham, Konrad Müller, Danketsweiler, Wilhelmine Reithinger, Weiterdingen, Maria Schmidbauer, Regensburg, Jakob Wüster, Arbon, Louise Henzi, Gänzburg, Kaspar und Marianna Bögli, Jünnenstadt, Frau Eilhart, Bittschwil, Anna Manier, St. Gallen, Wwe. Cyper, Degersheim, Joh. Seb. Meier, Bettingen, Maria Vogel, Breslau, Johannes Walter, Oberschopshiem, Kath. Förster, Eidericheld, Kath. Schmitz, Bengelrath, Margaretha Steinmann, Düsseldorf, Heinrich Bennenwald, Sendshorf, Elisabeth Bibbroch und Franz Kath, Baltrop, M. inolf Schmidt, Haaren, Maria Benz und Maria Koez, Godesdorf, Heinrich Stammen, Witten, Pet. Jakob Dahmen, Remscheid, G. Atud Uebach, Rhinbahlen, Michael Kipgen, Nedingen, Regina Blömer, Brunkel, Katharina Kuhn, Kanten, Frau Louis, Griesborn, Leopold Gortischig, St. Michael ob. Leoben, Elz, Eder und Elz, Niepl, Linz, Juliana Neuwirth, Theres, Fuchsberger, Krenschbach, Theres, Schweighofer, Leopoldschlag, Simon Oberer, Windischhartmannsdorf, Louise Giam-pico, Brigen, Theresia Leopold, Graz, Dr. Maria Zilomona, Stans, Barbara Faut, Migniz, Kaspar Augustin, Rischelsdorf, Aloisia Moit, Lara Müller und Franz Grabner, Eggersdorf, Margaretha Weizen, St. Ruprecht in Krain, Agnes König und Maria Benz, Gotschke, Katharina Say, Koblenz, Anna Maria Guth und Maria Juliana Münch, Remagen, August Müller, Solpe, Gertrud Kay-mowville, Efenborn, Frau Steer, Hergeth, Theresia Abbing, Bettingen, Lorenz Kremer, Föde, Margaretha Wivach, Anton Zimmer und Rosina Faut, Glz, Chw. Schwester Mikodemia und Heinrich Hartung, Oldenburg, Anna Liebenberg, Elberfeld, Peter Zolper, Steele, Johann Kail, Rittersdorf, Peter Bades, Neun-tuchen, Theodor Kehler, Düsseldorf, Anna Gierenberg, Elberfeld, Emil Meiser, M.-Gladbach, Sodw. Herr Gregor Dürnaegel, Bäckbach, Frau Haefz, Callnhagen, Wilhelm Senien und Eva Berg, Cashton, Wis, Heinrich Eppig, Amanda Cecilia Kuhn und Caspar Rintum, Brooklyn, N.-Y., Elisabeth Wahrheit, Milwaukee, Wis, Johana Ebert, Tüchersfeld, Adam Ed, Poppenhansen, Martin Schayer, Prälat, Konstantz, Anna Maria Guntard, Sternenberg, Viktoria Buchardt, Högenau-Schrobenghausen, Mich. Schmid, Pfarrer, Möhren, Rosina Stark, Waldsee, Ferd. Then, Wargoldshausen, Dekonom Eismann, Eglieben, Ludovika Jümler, Kaufbeuren, Elisabeth Lechner, Weidach, Sophie Schäfer, Eckenheim, Anna M. Prüfel, Straß, Maria Gütlein, Igelsdorf, Frz. Kraus und Karolina Schafel, Posttaden, Marg. Binnemann, Georg Michael Zimmermann, Rappnau, Anna Kattenegger, Burmannsquad, Josef Marte, Hardt.

Grabinschrift

Von den Höhn der Niesenberge
Schaut des Himmels Blau uns an;
Durch die Tiefen dunkler Särge
Deffnet sich des Jenseits Bahn.

Gottes Maß geht nicht nach Männen,
Ihm gilt nicht der Körper Spur;
So bleibt nach des Lebens Träumen
Wirklichkeit — die Tugend nur.

Reit im Winkel.

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei vorausgehender Uebereinkunft jedoch gerne gestattet.

Verantwortlicher Redakteur: Georg Kropp in Würzburg. — Druck und Verlag der Fränkischen Gesellschaftsdruckerei G. m. b. H., Würzburg.

Vergißmichnicht

Illustrierte Zeitschrift
der Mariannhiller Mission, Südafrika.

Mit Oberhirtlicher Druckerlaubnis und Genehmigung der Ordens-Obern.
Geseget von Sr. Heiligkeit Papst Pius X.

Alle Anfragen, Bestellungen, Zahlungen und
Sendungen sind zu richten an die:



Vertretung der Mariannhiller Mission
in Köln a. Rh., Brandenburgerstr. 8.

30. Jahrgang.
Nr. 12.

Erscheint monatlich
und kostet
pro Jahrgang
Mk. 1.50,
direkt franko zu-
gesandt oder von
unsern Beförderern
bezogen.
Ueberzahlungen
im Interesse der
Mission
sind willkommen.
Probenummern
gratis.

Wer diese Zeitschrift
bestellt, tut gleich-
zeitig ein gutes
Werk zu Gunsten
der armen Heiden
in Afrika.

Bestellungen
auf das
Vergißmichnicht
geschehen am ein-
fachsten auf dem
Abschnitt der
Zahlkarte oder
Postanweisung.

Postfach-Konto
Köln Nr. 1652.



Köln a. Rh.
Dezember 1912.

Der Reinertrag
dieser Zeitschrift
wird nur für
Missionszwecke,
für die Ausbreitung
unserer heiligen
Religion ver-
wendet, weshalb
der Hl. Vater
Pius X. zu wieder-
holtenmalen allen
Wohltätern
unserer Mission
seinen apostolischen
Segen erteilt hat.

Beförderer des
Vergißmichnicht
werden an allen
Orten gesucht.

Für die Abbonnenten
des Vergißmichnicht
als Wohltäter
unserer Mission
werden täglich in
der Kollegiatkirche
zu Mariannhill
2, oft 3 hl. Messen
gelesen.

Die beiden schwarzen Schulkinder Gertrud Ernestine u. Paulina Brigitta
grüßen von Südafrika aus ihre europäischen Paten in Ugenfeld.

Das neue Missionskloster.

Schon leuchtet weit die traute Klosterstätte
Mit ihren roten Ziegeln übers Land,
Und fleißige Hände fügen um die Wette
Noch immer Stein auf Stein im Heidesand.

Rings in der Heide bärtige Männer schaffen,
Gebräunt von afrikan'scher Sonnenglut,
Dem dürrn Heideboden zu entrafen
Tagein, tagaus der Felder reiches Gut.

Glückauf, ihr heldenmutigen Missionare,
In Freud und Leid um Christi Kreuz geschart;
Ihr bleibt getreu dem kühnen deutschen Nare,
Glückauf, ihr Pioniere deutscher Art!

Schon grasen bunte Kühe auf der Weide,
Und wagt im Feld der grünen Saaten Pracht,
Wo noch vor kurzer Zeit nur öde Heide,
Und sonntags der goldne Ginster lacht'.

Bald werden auch in weiten Klosterhallen
Sich deutsche Knaben ernster Arbeit weih'n,
Um auf den Dornenpfaden einst zu wallen
Des Missionars und Gottes Wort zu streu'n.

Fritz Flietherhoff.

Die Missionsversammlung auf dem Aachener Katholikentage.

Rede des Hochwürdigsten Herrn Bischofs F. X. Geyer
aus Chartum über die Missionsfrage auf dem dies-
jährigen Katholikentage zu Aachen.

(Schluß.)

Bedeutend schwieriger gestaltet sich der Gang des Missionswerkes dort, wo der Islam seine düsteren Schatten auf das Heidentum geworfen, wie dies in einem großen Teil Afrikas der Fall ist. Nördlich vom zehnten nördlichen Breitengrad ist er schon längst die herrschende Religion. Von Norden nach Süden und von Osten nach Westen dringt er stetig vor. Mit seinem Monotheismus und seinem Kultursinn imponiert er den heidnischen Wilden. Er verlangt wenig, verspricht viel, und seine Sendlinge drücken auch noch ein Auge zu in bezug auf die Zahl der vom Koran erlaubten gesetzmäßigen Frauen, den Fastenmonat Ramadan und das Verbot geistiger Getränke. Eine Gebetschnur um den Hals, ein Gehege um sein Gehöft, kennzeichnen den mohammedaniserten Heiden, dessen ganze Kenntnis der Sprache des Korans sich auf mechanisches Hersagen eines Teiles der Fatha beschränkt. Trotz dieser Oberflächlichkeit ist er für das Christentum fast unzugänglich geworden.

Eine andere und nicht geringe Schwierigkeit sind die religiöse Gleichgültigkeit und Kälte sowie sittliche Minderwertigkeit mancher europäischer Landsleute. Gott und dem christlichen Europa sei es geklagt.

Aber wenden wir uns ab von dieser Schattenseite und hin zu den Segnungen abendländischer, christlicher Kultur im Heidenland! Die Kolonialpolitik der christlichen Mächte ist in der Hand der göttlichen Vorsehung ein wichtiger und wirksamer Faktor zur Ausbreitung des Christentums. Die bisherigen Erfolge der Missionare in unseren Schutzgebieten sind glänzende. Sie erklären sich aus der großen Anzahl deutscher Missionare, welche die in der Heimat erstandenen Missionsanstalten aussenden konnten, aus der regen Teilnahme des Volkes an diesen uns von der Vorsehung zugewiesenen Gebieten und aus der Tatsache, daß Behörden und Missionare einer und derselben Nation angehören. Dieser letztere Faktor ist von weittragendster Bedeutung. Gemeinsame Nationalität der Kolonialregierung und der Missionare ist sicher das Ideal einer Mission.

Aber wir dürfen uns nicht auf unsere Kolonialgebiete beschränken. Die Katholizität ist eine so wesent-

liche Eigenschaft unserer Kirche, daß sie ohne dieselbe aufhören müßte, die wahre Kirche zu sein. Der Auftrag Christi gilt

für alle Welt und für alle Völker, und immer muß uns die große Weltmission vor-schweben. Gott sei Dank, überall in der weiten Welt, in Brasilien, in Japan, in China und Mesopotamien, in Südafrika, und in Ägypten, in Korea und Indien, in Chile, in portugiesischen und englischen Kolonien, in der Südsee und in Mittafrika wirken deutsche Missionare, Brüder und Schwestern.

Mein Vikariat umfaßt dem Großteil nach englische Gebiete im Sudan und im englischen Protektorat von Uganda, sowie am Tschadsee und am letzteren auch ein Stück deutsches Gebiet. Unter den nichtdeutschen Kolonialgebieten sind die englischen diejenigen, in denen sich die katholischen Missionen am wohlsten befinden. Bluts- und Charakterverwandtschaft erleichtern uns den Verkehr mit Engländern. Man hat gleich das Gefühl, es mit einem Vetter zu tun zu haben. Sie gewähren den Missionen größtmögliche Freiheit. Da England nur wenige katholische Missionen stellt, ist die katholische Mission in englischen Gebieten auf fremde Glaubensboten angewiesen. Daher wäre es zu wünschen, daß viele deutsche Missionare dort hinkämen. Politische und wirtschaftliche Gründe kommen hier mit in Frage. Nichts kann dem Weltfrieden und der Christianisierung der heidnischen Welt förderlicher sein, als ein aufrichtiges und brüderliches Zusammengehen dieser beiden germanischen Völker. Wer den Frieden zwischen beiden fördert, wird zum Apostel des Weltfriedens und der christlichen Weltmission. (Erneuter, lebhafter Beifall.) Was sind 12 500 Missionare, 5000 Brüder und 20 000 Schwestern für fast eine Milliarde Heiden? Es ist also noch Arbeit für Tausende von Glaubensboten vorhanden. Es kommen noch andere Gründe hinzu. Ich nenne den

kulturellen Gährungsprozeß bei den nichtchristlichen Kulturvölkern in Japan, China, Korea, Siam, Indien, Persien, Türkei, wo man teils in der Annahme der westlichen Kultur, teils in der nationalen Absonderung, teils in der Wiederbelebung des Schintoismus, Konfuzionismus, Buddhismus, Hinduismus und Islam die Zukunft sucht. Außerdem gibt es Positionen von strategischer Wichtigkeit, wo die Zukunft des Katholizismus entschieden wird und rasches Handeln der katholischen Missionen notwendig ist. So in Japan, wo ein hochbegabtes Volk in Gefahr steht, seinen Fortschrittsdurst an den Lagunen entchristlichter

Inhalts-Verzeichnis, „Vergißmeinnicht“ 1912.

I. Gedichte.	Seite	Seite	Seite
Vergißmeinnicht	2	Mariazell: King führe den Pflug	71
Die geweihte Kerze	27	Glücklich bestandenes Examen	210
Das Haus zu Nazareth	50	St. Michael: Die Erbarmungen des Herrn 12	58. 110. 162. 209
Leidenschule	74	Erste hl. Kommunion	104
Ostermorgen	94	Muß es dem Vater sagen	112
Nur ein Bettler	98	Aus dem schwarzen Heidentum	130
In Maria	118	Unsere Station und ihre Filialen	250
Der Himmel	122	Schuleinweihung	273
St. Aloysius	142	Oetting: Weihnachtsfest	103
Das schönste Gedicht	146	Außenstation mit Schule	202
Wie wär' es doch so schön	166	Die Herzen himmelwärts	230
Vater und Sohn	170	St. Paul: Förderung des Missionsberufes	3
Der schwarze Schnitter	188	Das große Liebeswerk	5
Blümlein auf der Heide	194	Meine Wanderungen	54
Das Kreuz	214	Ein Jahr nach der Gründung	146
Der Rosenkranz	218	Erste Einkleidung	248
Echte Liebe, echter Wein	236	Maria-Ratschig: Bitte um Glocken	39
Ehldigung Oesterreichs an die Eucharistie	242	Taufe	202
Das neue Missionskloster	266	Ambulante Krankenpfleg.	263
		Um Gottes Lohn	279
II. Missionsnachrichten.		Reichenau: Der Weiße Sonntag	83
Mariannhill: Gutes neues Jahr	2	25jähriges Jubiläum	138
Krankentruf nach Inganga	8	Bienenzucht	183. 206
Jubiläum des Br. Felix	32	Kreuz auf stolzer Bergeshöhe	229
Schlange im Strohhalm	42	Triaschill: Berichte aus dem Missionsleben	14. 184. 188. 176
Regenfall in Südafrika	44	202. 204. 226. 234	
Waldanlagen in Mariannhill	58	Ein Notruf	42
Missionsausstellung in Durban	80	Altar und Kreuz	60
Gefährlicher Missionsritt	140	Meine jüngsten Reiseerlebnisse	89. 112
Dank für's ewige Licht	148	Bitte um eine Nähmaschine	114
Eisenbahnkatastrophe	152	Fahrt nach Triaschill	157
Amandus-Hill, Gemeinde	254	Hoher Besuch	224
„St. Barbara“-Festfeier	205	Herzlichen Dank	228
Billiger Straßenbau	109	Kirchen- und Kapellenbau	229
„St. Bernard“-Opferwilligkeit unserer Schwarzen	108	Besuch des apost. Präfekten	238
In der afrikanischen Sonnenhitze	130	Beim Kirchenbau	259
Ezenstochau: Auf der Aehrenlese beim Amakusastamm 7.	34. 56	Freuden und Leiden eines Missionärs	270
	82. 104. 136. 160	Ausflug nach „St. Paul“	277
Trennbesorgte Gehilfinnen	40	III. Religiöses.	
Der schönste Gruß	60	Gebet zu Joseph	23. 117. 143. 166. 188. 212. 234. 260. 284
Das Ostküstenfever	64	Joseph, ein Retter in großer Not	47
Häusliches Glück	90	Verehere das allerh. Altarsakrament	47. 142
25 Jahre in Afrika	102. 125	Verehere den hl. Joseph	68
Heimweh	155	Gib kein Aergernis	68
Der Barthel	180. 200	Gib ein gutes Beispiel	95
Herzlichen Dank	199	Andacht zum hl. Judas Thaddäus	117
Missionsverhältnisse	202	Marien-Verehrung in Afrika	189
Magistratsbesuch	222	Die wunderbare Projektion	213
Der Heimat zu	236	Zu Ehren des hl. Antonius	185
Kirchhofblüten	253	Des Lebens Rätsel	235. 262. 285
Kaffernkinder beim Spiel	263	Gebet um gute Missionäre	286
Eiteauf: Ein Gnadentag	38	IV. Erzählungen.	
Clairvaux: Kommunionfeier 2c.	150	Von Köln nach Mariannhill	4
Emas: Bilder aus dem Missionsleben	36. 86. 141	Dem Gelübnisse treu 16. 44. 66. 93. 114. 163. 184. 210. 222. 256. 280	
Hardenberg: Auch einmal	274	Anfänge des Christentums	29. 51. 74. 98. 124
Himmelberg: Neue Missionschulen	12	Dem Simmerl sei' Sünd	70
Standhaftes Kaffernmädchen	62	Rundreise in Südafrika	106. 131. 153. 178
Einführung ins Wahrsageramt	236	folgen einer Lüge	118
Sprechstunde bei einem kaffrischen Säuberer	273	Missionsreisen am Kongo	149. 173. 196. 219. 246. 268
St. Joseph: Einweihung der „Himmelsbrücke“	104	Heidentat eines Tirolers	215
Missionsverhältnisse	174. 198. 221.	Bekehrung eines Trinkers	215
Unfreiwilliges Bad	187	Der Roman eines Kindes	287
Reilands: Schulinspektor auf Besuch	15	V. Abhandlungen.	
Bekehrung auf dem Sterbebette	42	Unterstützung der kathol. Missionen	27. 50. 194. 218. 148
Krankensuche	62	Kindheit-Jesu-Verein	71
Besuch des Oberhäuptlings	208	Ein Blick ins volle Kaffernleben	76. 100. 171
Besuch des hochw. h. Bischofes	87	Im Bude des Lebens	78
Revelaer: Schule am Umkomast	88	Der Missionär kein Bettler	98
Osterfeier	204	Gott will es	122
Maria-Linden: 5 hl. Sakramente auf dem Sterbebette	276	Mission und Kolonialpolitik	170
Maris-Stella: Neuer Hochaltar	128	Katholische Heidenmission	187
Mariatal: Tausend Dank	53	Staatlich geprüfte Lehrerinnen	231
Dem Himmel zu	85	Bischof Geyer auf dem Katholikentag	243. 266
Mariatrost: Bau einer Missionskapelle	10	Beschlüsse des Aachener Katholikentages	246
Erste hl. Kommunion	89	Missionsvereinigung kath. Frauen und Jungfrauen	283
In friedlicher Miete	190		
Taufeierlichkeit	224		
Gerettet aus großer Not	262		
Eine starke Frau	278		

VI. Verschiedenes.

Kälte in Südafrika	16
Mittel gegen Brandwunden	19
Mancherlei Merkwürdiges	20
Bayerische Granulanten	21
Schlafkrankheit	21
Papst und Soldat	23
Wachholder-Wein	23
Druck der Pfaffen	24
Dorfschullehrer Backel	24
Clemens XI. auf dem Sterbebette	47
Lebensrettung durch einen Kanarienvogel	47
Ein verlorenes Kind	68
Ausgelachte Erfindungen	71
Kathaus in New-York	71
Wunderbare Wege der göttl. Vorsehung	94
Schlagenabenteuer	94

Seite

Deutschlands höchste Bergbahn	155
Ein braver Erstkommunikant	143
Goldkörner	143
Der Wirt ein Mitarbeiter des Seelsorgers	166
Episode aus dem Leben Pius X.	166
Heilige Mütter — heilige Kinder	190
Zur Nachahmung	190
Auto des deutschen Kronprinzen in Mariannhill	191
Bauten in Aachen	214
Baumkultur in unseren Missionen	214
Eustballon im Kampfe mit einem Kondor	239
In der Sprache der Schwarzen	239
Weihnachtswünsche	270
Pharaos sieben magere Kühe	286
Die größten Glocken der Welt	286
Ein seltener Maßfarg	287

Seite

Illustrationen.

I. Personen.

Br. Eduard	9
Br. Otto (Zeichenbureau)	18
Prinzregent Luitpold von Bayern	26
Schulstab von Mariannhill	33
P. Anselm Waldmeister	49
Br. Maternus „Nahe am Ziel“	51
Krenkel des bayerischen Prinzregenten	66
P. Thomas bläst zur Katechese	104
Anna Brunnhuber	105
Br. Martin Heinlein	108
Söglinge des Aloysianums in Lohr	119
Der Barthel	181
Papst Pius X. im vatikanischen Garten	183
Ein fünfjähriger Held	189
Schw. Engelberta u. Klein-Mathildchen	205
Kardinal von Rossini	210
Missionpersonal in Rhodesia	245
Die ersten Novizen von St. Paul	249
P. Solanus und Br. Damian	255
Dr. Hauck, Erzbischof von Bamberg	259
Gertrud Ernestine u. Paulina Brigitta	265
Mutter Natalia mit schwarzen Kindern	274

Seite

Kassernweiber mit Trinkgefäßen	155
Siegenidyll	158
Im Blumengarten	169
P. Jembard mit Kassernjungen	173
Schule im freien (Schw. Avelina)	175
Christendorf in Czenstochau	177
Andachtsstunde	187
Hansel und Peterl	194
In den Drakensbergen	197
Kassern pflügen mit einheimischen Ochsen	199
Kanabenschule in Mariatal	201
Missionstation Czenstochau	203
Gegrüßet seist du, Maria	204
Heute geht's in die Schule	217
Missionsschule in Kevelaer	219
Bei der Rekreation in Lourdes	221
Interpellation eines Häuptlings	223
Christliche Araale bei Mariannhill	225
Kirchenbau in Triaschill (Br. Cassian)	226
Schule in Triaschill	227
Schwester Rosa teilt Brot aus	228
Beim Frühstück	229
Fröhliche Fahrt	241
Missionstation Mariatrost	243
Missionstation M.-Telgte	244
Kassernkinder auf dem Friedhofe	253
Kassernkinder vor einer Lourdesgrotte	253
Missionsgemeinde Amandus-Hill	254
Friedhof in Mariannhill	257
Kanabenschule in Mariatal	267
Herstellung von Zementsteinen	269
Speisung armer Kinder	273
Missionstation Hardenberg	275

Seite

Eule mit einer Maus zum Horste fliegend	237
Im Löwenkäfig	261

Seite

V. Aus der Länder- und Völkerkunde.

Reichspostdampfer „Prinzessin“	6
Aloystanum in Lohr	35
Aloe-Baum	37
Kathaus in New-York	69
Buchmannshöhlen in Keilands	87
Deutschlands höchste Bergbahn	93
Hauptstraße in Durban	107
Oase in Tunesien	109
Ansicht von Lohr a. M.	128
Gymnasium von Lohr	127
Interessante Steingebilde	138
Die Engelsburg	161
Eiszug über die Sambesibrücke	162
Dom von Aachen	171
Palmbaum in Mariannhill	179
Im alten Biskra	182
Maria-Heimgang in Jerusalem	184
Dattelplantage in S.-Westafrika	202
Afrikanische Eisenbahnbrücke	206
Gebel in der Wüste	209
Kathaus in Aachen	211
Schlafkrankheit-Laboratorium	251
Galawagen beim euch. Kongreß	279

VI. Moderne Technik.

Neuer Motorschlitten	67
Scherenschleifer im Auto	95
Linien Schiff Weisenburg	115
Kreuzer Hamburg	137
Holtenauer Brücke	141

VII. Statistik in Bildern.

Kaffee-Verbrauch	67
Seifen-Verbrauch	116
Die Erleuchtung	139
Gierproduktion und Verbrauch	139
Der deutsche Durst	163
Viehschlachtung in Deutschland	213

VIII. Verschiedenes.

Neujahrsgruß aus der Ferne	3
Profit Neujahr	13
Gewonnene Schlacht	17
Ein abgebrochenes, verpacktes und neu- aufgebautes Schloß	22
Verfetzter Weg	65
Obdachlos	89
Ein großer Wurf	91
Ueberraschung des Osterhäschens	92
Auf dem Heuboden brennt's	117
Beim Onkel Pferd doktor	165
Die Maus	238
fallendes Laub	247
Spinnen und Sinnen	283
Vater, geh' mit heim zur Mutter	285
Ein firmer Polizeihund	287

III. Religiöse Darstellungen.

Herr, unsere Zuflucht	41
Das Kreuz im Walde	43
Die hl. Familie	61
Christi fall' unter'm Kreuze	63
Petrus und Johannes eilen zum Grabe	88
Madonna mit dem Jesukind	111
Die selige Imelda	112
Himmelfahrt Christi	113
Jesus und die Samariterin	123
Geschenkter Hochaltar	129
St. Aloysius	142
Uebergabe der Schlüsselgewalt an den hl. Petrus	159
Mein Sohn, schenk' mir dein Herz	207
Der hl. Schutengel	233
Die Königin des hl. Rosenkranzes	255
Die Taufe Wittekinds	258
Die Geburt Christi	271
Tirolerkreuz beim eucharistischen Kongreß	277
Einkehr des hl. Nikolaus	281

IV. Aus der Tierwelt.

Südafrikanische Vogelwelt	39
Eigerjagd	45
Ein Sebra	178

Kultur zu stillen. Ähnlich in China. Auch Indien mit 315 Millionen Nichtchristlichen, die dem Islam und dem Hinduismus ausgelegt sind, benötigte viel mehr Missionen. In Zentralafrika, wo der Kriegsruf erschallt: „Hie Christus, hie Mohammed!“ wäre der erste Schritt zur Befehrung der Neger ihre Rettung vor dem Islam. In anderen Positionen dringt die katholische Mission sieghaft durch, aber sie muß zu Hochburgen des Katholizismus ausgebaut werden. So in Uganda. Wenn hier die Fortschritte der letzten zwei Jahrzehnte noch einige Jahrzehnte anhalten, so wird dieses herrliche Land ein Bollwerk gegen den Islam und zur Eroberung des afrikanischen Heidentums. (Beifall.)

Die Aufgabe ist eine so gewaltige, daß nicht eine Nation allein, sondern nur die Gesamtheit der katholischen Völker sie völlig lösen kann.

darin einig. Der Geldmangel zwingt zur Beschränkung der Unternehmungen. Unter ihm kann nur das Aller-notwendigste geschehen. Und viel Notwendiges muß Schaden leiden.

Missionare sind die Arme, Geld die Füße des Missionswerkes. Sein Herz aber ist das Gebet. Legionen von Missionaren und Milliarden von Mark sind außerstande, die Heiden zu bekehren, ohne die göttliche Gnade. Diese Gnade muß durch Gebet erlangt werden. Gebet ist auch dasjenige Mittel, das in der Macht eines jeden liegt. Wer weder seine Person, noch von seiner Habe für die Mission opfern kann, der bete für sie. Das Gebet ist ein so wichtiger Missionsfaktor, daß ihm noch bedeutend mehr Aufmerksamkeit geschenkt werden sollte. Wie rührend ist es, wenn die katholische Familie am Schlusse der Gebete ein Vaterunser für die armen Seelen im Fegfeuer betet. Die ärmsten der



Knabenschule in Mariatal (Schw. Innozentia).

Am liebsten möchte ich alle katholischen Völker des Erdfreies zu dieser Aufgabe aufrufen, aber wenn nur das gesamte katholische deutsche Volk sich mit Opfermut auf die Weltmission wirft, so wäre damit schon viel geholfen. Die Ausnützung unserer Weltstellung, unseres Geldes und unserer Volksziffer für die große Weltmission, das gibt uns erst die wahre Christenberechtigung. Berechnung, Ruhe, Fleiß, Ausdauer, kosmopolitische Veranlagung und Anpassungsfähigkeit befähigen die germanischen Völker ganz besonders zum Missionsbetrieb.

Man klagt, daß die Ideale aus der Welt geflohen seien, das trifft nicht zu. Es gibt noch genug Idealisten, Knaben, Jünglinge, Jungfrauen suchen nach einem Lebenszweck. Hier ist er:

Die katholische Weltmission!
(Lebhafter Beifall.)

Nicht weniger notwendig ist Geld. Die Befehrung der Heidenwelt ist nach meiner Anschauung an erster Stelle eine Geldfrage. Alle Missionare sind

armen Seelen sind die 94 Millionen Heiden. Wie schön wäre es, wenn auch für sie noch täglich ein Vaterunser angefügt würde unter dem Motto: Für die Befehrung aller armen Heiden! (Lebhafter Beifall.)

Wir sind hier im königlichen Aachen. Sein Name hat für uns Deutsche einen hehren Klang. Zu Aachen gehört der Name Oster. Dieser bedeutet die Mobilmachung der deutschen Kinder für die Weltmission, mit solchem Erfolg, daß unsere blondköpfigen und blauäugigen Nachkommen die Siegespalme unter den Kindern des Kindheit-Jesu-Vereins errungen haben. In der Zeit der Kreuzzüge sprang die Lohe der Begeisterung aus der Männerbrust in die Kinderherzen über und riß 20 000 kleine Deutsche zum Kreuzzug hin. Warum sollte sich das Wunder nicht umgekehrt erneuern, daß aus den Millionen deutscher Kinderherzen die Flamme nach oben schlage und die Brust von Millionen deutscher Männer in Brand setze!

Ich habe die Frauen nicht erwähnt, sie und die Jungfrauen geben ja bereits das rührende Schauspiel

tätigsten Missionseifers. Im Namen ihrer heidnischen Genossinnen in Afrika muß ich ihnen die Bewunderung zollen, die sie verdienen. Mögen sich die Männer an ihnen ein Beispiel nehmen. Das was uns fehlt, ist eine wirkliche Teilnahme der Männerwelt, besonders der finanzkräftigen Kreise! (Beifall.)

Möge, wie einst vom Nachen des Großen Karl die Befehrung der Nachbarvölker ausging, vom heutigen Nachen der 59. Generalversammlung deutscher Katholiken aus die von meinem fürstlichen Vorredner angefachte Begeisterung für die katholische Weltmission nachhaltigen Widerhall in deutschen Landen finden und Segen senden in die Ebenen und die Berge, Urwälder und Steppen des Heidenlandes. Bei uns muß der Missionsgedanke sich zu einer so allgemeinen Missionsbegeisterung steigern, daß er das katholische Volk in allen seinen Schichten erfasst und zu Taten führt. Katholisches deutsches Volk! Befehre die Heidenwelt zum katholischen Glauben! (Lebh. Beifall.)

Dem hl. Vater habe ich vor kurzem auf meiner Herreise aus Afrika gesagt, daß ich hier in Nachen für die Weltmission sprechen werde. Er hat sich darüber gefreut und mich beauftragt, den hierversammelten deutschen Katholiken am Schlusse meiner Worte seinen Segen zu erteilen. Die Spontanität, mit welcher er das tat, mutete mich wie ein ungezwungenes Zeichen seiner Liebe zu seinen Söhnen in Deutschland an. Erwidern wir dem hl. Vater seine Liebe, er verdient es. Als Brennpunkt der katholischen Weltmission, als unverrückbarer Mittelpunkt der Einheit unserer Kirche und als orientierender Leuchtturm in allen Fragen unserer Religion ragt er aus dem Gewoge der Menschlichkeiten und menschlichen Meinungsverschiedenheiten auf. Halten wir Herz und Sinn auf diesen von Gott gesetzten Markstein gerichtet! Und so erteile ich Ihnen den Segen des hl. Vaters! (Lebhafter, langanhaltender Beifall. Die Versammlung empfängt freudig den Segen.)

Missionsreisen im Kongoland in alter Zeit.

(Schluß.)

Später teilte ich mich mit Michaele Angelo so in die Missionsarbeit, daß immer einer von uns beiden zu den weit entfernt wohnenden Schwarzen mehrwöchentliche Exkursionen machte, während der andere zu Hause blieb und hier Schule und Gottesdienst hielt. War mein Gefährte hier, so arbeitete er zugleich fleißig im Garten, wozu er ein großes Geschick hatte. Auch hatte er sich in einer nahen Eisenhütte Spaten, Schaufeln, Äxte und andere zum Gartenbau nötige Werkzeuge machen lassen.

Einmal brachte er auch zwölf nach seiner Angabe gemachte Speere mit. Sie waren einen halben Meter lang, sehr scharf, hatten kräftige Schäfte und sollten den Negern zur Abwehr wilder Tiere dienen, denn man war nie sicher, von einer hungrigen Bestie überfallen zu werden. Einmal kam er selbst in große Gefahr, von einer Tigerin zerrissen zu werden. Er war gerade mit einer Anzahl Neger auf dem Heimweg nach der Missionsstation begriffen, als so eine wilde Bestie auf sie zugearannt kam. Die Neger kletterten schnell auf die Bäume, P. Michelangelo warf sich in ein Dornengebüsch, wo er aber trotz seines dichten Habites schrecklich verwundet und zerstoßen wurde. Immerhin entrann er so der Tigerin, während ein Neger, der keine Zeit mehr hatte, sich auf einen Baum zu flüchten und dem auch bangte, sich mit seinem nackten Leib in die spitzen Dornen zu stürzen, elendiglich von dem wilden Tiere zerrissen wurde.

Nun war die Reihe, auf's Land zu gehen, an mir. Ich tat es mit großer Freude, predigte Heiden und Christen das Evangelium und taufte viele Kinder. Im allgemeinen zeigten die Schwarzen großes Vertrauen zu mir, ich kam aber auch in Dörfer, wo die Bewohner in panischem Schrecken die Flucht ergriffen, denn sie hatten noch nie einen Kapuziner gesehen. Die meisten Hindernisse legten mir die schwarzen Zauberer und Heilkünstler in den Weg. Der König hatte zwar strenge Maßregeln gegen sie getroffen und ließ überall ihre Stätten verbrennen, dennoch aber wußten sie sich im Lande zu halten und trieben im geheimen ihr Unwesen weiter.

Eines Tages klagte Michelangelo über Unwohlsein, über große Schmerzen im Schlunde und im linken Ohr, er bekam Fieber und mußte sich niederlegen. Man denke sich meine Verlegenheit, in diesem Lande, wo es weder Ärzte noch gute Medizin gab! Das einzige Heilmittel, das man hier in solchen Fällen anzuwenden pflegt, ist der Aderlaß. Ich ließ einen schwarzen Chirurgen rufen, der seine Kunst in Loanda gelernt hatte, und er entledigte sich seines Auftrages mit großem Geschick. Doch das Uebel wollte nicht weichen, am 15. Tage seiner Krankheit hauchte mein guter Freund Michael Angelo seine Seele aus. Keine Feder ist imstande, meinen Schmerz zu beschreiben. Es stieg in mir auch die Befürchtung auf, man sei mit dem Aderlaß zu weit gegangen, denn man hatte denselben im ganzen fünfzehnmal vorgenommen, später aber erfuhr ich von einem Arzte in Loanda, selbst dreißig Aderlässe wären nicht zu viel gewesen.

Nun wurde ich selbst krank; ich hatte das Uebel schon lange nahen sehen, denn wegen Mangel an Brot und Wein war ich in dem ungewohnten Klima immer schwächer und schwächer geworden. Zum Glück traf jetzt P. Philipp, der Superior unseres Ordens, in Bamba ein. Als ich immer kränker wurde und das Fieber zunahm, ordnete er zweimal des Tags einen Aderlaß an. Ich ließ, ohne ein Wort zu sagen, alles mit mir anfangen, muß aber, um die volle Wahrheit zu sagen, auch gestehen, daß mich dieses Verfahren, das man vierzigmal wiederholte, dem Tode nahebrachte. Der bedeutende Blutverlust hatte allerdings die Kraft des Fiebers gebrochen, allein ich wurde so matt und schwach, daß ich beichtete und die letzte Wegzehrung empfing.

Später, als sich das Uebel in die Länge zu ziehen schien, mußte Vater Superior dringender Missionsarbeiten wegen wieder fort und ich sah mich in meinem Elende auf die mangelhafte Pflege meiner schwarzen Diener angewiesen. Gott allein weiß, was ich da gelitten! Unzählige Stunden lag ich ganz verlassen da, war mutterseelenallein und war so krank und elend, daß ich mich vor Schwäche nicht einmal allein umwenden konnte.

Essen konnte ich fast gar nichts; denn alles, was mir die Schwarzen brachten, widerstand mir und reizte mich zum Erbrechen. Eines Tages, als meine Not aufs höchste gestiegen war, besuchte mich ein portugiesischer Jesuit, der auf der Reise von San Salvador nach Loanda begriffen war. Er sprach mir Trost zu und schenkte mir zwei Hühner; das brachte mich wieder etwas zu Kräften. Noch willkommener war mir eine Ziege, die mir ein schwarzes Brautpaar schenkte, das ich im Bette sitzend getraut hatte. Von jetzt an war meine tägliche Nahrung Milch und ich erfreute mich wieder eines erquickenden Schlafes.

Leider machten mir auch die Ratten viel zu schaffen. Mein Bett stand an der Wand in einer elenden Hütte aus Lehm und Fachwerk, das diesen unheimlichen Tieren zum friedlichen Stelldichein diente. Oft waren sie so zudringlich, daß sie mich nachts in die Beine bissen. Ich ließ nun das Bett in die Mitte der Zelle rücken und rechts und links auf Matten, die am Boden lagen, einen meiner schwarzen Diener schlafen. Doch das half mir wenig; die Ratten kamen dennoch, und die beiden Neger waren mir infolge ihrer starken Hautausdünstung sehr lästig. Solange ich gesund war, hatte ich das nicht sonderlich beachtet, jetzt aber war mir ihr Geruch geradezu unausstehlich.

Ich klagte meine Not dem Makolonte (Bürgermeister), der mich fleißig besuchte. Der rief lachend aus: „D, da kann man leicht helfen! Ich will dir einen

beißenden Insekt an den Füßen herauf. Die Neger reinigten mich schnell, warfen Stroh auf den Boden der vier Zellen und zündeten es an. Das half, es wimmelte zwar überall von Ameisen, stellenweise bedeckten sie den Boden einen halben Fuß hoch, allein in dem Feuer und Qualm verbrannten und erstickten doch die meisten. Allerdings wäre dabei auch fast das dürre Strohdach und damit das ganze Klosterlein abgebrannt, doch gelang es den Schwarzen, dem Feuer noch rechtzeitig Herr zu werden. Man trug mich wieder in die Zelle hinein, allein der Gestank, den die verbrannten Ameisen verbreiteten, war so groß, daß ich mir den Nffen dicht vor die Nase halten mußte.

Ein klein wenig besserte sich zwar mein Gesundheitszustand, doch von einer eigentlichen Genesung konnte unter solchen Umständen keine Rede sein. Ich beschloß



Die schwarzen Schulkinder in Czenstochau
helfen fleißig mit zur Herstellung von Zementsteinen für die dortigen Neubauten.

Nffen schenken; der vertreibt die Ratten und den bösen Geruch.“ — Wirklich brachte er mir noch am gleichen Tag einen kleinen Nffen, der seine Lagerstätte hart neben meinem Bette erhielt. Das possierliche Geschöpf leistete mir vorzügliche Dienste. Der Moschusgeruch seines Felles ließ mich die Ausdünstung der Neger kaum mehr fühlen, und zeigte sich eine Ratte, so blies es drei bis viermal dagegen und verscheuchte sie schnell; außerdem kämmte mir der treue, anstellige Gefelle Bart und Haar so fein, daß ich die diesbezüglichen Dienste des Negers leicht entbehren konnte.

Eines Nachts sprang mir der Nffe plötzlich auf den Kopf. Ich glaubte anfangs, er fürchte sich vor den Ratten und suchte ihn durch Streicheln zu beruhigen, doch alsbald erhoben sich die Neger mit dem Ruf: „Heraus, Vater, heraus! die Ameisen, die Wanderrameisen sind da!“ — Da ich noch immer unfähig war, einen Schritt zu gehen, trugen sie mich samt dem Strohsack, auf dem ich lag, in den Garten hinaus. Es war die höchste Zeit, denn schon krochen mir die nagenden und

daher, mich nach Loanda tragen zu lassen, um dort ärztliche Hilfe in Anspruch zu nehmen. Beim Abschiede zerslossen die Bewohner von Bamba in Tränen, denn sie hatten nun keinen Priester mehr. Ich tröstete sie mit dem Versprechen, zu ihnen zurückzukehren, sobald meine Gesundheit hergestellt wäre.

Von all dem, was ich auf dem weiten Wege ausgestanden, will ich schweigen. Ich konnte kein Wort reden, und mein Gesicht war gelb wie Safran, als ich in Bamba, dem ersten Ort, worin sich eine portugiesische Besatzung befand, ankam. Ein gutherziger Europäer nahm mich in sein Haus auf und bemühte sich, mir durch Malvasier und rohe Eier wieder einige Lebenskraft einzuflößen. Schon nach zwei Tagen war ich soweit, daß ich meine Reise nach Loanda fortsetzen konnte.

Hier mußte ich noch volle sechs Monate im Bette zubringen, bis mich endlich das Fieber verließ. Leider blieb mir der Ekel vor allen Fleischspeisen; ich mußte mich von Fischen nähren und war noch lange so schwach, daß ich nur mühsam mich in meinem Klosterchen umher-

schleppen konnte. Ein Versuch, meine Gesundheit an den Ufern des Roanza herzustellen, wo sonst sehr gesunde Luft ist, hatte auch keinen Erfolg, und so blieb meinen Obern nichts übrig, als mich zur Kur nach Europa zurückzuschicken. Ich fuhr zuerst auf einem mit Elfenbein und Sklaven befrachteten Schiff nach Brasilien, kam von dort mit einem portugiesischen Kauffahrer nach Lissabon und landete endlich auf einem englischen Schiffe in meiner italienischen Heimat, wo ich Zeit und Muße fand, meine afrikanischen Missionsreisen zu beschreiben.

Mariannhiller Weihnachtswünsche.

Weihnachten, das große, schöne Fest, dem zumal die Kinderwelt freudigen Herzens entgegenjubelt, ist nahe, und jetzt schon rühren sich viele tausend geschäftige Hände, den lieben Kleinen zum „Christkind“ eine passende Freude zu machen.

Sollen nun bei dem allgemeinen Jubel der Kinderwelt die kleinen Schwarzen Afrikas ausgeschlossen sein? O nein! Gerade ihnen, den schwarzen Neubefehrten, sollte man an diesem großen Gnadentage eine rechte Freude machen; sind sie doch die Ärmsten der Armen, die von vielen Freuden der weißen Kinder nichts wissen, und sind sie doch der Mehrzahl nach so fromm und gut und haben auch sie das gute Jesukindlein so recht von Herzen lieb.

Wo mit nun können unsere geehrten Wohltäter und Wohltäterinnen unseren schwarzen Kindern und Neubefehrten eine passende Weihnachtsfreude machen? Nun die Bedürfnisse in einem großen Missionswerke sind gar mannigfach, da läßt sich schließlich alles Mögliche mit Nutzen verwerten. Hochwillkommen sind uns immer Rattunstoffe, Semden, Kleider, Mützen usw. Auch abgetragene Kleider werden mit Dank entgegengenommen; doch sollen sie noch gut erhalten sein, da wir dafür nicht nur den weiten Transport, sondern in Durban (Natal) auch einen ziemlich hohen Zoll (15% vom Schätzungswert), sowie ansehnliche Beträge für die gesetzlich vorgeschriebene Sumigation (Ausräucherung) usw. bezahlen müssen.

Passende Weihnachtsgeschenke für unsere Kinder sind namentlich auch Schreibhefte, Federn, Griffel, Bleistifte und sonstige Schulrequisiten; ganz besonders auch Spielsachen, kleine Messer, Musikinstrumente, Bilder und Bilderbücher, Krippenfiguren und Schmucksachen für den Christbaum.

Mancher Kaufmann hat vielleicht verschiedene solcher Sachen auf Lager, die infolge eines kleinen Defektes nicht mehr gut verkäuflich sind, mit denen er aber unserer Mission ein hochwillkommenes Weihnachtsgeschenk bereiten könnte. Desgleichen hat wohl manche Hausfrau, Lehrerin oder Institutsvorsteherin usw. dies und jenes in Vorrat, was die eigenen Kinder kaum mehr ansehen, wonach aber unsere Schwarzen mit beiden Händen greifen würden.

Unsere Bitte geht nun dahin, die Sachen bald an unsere auf dem Titelblatte des Vergeltmeinnicht angegebene Sammelstelle einzusenden, damit sie von dort aus rechtzeitig nach Mariannhill geschickt werden können. Des dankbaren Gebetes unserer schwarzen Kinder und Neuchristen dürfen unsere geehrten Wohltäter stets versichert sein, und sagen wir in deren Namen

schon zum voraus für alles und jedes ein herzliches, hundertfaches

„Vergelt's Gott!“

Freuden und Leiden eines Missionärs.

Vom Hochw. P. Albalero Fleischer, R. M. M.

Triashill (Südafrika), 19. Mai 1912. Wie auf einen schönen Traum blicke ich auf meine ersten Zeiten in unserer Missionsstation Triashill zurück. Es ist jetzt so ganz anders. Aber damit will ich keineswegs den Wechsel beklagen; im Gegenteil, innigster Dank gebührt Gott, der in unendlicher Erbarmung dem armen Volke hier die Zeiten der Verbannung abgekürzt und den Weg zum Heimatland, zum wahren Glauben, zu Gott gewiesen hat. Aber freilich für mich persönlich bedeutete das etwas Ähnliches wie das Herausgerissenwerden aus friedlichen Verhältnissen und das Hineingeworfenwerden in Sorge und Arbeit und Kampf.

Ich will nun etwas erzählen aus jenen seligen Tagen meines ersten Aufenthaltes in Triashill. Damals schaute ich sehnsüchtig in die Zukunft, die Zeit herbeiwünschend, wo ich die Sprache der Schwarzen verstehen und ringsum Missionsarbeit tun würde. Es ging, wie es mit der viel gepriesenen Jugendzeit geht. Das „glückliche Kind“ kann den Tag gar nicht erwarten, wo es die Kinderschuhe ausziehen und ins Leben hinaus darf; erst später, wenn die Kindheit längst verrauscht, kommt dem Manne zum Bewußtsein, was für ein Paradies er mit der Kindheit besaß und verlor.

Es war vor etwa zwei Jahren; ich wurde als junger Missionar hierher geschickt. Natürlich hatte ich große Begeisterung für Missionsarbeit, konnte aber vorderhand garnicht mittun, denn ich verstand ja nichts von der Sprache der Eingeborenen. Unter Anleitung P. Mahrs, — er ist inzwischen nach Europa in unser Missionshaus „St. Paul“ abgereist — gab ich mich dem Sprachstudium hin. Ich trieb es schon energisch, hatte ja sonst nichts zu tun und war mir andererseits wohl bewußt, daß in der Kenntnis der Eingeborenen Sprache mir der Schlüssel zu den Herzen der Schwarzen gegeben sei, die Möglichkeit, Seelsorge zu treiben. Eben diese Zeit wurde nun für mich wie eine zweite glückliche Jugend, freilich von nur zu kurzer Dauer. Früh hinaus mit einer vom P. Mayr zusammengestellten Grammatik unter dem Arm und mittags heim, mittags wieder hinaus und abends heim. So ging es fast jeden Tag ohne Abwechslung. Dabei wanderte ich ohne Ziel zwischen den romantischen Felsblöcken umher, bald einmal hier, bald einmal dort auf einen rechten Koloß hinauffletternd und die Welt ringsum beschauend und die Neger Sprache des Chimanita studierend. Es waren schöne Tage, so schön, daß, wenn ich jetzt daran denke, es mir wie ein Traumbild vorkommt. Ich hatte damals absolut keine Sorge, es kümmerte mich nichts, was die andern taten. Ich ging nicht in die Schule, ich bangte nicht wegen neuer Christen, die schwach und gebrechlich, ringsum in den Kraalen (= Negerhütten) saßen und etwa zu Fall kommen möchten. Es war seltsame Einsamkeit, in der ich lebte und webte, die man in Europa im Drang der Geschäfte und Sorgen so manchmal sich wie ein unerreichbares Paradies vorstellen mag.

Mitunter wurde mir es doch etwas ungemütlich, wenn die harten Laute und ungewohnten Satzkonstruktionen so gar schwer in den Kopf gehen wollten, wenn das der Jugendfrische bare Gedächtnis so schwerfällig arbeitete und nichts behalten wollte. Ich habe mich

nicht selten an den hl. Hieronymus erinnert, der in seiner hl. Felsenhöhle zu Bethlehem Hebräisch studierte und nicht eher nachgab, bis die harte Sprache nachgab und er ihrer Herr ward. Ich stärkte mich an seinem Beispiel und sagte zu mir selbst: Und wenn du zehn Jahre brauchst, bis du zu etwas kommst, so lernst du eben zehn Jahre, falls man dich überhaupt so lange hier läßt. Ich bin übrigens überzeugt, daß Gott mir lieblich die Sache erleichtert hat. Es nützt nicht immer, nur menschlich klug zu Werke zu gehen. Da würde man schon im Vorneherein sagen, wenn einmal einer zehn Jahre Welt-priester draußen war, wie ich, wird er sich wohl schwer tun, sich noch richtig als Missionar in Afrika einzuleben.

Ein anderer wiederum würde es für Zeitverschwendung halten, wenn er in so späten Jahren hineinkommend, nur mit einem Jahre Noviziat seine Sache verschlimmern sollte dadurch, daß er sich aller Missionsarbeit und sogar des Studiums der Eingeborenen-sprache enthalten würde. Ich meinte auch seiner Zeit, ich sollte in Afrika bald nach meiner Ankunft das Kaffrischlernen anfangen, zumal ich ja längst Priester war und meine theologischen Studien fertig hatte. Aber mein Vor-gelehrter, P. Prior, gab mir auf meine diesbezüglichen Vorstellungen die Anweisung, ich sollte es das erste Jahr nur gehen lassen. Ich tat es auch und kümmerte mich um kein kaffrisches Buch. Ich glaube, der Gehorsam hat mir Segen gebracht.

Etwas über 3 Monate, nachdem ich hier ankam, ver-ließ P. Mahr die Mission und ging nach Natal — auf ein halbes Jahr. — Jetzt mußte ich wohl oder übel mich ins Wasser werfen und zu schwimmen versuchen, d. h. Beicht hören, in der Eingeborenen-sprache predigen und unterrichten. Und es ging auch. Die ersten Sonntage las ich immer die Predigt vom Blatt weg. Als aber eines Tages unser ehrw. P. Abt mir den Rat gab, nicht so lange damit fortzumachen, sondern bald frei zu probieren, machte ich mich das nächstemal gleich daran. So habe ich nach vier Monaten schon die erste Predigt frei gehalten. Es war wohl eine harte Nuß, die ich zu knacken mir vorgenommen habe, doch ich brachte sie klein. Mein Manuskript hatte ich nebenan liegen, nicht wenig versucht, doch aufzuschlagen und dem Radbrechen ein Ende zu machen, auch die nächsten Male, doch ich tat es nie. Ich halte nicht für notwendig, daß man ein be-sonderes Sprachtalent haben müsse, um diese Schwarzen-Sprache zu erlernen. Wenn einer, auch im späteren Lebensalter, den festen Willen hat, die Sprache zu erlernen, besonders zwecks Seelsorge, dann kommt er auch zum Ziele. Gewiß, wenn einer geistig gänzlich unbegabt wäre, dann ist es etwas anderes. Aber wer es bis zum Priester gebracht hat, d. h. die dazu ver-langten Studien hat befriedigend absolvieren können, ermangelt sicher nicht der nötigen Begabung.

Ich hatte die von P. Mahr in etwa 20 Lektionen verfaßte kurze Grammatik nach 4 Wochen etwa fertig und hörte nun in der Schule P. Mahr's zu beim Ueber-sehen aus dem Englischen. P. Mahr schrieb zumeist et-was für sich, während die Burschen abwechselnd aus einem englischen Lesebüchlein Satz für Satz lasen und übersehten. Doch ich verstand halt so viel wie gar nichts von dem Chimanika der Burschen. Die sprachen mir viel zu flüchtig, sie hatten eben kein Verständnis und keine Rücksicht darauf, daß ich Anfänger sei und möglichst langsam und deutlich wünsche. Deshalb be-gann ich eine gründlichere Prozedur. Ich nahm ein paar der Buben in der Zukunft mit mir. Jetzt schrieb ich beim Uebersehen alles in der Eingeborenen-sprache in

ein Heftchen. Natürlich ging das nun viel langsamer, jeder hatte so deutlich zu sprechen, daß ich es verstehen und schreiben konnte. Zuweilen ließ ich sie auch der Reihe nach selber in mein Heftchen schreiben. Gewiß kam den Buben die Methode etwas langweilig vor, aber ich ruhte nicht, bis das Büchlein fertig überseht und



Die Geburt Christi Von C. G. Pfannschmidt.
Gänge, Leipzig-Neuditz, Kohlgrabenstraße 14.

niedergeschrieben war. Beim Uebersehen fragte ich natürlich unaufhörlich dazwischen hinein über dies und jenes, warum so und nicht anders, ob das und das auch recht sei oder nicht. Nicht selten wurde es auch recht unterhaltend und mußten die Burschen hell auflachen, wenn ich ihnen zuweilen eine recht sonderbare Wort- oder

Satzbildung vorlegte. Doch das machte mich nicht scheuen, ich lachte dann herzlich mit ihnen. Auf solche Weise gelangte ich zum Ziele. Nicht daß ich sagen wollte, ich beherrschte die Sprache. Aber ich verstehe und kann mich verständlich machen. Aufhören zu lernen darf man natürlich nicht. Es ist eine süße Genugtuung, nach all' den Bemühungen und Opfern nun den Weg zu den Herzen der Schwarzen gefunden zu haben, mit ihnen in seelischen Verkehr zu treten und die Gnaden der Erlösung ihnen vermitteln helfen zu können.

Möge darum ein Priester draußen, dem Gott den glücklichen Ruf zukommen läßt, nur getrost kommen! Er braucht nicht zu fürchten, daß er der Sprache der Schwarzen nicht mehr genügend werde mächtig werden und so des schönsten Trostes eines Priesters hierzulande müßte beraubt bleiben, den armen Schwarzen in die Seele zu schauen und sie die Wege des Heils zu führen.

Sprechstunde bei einem kaffrischen Zauberer.

Vom Hochw. P. Odo Ripp, R. M. M.

Simmelberg. — Wird in einem heidnischen Kaffern- kraale jemand krank, so steigt bei den abergläubischen Insassen nur allzu leicht der Verdacht auf, die Krankheit habe keine natürliche Ursache, sondern sei von einem feindselig gesinnten Menschen durch Zauberkraft bewirkt worden. Um der Sache auf die Spur zu kommen, machen sich zwei Angehörige des Kranken auf den Weg zum innyanga oder Zauberdoktor. Er soll den Schuldigen mit Hilfe der amadhlozi oder der Geister der Vorfahren „ausriechen“.

Bei ihrer Ankunft begrüßen sie den Wahrsager mit dem Worte „makosi, ihr Herrn und Gebieter“, ein Gruß, der nicht der Person des Zauberers gilt, sondern den in ihm wohnenden Schutzgeistern, den großen geheimnisvollen Mächten, die alles wissen, alles vermögen. Der schwarze Heilkünstler selbst weiß natürlich infolge dieses Grußes sofort, um was es sich handelt und richtet darnach sein Benehmen ein. Ein kalter Schauer fährt ihm über den Leib, es reißt und zuckt ihm in allen Gliedern und zuletzt wird seine dämonische Aufregung und Begeisterung so groß und übermächtig, daß er laut zu schreien und zu toben beginnt. Was ist denn los? Nun, die Geister haben ihn in Besitz genommen, und zwar in einem Grade, daß er seiner kaum mehr mächtig ist. Vortrefflich! Ist das nicht für die Zweifler die günstigste Gelegenheit, ihre Fragen vorzubringen?

Doch die kaffrische Sitte verlangt, daß der Zauberer selber frage, die andern geben ihm nur durch Gändeflatzchen und den Zuruf: „siyavuma, siyavuma, wir stimmen bei, wir stimmen bei“ zu erkennen, ob er auf der rechten Spur sei oder nicht. Schiebt der Doktor mit seinen Fragen daneben, so verhalten sie sich ruhig, je näher aber er seinem Ziele kommt, d. h. je genauer und bestimmter er sagt, ob der Kranke, um den es sich handelt, ein Mann sei oder ein Weib, ein Knabe oder ein Mädchen, ob jung oder alt, ob das Leiden im Fuße stehe oder im Kopf, in der Brust oder im ganzen Leib, desto kräftiger erschallt der begeisterte Zuruf: „siyavuma, siyavuma!“

Ist die Krankheit auf diese Weise glücklich „ausgerochen“, so geht man erst zur Hauptsache über, nämlich zu der Frage, wie denn diese Krankheit entstanden sei, ob nicht etwa ein böser Zauberer sie im geheimen Auftrag einer dem Patienten feindselig gesinnten Person künstlich hervorgerufen habe? Der Verdacht liegt nur

zu nahe und der schwarze Wahrsager versäumt nicht, ihn zu verstärken und zuletzt zur vollen Gewißheit zu erheben. Ja, er vermag sogar anzugeben, ob jener böse Zauberer den armen Patienten in eigener Person krank gemacht hat, oder durch ein unter seiner Zaubermacht stehendes Tier, wie z. B. durch eine Wildkatze, oder Nachteule oder gar durch einen umkoku, d. h. durch einen zwerghaften Menschen, der längst gestorben war, den aber der Bösewicht durch Zaubermacht wieder ins Leben gerufen.

Man sieht hier, wie entsetzlich abergläubisch der heidnische Kaffer ist, das hirnerkrankteste Zeug nimmt er als bare Münze; das Schlimmste an der Sache ist nur, daß durch diesen Argwohn, jede Krankheit möchte ihm durch einen bösen Menschen angezaubert worden sein, oft jahrelange Feindschaften und tausend neue Uebel entstehen. Daher ist auch dieses „Ausriechen“ eines Feindes durch einen kaffrischen Wahrsager von der englischen Regierung aufs strengste verpönt; doch diese schwarzen Heilkünstler sind schlau; sie hüten sich wohl, bei ihrer Ausriecherei den Namen einer bestimmten Person zu nennen, sondern begnügen sich mit dunklen, allgemein gehaltenen Andeutungen: „Da und dort, auf einem Hügel, oder in einer schwer zugänglichen Schlucht haust ein alter Mann, ein böses Weib, sie verstehen sich auf die schwarze Kunst, sind dir schon längst übel gesinnt“ usw. Dem Fragesteller aber sind diese Winde deutlich genug; der Verdacht war ohnehin schon da, jetzt ist ihm die Sache zur Gewißheit geworden. Die ihm feindselig gesinnte Person kennt er genau, und auch der Wahrsager hat gleichsam mit dem Finger auf sie gewiesen. Nun ist das Unheil zum Durchbruch gekommen! —

Frägt man so einen Wahrsager, wie er denn die Krankheit eines abwesenden Patienten so bestimmt zu erkennen vermöge, so erwidert er: „Die amadhlozi sagen mir das ganz genau. Ich sehe die Ahnengeister im Traum; sie reden mit mir und sagen mir oft zum voraus, daß da und dort bald wieder einer erkranken und daß man zu mir schicken wird, sich Rats zu erholen.“ So eine Rede wird natürlich aufs Wort geglaubt und erhöht das Ansehen des schwarzen Doktors in der ganzen weiten Umgebung nicht wenig. Andererseits aber ist dieser intime Verkehr mit so klugen und starken Geistern nicht ohne Gefahr. Der alte Doktor schreit oft entsetzlich auf, starrt wild ins Dunkle hinein und fragt: „Warum quält ihr mich so, ihr meine gewaltigen Herren und Gebieter? Höret doch auf und laßt mich in Frieden, denn ich sterbe sonst im Uebermaße der Schmerzen!“ — Kommt er dann endlich, wie aus einem schweren Traume erwachend, wieder zu sich, so fragen ihn wohl die erstaunten Kraalinsassen: „Was fehlt dir denn, Doktor? Warum hast du denn so entsetzlich geschrien und mit wem hast du so geheimnisvoll gesprochen?“ — Er aber entgegnet gelassen: „O, es ist weiter nichts! Ich sprach mit meinen amakosi, und sie haben mir gesagt, daß bald wieder jemand kommen und mich um Rat fragen wird. Uebrigens scheinen die Schutzgeister wieder hungrig zu sein, sie heißen energisch Opfer und ich werde ihnen heute noch eine Ziege opfern.“

Daß mit all' dem viel Zug und Trug und eitel, sinnloser Hofuspokus verbunden ist, liegt auf der Hand. Andererseits aber kommen bei diesen kaffrischen Wahrsagern doch zuweilen auch Dinge vor, die sich nur schwer erklären lassen und den Verdacht auf direkt dämonischen Einfluß nahe legen. Dem Teufel ist jeder Aberglaube willkommen, und im Trüben fischt er immer am liebsten. Daß ferner diese heidnischen Wahrsager und Doktoren

die geschworenen Feinde der christlichen Missionare sind, ist klar. Möchte doch dem armen Kaffernvolk, das an sich keineswegs irreligiös oder unempfänglich für eine Glaubenswahrheit ist, in Bälde das Licht des wahren Glaubens aufgehen! Wer von unsern geehrten Lesern betet in dieser Meinung ein einziges Vaterunser und Ave Maria?

Schuleinweihung.

Vom Hochw. P. Erasmus Hörner, R. M. M.

St. Michael, 29. Juli 1912. — Endlich ist unsere neue Mädchenschule fertig geworden und konnte gestern die kirchliche Einweihung derselben vorgenommen werden. Es war in der Tat hohe Zeit; denn die alte Schule,

Schule doch fertig bekommen, allerdings unter mannigfacher Enttagung und mit vielen Opfern seitens unserer Brüder, Schwestern und Kinder. Ach, was haben sich unsere guten Brüder mit Hilfe einiger Schwarzen, hier unter der heißen afrikanischen Sonne, Tag für Tag abgemüht mit Erdarbeiten, Steinebrechen, Herbeischaffen von Holz und sonstigem Baumaterial! Fürwahr, das ist auch eine Missionsarbeit, dient auch zur Rettung der Seelen, und wird diesen Leuten auch angerechnet werden am großen Gerichtstage. Nur großer Opfermut und edler, reiner Glaubenseifer vermag zu solchen Taten zu begeistern. Ich staune im stillen oft darüber, und schreibe es hier nur, um unsern geehrten Gönnern und Wohltätern zu zeigen, daß die Almosen, die sie der Mariannhiller Mission zukommen lassen, wohl angebracht sind und eine gute Verwendung finden.



„Was ihr dem geringsten eurer Mitbrüder getan, das habt ihr mir getan.“ Matth. 25, 40.

ein bloßer Lehm- und Strohbau mit Stroh- und Strohdach, frachte mitunter ganz bedenklich, wenn die Windsbraut toste.

Hohe Zeit war es namentlich auch deshalb, weil der alte Raum bezüglich der Gesundheit der Kinder ungesund war. Wir hatten infolge der ungesunden Wohnung immer einige Kranke. Der Arzt hatte wiederholt auf diesen Mangel hingedeutet und uns die Sorge für die Gesundheit der schwarzen Schulkinder ans Herz gelegt; manchmal kamen auch die Eltern der erkrankten Kinder und verlangten sie zurück, all' das zum nicht geringen Schaden der Mission . . .

Die Obern in Mariannhill, die wir oft und dringend um Hilfe angingen, sahen das alles ein und wären an sich gerne bereit gewesen uns zu helfen, doch woher die Mittel nehmen, um all' den vielen Bitten um neue Schulen da und dort gerecht zu werden? Zuletzt setzte unsere arme Station, die auf einem sehr heißen und trockenen Landstrich liegt und nur selten eine gute Ernte zu verzeichnen hat, selber alle Kräfte und Mittel ein, und schließlich haben wir mit Gottes Hilfe die neue

Schule fertig bekommen. Ich mußte, als ich im Jahre 1906 zu einem Besuche in die alte Heimat zurückkam, wiederholt Bemerkungen hören, als seien unsere Bauten zu schön und zu groß. Dieser Vorwurf ist unbegründet. Gewiß, die Schwarzen sind an sich mit wenigem zufrieden, und wir desgleichen; allein man bedenke, daß in einer Missionschule, wo Tag und Nacht oft Hunderte schwarzer Kinder zusammenwohnen, in ganz anderer Weise auf die sanitären Vorschriften Rücksicht genommen werden muß, als in einem Kaffernkraal, in dem nur eine einzige Familie wohnt. (Uebrigens ist der Kaffernkraal trotz seiner primitiven Form keineswegs ungesund; er ist trocken, hält im Sommer kühl und im Winter warm.) Die Kirchen ferner sollen die Schwarzen erbauen, sollen ihre Herzen sowohl durch den äußeren Bau, wie die innere Ausstattung zum Himmel weisen. Endlich brauchen auch wir selbst, die Missionare, Brüder und Schwestern, eine gesunde Wohnung. Nur wer es persönlich jahrelang mitgemacht hat, weiß, wie sehr die Gesundheit und Arbeitsfähigkeit der Missionare und ihrer Gehilfen von einer guten, den Bedürfnissen des

Landes angepaßten Wohnung abhängt. — Man verzeihe mir die kurze Abschweifung, es flossen mir die Bemerkungen wie von selbst in die Feder. —

Und unsere Schulweihe? Die war, wie oben angedeutet, am 28. Juli 1912. Leider zeigte der Himmel kein günstiges Gesicht. Drei Tage vorher war das günstigste Frühlingswetter gewesen, Sonntag den 28. aber kam ein kalter Wind, der auf Regen deutete. Um 10 Uhr begann die heilige Messe, es folgte die kaffreische Predigt mit heiligem Segen. Darauf ordnete sich die Prozession. Wir beteten zuvor am Altare das *Veni Creator* mit den üblichen Orationen und schlossen uns dann der Prozession an. O weh, wie eiskalt der Wind um alle Gelenke saust! Es seht ein feiner, kalter Regen ein. Doch nur voran! Bei der Schule angekommen, richtete ich an die zahlreich Versammelten noch einige kurze Worte, erklärte ihnen Sinn und Bedeutung der

Last und Plage. Im spärlichen Grund zwischen den Felsen schlagen etwas schwächig aussehende Bäumchen ihre Wurzeln; im gelblichen Grase weiden die zwei einzigen Kühe, schwarzschedige Friesländer, nicht wenig stolz auf das Klingen des „Alpenglöckleins“, das die schönste der zwei beständig im Klange hält. Und wie ich dahinansteige, hinauf zur Felsenwand, wiehern mir meine drei lieben Freunde mutwillig entgegen, denn kühl ist's da, und noch kam bis 1 Uhr die Sonne nicht dahin, während es oft so glühend heiß ist auf den weiten Flächen und den steilen Bergen, die hier oben vor uns sich ausdehnen.

Da sitze ich vor der steilen Felswand im hier so grünen Gras. Hoch über mir ragt das große weiße Kreuz in die Lüfte. Im Zickzack schlängelt sich der steile Kreuzweg hinunter zur Station. In Stunden schweren Kummers griff ich zu Ridel und Schaufel, Brecheisen und Meißel — es war meine Erholung.

Da drunten, oberhalb der mit dunkelgrünen Edelkannen eingefassten Gräber, biegt er ein. Wie manche liebe Seele ist hinauf gezogen zu lichteren Höhen, und hat mir ihr Liebtes hinterlassen, ihren Leib, mit dem sie einst sich vereinigt wissen will in den himmlischen Gefilden. Und den Leib habe ich gebettet neben vielen andern, wo sie alle schlummern unter dem mit ewig grünen Schlingpflanzen überwucherten Hügel. — Herr, gib ihnen die ewige Ruhe!

Ja, von hier biegt der Weg ein, fast verschwindend im Grün der Bäume, zur Wohnung der Lebenden. Als ich vor sechs Jahren her kam, da war es öde und leer: Felsen und kalte Steinhäuser und ein mit Schutt bedeckter Berg und Gräben und Löcher. Und doch habe ich mich damals verliebt in mein „Hart am Berg“. Wie prächtig liegt jetzt meine viel verpötte Liebe vor mir! Obstbäume der verschiedensten Art, Waldbäume, die



Die ehrw. Schwester Maria-ia Biktoria
im Kreise ihrer schwarzen Dienerin in Entschau.

kirchlichen Weihe und legte den Kindern und Eltern ans Herz, welche Pflichten sie nach dem Inhalte der herrlichen Weihegebete in Bezug auf die Schule hätten. Dann folgte die eigentliche Benediktion. Kaum hatte ich die Besprengung der Außenwände mit Weihwasser vollendet, als auch schon das volle Unwetter losbrach. Es war gerade, als ob der böse Feind gar sehr über das neue Werk erbost sei. Doch das irrte uns nicht. Die Schule wurde eingeweiht, alle Räume gesegnet und das ganze Haus unter den Schutz des hl. Erzengels Michael gestellt. Nun konnte es stürmen und regnen, so lange es wollte!

Zum Schlusse bitten unsere Schwestern und Kinder um ein Bild oder eine Statue des hl. Michael für die neue Schule. Sie versprechen jetzt schon fleißig für den betr. Wohltäter zu beten. Der arme Schreiber aber bittet alle um ein Ave Maria.

Auch einmal.

Vom hochw. P. Chrysostomus Ruthig, R. M. M.

Gardenberg — Hart am Berg! Schön ist es da oben, und gesund ist die Luft, kräftigend nach des Tages

Kindes des kalten Nordens und die des warmen Südens, ja gar ein kleiner Weinberg, der unter dem noch saftigen Grün seine süße Rebe verbirgt. Mitten darunter die im weißgrauen und weißroten Sandstein aufgeführten Gebäude.

Br. Walter hat gut gearbeitet während der Jahre, die wir hier zusammen waren. Leid und Freud hat er stets brüderlich geteilt mit mir. Während früher der Boden kein Bäumchen wollte aufkommen lassen und tausende ebenso zugrunde gegangen waren, wie man sie gepflanzt hatte, sahen wir unter seiner pflegenden Hand Gardenberg sich in ein grünes Gewand kleiden, sodaß alle Besucher staunen über die Schönheit des sonst so rauen Berges. Das Klima selbst hat sich verändert. Die kalten Stürme im Winter und die heißen Orkane im Frühling sind nicht mehr gefürchtet. Besonders Eukalyptus und Pinien hauchen beständig einen balsamischen, erfrischenden Duft aus, und viele tausend bunt gefiederte Säger erfreuen uns mit ihren lieblichen Melodien.

Da liegt unser Kirchlein, einfach und gefällig. (Siehe Bild, Seite 275.) So klein unser Gotteshaus auch ist, so sind wir doch so froh darum, und geduldiger Schafe gehen viele in eine Hürde! In einer Linie davor liegen

Missionarswohnung (2), Schwesternhaus (3) und Schule (4).

Wie reich fühlen wir uns, wenn wir daneben betrachten die arme Hütte (6), in der meine Vorgänger auf dem Hardenberger Stuhle residierten, und den armseligen Stall (7), in dem der Heiland so lange seine Wohnung aufgeschlagen, und die alte Schule (8), wo die Kinder wie eingepferchte Schäflein die Geduld der an solche Luft nicht gewohnten Schwestern auf harte Probe stellten.

Unten hat man dem felsigen Boden mit viel Schweiß einen Gemüsegarten abgerungen. Und dann kam Hochwasser auf Hochwasser und schwemmte Gemüse mit samt dem immer wieder erneuten Gartenboden fort. Und da wir halt die Kunst, aus Steinen Brot zu machen, noch nicht gelernt hatten, so nahmen wir zu Hacke und Schaufel die Zerschlucht, erweiterten die unsere acht Aecker Pflugland zerreißen Donga, warfen einen mächtigen Damm auf, erfuhren aber dann, daß nicht nur Hochwasser, sondern auch Trockenheit und Ungeziefer die Sorgen des Lebens nach ihrer Art vermehren.



Missionsstation Hardenberg in der Kapkolonie. Von der Vogelschau — eigentlich von einem birkt dahinter liegenden Berg Nord-Nord-Ost aus gesehen. Die Station liegt in einer sogenannten Kaffern-Nerv, hat daher keinen eigenen Grund und Boden. Vgl. Artikel: „Auch einmal“ Seite 274.

Schön ist es hier, und sorgenfrei zieh ich als Missionär durch's Land.

Komm schnell, Donzil, mein gutes Mößlein und treuer Gefährte meiner Wanderungen, dort drüben liegt

„Freund, ich bin zufrieden,
Geh' es, wie es will;
Unter meinem Dache
Leb' ich froh und still. — —

noch ein Nermerer in den letzten Zügen. — Südafrika ist ja nicht die Heimat der Poeten, und Hardenberg nicht die der Großgrundbesitzer.

Mancher Tor hat alles, was sein Herz begehrt,
Doch ich bin zufrieden, das ist Goldes wert.

Fünf hl. Sakramente auf dem Sterbebette.

Von Hochw. P. Canisius Pfingstmann, R. M. M.

Motto: O Tiefe des Reichthums der Weisheit und der Erkenntnis Gottes. Wie unbearbeitet sind seine Gerichte, wie unerforschlich seine Wege! (Röm. 11. 33.)

Maria-Linden, August 1912. — Vergangene Woche spendete ich einem schwerkranken Manne innerhalb drei Tagen fünf heilige Sakramente: die heilige Taufe, die Firmung, das allerheiligste Sakrament des Altars, die letzte Oelung und die Ehe. Die Sache kam so:

Es besteht bekanntlich bei den Schwarzen Südafrikas der Brauch, dem Vater einer Braut als eine Art Entschädigung für die Herausgabe seiner Tochter eine gewisse Anzahl von Ochsen (in der Regel zehn) zu geben. In Natal und im Zululande hat dieser Brauch insofern sein Gutes, als er die jungen, heiratslustigen Burschen zu fleißiger Arbeit und zur Sparsamkeit zwingt, denn der Preis für die zehn Ochsen will in der Regel sauer verdient sein. Anders bei den Basutos; hier liefern die Eltern des Bräutigams den Kaufpreis für die Braut.

Nun kommt es aber vor, daß die jungen Burschen oft lange warten müssen, sei es, daß ihnen das von ihrem Sohne gewählte Mädchen nicht gefällt, oder daß sie die nötige Kaufsumme nicht haben oder nicht geben wollen, oder was sonst gerade für ein Hindernis aufzutauchen mag. Manchem der Burschen geht dabei die Geduld aus, und um der Sache ein Ende zu machen, nimmt er das Mädchen einfach mit sich, dir nichts in seine Hütte und lebt mit ihm in wilder Ehe zusammen. Seine Hauptabsicht dabei ist, seine Eltern dadurch zur Zahlung der Brautgabe an den Vater des geraubten Mädchens zu zwingen.

Wie betrübend so ein Vorgehen für das Herz des Missionärs ist, wenn es sich dabei um den Raub eines getauften Mädchens handelt, kann man sich denken. Nun kamen aber hier in verhältnismäßig kurzer Zeit drei solcher Fälle vor, und zu allem Ueberflusse vermehrte noch ein aus dem Basutoland kommendes Paar die Zahl der wilden Ehen. Alle meine Bitten, Ermahnungen, Drohungen usw. waren umsonst, ich predigte einfach tauben Ohren. Liebe macht blind; die Mädchen waren nicht mit Gewalt, sondern mit freier, sträflicher Zustimmung entführt worden.

Nun griff die göttliche Gerechtigkeit selbst ein. Das erste dieser Mädchen starb im Wochenbett ohne priesterlichen Beistand; das zweite kam bei ihrer Niederkunft ebenfalls in augenscheinliche Todesgefahr, rief nach dem Priester und versprach, ihr Verhältnis mit dem Mann bald in Ordnung bringen zu wollen. Diese augenscheinliche Strafe Gottes schien auch das dritte Mädchen, Selima mit Namen, zum Nachdenken gebracht zu haben; wenigstens versprach sie mir, als sie mir kurz darauf bezeugte, Besserung. Doch zwischen Vorsatz und Ausführung verging noch manche Woche.

Nun wurde ihr Mann krank; ein tödtliches Lungenleiden zehrte an seiner Lebenskraft und ließ bald jede Hoffnung auf Wiedergenesung schwinden. Da begann die harte Eisrinde dieser Herzen aufzutauen. Zuerst kam die Mutter des Mannes und bat mich, den Kranken zu besuchen. Ich tat es, begnügte mich aber vorerst mit einem bloßen Anstandsbesuch, ohne auf den eigentlichen Zweck meines Kommens einzugehen; auch ließ ich ihm durch unsere Schwestern etwas Speise und stärkende Medizin schicken. Er sollte einsehen, daß ich es gut mit ihm meine und nur sein Bestes im Auge habe.

Bald darauf kam das Mädchen selbst zu mir, mit dem Ersuchen, ihren Mann zu besuchen, denn er werde täglich schwächer und elender. Nun redete ich offener. „Von einer Taufe“, sagte ich, „kann keine Rede sein, es sei denn, ihr trennt euch zuerst von einander. Uebrigens will ich in Bälde zu euch kommen.“ — Ich kam, und der Kranke fing sofort aus freien Stücken an, um die heilige Taufe zu bitten. „Es scheint mir“, bekannte er offen, „daß Gott mir zürnt und daß er mir diese Krankheit zur Strafe gesandt hat, weil ich mit einem christlichen Mädchen so zusammenlebe“ . . .

Das Mädchen war auch zugegen, und ich säumte nun nicht, beiden gehörig ins Gewissen zu reden, hielt ihnen offen ihr Unrecht und das große Mergernis, das sie der ganzen Umgegend gegeben, vor und ermahnte sie, schleunigst ihre Sachen in Ordnung zu bringen, solange noch Zeit und Gelegenheit dazu sei. Das wirkte. Beide versprachen sofort, sich trennen zu wollen. Ich befahl Selima, ihre Kleider zu nehmen und zur Missionsstation zu gehen, wo sie bis auf weiteres wohnen könne. Sie tat es ohne Widerrede. „Bete fleißig für den Kranken Mann“, sagte ich, als sie die Hütte verließ, „und bereite dich auf der Station auf eine gute Beichte vor; morgen will ich dann, so Gott will, eure Ehe kirchlich einsegnen.“

Als das Mädchen fort war, konnte ich zur Vorbereitung auf die heilige Taufe schreiten. Ich mußte mich dabei auf das Notwendigste beschränken, denn der Zustand des Kranken war bereits derart, daß jeden Tag seine Auflösung eintreten konnte. Nach kurzem Unterricht taufte ich ihn auf den Namen „Joseph“. — O wie kräftig sprach er zur Erbauung aller Umstehenden beim Taufakte die Worte aus: „Ich widersage dem Teufel und allen seinen Werken!“ Da die Neugetauften vor allem der Stärke und Beharrlichkeit im Guten bedürfen, spendete ich ihm zugleich das heilige Sakrament der Firmung, wozu wir Missionäre im Notfall eine spezielle kirchliche Vollmacht haben, und verließ ihn dann mit dem Versprechen, am nächsten Morgen wieder zu kommen. (Der betreffende Kaaal ist nur etwa zehn Minuten von unserer Missionsstation entfernt.)

Nach Hause zurückgekehrt, nahm ich das Mädchen vor. Auch sie zeigte recht guten Willen und reinigte ihr Herz durch das heilige Sakrament der Buße. Am kommenden Morgen befahl ich ihr, mir zu folgen, nahm das Allerheiligste und schlug wieder den Weg zum Kranken ein. In der Hütte angekommen, nahm ich zunächst die kirchliche Trauung vor. (Was das Mädchen gedacht und gefühlt haben mag, als sie dem sterbenskranken Manne die Hand zum Bunde reichte, weiß Gott allein.) Dann spendete ich dem Kranken die hl. Kommunion als Wegzehrung; es war seine erste Kommunion und zugleich seine letzte. Darnach empfing er die letzte Oelung und den Sterbesegen.

Damit hatte ich alles getan, was unter den obwaltenden Umständen zu tun war. Das übrige mußte ich dem lieben Gott und dem hl. Joseph, dem neuen Schutzpatrone des Kranken, überlassen. Zwei Tage darauf kam schon das Ende. Mittwoch, den 14. August, also an einem dem hl. Joseph geweihten Tag und am Vorabend vom Feste Maria-Himmelfahrt, hauchte er still und friedlich seine Seele aus.

Beim Begräbnis, wozu sich eine Menge Volkes eingefunden, hatte ich eine willkommene Gelegenheit, den Leuten recht ins Herz zu reden, denn alle waren von dem ganzen Vorfall, in dem sie ein augenschein-

liches Eingreifen der göttlichen Gerechtigkeit erkannten, tief erschüttert. Gebe Gott, daß der Erfolg ein allgemeiner und dauernder sei! Gottes Gerichte sind wahr, gerechtfertigt in sich selber. Der Herr schlägt und heilet auch die Wunden wieder.

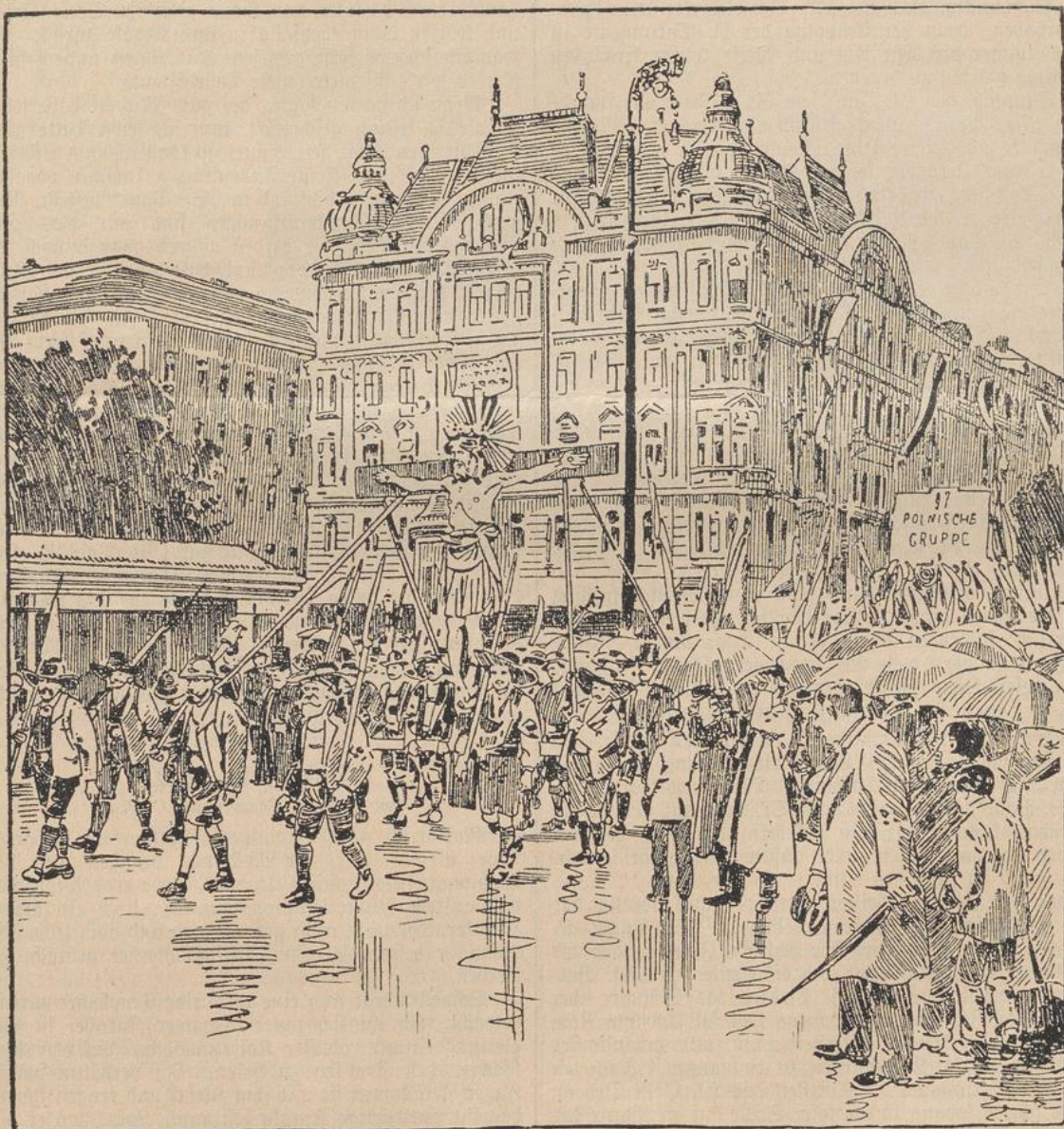
Ausflug nach „St. Paul“.

Von Dr. Flavian Magiera, R. M. M.

Triashill. — Wir haben auch hier in Rhodesia ein „St. Paul“; es liegt etwa zwei Wegstunden von unserer Außenstation „St. Barbara“ entfernt, von wo aus es im Jahre 1910 eröffnet und bis zur Stunde besorgt wurde. Die beiden Missionsstationen trennt der sogenannte Kettenberg, über den nur wenige, schwer passierbare Fußpfade führen.

Christliche Familien sind zurzeit in „St. Paul“ vier, die Zahl der schwarzen Neubefehrten ist zwanzig, doch ist sie beständig am Wachsen, denn es befinden sich viele Katechumenen daselbst und eine eigene Schule. Letztere wurde von uns unter eifriger Beteiligung der umwohnenden Eingeborenen erbaut und wird recht fleißig besucht. Als Lehrer wurde daselbst im Juni 1912 ein gewisser Michael, einer der besten und eifrigsten Christen von „St. Barbara“, aufgestellt. Sein Weib, ebenso fromm und gottesfürchtig wie ihr Mann, wohnt gegenwärtig noch hier in „St. Barbara“, doch im Frühjahr 1913 wollen sich beide in der Nähe von „St. Paul“ häuslich niederlassen.

Zum Gottesdienst und zum Empfange der heiligen Sakramente gehen die dortigen Neuchristen und Katechumenen entweder nach „St. Barbara“, wenn gerade daselbst ein Priester anwesend ist, oder nach dem fernen



Das Tirolerkreuz bei der Weltfronleichnamspzession.

Dem Grager Volksblatt entnommen.

Triashill. Ende Juni dagegen, als das Fest ihres Kirchenpatrones, des großen Völkerapostels St. Paulus, heranmahte, wollte ihnen unser Hochw. P. Superior eine Freude machen und zum erstenmale den kirchlichen Gottesdienst mit hl. Messe und Spendung der hl. Kommunion bei ihnen in „St. Paul“ halten. Als endgültiger Termin wurde zuletzt Dienstag, der 25. Juni, festgesetzt, denn Samstag, der 29. Juni, der an sich in erster Linie in Betracht gekommen wäre, war wegen der vielen Seelsorgsarbeiten, die es an jenem Tage in Triashill selber gab, zu unangelegen.

Welch' eine Freude nun bei jung und alt, als sich die Kunde hiervon verbreitete! Ich sagte es auch den Leuten in „St. Barbara“ und fragte, ob sie auch dabei sein wollten? „Gewiß, gewiß“, tönte es von allen Seiten, und die Christen fügten bei: „Wir wollen an jenem Tage auch beichten und in „St. Paul“ die hl. Kommunion empfangen!“ Ich bestärkte sie in ihrem Vorhaben, denn der Empfang der hl. Sakramente ist doch immer die beste Art und Weise, einen kirchlichen Festtag würdig zu begehen.

Montag, den 24. Juni, am St. Johannitag, wurde in „St. Paul“ alles festlich hergerichtet. Michael schmückte und zierte seine Schule, die ja am nächsten Tage zum Kirchlein werden sollte, mit Blumen und frischem Grün, während ich selbst in „St. Barbara“ alle zur Feier der hl. Messe nötigen Sachen einpakte und nach „St. Paul“ schickte. Endlich nahte der schöne Festtag selbst.

Der Hochw. P. Adalbero Fleischer, unser allverehrter Superior und Missionar, traf trotz des dreistündigen Weges und der scharfen Kälte, die an jenem Wintermorgen herrschte — alle Dächer und Wiesengründe waren mit schneeweißem Reif bedeckt — schon um sieben Uhr morgens in „St. Barbara“ ein. Von den Schwarzen war noch kein Mensch da, denn sie pflegen im Winter erst ihre Hütten zu verlassen, wenn die Sonne hell und klar am Himmel steht. Der seeleneifrige Priester betete zunächst sein Brevier und hörte dann einige Christen Beicht, die inzwischen herbeigeeilt waren und die in „St. Paul“ kommunizieren wollten. Gegen acht Uhr wurden unsere zwei Eselchen, Bläck und Schilling, gesattelt, dann ging es frisch und fröhlich in die Berge hinein. Wir wählten einen neuen, erst kürzlich entdeckten Weg; er ist zwar um eine halbe Stunde länger, doch viel bequemer als der Fußpfad, den unsere Schwarzen gingen und der stellenweise so steil ist, daß man ihn kaum zu Fuß überschreiten kann.

Gegen zehn Uhr waren wir an Ort und Stelle. Es standen schon gegen 200 Leute, alt und jung, parat und warteten auf unsere Ankunft. Die einen waren von „St. Paul“, die anderen von „St. Barbara“ gekommen. Michael konnte stolz sein auf sein Kirchlein, denn er hatte es von innen und außen prächtig geschmückt. Während ich selbst den Altar herrichtete, hörte P. Superior noch einige Christen Beicht; dann begann das hl. Meßopfer, das erste, das hier in „St. Paul“ gefeiert wurde; während der heiligen Feier sangen die Schüler von „St. Paul“ und die Leute von „St. Barbara“ verschiedene religiöse Lieder, das Schönste aber war, daß sich nach dem Agnus Dei 56 schwarze Neuchristen dem Altare näherten, um mit erbaulichster Andacht die hl. Kommunion zu empfangen. Nach der hl. Messe stimmten die Christen das hl. Geist-Lied an und hörten sodann in lautloser Stille auf die Worte des Predigers, der in ihrer Landessprache gar viel Schönes und Treffliches über die Tugenden und Verdienste ihres

großen Patronen, des hl. Paulus, vorbrachte, sowie über die Segnungen des christlichen Glaubens, den jener als der Erste den Heidenvölkern verkündete. Alles war tief gerührt, ja Michael, der mehrerwähnte schwarze Lehrer, zeigte sich von allem, was an jenem Tage in „St. Paul“ geschah, so ergriffen, daß er zum Schlusse aus voller Brust ein Lied anstimmte, ganz nach eigener Konzeption, neu nach Inhalt, Form und Melodie.

Nach einem karglichen Mittagsmahle überließen sich die guten Schwarzen eine Weile dem Gesang und Spiel; denn ohne Tanz und Gesang können sie sich kein Fest denken, es erschiene ihnen sonst wie eine ungesalzene Suppe. — Wir brachen zeitig wieder auf; P. Superior hatte noch einen weiten Weg vor sich, denn er wollte noch am gleichen Tage zurück nach Triashill. Unter dem lauten Zuruf: „Munawanga, baba, lebe wohl, auf Wiedersehen, Vater!“ verabschiedeten sich die dankbaren Schwarzen von ihrem geliebten Seelenhirten und kehrten dann ebenfalls in ihre Kraale zurück. Es war ein schönes Fest gewesen, das ihnen unvergeßlich bleiben wird auf viele, viele Tage hinaus.

Wenn ich vorhin sagte, der gute Michael habe seine Schule so festlich geschmückt, und ich selbst hätte zum hl. Opfer den Altar hergerichtet, so kann ich zum Schlusse nicht umhin, eine kleine Andeutung zu machen von der großen Armut, die noch in „St. Paul“ besteht. Nur zwei der vier Fensteröffnungen sind mit Glas und Rahmen versehen, die beiden andern gähnen noch als unheimliche Löcher in die Landschaft hinein; der Altar ist aus bloßem Stedenwerk und ein paar alten Kistenbrettern mühsam zusammengefügt, ein ehemaliges Seifenfistchen dient als Tabernakel. Darauf steht ein armeliches Kreuzifix, und an der Rückwand hängen drei ärmliche Bilder. Diese Schätze sind von „St. Barbara“ gekommen; mehr konnte die kleine Außenstation, die selbst noch in den Kinderstufen steckt, nicht geben. Nicht einmal ein Glöcklein hat „St. Paul“. Es soll zwar schon eines auf dem Wege sein, doch bis es kommt, wird zum Zeichen, daß die Schule oder der Gottesdienst beginnt, auf einer alten Hacke gehämmert. Ist niemand da, der noch ein Scherlein übrig hätte für „St. Paul“? Ich fange heute schon an, mit meinen Kindern in „St. Barbara“ für die guten Wohltäter zu beten, die uns mit ihren frommen Spenden zu Hilfe kommen wollen, und der brave schwarze Lehrer in „St. Paul“, unser Michael, betet mit seinen 40 Kindern auch fleißig mit. Sollen die guten armen Leuten in ihrer Hoffnung getäuscht werden? Sicherlich nicht!

Eine starke Frau.

Von Schw. M. Bonaventura, C. P. S.

Mariatrost. — Vor einiger Zeit kam ein schwarzer Bote hierher mit der Meldung, draußen bei der Wohnung eines gewissen Thomas, etwa eine Wegstunde von unserer Missionsstation entfernt, liege ein armer Kranker, der nicht mehr gehen könne und vom lebhaften Wunsche beseelt sei, zur Pflege hierher gebracht zu werden.

Schnell wurde nun eine primitive Tragbahre zurecht gemacht, worauf sich unser schwarzer Katedhet in Begleitung einiger robuster Kaffernmädchen auf den Weg machte, den Kranken zu holen. In verhältnismäßig kurzer Zeit kamen sie mit ihm zurück und trugen ihn in das für auswärtige Kranke bestimmte Lokal, wo er auf ein weiches Lager gebettet wurde. Als sich der Kranke etwas ausgeruht hatte, fragte ich ihn, wie er denn aus

so weiter Ferne zu uns gekommen sei? Da erzählte mir seine Frau, die neben ihm saß, folgendes:

„Mein Mann ist schon lange krank. Unlängst hörte er, wie die Ama-Roma (katholischen Missionare) so lieb und gut gegen die Kranken seien, und da wollte er um jeden Preis zu euch gebracht werden. Doch wie das anstellen? Wir haben weder Wagen, noch Pferd und mein Mann konnte nur mit Mühe einige Schritte machen. Da faßte ich den Entschluß, ihn persönlich zu euch zu tragen. Es ging allerdings schwer; oft und oft mußte ich meine Bürde niederlegen, um einige Zeit zu rasten. So wanderte ich über Berg und Tal, von einem Hügel zum andern, von einem Bache zum andern mit vieler Mühe und Anstrengung. Am Abend übernachteten wir in einem Kraal. Am kommenden Morgen nahm ich in aller Frühe meine Last wieder auf, doch wurden die Strecken, die ich mit meinem Manne zurücklegte, immer kürzer und kürzer, und als die Sonne unterging, verließen mich die Kräfte derart, daß ich nicht mehr weiter konnte. Wir legten uns daher in der Nähe eines Kraales in's Gras nieder, um da zu übernachten. Der Kraalbesitzer, ein Christ — es war der oben erwähnte Thomas — hatte uns bemerkt und kam nun heraus, um uns für die Nacht über in sein Haus einzuladen. Am nächsten Morgen aber schickte er einen Boten zu euch, und dann kamen eure Mädchen und trugen meinen Mann hieher.“ — So die Frau.

Ich gestehe, ich konnte mich nicht genug über die Stärke und Opferwilligkeit dieses heidnischen Kaffernweibes wundern. Ihr Mann war allerdings etwas klein und abgemagert, immerhin aber war es vonseits dieses seines Weibes eine geradezu athletische Leistung, eine solche Bürde in der afrikanischen Sonnenhitze zwei Tage lang bergauf und bergab zu schleppen. Ich frage, wäre jede christliche Frau zu einem ähnlichen Opfer bereit, selbst wenn ihr die Kräfte dieser Kaffernfrau zur Verfügung ständen?

Der Mann selbst verlangte gleich in der ersten Stunde seines Hierseins nach der hl. Taufe. Da jedoch allem Anscheine nach noch keine unmittelbare Gefahr vorhanden war, bestimmte P. Superior, ihn zuvor in der christlichen Religion hinreichend zu unterrichten. Eines Tages wiederholte der Kranke dringender und öfter als je seine Bitte; P. Superior gab schließlich nach und taufte ihn auf den Namen „J o s e f“. Am folgenden Tag — es war gerade ein Sonntag — besuchten ihn zu seiner nicht geringen Freude einige unserer Missionschwester, und ich selbst hängte ihm eine Muttergottes-Medaille um den Hals, worüber er ganz glücklich war. Er saß noch am Feuer, und kein Mensch dachte an die Nähe seines Todes. Doch siehe, schon in der kommenden Nacht holte ihn, der noch mit dem unbefleckten Kleide

der Taufschuld geschmückt war, der Tod als Himmelsbote ins bessere Jenseits ab. —

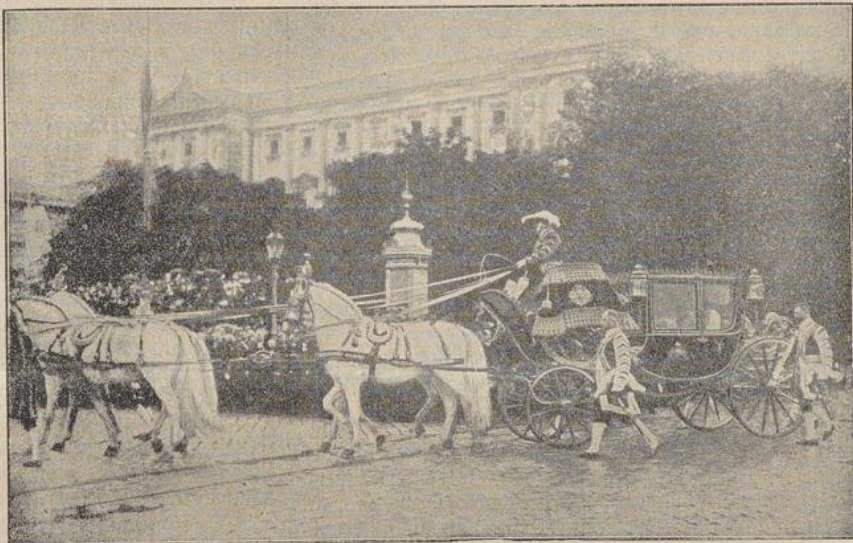
Seine Frau, die seitdem christliche Kleidung trägt, und zeitweilig in die Kirche kommt, hat inzwischen einen zweiten Mann genommen. Möge es ihr gestattet sein, auch diesen dem Himmel zuzutragen, um zuletzt selbst der Krone des Lebens teilhaftig zu werden!

Am Gottes Lohn.

Von Schw. Candida Grewe, C. P. S.

M.-Ratschitz. — Es war im Juli 1911; kommt da eines schönen Tages ein Kaffers sechsspännig angefahren! Er hatte nämlich sechs entlehnte Maulesel vor seinem Karren und auf demselben lag sein altes, blindes und krankes Mütterchen, Monika mit Namen. Dieses brachte er uns als Präsent.

Wie kam denn das? Monika, schon seit Jahren



Der Galawagen mit Kaiser Franz Josef und dem Thronfolger beim eucharistischen Kongresse in Wien

Christin, hatte zwei Kinder, einen Sohn und eine Tochter. Ihr Sohn, der noch Heide war, hatte eine Protestantin zur Frau genommen; Tochter und Schwiegersohn dagegen waren katholisch. Sie wohnte zuerst bei ihrem Sohne, dann bei der Tochter, und da sie sich in beiden Familien mehr als überflüssig fühlte, äußerte sie den Wunsch, zur Missionsstation gebracht zu werden, um da in Frieden zu sterben. P. Superior war damit einverstanden, und so kam die alte, blinde Monika zu uns.

Sie wurde neben der Apotheke in einem primitiv ausgestatteten Lokale einquartiert, wo sich schon zwei Insassen, ein älteres Mädchen, Namens Maria, und eine Witwe, Veronika genannt, befanden. Letztere kannten unsere Monika seit Jahren und rühmten, daß sie früher in ihren gesunden Jahren trotz der beträchtlichen Entfernung immer gar regelmäßig zum Gottesdienste gekommen sei. So ließ sich also bezüglich eines familiären Zusammenwohnens der Dreien das Beste hoffen.

Auf die Frage nach ihrem Befinden, klagte Monika bloß über Kopfweh. Ich staunte, denn die blinden

Augen, aus denen eine schmutzigbraune Flüssigkeit quoll, mußten ihr doch auch sehr wehe tun. Ich wusch sie daher fleißig mit Augenwasser aus, worauf die Wunden zu heilen begannen. Doch das Augenlicht kehrte nicht wieder. Und doch wäre Monika wieder gar so gerne sehend geworden, um, wie sie sagte, wieder a r b e i t e n zu können. Müßig dasitzen in ewiger Nacht, war ihr, der einst so gesunden, rüstigen Frau, etwas Unerträgliches. Sie fühlte sich auch trotz ihrer hohen Jahre gar nicht alt und wollte um keinen Preis zu den Alten gerechnet werden. Wie alt sie eigentlich war, wußte niemand genau, sie selbst am wenigsten. (Fast kein älterer Kaffer vermag anzugeben, wann er denn eigentlich geboren sei; höchstens kann er sagen, daß er im Frühling oder im Winter oder zur Zeit der großen Heuschreckenplage auf die Welt gekommen, denn so hatte er wiederholt von seinen Eltern erfahren.)

Anfangs ging alles gut. Wenn ich am Morgen in mein „Sanatorium“ kam, rief mir Monika, die mich beim ersten Schritt erkannte, schon von Ferne zu: „Inkosazana, umuti, umuti bo, Schwester, Medizin, gib mir doch eine Medizin!“ — „Welche Medizin?“ — „Pflanze ich zuweilen zu fragen.“ — „O, du weißt es schon! Eine Medizin gegen meine Kopfschmerzen, eine Medizin für meine Augen, und auch noch eine zum Trinken.“ Letztere bestand aus Vermuttee, und dieses Getränk stand bei ihr in hohem Ansehen; denn es war kräftig und stark, man fühlte da ordentlich, daß man etwas zum Schlucken bekam; und hatte sie das eine Täßchen geleert, so konnte sie kurz darauf schon um ein zweites und drittes bitten. Bei mir aber hieß es: „Sparen“, sonst hätte die gute Monika in wenigen Tagen mit meiner ganzen Apotheke aufgeräumt.

Auch mit ihren beiden Leidensgenossinnen harmonierte sie anfangs leidlich gut. Dann aber kamen Klagen: „Monika spricht so viel in der Nacht, sodaß man nicht ruhig schlafen kann! Monika geht, obgleich sie blind ist, so viel umher, wirft dies und jenes um und stoßt überall an!“ . . . Nun gab's Ermahnungen, Zurechtweisungen, zuletzt sogar Drohungen. Die schwerste Drohung war die: man schicke sie wieder heim in ihren alten Kraal. Doch dagegen protestierte unsere Monika ganz entschieden. „Nein,“ pflegte sie zu sagen, „ich gehe nicht mehr fort! Ich habe meine Heimat verlassen und bin nun da; h i e r ist meine Heimat!“

Bald hieß es: „Monika ist irrsinnig, sie hat den Verstand verloren.“ Ihr Zustand besserte sich zwar wieder etwas, doch blieben ihre Geisteskräfte derart geschwächt und verdunkelt, daß sie nicht einmal mehr allein das hl. Kreuzzeichen machen konnte. Jetzt gab sie selber zu, daß sie alt, sehr alt geworden sei und bat wiederholt, man solle den „Baba“, den P. Superior, rufen. Er kam, sprach ihr Mut zu und spendete ihr, da sie von Tag zu Tag schwächer und gebrechlicher wurde, die letzte Delung. Beichten konnte sie nicht mehr, auch trug man Bedenken, ihr die hl. Kommunion zu reichen. Am letzten April 1912 entschlief sie friedlich im Herrn.

Drei Wochen später kam ihr Sohn, der sie neun Monate zuvor sechsspännig hierher gebracht hatte. Er sagte, er sei im fernen Johannesburg gewesen und komme nun, um uns zu danken für all das, was wir seiner frankten, blinden Mutter getan. Es war immerhin schön von diesem Heiden, daß er in solcher Weise dankte; denn in der Regel nimmt der heidnische Kaffer jede Wohlthat, auch die größte, ohne Dank als etwas Selbstverständliches hin. Unsern eigentlichen Dank erwarten wir allerdings nicht von Menschen, sondern von

demjenigen, der gesagt hat: „Was ihr dem Geringsten von euren Mitmenschen getan, das habt ihr mir getan.“ Wir arbeiten um Gotteslohn.

Dem Gelöbniße treu.

9. Kapitel.

Allethas Grab.

Ich will nicht versuchen, den Schmerz zu schildern, der meine Seele erfüllte, als Allethas ihre Augen schloß zum letzten Schlummer. P. Ignatius aber tröstete mich mit den Worten: „Es ist Gottes Wille, mein Sohn, unterwirf dich in Demut seinen unerforschlichen Ratschlüssen.“ Dann betete er zu Gott: „Herr Jesu Christe, ich beschwöre dich durch dein heiliges, kostbares Blut, vollende das Werk, das du im Herzen dieses Jünglings begonnen und laß seine arme, irrende Seele den wahren Frieden finden!“

Der Missionar wollte Allethas auf der Missionsstation mit allen kirchlichen Zeremonien begraben, ich aber ging darauf nicht ein. „Allethas Jugend und Leid waren der Welt unbekannt,“ entgegnete ich, „so sei es auch mit ihrem Grab.“ — Wir kamen überein, Allethas beim frühen Morgenrot unter dem Joche jener seltsamen Brücke am Eingange des Friedhofes zu begraben.

Der Eremit hüllte die Leiche in ein Stück europäischer Leinwand, von der Hand seiner Mutter gewebt; es war das einzige Andenken, das ihm von der alten Heimat her geblieben war und das er schon seit langer Zeit für sein eigenes Grab bestimmt hatte. Ich selbst bereitete einen Teppich aus Feln und Immergrün und legte Allethas darauf. In ihr Haupthaar flocht ich Rosen und Lilien, und ihren ganzen Leib bedeckte ich mit Blättern und Blumen. Sie lag da wie ein Engel Gottes. Ihre Augen waren geschlossen, die alabasternen Hände wie zum Gebete gefaltet und dazwischen hielt sie ein Kreuzifix aus Ebenholz. Ich habe nie etwas Himmlischeres gesehen; man hätte sie für ein Bild der schlafenden Jungfräulichkeit halten können.

Der Missionar betete die ganze Nacht und ich saß schweigend und sinnend neben der Leiche. Von Zeit zu Zeit tauchte er einen grünen Zweig in geweihtes Wasser und besprengte Allethas mit demselben, dann betete er wieder aus einem großen Buche.

Inzwischen bildete sich ein goldener Streifen im Osten. Die Ströme und Wälder hauchten dicke Nebelmassen aus, die Sperber schrien auf den Felsen, und die Eulen kehrten in ihre Höhlen zurück: für uns das Signal zum Aufbruch. Der Eremit nahm ein hölzernes Kreuz und einen Spaten und ging vor mir her; ich folgte ihm, Allethas Leiche in den Armen. Langsam stiegen wir von Fels zu Fels in die Ebene hinab. O welch' ein trauriger Zug war das!

Endlich kamen wir unter der Brücke an. Ich legte Allethas in dem ausgetrockneten Bette eines Flusses nieder und begann mit dem Missionar für die Tochter der Wüste ein Grab zu schaufeln. Die traurige Erinnerung daran wird mir bleiben bis zum Ende meiner Tage. Als das Grab fertig war, legte ich das Liebste und Teuerste, was ich hienieden hatte, hinein. Ich nahm ein wenig Erde in die Hand, und Tränen entzündeten meinen Augen, als ich die Erde des Schlafes über eine Stirne von achtzehn Frühlingen austreute, und die Züge Allethas für immer meinen Augen entchwanden. „Lopez“, rief ich aus, „komm und sieh“, wie dein geistlicher Sohn deine leibliche Tochter begräbt,“



Einkauf des hl. Nikolaus.

Verlag, Berlin 68.

und errichtete sodann den Hügel über dem Grabe meiner Braut. Der Priester pflanzte ein Kreuz darüber auf, besprenkte es mit Weihwasser und sprach Worte des Segens. —

Wir kehrten in die Grotte zurück. Ich teilte dem Missionär meinen Entschluß mit, in seiner Nähe mich anzusiedeln. Doch der erfahrene Greis durchschaute die List, welche der Schmerz mir eingab, und erwiderte:

„Madonda, Sohn des Itahisse, da Metha noch lebte, habe ich euch selbst geraten, bei mir zu bleiben; jezt aber ist dein Schicksal geändert. Du schuldest dich deinem Vaterlande. Drum kehre zurück zum Mississippi und tröste deine Mutter, die um dich weinet alle Tage und deiner bedarf in ihrem Alter. Laß dich in der Religion deiner Braut unterrichten und vergiß nicht, daß du Metha versprochen hast, ein guter Christ zu werden. Reise ab, mein Sohn! Gott, die Seele deiner Schwester und das Herz deines alten Freundes werden dich begleiten!“

So sprach der Eremit, und ich mußte ihm recht geben. Als am nächsten Tage die Sonne hinter den Bergen aufging, nahm ich Abschied von meinem edlen Gastwirt. Der gute Vater drückte mich feuchten Blickes an sein Herz und gab mir seinen priesterlichen Segen. Dann schied ich von ihm auf immer. Nochmals wanderte ich zum Grabe Methas hinab. Ich war beinahe versucht, es zu öffnen, um nochmals ihr Antlitz zu sehen, doch eine heilige Scheu hielt mich davon zurück. Mich auf die feuchte Erde niederlassend, verank ich in traurigen Gedanken. — O René, auf dem Grabe Methas habe ich so recht über die Hinfälligkeit alles Irdischen nachgedacht. O wie eitel ist der Menschen Tun und Streben! Viele Tage habe ich bereits gesehen, der Schnee des Alters hat sich auf mein Haupt gelegt, aber ich habe keinen Menschen gefunden, der nicht in seinen Träumen von irdischem Glück getäuscht worden wäre, kein Herz, das nicht seine geheime Wunde trug.

Als schon die Abendröte mit ihrem Purpurglanz den Westen rötete, und die Wälder dunkle, gigantische Schatten warfen, schickte ich mich endlich an, den Ort zu verlassen. Dreimal rief ich Methas Schatten, — und dreimal beantwortete der Geist der Wüste meinen Ruf unter dem Joch der Brücke. Dann sank ich auf die Kniee, umflammerte das Kreuz auf dem Grabeshügel und rief: „Schlafe in Frieden, unglückliches Mädchen, in fremder Erde. Siehe, zum Lohne für all' deine Liebe und Treue verläßt dich nun sogar dein Bräutigam Madonda!“ Dann stand ich auf und riß mich los von diesem Orte der Tränen. —

Der Greis hatte seine Erzählung beendet. Am wolkenlosen Nachthimmel glänzte der Vollmond. Sein sanftes Silberlicht brach sich in den hellen Tropfen, welche über die Wangen der beiden Männer rollten. Leicht glitten die Rähne über die schweigenden Wasser. Ein sanfter Wind blähte ihre Segel und spielte mit den schneeigen Locken des blinden Greises, als habe er Mitleid mit seinen Schmerzen und wolle ihn trösten. Aus den Wäldern aber rauchte es wie die Klage über ein längst verlorenes Gut.

* * *

Viele Jahre waren seit Methas Tod verflossen, da zog eines Tages ein einsamer Wanderer durch das Gebirge, an dessen Fuß die Mission des P. Ignatius lag. Wohl brausten die Stürme durch die mächtigen Wälder, wohl wälzte der Strom seine Fluten wie ehemals dem Meere zu, doch die Menschen, welche einst diese Wildnisse belebten, sie waren nicht mehr.

Der Wanderer mochte das wohl wissen, denn das Schweigen und die Ruhe, welche ihn umgaben, schienen ihn nicht zu befremden; auch bekundete er eine merkwürdige Ortskenntnis, denn nachdem er einige Zeit über die Felsen geklettert, wandte er sich plötzlich seitwärts und schlug einen schmalen Gebirgspfad ein, der sich zwischen überhängenden Felsen hindurchwand und zur

Grotte des Eremiten führte. Sie und da stieg ein Sperber, aufgeschreckt durch die nahenden Tritte, mit heiserem Schrei von den Felsen auf, dann war wieder alles still.

Je näher der Wanderer der Grotte kam, um so langsamer wurden seine Schritte, und als er endlich den Eingang der Höhle vor sich sah, blieb er stehen, kreuzte die Arme vor der Brust und sah mit einem Blick voll tiefer Wehmut vor sich hin. Wohl grünt und blühten die Akazien und Lorbeerbäume, welche die Höhle umstanden, doch der Greis, dessen sorgsame Hand sie einst gepflegt, wandelte nicht mehr unter ihrem Schatten. Die Natur hatte wieder Besitz ergriffen von seiner Wohnung; Dornen und wildes Gestrüpp wucherten auf dem Boden der Grotte, und ein dichtes Schlingengewächs drohte den Eingang zu versperren. Einen Augenblick starrte der Mann in das Dunkel der Höhle, dann trat er hinein, und sank tränenden Blickes zur Erde nieder. — Es war Madonda. —

Schmerzlich bewegt, betrachtete er jene Räume, an die sich für ihn so überaus traurige Erinnerungen knüpften, und Bilder längst vergangener Zeiten zogen wieder gar lebhaft an seinem Geistesauge vorüber. Er küßte den Boden, der seine Metha getragen, dann erhob er sich, brach einen Zweig vom nächsten Strauch und verließ die Höhle. Vor dem Eingang ließ er sich auf ein Felsenstück nieder und verank in trüben Sinnen. — Wo waren doch jene Menschen, mit welchen ihn hier das Geschick zusammengeführt hatte? Sie waren alle tot. Die europäischen Kolonisten hatten die Indianerstämme ungewöhnlich erbittert, und da waren eines Tages die Wilden aufgestanden und hatten alle Europäer samt den neubefehrten Christen ermordet.

Ein Haufe überfiel auch die Mission des P. Ignatius. (Es war zur Zeit, als Madonda auf französischem Boden als Gefangener weilte.) Die rohen Heiden brannten alle Hütten nieder, töteten ihre Bewohner oder schleppten sie in die Gefangenschaft mit sich fort. P. Ignatius wurde mit vielen anderen zum Scheiterhaufen verdammt und unter den gräßlichsten Qualen zu Tode gemartert. Kein Schmerzenslaut kam über die Lippen des Dieners Gottes; mutig ertrug er die grausame Pein, und wie ein zweiter Stephanus hörte er nicht auf, für seine Feinde zu beten. Er tröstete seine Leidensgenossen und frönte sein Tagewerk durch ein herrliches Martyrium.

Wenige Jahre nachher kehrte Madonda aus seiner Verbannung zurück. Er erfuhr das Schicksal seines greisen Freundes und machte sich auf, seine und Methas Asche zu sammeln. Und so finden wir ihn denn heute auf dem Felsen wieder, den einst der Missionär durch seine Werke geheiligt hatte.

Allmählich löste sich sein Schmerz in stille Wehmut auf und er stieg vom Berge nieder, um das Grab seiner Metha zu besuchen. Derselbe Pfad, auf dem er einst ihre entseelte Hülle zur letzten Ruhe getragen, führte ihn wieder hinab und bei der Erinnerung an jenen Schmerzensgang flossen neuerdings seine Tränen. Wenige Schritte noch, und er mußte jene Brücke sehen, unter deren Joch Metha ruhte — doch siehe, die Brücke war nicht mehr; sie war eingestürzt, und ihre Trümmer hatten Methas Grab und einen Teil des indianischen Friedhofes verschüttet. „So mußte mir auch dieser letzte Trost geraubt werden!“ rief er verzweifelt aus und wandte sich weg von diesem Orte des Schreckens.

Er schlug den Weg zum Christendorfe ein. Da bot sich ihm ein neues Bild irdischer Vergänglichkeit dar.

Das Dorf war vollständig verschwunden, der See war ausgetreten und hatte die fruchtbare Savanne in einen Sumpf verwandelt. Nur der alte Lindenbaum stand noch mit dem großen Kreuze darunter, wo einst der Missionar die heiligen Geheimnisse gefeiert hatte. Er näherte sich dem kleinen Hügel, auf dem es stand. Das Kreuz war morsch geworden; zartes Moos bedeckte den unteren

Teil, und eine wilde Rebe hatte ihre Ranken um seinen Stamm geschlungen. Von einer dunklen Ahnung getrieben, grub er am Fuße des Kreuzes die Erde auf und fand die Gebeine eines weiblichen Wesens. Die Reste von einem weißen Tuch und einem langen Schleier überzeugten ihn, daß es die teuren Ueberreste seiner geliebten Aetha waren, die offenbar der Missionar unter



Spinnen und Sinnen. Nach dem Gemälde von E. Rau. Haage, Leipzig-Neuditz, Kohlgrabenstraße 14

jener Brücke ausgegraben und hier neuerdings bestattet hatte. Er hüllte sie in ein mitgebrachtes Bärenfell ein, und verließ dann für immer jene Stätte, wo er einst sein Lebensglück zu Grab getragen hatte.

Madonda kehrte zu seinem Stamme zurück. Methas Gebeine waren ihm das Teuerste, was er auf Erden besaß; nachts legte er sie unter sein Haupt, und süße Träume von längst entschwundenem Glück woben dann ihre Bilder um sein schon teilweise ergrautes Haupt. So lebte er mehr der Vergangenheit als der Gegenwart und für die Zukunft hatte er nur den einen Wunsch, möglichst bald mit Metha vereinigt zu werden. Zuletzt wurde er noch blind und mußte seine alten Tage in ewiger Nacht verbringen.

Kurze Zeit nach jener Jagd, von der wir eingangs unserer Erzählung gesprochen, kam ein katholischer Missionär in jene Gegend. Madonda glaubte nun nicht länger zögern zu dürfen; er nahm das Christentum an und erhielt bei der heiligen Taufe den Namen Antonius. Jetzt konnte er mit dem greisen Simeon sagen: „Nun, o Herr, laßest du deinen Diener in Frieden scheiden!“

Die Scheidungsstunde sollte nur allzu bald schlagen. Ahermals brachen Unruhen zwischen den Europäern und den Indianern aus. Es kam zu einem furchtbaren Blutbad, in dem auch Antonius und sein Adoptivsohn René das Leben lassen mußten. Sie starben gern, denn sie wußten, es gehe der ewigen Heimat zu.

Der Tod trennt die Menschen und vereinigt sie wieder!

Christkindlein und Christbäumchen.

Christkindlein kommt, ist schon auf Reisen;
Bei Kindern kehrt es gerne ein.
Der Stern, der einst geführt die Weisen,
Darf leuchtend sein Begleiter sein.

Christbäumchen steht in meinem Herzen;
Viel bunte Gaben hängen dran.
Doch fehlt noch Licht den kleinen Kerzen. —
Christkindlein, komm' und zünd' sie an!

W. Edelmann.

Gehet zu Joseph!

Von den mannigfachen Berichten über auffallende Gebetserhörungen nach vertrauensvoller Anrufung des hl. Joseph, die uns in jüngster Zeit zugegangen, wollen wir für diesmal bloß folgende mitteilen:

„Nicht wahr, Vater.“ sprach jüngst mein elfjähriger Sohn, „der hl. Joseph hat uns auch diesmal wieder geholfen!“ Er hatte recht; nach Abhaltung einer zweimaligen Novene hatten wir abermals in ganz merkwürdiger Weise die Hilfe des großen Heiligen erfahren. Die Sache verhielt sich das erstemal so:

Ich bin ein einfacher Bauunternehmer auf dem Lande und hatte vor zwei Jahren verschiedene Arbeiten zu einem großen Neubau geliefert. Da kam ich plötzlich nebst anderen Geschäftsleuten in Gefahr, durch Unterschlagung des Generalunternehmers mein Guthaben zu verlieren. Trotz aller möglichen gesetzlichen Schritte hatte ich beinahe all mein Hab und Gut verloren. Not lehrt beten. Ich wandte mich mit meiner ganzen Familie an den hl. Joseph. Das war Mitte Februar 1910. Am siebenten Tag der ersten Novene, die wir hielten, traf schon eine günstige Nachricht ein. Wir begannen sogleich vertrauensvoll eine zweite, und siehe, am 1. März erhielt ich für mich und die anderen Geschäftsleute den vollen

Betrag ausbezahlt. Nachträglich sage ich dem hl. Joseph dafür meinen besten, herzlichsten Dank!

Der zweite Fall lag ähnlich. Ich hatte für einen reichen Herrn eine Villa zu bauen. Alles wurde zur vollsten Zufriedenheit ausgeführt; es kam von allen Seiten Lob, ich erhielt erstklassige Zeugnisse und wurde überall empfohlen. Da plötzlich kam etwas dazwischen. Teure Prozesse schienen unvermeidlich zu sein. Schon hatte ich gerichtliche Schritte getan, als ich wieder meine Zuflucht zum hl. Joseph nahm und zwar mit bestem Erfolg. Am letzten Tag der zweiten Novene war alles glatt geregelt. Die Veröffentlichung im Vergißmeinnicht ist die Folge eines Versprechens.

Künftig mag kommen, was da will, ich baue und vertraue auf den hl. Joseph, bis ich dereinst in einem kleinen hölzernen Bau meine letzte Ruhe finden werde. Gewiß, der hl. Joseph wird mir dereinst auch zu einer guten Sterbestunde verhelfen, denn es ist unerhört, daß jemand umsonst seine Hilfe vertrauensvoll anrufen.“

Eine Abonnentin schreibt: „Ruß ebenfalls dem hl. Joseph meine Dankeschuld abtragen. Ich bin Seminaristin und stehe vor dem Examen. Früher hatte ich mit meinen Studien viel Mühe; trotz allen Fleißes wollte es nicht recht vorangehen. Da nahm ich meine Zuflucht zum hl. Joseph, von dessen Hilfe ich im Vergißmeinnicht so viel gelesen hatte; und siehe, der große Heilige hat mir geholfen. Meine Noten wurden besser, ich bekam neue Freude zum Studium und sehe nun ohne Bangen dem Examen entgegen. Möge mir der hl. Joseph auch künftighin mit seiner mächtigen Hilfe beistehen!“

„Wegen heftiger Kopfschmerzen“, schreibt ein junger Student, „mußte ich mehrere Wochen lang vom Unterricht fern bleiben. Damit kam ich in meinen Studien soweit zurück, daß mein Vorrücken in die höhere Klasse recht gefährdet war. Da betete ich recht vertrauensvoll zum hl. Joseph und zur allerseeligsten Jungfrau Maria; und nicht umsonst, denn als vom Herrn Professor das Schlussergebnis verkündet wurde, vernahm ich zu meiner großen Freude, daß ich unter den Promovierten sei. Ich spreche damit dem hl. Joseph meinen öffentlichen Dank aus und werde auch in Zukunft eine kindliche Andacht zu ihm pflegen. Die Macht seiner Fürbitte bei Gott ist ohne Grenzen.“

Den Genannten schließt sich ein Familienvater an; er schreibt: „Es drohte unserer Familie eine recht unliebsame Verwicklung; ein feindseliger Prozeß mit all seinen schlimmen Folgen stand in Aussicht. — Ich wandte mich an den hl. Joseph und fand Erhörung, ebenso in einem zweiten Falle, bei dem es sich um Genesung eines wertvollen Haustieres handelte. Veröffentlichung war versprochen. Wenn ein schweres Anliegen drückt, gehe nur vertrauensvoll zum hl. Joseph; er wird ihm durch die Macht seiner Fürbitte sicher helfen; ich spreche aus Erfahrung.“

Eine langjährige Abonnentin des Vergißmeinnicht läßt sich also vernehmen: „Auch mir hat der hl. Joseph schon wiederholt in großen und schweren Anliegen geholfen, wofür ich ihm hiemit meinen öffentlichen Dank abstatten will. Der merkwürdigste Fall seiner väterlichen Hilfe war dieser: Mein Mann war so schwer erkrankt, daß der Arzt jede Hoffnung auf Wiedergenesung aufgab. In meiner Not und Herzensangst betete ich mit aller Inbrunst zum hl. Joseph; und siehe, schon nach wenigen Tagen trat eine auffallende Besserung ein. Jetzt ist mein Gatte wieder so vollkommen gesund, daß er ungehindert jeder Arbeit nachgehen kann. Tausend Dank dem großen heiligen Joseph!“

Den Schluß der diesmaligen Berichte bilde der Bericht eines Hochwürdigen Herrn Pfarrers aus W. Er lautet: „In einer wichtigen Angelegenheit nahm ich meine Zuflucht zum hl. Joseph und gelobte im Falle der Erhörung Veröffentlichung im „Vergißmeinnicht“. Da nun die Angelegenheit tatsächlich einen recht günstigen Verlauf genommen, so beeile ich mich, diesem meinem Versprechen nachzukommen und sage ebenfalls, wie so viele andere Leser Ihres Missionsblattes, dem hl. Joseph öffentlich meinen besten, herzlichsten Dank.“
D'rum gehet alle zu Josef, ihn hat der Herr gesetzt über sein ganzes Haus!

Des Lebens Rätsel.

Nach John Vaughan.

(Fortsetzung.)

Womit sollen wir unsere Erdenpilgerschaft vergleichen? Mit der Fahrt eines Schiffes über das Weltmeer. Die Dampfschraube verursacht ein wenig Geräusch, man sieht etwas Schaum, einen kleinen Wellenschlag in dessen nächster Nähe, und dann ist's vorbei. Das Wasser schließt und beruhigt sich wieder und nach wenigen Minuten findet man von der ganzen Wasserstraße nicht eine Spur.

Was ist dieses Erdenleben? Ein Dunst, der eine Weile in der Höhe schwebt und dann spurlos verschwindet. — Ein Vogel, der mit raschem Flügel Schlag seinen Weg durch die Lüfte nimmt. Wir schauen eine Weile zu ihm auf, dann ist er unsern Blicken entschwunden. Noch bevor wir oft Zeit finden zu rufen: „Da seht, seht!“ — ist er schon von der Finsternis verschlungen. —

Vor hundert Jahren existierte noch keiner von all denen, die diese Zeilen lesen; ich, der Schreiber, auch nicht. Nach weiteren hundert Jahren werden wir alle den Schauplatz dieser Erde schon längst verlassen haben. Das Leben ist wie ein Bindfaden, der zwei Ewigkeiten miteinander verbindet. Hier die Vergangenheit, aus der wir auftauchten, dort die Zukunft, der wir bald angehören werden. Man kann sagen, nur ein Moment trennt uns von ihr, und dennoch hängt von diesem Moment, von dieser im Vergleich zur Ewigkeit winzigen Zeitfrist unsere ganze Zukunft ab. —

Noch manch' andere Frage drängt sich uns auf. Sag' mir, wie kamen wir denn hierher? Daß wir uns nicht selber schufen, ist klar; ja wir wurden dabei nicht einmal zu Rate gezogen. Gott allein konnte uns erschaffen, und er allein tat es auch. Unsere Eltern waren nur seine gebrechlichen Werkzeuge. Frage die Mutter, wie sich bei dir Gebein an Gebein, gefügt, und wie die Nerven, Flecken und Muskeln deines Leibes zusammenwuchsen. Sie wird dir sagen: „Das weiß ich nicht; denn es war nicht mein, sondern Gottes Werk.“ Der Mensch vermag aus sich selbst nicht einmal das kleinste Blümchen hervorzubringen und nicht das geringste kriechende oder fliegende Insekt, um wie viel weniger einen mit einer unsterblichen Seele begabten Menschen. Versammle die großen Männer der Wissenschaft, die Chemiker, Naturforscher und Philosophen und ersuche, sie möchten eine einzige lebende Biene bilden, welche Honig aus den Blumen saugt, oder, wenn das zu viel sein sollte, eine

einzigste Stubenfliege, wie sie dort am Fenster summt, oder einen Apfel, einen Grashalm, ein einziges grünes Blatt. — Ach Gott, da stehen sie mit all ihrer Wissenschaft so ratlos da, wie törichte Schuljungen, und du könntest ebenso gut von ihnen verlangen, sie sollten eine neue Sonne am Himmel aufgehen lassen oder etlich tausend neuer Fixsterne, denn sie vermögen das eine so wenig, wie das andere.

Nein, nicht unseren Eltern, nicht menschlichem Wollen und Schaffen verdanken wir unser Dasein, sondern



Vater, bitte, geh' mit heim zur Mutter!

Gott. Er allein ist unser Herr und Schöpfer. D'rum gehören wir aber auch ihm allein an, viel mehr als das Bild dem Künstler gehört, der es malte, oder die Marmorstatue dem Meister, der ihr Gestalt, Ebenmaß und Schönheit verlieh. O daß wir doch von diesem Gedanken stets recht tief durchdrungen wären! Die höchste aller unser Pflicht ist und bleibt: Gott zu dienen, ihm, unserem absoluten Herrn und Gebieter, und ihn zu lieben als unsern Vater! —
(Fortsetzung folgt.)

Missionsvereinigung

der katholischen Frauen und Jungfrauen.

Eine Organisation, die nur in Deutschland und nur für das weibliche Geschlecht organisiert ist, aber allen Missionen der ganzen Welt dienen will, ist die

Missionsvereinigung der katholischen Frauen und Jungfrauen, die 1893 begründet wurde. 1902 erfolgte die förmliche Anerkennung der Missionsvereinigung durch den deutschen Episkopat. Ihr Sitz ist Koblenz, früher Fulda. Die Mittel, welche die Organisation in den Dienst der Missionen stellt, sind: Wort, Schrift, Gebet, Almosen. Durch Versammlungen und Vorträge und durch die Presse wird das Missionsinteresse geweckt. Jedes Mitglied zahlt pro Jahr mindestens 25 M und verpflichtet sich außerdem zu einem Opfer an Zeit und Arbeit, sei es zur Herstellung von Paramenten, Altarsteinen oder von Kleidungsstücken für die neuen Christen oder für die Missionare.

Große Summen werden verwandt zur Ausbildung einheimischer Priesterkandidaten und zum Loskauf von Heidenkindern, noch größere zur Gründung von Kirchen, Hospitälern und Missionsstationen. Die Vereinigung hat einen Kardinalprotektor an der Spitze und untersteht den hochwürdigsten Bischöfen, denen sie über ihre Einnahmen und Ausgaben Rechnung legen muß. Wiederholte Rundgebungen des jetzigen und vorherigen Papstes haben die Missionsvereinigung katholischer Frauen und Jungfrauen in ihrem Eifer ermutigt, und ein Schreiben der hochwürdigsten Bischöfe in Fulda 1910 hat ihrem Wirken volle Anerkennung gezollt und gewünscht, daß die Arbeiten in allen Diözesen immer mehr gefördert werden.

Heute umfaßt die Organisation 140 Tausend missionseifrige Frauen und Jungfrauen. In den zehn Jahren seit ihrer endgültigen Konstituierung konnte die Vereinigung alljährlich 10 000 M regelmäßig an die Mission abliefern, daneben noch höhere Gaben.

Oratio

ad obtinendos bonos operarios.

Expectatio Israel, Salvator ejus in tempore tribulationis, propitius de coelo respice, vide et visita vineam istam' rivos ejus inebria, multiplica genimina ejus et perlice quam plantavit dextera tua.

Messis quidem magna, operarii autem pauci. Rogamus ergo te, Dominum messis, ut mittas bonos operarios in messem tuam.

Multiplica gentem et magnifica laetitiam, ut aedificentur muri Jerusalem.

Domus tua haec, Domine Deus, vere sit domus tua. Non sit in ea, quaeso, lapis, quem manus tua sanctissima, non posuerit.

Quos autem vocasti, serva eos in nomine tuo et sanctifica eos in veritate! Amen.

Gebet

um gute Arbeiter im Weinberge des Herrn.

Erwartung Israels und sein Retter zur Zeit der Trübsal, blick gnädig vom Himmel herab, sieh an deinen Weinberg und suche ihn heim; fülle seine Wasserbäche, mehrere seine Sprößlinge und vollende ihn, den deine Rechte gepflanzt hat.

Die Ernte ist zwar groß, aber der Arbeiter sind wenige. Wir bitten daher dich, den Herrn der Ernte, daß du gute Arbeiter schicken mögest in deine Ernte.

Mehre das (gläubige Volk) und erhöhe seine Freude, damit die Mauern Jerusalems erbaut werden.

Dieses dein Haus, o Herr unser Gott sei in Wahrheit dein Haus. Es finde sich in demselben, wir bitten dich, kein Stein, den nicht deine hochheilige Hand gelegt hat.

Die du aber berufen, o Herr, erhalte auch in deinem Namen und heilige sie in der Wahrheit! Amen.

Pharao's „sieben magere Kühe“ in Steinschrift.

Aus Alexandria wird berichtet: Eine Entdeckung von weittragender Bedeutung hat Professor Brugsch gemacht. Es handelt sich um die Auffindung und Entzifferung von Hieroglyphen, die einen profan-historischen Bericht der „sieben mageren Jahre“ enthalten, wie sie Joseph dem Pharao nach dessen Träumen prophezeit hatte. Bisher hatte man außer dem Bericht der Bibel kein glaubwürdiges Zeugnis über die Teuerung in Ägypten; Spuren von Kornkammern, deren Entferrungszeit unsicher ist — das war alles. Aus den Inschriften, die Professor Brugsch entziffert hat, geht deutlich hervor, daß der Bericht der Bibel ein vollständig treuer Bericht der tatsächlichen Ereignisse ist; die Hieroglyphen beschreiben, daß die Ueberschwemmungen des Nil sieben Jahre hintereinander tatsächlich ausfielen, so daß die Ernten vollständig ausblieben und Hungersnot und Seuchen ausbrachen.

Auch die Zeitangabe, die die Bibel macht, stimmt. Bisher hielten manche die Angabe, daß um's Jahr 1700 v. Chr. die sieben mageren Jahre zu Ende waren, für willkürlich; aber die ägyptischen Inschriften bestätigen sie. Nach der Bibel muß Joseph um's Jahr 1729 v. Chr. nach Ägypten gelangt sein; nach einem Jahre wurde er in's Gefängnis geworfen, wo er etwa neun Jahre blieb, ehe er die beiden Hofbediensteten Pharao's den Mundschmek und Bäcker, kennen gelernt. Seine Befreiung trat tatsächlich 1711 v. Chr. ein; Pharao ließ sich von Joseph seine Träume auslegen und gab ihm die Tochter der Vizekanzlers der Universität von Heliopolis zur Frau; im selben Jahre begann er mit dem Bau der Kornhäuser, in denen während der folgenden sieben fetten Jahre das überflüssige Korn untergebracht wurde. Nun folgten die sieben mageren Jahre, deren altägyptischen Bericht Brugsch entdeckt hat. Nach der Bibel endeten die fetten Jahre 1708, und im Jahre darauf wanderten die Söhne Jakobs nach Ägypten, um Korn zu kaufen. 1706 ließ sich die ganze Familie Jakobs im Lande Gosen nieder, und erst um 1700 endeten, hiermit übereinstimmend, nach dem Berichte die sieben mageren Jahre.

Die größten Glocken der Welt.

Es dürfte nicht uninteressant sein, einiges über die größten Glocken zu erfahren. In dieser Beziehung gibt die nachfolgende genaue Statistik ein überraschendes Resultat. Die gewaltigsten Glocken des Deutschen Reiches sind: die Kaiserglocke im Dome zu Köln mit 500 Zentner Gewicht, die großen Glocken im Dome zu Erfurt, 275 Zentner, im Dome zu Magdeburg, 266 Ztr., die zweite größte Glocke im Kölner Dome, 224 Ztr., in der Elisabethkirche in Breslau, 220 Ztr., in der Petri-Paulskirche in Görlitz, 217 Ztr., die Glocken zu Hildesheim

und Halberstadt, jede 170 Ztr., und in der Marienkirche zu Danzig, 121 Zentner.

Außerhalb Deutschlands befinden sich die größten Glocken in Zütphen in Holland, wo die größte eines Glockenspiels von 26 Stück 400 Zentner wiegt, ferner in Olmütz, 358 Ztr., im Stefansdome zu Wien, 354 Ztr., in der Kathedrale zu Paris, 340 Ztr. England dagegen, obwohl dort mehr als in jedem anderen Lande geläutet wird, besitzt keinen solchen metallenen Riesen, und der berühmte sogenannte „große Thomas“ zu Oxford, eine der größten Glocken des Landes, wiegt nur 150 Ztr. Die Glocke, welche im Jahre 1876 Papst Pius IX. auf die Kuppel des Vatikans bringen ließ, wiegt 280 Ztr., und die, welche sich auf dem Turme zu Santiago de Campostella befindet, 300 Zentner, genau ebenso viel wie die große Glocke im Dome zu Mailand. Auch die Schweiz besitzt einige solcher Kolosse; im Münster zu Bern hängt eine Glocke von 240 Zentner Gewicht, und die auf dem Münster zu Schaffhausen dürfte jene an Schwere noch übertreffen. Die größten Glocken der Welt aber besitzt Rußland; die Kaisererglocke zu Moskau, welche freilich aller Wahrscheinlichkeit nach niemals benützt worden ist, hat das kolossale Gewicht von 5400 Zentnern. Sie ist nicht aufgehängt, sondern ruht auf einer Granitplatte im Kreml. Ueberhaupt ist wohl die alte russische Zarenstadt die glockenreichste der Erde; vor dem Brande von 1812 zählte man dort nicht weniger als 1706 Glocken. Wie die Türme, so sind auch die Geläute wieder hergestellt und ergänzt worden, und noch im Jahre 1819 wurde eine Glocke von 1000 Ztr. Gewicht, im Volksmunde schlechtweg „Bolschoi“ der Große genannt, aufgezogen. Selbst China besitzt sehr alte und schwere Glocken; sie haben aber eine von den unserigen abweichende Form, indem sie sich gegen den Schallring nicht erweitern und oben eine Oeffnung haben, wodurch sich der Schall verstärken soll. Die größte Glocke Chinas befindet sich zu Peking; Kaiser Yong-lo ließ sie im Jahre 1403 aus Eisen herstellen und wie alle chinesischen Glocken mit hölzernem Klöppel versehen. Sie hat das bedeutende Gewicht von 1250 Zentnern.

Ein seltener Maßkrug.

In München starb vor einigen Jahren der Bierbrauer Trappentreu, „zum Sternecker“, ein Mann, der sein großes Vermögen auf die freigebigste Weise für Arme, Kirchen und Klöster verwandte, so daß er ein wahrer Vater der Armen war. Als derselbe eines Tages ein sechsjähriges Mädchen, sehr dürftig gekleidet, weinend in eine Ecke des Sartores gefauert, fand, fragte er mitleidig die Kleine, warum sie gar so untröstlich sei; selbe teilte ihm mit, daß man ihre Mutter vor ein paar Tagen beerdigte und der Vater nun selbst krank und sehr dürftig sei; zu betteln traue sie sich nicht, sie sei aber so hungrig.

Der wackere Mann zog die Börse und wickelte der Kleinen eine Münze ins Papier, mit der Weisung, wenn der Vater wieder gut sei, solle sie mit ihm zum Sterneckerbräu kommen. Die Kleine willigte ein und fügte noch bei, daß ihr Vater der „Holzfranzl“ sei.

Nach ein paar Wochen nun traf der geladene Besuch im Zechzimmer ein, und unser Trappentreu, welcher das Mädchen sofort wiedererkannte, rief dem Vater zu:

„Holzfranzl, heut' schenk ich dir ein!“ Gefagt, getan; in kurzer Zeit standen schon zwei Maßkrüge auf dem Tisch, und der Brauherr ermunterte den Gast, ihm Bescheid zu tun. Wer aber beschreibt das Erstaunen des Holzfranzl? Der Krug war überstark, und statt des edlen Gebräus blühten ihm lauter Kronentaler entgegen! Der Ueberglückliche kaufte sich im Bayerischen Walde an und betrieb ein einträgliches Holzgeschäft.



Ein firmer Polizeihund.

Bekannter: Nun, Herr Wachtmeister, ist Ihr Nero schon bald firm abgerichtet?

Gendarmeriewachtmeister: Ach, das Hundsvieh — nur zu gut. Hab' ich da gestern einen Dinstgang in einen anliegenden Vorort zu machen und kauft mir um dreißig Pfennig Schinken bei einem bekannten guten Schweinemesser. Wie ich nach Hause komme, packe ich aus und esse den Schinken, die Schwarten bekommt der Nero. Kaum hat er ein Stückchen, faucht er zur Türe hinaus, und in einer halben Stunde bringt er den Schinken im Maul, von dem ich um dreißig Pfennig gekauft hatte.

Der Roman eines Kindes.

Wie ein Roman klingt die Geschichte der seltsamen Schicksale, die die kleine Tochter eines russischen Offiziers während des Krieges im Osten von der Seite der Eltern riß, die sie nun, nach Jahren, dank eines glücklichen Zufalls wiederfanden.

Während des Krieges war der Offizier zeitweilig in Laio-Yang stationiert, und hier besuchte ihn seine Frau mit dem kleinen Töchterchen. Sie gerieten in den Strudel unerwarteter Ereignisse, es kam der Rückzug der russischen Armee, und unmittelbar darnach überfielen raubende Tungusen das Haus, in das Mutter und Kind sich geflüchtet hatten. In der Panik wurde das Kind von den Angehörigen getrennt und fiel den Räubern in die Hände. Ein Zufall fügte es, daß dieselbe Tungusen-

bande kurz darauf von einem Detachement russischer Truppen aufgerieben wurde, und unter den Gefangenen fand man auch das kleine russische Mädchen.

Man nahm sich des hilflosen Wesens an. Besonders einer der Soldaten, ein gutmütiger Geselle, namens Grigko, beschäftigte sich mit der Kleinen, beschützte sie mit fast mütterlicher Liebe und als er kurz darauf verwundet wurde, nahm er seinen kleinen Pflögling mit heim nach Moskau. Nachdem der Verwundete genesen war, bemühte er sich, seinen Broterwerb zu finden. Umsonst, nirgends bot sich ihm eine Anstellung und bald geriet er in bitterster Not. Trotzdem kam ihm nie der Gedanke, sich von seinem kleinen Pflögling zu trennen, und was er durch Betteln und kleine Gelegenheitsdienste erwarb, teilte er ehrlich mit seinem Schützling. Aber die Entbehrungen, der Mangel an Nahrung, die Kälte warfen den ehemaligen Soldaten bald nieder, und vor kurzem erlöste ihn der Tod von seinen Qualen. Hilflos blieb das kleine Geschöpf zurück.

Die Eltern der Kleinen hatten inzwischen überall nach ihrem verlorenen Kinde forschen lassen; aber nirgends fand sich eine Spur, und sie mußten zu der Ueberzeugung gelangen, daß das Kind ein Opfer des Lungenüberfalles geworden und gemordet worden sei. Vor einigen Tagen ereignete sich nun vor dem Café Philpoff eine rührende Szene. Vor der Tür hält eine elegante Equipage, ein Offizier springt heraus und ist einer vornehmen Dame beim Aussteigen behilflich. Ein kleines Bettelkind drängt sich ihnen entgegen und streckt flehend die kleine Hand hin. Die Dame öffnet ihr Portemonnaie, um dem armseligen Geschöpf ein Almosen zu reichen. Dabei erweckte ein unbestimmtes Etwas an dem Kinde ihre Aufmerksamkeit. Sie beugt sich nieder, schaut der Kleinen nahe ins Gesicht, nur einen Augenblick — dann aber hört man einen lauten Freudenschrei und die Mutter schloß ihr Kind in die Arme! —

Briefkasten.

Meinen innigsten Dank erstatte ich hiermit jenem „Dienstmädchen in Korschach“ in der Schweiz für den schönen Ketch, welcher nicht weniger als 250 Fr. gekostet hat. Wirklich eine edle Gabe, aus edlem Herzen geschenkt. Diese opferwillige Person kann versichert sein, daß ich beim hl. Opfer, wenn ich mich dieses Ketches bediene, es nicht veräumen werde, ein andächtiges Memento für sie zu machen. Gewiß wird ihrer eine herrliche Krone im Himmel harren für dieses ihr großes Opfer, welches sie so edelmütig gebracht hat.

P. Manjuet Boll.

Neuburg: Betrag zur Glocke ddb. erhalten.

G. B. in L.: Betrag für 1 Heidenkind „Josef“ ddb. erhalten.

Rimpar: 3 Mk. für Triaschill ddb. erhalten.

M. J. M. Ottobereun: Beitrag für 1 S. „Thaddäus“ erhalten.

Geldsb. aus Gushw. erhalten.

M. Pf. B.: Betrag dankend erhalten.

J. L. M.: 400 Fr. für Triaschill ddb. erhalten.

Angenommen aus B.: 100 Fr. für das große Liebeswerk.

Dankfagungen, Gebetsempfehlungen und Antoniusbrot

in verschiedenen Intentionen gingen ein aus:

Köln (mehrfach), Düsseldorf, Borchorn (Luxemburg), Krefeld, Linz a. D., Waderstadt, Heimersheim, Triaschill, Abstell, Gall, Bräun, Bollamarkt, Füllstücken, Bernwang, Großarl, Linz, Feldbach, Tragwein, Eggau bei Leibnitz, Jakobenz, Wittenbach, St. Gallen, Oberarth, Schwyz, Steinen, Morbach, Juxwil, Churwalden, Perz nach, Diepoldsau, Feusisberg, Neuentirch, Wil, Zürich, Willisau, Wildhaus, Wohlen, Gansingen, St. Fiden, Appenzell, Rheinau, Steiner, Ruff, Darmstadt, Münster, Dalinghausen, Böfen, Garsdorf, Olpe, Dorlar, Kirchhundem, Sögel, Krenzan, Bussum, Bortrop, Vippstadt, Rheinbreitbach, Münster, Dären, Billingen, Rheydt, Düsseldorf-Rath, Egnathen, Warenndorf, Mülheim, Osterfeld,

Breitenbruch, Sudarbe, Dären, Köln-Sülz, Bonn, Lette, Rheinberg, Sand b. Berg, Glabbach, Bodenmais, Bommendorf, Rottenburg, Hochheim Paulsdorf, Cham, Lochweiler, Waldbrunn, Karlsruhe, Gerdsheim, P. b. W., Wangen, Albenbe, Naderente, Hermannshofen, Rimpar, Steinental, Nürnberg (mehrfach), Jßing, Wittelsheim, Bühl, Hüpfeld, Schönenbach, Zell, Wallersdorf, Würzburg, Rannungen, W., Lohr a. M., München, Epp-rishofen, Steig, München, Borttal, Mondfeld, Trudering, Sindeldorf, Oberurzel, Fort Smith (Ark.), Cleveland (Ohio), Brooklyn (N.-Y.), Weisengott, Freiburg i. B., Würzburg, Niedermannsdorf, Sternberg.

Memento!

Von unseren Wohltätern und Mitgliedern unseres Wohltäter-Messbundes sind gestorben und werden dem frommen Gbete unserer Leser empfohlen:

Johann Gerl, Sabach. Georg Bauer und Maria Pauli, Königsdorf. Peter Paul Barth und Katharina Wagner, Bennweiler. Meinrad Kupfer und Kreszenz Wiedemann, Gänzburg. Theresia Kasi, Kleinföb. Christian Imbirl, Döfingen. Theres Schmaus, Pähl. Magdalena Frueht und Georg Heinrich, Würzburg. Anton Käfer, Kirchenhausen. Schw. M. Billana, Heidenfeld. Maria Karl, Leitersdorf. Josef Anetsberger, Greilsberg. Josef Bauer, München. Johanna Werli, Mienischweiler. Maria Klug, Wagnersfrau, und Kath. Klug, Modlos. Anna Brunner, Desdorf. Joh. Gg. Kraus, Wimmelbach. Josef Sarcmba, Breslau. Geisl. Rat Josef Bietich, Neisse. Marianna Paul und Franziska Häfner, Unterbalbach. Amalia de Stalis, Augsburg. Magdalena Welz, Gabsheim. Magdalena Zimmermann, Rhina. Anton Schardt, Predfing. Agnes Martin und Peter Kuhn, Distelhausen. Albertine Hoffmann, Breslau. Brem, Klosteran a. Inn. Robeis, Steinau a. Inn. Anna Brunner, Desdorf. Joh. Georg Kraus, Wimmelbach. Biebler, Salzst. Schw. Rigoberta Demald, Waldfassen. Andreas Hecht, Großeniees. Ottilia Schneider, Mitterteich. Eduard Henzi, Gänzburg. Pfarrer Casutt, Tuggen. Frau Wismer, Wängi. Maria Schmid, St. Friden. Anna Manjer, Gallen. Josef Linke, Weimedel. Friedrich Griesl, Graz. Juliana Hutter, Weiz. Juliana Solderer, St. Lorenzen b. Scheifling. Anna Wuth und Aloisia Moil, Eggersdorf. Josef Klebs, Schludenau. Maria Riener, Mistersheim. Theresia Weisersdorfer, Oberdorf. Jakob Schlagbauer, St. Kathrein a. S. Ant. Baora, Prag. Johann Ruff, Groß-St. Florian. Flora Traumer, Salzburg. Maria Pfister, Feldbach. Anna Maria Wachenhalt, Linz. Franz Rabner und Elisabeth Grüber, Borchdorf. Maria Rinner, Mistersheim. Mathias Döfler, Beer, Tirol. Anton Marz, Dechant, Bad Aussee. Herr Fr. Chregger, Stainz. Katharina Stadler, Mooskirch. Frau Brägger, Kalsdorf. Johanna Ahas, Stainz. Elisabeth Riepl, Linz. Karoline Langer, Rottwil. Klara Brucka, Bistrau. Anna Schweighofer, Wels. Frau Voibl, Ebnsee. Magdalena Sulzberger, Theresia Pehab, Juliana Steiner, Johann Maier, Johanna Schwab, Maria Dorer, Theresia Damm, Juliana Bizer, Maria Josch, Elisabeth Schu, sämtl. Hans Steiermark. Amalia Baronin Kuchlan, Agram. Kaspar Kneißl, Johansdorf. Josef Ferd. Bender, Dechant, Troppan. Anna Grad, Hirschbach. Anton Strohriegel, St. Andrä Saupel. Josef Duber, Kleinfäthen. Juliana Briller, Graz. Jakob Dornauer, Gippach. Anna Wolf, Greifendorf. Anna Brugger, Bozen. Maria Wellbauer, Freiburg. Osterwalder, Parrsch, Rapperswil. Ant. Müller, Niedholz. Jos. Mayer-Kaiser, Freiburg. Andreas Sorg, Miti. Frau Thuring, Dten. Agatha Hager, Järich. Kunigunda Etuehler, Rochester, N.-Y. Gerhard S. Wellig, Kunigunda und Johann Mich. Elig, Cincinnati, Ohio. Hermann Hentchel, Detroit, Mich. Jno Saffer, Verona, Mo. Andrew Reinrobr, Central-City, So. Dak. Anton S. Bauich, Casville, Wis. Bernard und Heinrich Budde, Jersey-City, N.-Y. Johann Grunlich, Bellingham, Wash. Theodor Rau, Sindeldorf. Marg. Holzmann und Anna Bäs, Neufang. Maria Hildebrand, Mörsdorf. Stadtpfr. Jos. Scherer, Billingen. Anton Schelle, Pfarrer, Goppertsweiler. Lona Hümmer, Staffelsheim. Herr Amrhein, Engelberg. Karolina Wettstein, Fiestsbach. Nikolaus Kus, Wil. Maria Barb. Duelli, Goldenberg. Franz Dom. v. Euv, Schwyz. Josef Köster, Köln. Heinrich Belzer, Grevenbroich. Jakob Bach, Ahmannshausen. Margaretha Marx und Katharina Heuter, Obermennig. Mathäus Bräuer, Greifendorf. Maria Weingartner, Rematen a. Krems. Viktoria Reinprecht, Klagenfurt. Johann Bastollueg, Eibiswald. Anton Ramich, Althreuberg. Maria Jauner, Graz. Herr Scholz, Salzburg. Eleonora Poschl, Linz. Leopold Koppe, Prag. Anna Mathä, Linz. Franz Kaver Schuh, Wien. Hubert Mathie, Imgenbroich. Martha Krügger, Stahle. Wwe. Vogt, Sakven. Gerhard Josef Zimmermann, Dären. Frau Peter Klein, Bonn. Amalie Berg, Beisel. Theodor Licher, Emmerich. Magdalena Augenmeer, Bortrop.

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei vorausgehender Uebereinkunft jedoch gerne gestattet.

Verantwortlicher Redakteur Georg Kropp in Würzburg. — Druck und Verlag der Fränkischen Gesellschaftsdruckerei G. m. b. H., Würzburg.